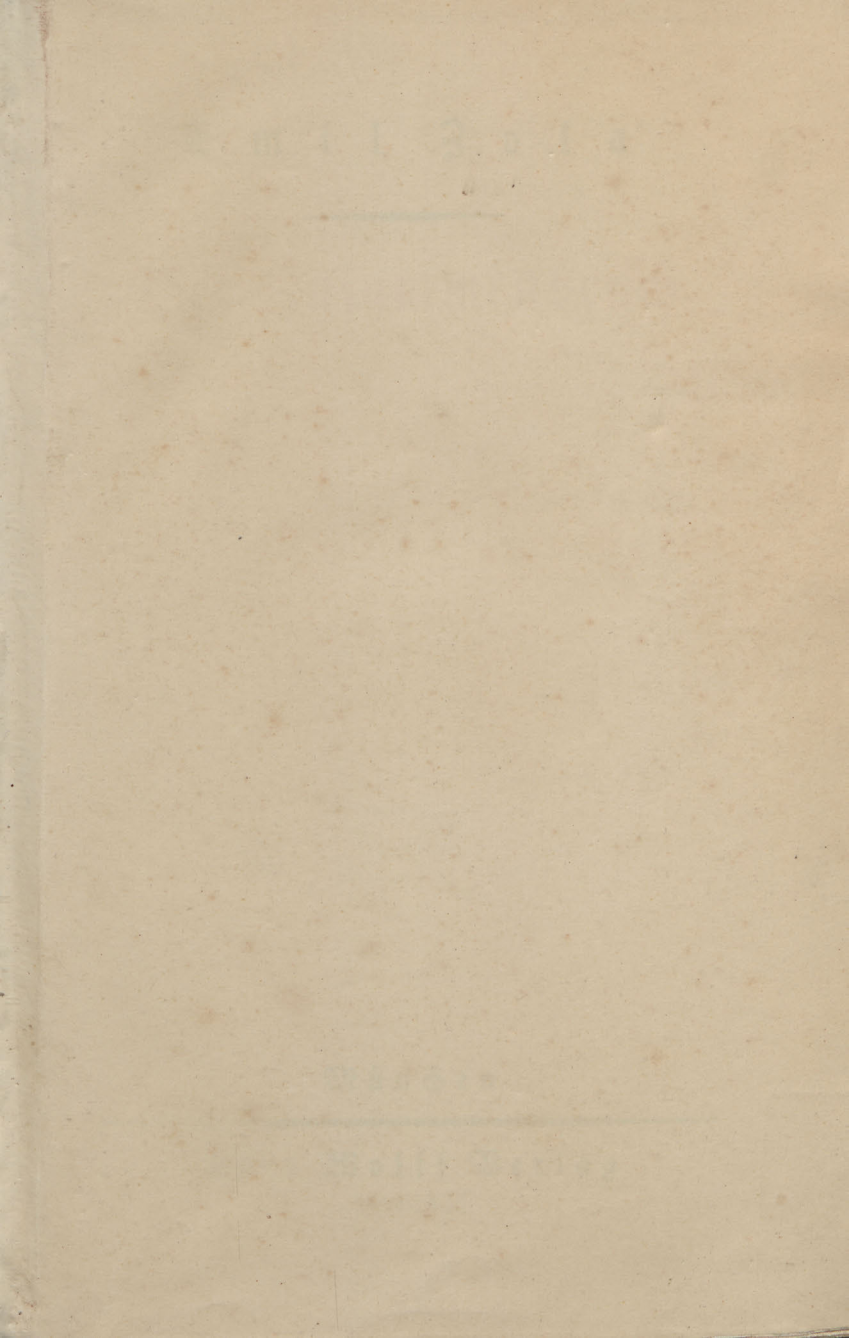
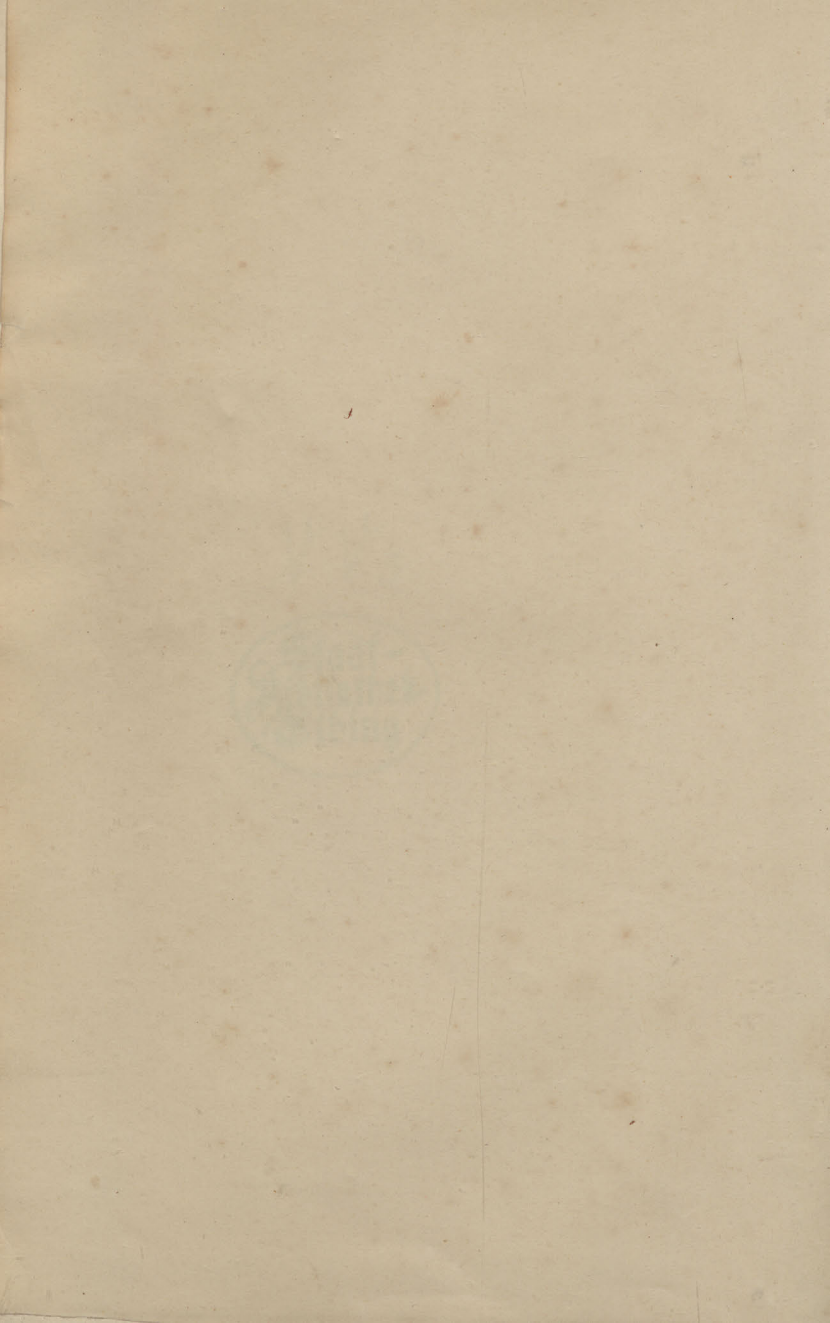
EMIL ZOLA





# Emil Zola

# Der Zusammenbruch

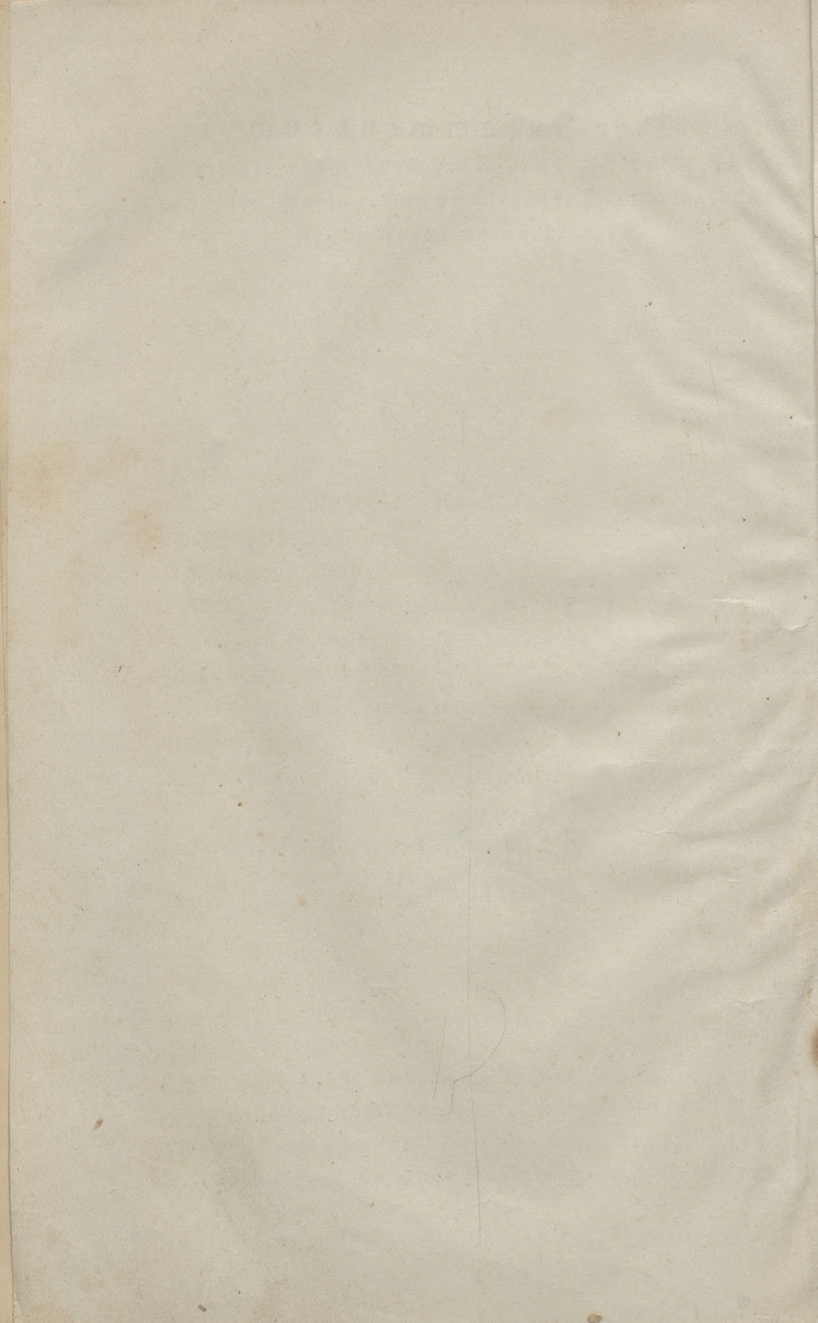
München
Kurt Wolff Verlag

Diese alleinberechtigte deutsche Gesamtausgabe wurde autorisiert durch Frau Emil Zola und Herrn Eugen Fasquelle, Paris / Der vorliegende Roman wurde von Franz Franzius übertragen



1.–3. Tausend / Winter 1923
Einbandzeichnung von Emil Preetorius
Druck der Roßberg'schen Buchdruckerei, Leipzig

# Der Zusammenbruch



# Erster Teil

## I

Zwei Kilometer von Mülhausen nach dem Rhein hinüber war das Lager inmitten der fruchtbaren Ebene aufgeschlagen. Unter dem schwindenden Tageslicht dieses Augustabends, unter dem trüben, von schweren Wolken durchfegten Himmel lagen die Zeltreihen und funkelten die zusammengestellten Gewehre, genau nach der ersten Zeltreihe ausgerichtet, während die Posten sie mit geladenem Gewehr bewachten, unbeweglich den Blick in den violetten, von dem großen Flusse aufsteigenden Nebeln des fernen Horizontes verloren.

Gegen fünf waren sie von Belfort gekommen. Jetzt war es acht, und die Mannschaften hatten versucht, abzukochen. Aber das Holz mußte wohl auf Abwege geraten sein, denn es konnte keins verteilt werden. Unmöglich daher, ein Feuer anzuzünden und Suppe zu kochen. Sie hatten sich damit zufriedengeben müssen, ihren Zwieback trocken herunterzukauen und ihn mit großen Schlucken Branntwein anzufeuchten, was ihnen die von Müdigkeit so schon schlaffen Beine endgültig zermürbte. Zwei Soldaten vor den Gewehrpyramiden bei der Kantine jedoch hatten es sich in den Kopf ge-

setzt, einen Haufen grünes Holz anzustecken, junge Baumstämme, die sie mit ihren Haubajonetten zerschlagen hatten und die ganz und gar nicht brennen wollten. Ein dicker schwarzer Rauch erhob sich langsam, unendlich schwermütig in die Luft.

Nur zwölftausend Mann lagen hier, alles was General Felix Douay vom siebenten Armeekorps bei sich hatte. Die erste Division war auf Anfordern am Tage vorher nach Fröschweiler abgegangen; die dritte befand sich noch in Lyon, und er hatte sich entschlossen, sich von Belfort aus mit der zweiten Division, der Reserveartillerie und einer unvollzähligen Kavalleriedivision vorzuschieben. Bei Lörrach waren Wachtfeuer bemerkt. Ein Telegramm des Unterpräfekten von Schlettstadt meldete, die Preußen hätten bei Markolsheim den Rhein überschritten. Der General, der sich auf dem äußersten rechten Flügel der übrigen Korps infolge des Fehlens jeder Verbindung mit ihnen zu sehr in der Luft hängen fühlte, beeilte seine Bewegung gegen die Grenze um so mehr, als am Abend vorher die Nachricht von dem unglücklichen Überfall bei Weißenburg gekommen war. Von Stunde zu Stunde konnte er befürchten, dem ersten Korps zu Hilfe gerufen zu werden, wenn er nicht selbst den Feind zurückzustoßen hätte. Irgendwo in der Nähe von Fröschweiler mußte es heute an diesem unruhigen, stürmischen Sonnabend, den 6. August, zum Gefecht gekommen sein: das lag so in diesem angstvollen, niederdrückenden Himmel, aus dem sich plötzliche Schauer, heftige, mit Angst geschwängerte Windstöße erhoben. Und seit zwei Tagen bereits glaubte die Division, es ginge ins Gefecht, dachten die Leute, die Preußen am Ende dieses Gewaltmarsches von Belfort nach Mülhausen vor sich zu finden.

Der Abend sank, der Zapfenstreich begann an einer entfernten Ecke des Lagers mit Trommelwirbel und noch schwachen, von der Luft herübergetragenen Horntönen. Und Jean Macquart, der dabei war, sein Zelt etwas besser zu sichern, indem er die Haltepflöcke tiefer einschlug, richtete sich auf. Beim ersten Kriegslärm hatte er Rognes verlassen, das Herz noch blutend von dem Trauerspiel, durch das er gerade seine Frau Franziska und die von ihr zugebrachten Ländereien verloren hatte; mit neununddreißig Jahren hatte er sich wieder gestellt, hatte seine Korporalstreifen wiederbekommen und war sofort dem 106. Linienregiment zugeteilt worden, dessen Verbände aufgefüllt wurden; manchmal wunderte er sich noch, wieder im bunten Rock zu stecken; denn nach Solferino war er so froh gewesen, den Dienst aufzugeben, nicht länger den Säbel schleppen zu brauchen, kein Menschenschlächter mehr zu sein! Aber was sollte er machen? wenn man kein Geschäft mehr hat, weder Weib noch irgendwelche Habe unter der Sonne, und das Herz einem vor Kummer und Zorn in die Kehle fährt? Dann konnte er auch ebenso wieder auf den Feind loshauen, wenn der ihm zu dumm kam. Und er dachte an seinen Kriegsruf: ah! gut Blut! Wenn er auch keinen Mut mehr hatte, sie zu bebauen, dann wollte er sie doch mit verteidigen, die alte französische Erde.

Jean stand und warf noch einen Blick über das Lager, in dem nun eine letzte Bewegung entstand. Einzelne Leute rannten umher. Andere, die schon geschlafen hatten, streckten sich in einer Art gereizter Schlaffheit. Er erwartete den Appell geduldig mit der Gemütsruhe, dem schönen, verständigen, seelischen Gleichgewicht, das ihn zu einem so vorzüglichen Soldaten machte. Die Kameraden sagten, mit etwas Nachhilfe hätte er es weit bringen können. Aber wenn er

auch ganz gut lesen und schreiben konnte, sein Ehrgeiz ging nicht bis zum Sergeanten. Bauer bleibt Bauer.

Aber der Anblick des Feuers aus grünem Holz, das immer noch qualmte, regte ihn an, und er rief Lapoulle und Loubet, die beiden Leute, die sich damit abquälten und beide zu seiner Korporalschaft gehörten:

„Laßt das doch! Ihr vergiftet uns ja nur!"

Loubet, ein magerer, lebhafter Spaßvogel, grinste.

„Das geht schon an, Korporal, sicher ... Blas doch, du!"

Und er schubste Lapoulle, einen Riesen, der sich mit Backen wie ein paar Blasbälge abquälte, einen wahren Sturm zu entfesseln, das Gesicht hochrot, die Augen blutunterlaufen und voll Tränen.

Zwei andere Leute der Korporalschaft, Chouteau und Pache, der eine auf dem Rücken ausgestreckt, ein Nichtstuer, der es sich bequem zu machen liebte, der andere auf den Hacken kauernd, eifrig mit dem sorgfältigen Stopfen eines Risses in seiner Hose beschäftigt, platzten vor Freude über die scheußliche Fratze des Untiers Lapoulle los.

„Dreh' dich doch um, puste mal von der andern Seite, dann geht's besser!" schrie Chouteau.

Jean ließ sie lachen. Vielleicht fänden sie später nicht mehr so oft Gelegenheit dazu; und er, der große ernste Kerl mit dem vollen, regelmäßigen Gesicht, neigte schließlich doch auch nicht zu Trübseligkeit und drückte bei den Späßen seiner Leute gern ein Auge zu. Aber dann fesselte ihn eine andere Gruppe, noch ein Mann seiner Korporalschaft, Maurice Levasseur, der sich schon fast eine Stunde lang mit einem Zivilisten unterhielt, einem rosigen Herrn von etwa sechsunddreißig Jahren, mit einem Gesicht wie ein guter Hund, etwas vorstehenden, großen blauen Augen, so kurzsichtig, daß sie ihn dienstuntaug-

lich gemacht hatten. Ein Reservartillerist, ein verwegener, zuversichtlich aussehender Wachtmeister mit braunem Schnurr- und Kinnbart, hatte sich zu ihnen gefunden; und so, ganz unter sich, überhörten sie alle drei, was vorging.

Jean hielt sich für verpflichtet, sie zu unterbrechen, um ihnen einen etwaigen Verweis zu ersparen.

„Sie gehen jetzt besser, Herr; hören Sie, der Zapfenstreich, und wenn der Leutnant Sie sieht..."

Maurice ließ ihn nicht ausreden.

„Bleib' nur, Weiß."

Und zu dem Korporal ganz trocken: „Der Herr ist mein Schwager. Er hat Erlaubnis vom Oberst, mit dem er bekannt ist."

Was ging das diesen Bauern an, dessen Hände noch nach Mist rochen? Er selbst war im vorigen Herbst Rechtsanwalt geworden, hatte sich freiwillig gestellt und war durch die Gunst des Obersten den 106ern zugeteilt worden, ohne erst gemustert zu werden, trug aber den Tornister ganz gern; aber vom ersten Augenblick an kehrte er sich voller Widerwillen, in einer dumpfen Empörung gegen diesen ungebildeten Flegel, der sein Vorgesetzter war.

„Gut," erwiderte Jean in seinem ruhigen Tonfall, „lassen Sie sich fassen; ich quäle mich nicht drum."

Damit drehte er sich um, sah aber, daß Maurice nicht log; denn im selben Augenblick ging der Oberst, Herr von Vineuil, vorbei, stolz und vornehm mit seinem langen, gelben, von einem dicken weißen Schnurrbart in zwei Hälften geteilten Gesicht; er hatte Weiß und den Soldaten mit einem Lächeln gegrüßt. Der Oberst ging lebhaft auf einen Hof zu, den man in zwei- oder dreihundert Schritt Entfernung zwischen Pflaumenbäumen liegen sah; dort war der Stab für die Nacht

untergebracht. Man wußte nicht, ob der Kommandant des siebenten Korps bei der schrecklichen Trauer, mit der ihn der Tod seines bei Weißenburg gefallenen Bruders erfüllte, auch dort sei. Aber der Brigadegeneral Bourgain-Desfeuilles, der die 106er unter sich hatte, war sicher da, ein Großmaul wie immer, der seinen dicken Körper auf ein paar kurzen Beinen vorwärtsrollte und den bei seinen blühenden Lebemannsfarben sein bißchen Gehirn nicht drückte. Um den Hof herum entstand eine zunehmende Bewegung, Meldereiter kamen und gingen jede Minute, alles war in fieberhafter Erwartung von Meldungen aus der großen Schlacht, von der jeder seit dem Morgen fühlte, daß sie verhängnisvoll verlief, irgendwo dicht bei ihnen. Wo wurde sie wohl geliefert, und wie mochte sie augenblicklich stehen? Mit sinkender Nacht schien es, als ob sich über den Obstgarten, über die um die Ställe verstreuten Heuschober die Angst heranrollte und sich wie ein schattenhafter See ausbreitete. Dazu hieß es noch, man hätte eben einen ums Lager schleichenden preußischen Spion gefangen und ihn zum Verhör durch den General in den Hof geschleppt. Vielleicht hatte der Oberst von Veneuil Telegramme bekommen, daß er so lief.

Währenddessen hatte Maurice seine Plauderei mit seinem Schwager Weiß und seinem Vetter Honoré Fouchard, dem Wachtmeister, wieder aufgenommen. Im trübseligen Frieden der Dämmerung lief der Zapfenstreich, weither kommend, allmählich anwachsend, mit Hörnerklang und Trommelwirbel an ihnen vorüber; aber sie hörten ihn scheinbar gar nicht. Als Enkel eines Helden der großen Armee war der junge Mann zu Chêne-Populeux einem Vater geboren, der sich vom Ruhme abgekehrt und sich auf das magere Amt eines Lehrers geworfen hatte. Seine Mutter, eine Bäuerin, war tot

und hatte ihn und seine Zwillingsschwester Henriette, die ihn schon von ganz klein an erzog, in der Welt zurückgelassen. Und wenn er jetzt als Freiwilliger hier stand, so war das die Folge großer Fehltritte; in wahrhaft schlaffer und nervöser Gedankenlosigkeit hatte er sein Geld im Spiel, mit Weibern und für all die andern Dummheiten des gefräßigen Paris weggeworfen, als er zum Abschluß seines Rechtsstudiums dorthin gegangen war, — das Geld, für das seine Familie sich geschunden hatte, um aus ihm einen Herrn zu machen. Der Vater war darüber hinweggestorben; der Schwester, die sich von allem entblößt hatte, war das Glück zuteil geworden einen Mann zu bekommen, den guten Kerl da, den Weiß, der lange Zeit Buchhalter in der Raffinerie Générale von Chêne-Populeux, jetzt aber Werkführer bei Herrn Delaherche war, einem der ersten Tuchweber in Sedan. Und Maurice hielt sich für wirklich gebessert, in der Nervosität, mit der er ebensosehr zu Hoffen auf Glück wie zu Entmutigung im Unglück neigte, freigebig, begeisterungsfähig, aber ohne jede Stetigkeit, jedem vorüberwehenden Windhauch unterworfen. Blond, klein, mit stark entwickelter Stirnbildung, zierlicher Nase und Kinn, einem feinen Gesicht, hatte er graue, zärtliche Augen, die manchmal etwas närrisch dreinblickten

Weiß war am Tage vor Ausbruch der Feindseligkeiten nach Mülhausen gelaufen, weil er dringend wünschte, dort eine Familienangelegenheit zu ordnen; und wenn er sich des guten Willens des Obersten von Vineuil bediente, um seinem Schwager die Hand drücken zu können, so kam das, weil dieser zufällig ein Onkel der jungen Frau Delaherche war, einer niedlichen Witwe, die der Tuchmacher im Jahre vorher geheiratet hatte und die Maurice und Henriette schon als kleines Mädchen gekannt, weil sie zufällig Nachbarn waren. Übri-

gens hatte Maurice außer dem Obersten auch in seinem Kompagnieführer Hauptmann Beaudouin einen Bekannten Gilbertes, der jungen Frau Delaherche, wiedergetroffen, einen Freund, der, wie es hieß, ihr besonders nahestand, als sie in Mézières noch als Frau Maginot, die Frau des Forstinspektors Maginot, lebte.

„Gib Henriette einen Kuß von mir,“ sagte der junge Mann, der seine Schwester leidenschaftlich liebte, abermals zu Weiß. „Sag' ihr, sie soll zufrieden sein, ich will sie endlich stolz auf mich machen.“

Seine Augen füllten sich bei dem Gedanken an seine Torheiten mit Tränen. Sein Schwager, ebenso gerührt wie er, schnitt ihm das Wort ab, indem er sich an Honoré Fouchard, den Artilleristen, wandte.

„Und wenn ich bei Remilly vorbeikomme, will ich zu Ohm Fouchard herauflaufen und ihm sagen, daß ich Sie gesehen habe und daß es Ihnen gut geht.“

Der Ohm Fouchard, ein Bauer, der etwas Land besaß und das Gewerbe eines Wanderschlächters betrieb, war ein Bruder von Henriettens und Maurices Mutter. Er wohnte oberhalb Remillys auf einem Hügel, sechs Meilen von Sedan.

„Gut!“ antwortete Honoré ruhig, „Vater macht sich nichts draus, aber gehen Sie nur hin, wenn es Ihnen Spaß macht.“

In diesem Augenblick entstand in der Richtung nach dem Hofe hin eine Bewegung und sie sahen den Herumstreicher frei, nur von einem Offizier geführt, herauskommen, den Mann, der beschuldigt war, ein Spion zu sein. Zweifellos hatte er Papiere vorgezeigt und eine Geschichte erzählt, denn er wurde einfach aus dem Lager geworfen. So von weitem war er in der wachsenden Dunkelheit schlecht zu erkennen, riesig, vierschrötig, mit rötlichem Schädel.

Da schrie Maurice auf: „Honoré, sieh mal! Ich möchte fast sagen, der Preuße, der Goliath!"

Dieser Name ließ den Artilleristen auffahren. Er strengte seine glühenden Augen an. Goliath Steinberg, der Knecht, der Mann, der ihn mit seinem Vater auseinandergebracht und ihm Silvine genommen hatte — die ganze gemeine Geschichte, all der scheußliche Schmutz, unter dem er noch litt. Er hätte hinlaufen und ihn erwürgen mögen. Aber der Mensch schritt schon auf der andern Seite der Gewehrpyramiden hin und verschwand in der Nacht.

„Oh! Goliath!" murmelte er, „nicht möglich! Also da drüben bei den andern ist er ... Wenn ich den mal treffe!"

Er machte eine drohende Bewegung gegen den von Finsternis umhüllten Horizont, den weiten, blaßvioletten Osten, der für ihn Preußen darstellte. Es wurde still; sie hörten abermals den Zapfenstreich, der sich ganz in der Ferne am andern Ende des Lagers in hinsterbender Zartheit inmitten der undeutlich werdenden Umgebung verlor.

„Donnerwetter!" rief Honoré, „ich komme schön in die Klemme, wenn ich den Appell verpasse ... Gute Nacht zusammen!"

Und nachdem er Weiß noch ein letztes Mal die Hand gedrückt hatte, sauste er in großen Sätzen auf den Hügel zu, auf dem der Park der Reserveartillerie lag, ohne noch einmal ein Wort über seinen Vater zu sagen, ohne eine Botschaft an Silvine, deren Name ihm auf den Lippen brannte.

Wieder gingen Minuten hin, und links, nach der zweiten Brigade hinüber, blies ein Horn zum Appell. Ein anderes antwortete näher. Allmählich bliesen sie alle zusammen mit vollen Kräften das klangreiche Signal, bis Gaude, der Hornist der Kompanie, sich auch dazu entschloß. Er war ein großer,

magerer, trauriger Bengel, ohne ein Spierchen von Bart, immer schweigsam, und blies seine Signale mit Sturmesatem.

Dann fing der Sergeant Sapin, ein kleiner, verkniffener Mensch mit großen, ausdruckslosen Augen, den Appell an. Seine dünne Stimme stieß die Namen heraus, während die Soldaten in allen Tonfarben vom Cello bis zur Flöte herauf antworteten. Aber es kam zu einer Pause.

„Lapoulle!" wiederholte der Sergeant sehr laut.

Niemand antwortete. Und Jean mußte sich erst nach dem Haufen von grünem Holz hinstürzen, den der Füsilier Lapoulle, von seinen Kameraden angestachelt, anzuzünden sich abmühte. Jetzt lag er platt auf dem Bauch auf der Erde und blies mit brennendem Gesicht den Holzrauch vor sich her, der immer schwärzer wurde.

„Zum Donnerwetter, laß das doch! Antworte beim Appell!" Lapoulle stand ganz verdutzt auf, schien zu begreifen und brüllte sein: Hier! wie ein Wilder, so daß Loubet darüber auf den Hintern fiel, so ulkig kam es ihm vor. Pache, der mit seiner Näherei fertig war, antwortete kaum hörbar mit einem Seufzer, als ob er betete. Chouteau warf das Wort verächtlich hin, ohne auch nur aufzustehen, und streckte sich wieder aus.

Währenddessen wartete der diensttuende Leutnant Rochas unbeweglich in ein paar Schritten Entfernung. Als nach Schluß des Appells der Sergeant Sapin ihm melden wollte, daß niemand fehle, zeigte er so mit dem Kinn auf Weiß, der immer noch mit Maurice redete, und brummte in den Bart: „Aber da ist jemand zu viel; was macht der Mann da, der Spießer?"

„Erlaubnis vom Herrn Oberst, Herr Leutnant", glaubte Jean, der es gehört hatte, erklären zu müssen.

Rochas zuckte wütend die Achseln und ging, ohne ein Wort zu sagen, wieder an den Zelten entlang, um auf das Löschen der Feuer zu warten; und Jean, dem die Beine vom Tagesmarsch wie zerbrochen waren, setzte sich dicht bei Maurice nieder, dessen Worte zunächst nur wie ein Summen zu ihm herübertönten, ohne daß er sie verstand, denn er selbst war in dunkle, auf dem Grunde seines dicken, langsam arbeitenden Gehirns kaum gestaltannehmende Träume versunken.

Maurice war für den Krieg, er hielt ihn für unvermeidlich, für den Bestand der Völker sogar notwendig. Das hatte sich ihm aufgedrängt, seitdem er sich mit dem Gedanken über Entwicklung abgab, mit der Entwicklungslehre, die damals die wissenschaftlich gebildete Jugend leidenschaftlich erregte. Ist denn nicht das Leben in jeder Sekunde ein Kampf? Ist denn nicht sogar der Naturzustand fortgesetzter Kampf, der Sieg des Anpassungsfähigsten, durch Betätigung unterhaltene und erneuerte Kraft, das Leben aus dem Tode immer wieder neugeboren? Und er erinnerte sich des mächtigen Aufschwungs, der ihn gepackt hatte, als ihm der Gedanke gekommen war, Soldat zu werden, zum Kampf an die Grenze zu eilen. Vielleicht wollte das Frankreich des Plebiszits gar nicht den Krieg, als es sich dem Kaiser in die Hände lieferte. Vor acht Tagen hatte er selbst ihn noch für schlecht und dumm erklärt. Man redete von der Bewerbung eines deutschen Prinzen um den spanischen Thron; in der allmählich entstehenden Verwirrung schien jedermann unrecht zu haben, so sehr, daß kein Mensch mehr wußte, von wessen Seite denn die Herausforderung kam, und daß allein das Unvermeidliche bestehen blieb, das verhängnisvolle Gesetz, das zu gegebener Stunde ein Volk auf das andere hetzt. Aber ein großer Schauder war über Paris gegangen; er sah wieder den glühenden

Abend, die Mengen, die die Boulevards mit sich führten, die fackelschwingenden Massen, die „Nach Berlin! Nach Berlin!" schrien. Vor dem Rathause sah er noch, wie ein schönes großes Weib, auf einem Kutschbock stehend, mit dem Profil einer Königin, in die Falten einer Fahne gehüllt, die Marseillaise sang. War das denn gelogen? Schlug da nicht das Herz von Paris? Und dann folgten wie immer bei ihm nach dieser nervösen Aufregung Stunden schrecklichen Zweifels und Widerwillens: die Ankunft in der Kaserne, der Adjutant, der ihn empfangen hatte, der Sergeant, der ihn einkleiden ließ, die verpestete und von Schmutz starrende Stube, die Kameradschaft mit den neuen, groben Genossen, der gedankenlose Dienst, der ihm die Glieder zerbrach und das Gehirn so schwer machte. In weniger als einer Woche aber hatte er sich daran gewöhnt und empfand weiter keinen Widerwillen mehr. Und wieder hatte ihn die Begeisterung gepackt, als das Regiment endlich nach Belfort abging.

Vom ersten Tage an war Maurice sicher gewesen, daß sie siegen würden. Der Plan des Kaisers war ihm klar: vierhunderttausend Mann an den Rhein werfen, den Fluß überschreiten, ehe die Preußen fertig wären, und Nord- und Süddeutschland durch einen kräftigen Stoß trennen, und durch einen in die Augen springenden Erfolg Österreich und Italien zwingen, gemeinsame Sache mit Frankreich zu machen. War nicht einen Augenblick das Gerücht umhergelaufen, das siebente Korps solle sich in Brest einschiffen, um in Dänemark zu landen und so eine Seitenbewegung auszuführen, die Preußen zwingen würde, eine seiner Armeen nicht von der Stelle zu rühren? Es sollte überrascht, von allen Seiten übermannt, in wenigen Wochen vernichtet werden. Ein einfacher militärischer Spaziergang von Straßburg nach Berlin.

Aber seit dem Aufenthalt in Belfort quälte ihn die Unruhe. Das siebente Korps, dem die Überwachung der Lücke im Schwarzwald oblag, war dort in einer unsagbaren Unordnung eingetroffen, unvollzählig, mit Mangel an allem. Die dritte Division erwartete man erst aus Italien; die zweite Kavalleriebrigade blieb aus Furcht vor einer Bewegung im Volke in Lyon; und drei Batterien hatten sich verkrümelt, man wußte nicht wohin. Dann ergab sich ein ganz ungewöhnlicher Notstand: die Magazine von Belfort, die alles liefern sollten, waren leer: weder Zelte noch Kochgeschirre, weder Flanellbinden noch Medizinkisten, weder Feldschmieden noch Spannfesseln waren vorhanden. Kein Krankenpfleger und kein Arbeiter war da. Im letzten Augenblick kam man dahinter, daß dreißigtausend für die Instandhaltung der Gewehre unbedingt notwendige Ersatzstücke fehlten; und es mußte ein Offizier nach Paris geschickt werden, der fünftausend mühsam zusammenraffte und zurückbrachte. Was ihn auf der andern Seite ängstigte, war die Untätigkeit. Seit zwei Wochen standen sie nun da; warum gingen sie nicht vor? Er fühlte sehr wohl, daß jeder Tag des Wartens eine Möglichkeit bedeute, den Sieg zu verlieren. Und vor dem Plane seines Traumes reckte sich die Wirklichkeit der Durchführung dessen empor, was er später erfahren sollte, was er jetzt nur angstvoll und dunkel ahnte: die sieben an der Grenze von Metz bis Bitsch und Bitsch bis Belfort entlang gestaffelten Armeekorps verzettelt; die Sollbestände überall unvollzählig, die vierhunderttausend Mann auf zweihundertdreißigtausend zurückgeschraubt; die Generäle voll Eifersucht gegeneinander, jeder einzelne fest entschlossen, sich den Marschallstab zu holen, ohne dem andern zu helfen; ein schrecklicher Mangel an Voraussicht; die Mobilmachung und der Auf-

marsch, um Zeit zu gewinnen, zu gleicher Zeit vollzogen und zu einem uuentwirrbaren Durcheinander führend; endlich die langsame, von oben herunterkommende Lähmung, der Kaiser krank, unfähig, einen raschen Entschluß zu fassen, was sich schließlich doch der ganzen Armee mitteilen mußte, sie zur Unordnung, zur Vernichtung führen, sie den schlimmsten Unfällen entgegentreiben mußte, ohne daß sie sich verteidigen konnte. Und trotzdem — über dieses dumpfe Unbehagen der Erwartung hinaus verblieb ihm in dem gefühlsmäßigen Schauder vor den Dingen, die da kommen sollten, doch die Gewißheit, daß sie siegen würden.

Plötzlich wurde am 3. August die Nachricht von dem am Tage vorher errungenen Siege bei Saarbrücken laut. Ein großer Sieg, soweit man wußte. Aber die Zeitungen schäumten von Begeisterung über: das bedeutete den Einfall in Deutschland, den ersten Schritt auf dem Wege zum Ruhm; und um den kaiserlichen Prinzen, der auf dem Schlachtfelde kaltblütig eine Kugel aufgelesen hatte, begann sich schon ein Sagenkreis zu spinnen. Als dann zwei Tage später die vernichtende Niederlage von Weißenburg bekannt wurde, entrang sich allgemein ein Wutschrei der Brust. Fünftausend Mann in einen Hinterhalt gefallen, und hatten sich noch zehn Stunden lang gegen fünfunddreißigtausend Mann gewehrt: diese feige Schlachterei schrie einfach nach Rache! Zweifellos waren die Führer schuld; sie hatten sich so wenig in acht genommen und nichts vorgesehen. Aber das alles ließ sich wieder gutmachen, und der Marschall Mac Mahon hatte die erste Division des siebenten Korps zu Hilfe gerufen, das erste Korps sollte vom fünften gestützt werden, und die Preußen würden in diesem Augenblick schon wieder über den Rhein sein, mit den Bajonetten unserer Infanterie im Rücken. Und der Ge-

danke, daß heute wütend gekämpft werde, das immer fieberhaftere Warten auf Nachrichten, all die weitverbreitete Spannung vergrößerte sich jede Minute unter dem weiten, blasser werdenden Himmel.

Das war's, was Maurice Weiß wiederholt gesagt hatte.

„Ah, sie hätten heute sicher eine schöne Tracht Hiebe gekriegt."

Ohne zu antworten, schüttelte Weiß sorgenvoll den Kopf. Auch er sah nach dem Rhein hinüber, dort nach Osten, wo es schon vollständig dunkel war, eine schwarze Mauer, noch düsterer durch die Geheimnisse, die sie barg. Seit den letzten Klängen des Appells war ein großes Schweigen über das Lager gesunken, selten noch durch Stimmen und Schritte einiger verspäteter Soldaten gestört. Da blitzte in dem Zimmer des Hofes, in dem der Stab in Erwartung der stündlich einlaufenden, immer noch unklaren Depeschen wachte, ein Licht auf, ein funkelnder Stern. Und das endlich verlassene Feuer aus grünem Holz stieß immer noch seinen dicken, traurigen Qualm aus, den ein leichter Wind über den Hof hin gen Himmel trieb, wo er die ersten Sterne trübte.

„Eine Tracht Hiebe!" wiederholte Weiß schließlich, „wollte Gott dich erhören!"

Jean, der immer noch ein paar Schritte abseits saß, spitzte die Ohren, während der Leutnant Rochas, der gerade auf diesen Wunsch hinzukam, in dem ein Ton des Zweifels mitschwang, wie angewurzelt stehen blieb, um zuzuhören.

„Was!" fing Maurice wieder an „du hast kein unbedingtes Zutrauen, du hältst eine Niederlage überhaupt für möglich?"

Sein Schwager brachte ihn mit einer zitternden Handbewegung zum Schweigen, und sein gutes Gesicht wurde mit einemmal ganz fassungslos und bleich.

„Eine Niederlage, Gott bewahre uns!... Du weißt, ich stamme hier aus der Gegend, mein Großvater und meine Großmutter wurden 1814 von den Kosaken ermordet; und wenn ich an einen Einfall denke, ballen sich meine Fäuste; trotz meines Zivilrockes werde ich schießen wie ein alter Soldat! Eine Niederlage, nein, nein! die will ich nicht für möglich halten!"

Er beruhigte sich, ließ aber doch als Zeichen seiner Niedergeschlagenheit die Schultern hängen.

„Allein, was willst du! Ich habe keine Ruhe mehr... Ich kenne mein Elsaß schon; habe es eben wieder in Geschäften durchlaufen; und wir haben was gesehen, was den Generälen in die Augen springen sollte, was sie aber nicht sehen wollen... Ach! wir haben uns ja nach dem Kriege mit Preußen gesehnt; lange haben wir geduldig gewartet, um die alte Geschichte ins reine zu bringen. Aber das verhindert doch nicht unsere Beziehungen zu Baden und Bayern; alle haben wir Verwandte dort drüben über dem Rhein. Wir dachten, sie träumten ebenso wie wir nur davon, den unerträglichen Hochmut der Preußen zu Boden zu schlagen... Und wir sind doch so ruhig und entschlossen; aber seit vierzehn Tagen packt uns nun schon die Unruhe und Ungeduld, wenn wir sehen, wie alles immer schiefer läuft. Seit der Kriegserklärung hat die feindliche Kavallerie ruhig die Dörfer in Schrecken setzen dürfen, das Gelände aufklären, die Telegraphendrähte abschneiden. Baden und Bayern erheben sich, in der Pfalz haben mächtige Truppenbewegungen stattgefunden; die Auskünfte, die überallher von den Märkten und Messen kommen, beweisen uns, daß die Grenze bedroht wird; und wenn die Einwohner, die Ortsvorsteher in ihrer Angst zu den Offizieren laufen, um ihnen zu erzählen, was vorgeht, zucken

die die Achseln: leere Einbildungen von Feiglingen, der Feind ist weit ... Was? während wir keine Stunde verlieren sollten, gehen Tage und abermals Tage hin! Was haben wir nun zu erwarten? Daß uns ganz Deutschland über den Hals kommt!"

Er sprach mit leiser, trostloser Stimme, als ob er diese Geschichten sich selbst wieder vorerzählte, nachdem er lange drüber nachgedacht hätte.

„Ach! Deutschland kenne ich ja auch; und das Schrecklichste ist, daß ihr alle es scheinbar so wenig kennt wie China ... Du erinnerst dich doch noch meines Vetters Günther, Maurice, des jungen Mannes, der im letzten Frühling nach Sedan kam, um mich zu begrüßen. Er ist mein Vetter mütterlicherseits; seine Mutter ist eine Schwester von meiner und hat sich nach Berlin verheiratet; da hinten sitzt er, voll Haß gegen Frankreich. Er steht jetzt als Hauptmann in der preußischen Garde ... Ich höre ihn noch, wie er mir an dem Abend, als ich ihn zur Bahn brachte, mit seiner schneidenden Stimme zurief: ‚Wenn Frankreich uns den Krieg erklärt, wird es geschlagen.'"

Da mit einemmal sprang der Leutnant Rochas, der bis dahin an sich gehalten hatte, wütend vorwärts. „Zum Donnerwetter! was soll das heißen, daß Sie uns hier die Leute flau machen!"

Jean, der sich nicht in den Kram mischen wollte, fand doch, daß er recht habe. Wenn er sich auch anfangs über die lange Verzögerung und die Unordnung gewundert hatte, in der sich alles befand, so zweifelte er doch keinen Augenblick daran, daß die Preußen eine fürchterliche Tracht Hiebe kriegen würden. Das war sicher, deswegen waren sie doch nur gekommen.

„Aber Herr Leutnant,“ entgegnete Weiß auf diese Unterbrechung, „ich will doch niemand flau machen ... Im Gegenteil, ich wollte, alle Welt wüßte, was ich weiß; denn es ist doch das beste, daß man alles weiß, um sich in acht nehmen zu können ... Und sehen Sie mal, dies Deutschland ...“

Und er fing wieder an, in seiner verständigen Weise seine Befürchtungen zu erklären: Preußens Vergrößerung nach Sadowa, die volkstümliche Bewegung, die es an die Spitze der übrigen deutschen Staaten brachte, das ganze weite, in Neubildung begriffene Reich, verjüngt, mit dem begeisterten, unwiderstehlichen Antrieb, sich seine Einheit zu erstreiten; die Einrichtung der allgemeinen Wehrpflicht, die das Volk in Waffen bedeutete, das gut unterrichtet, voller Manneszucht, mächtig ausgerüstet, auf den großen Krieg eingedrillt war, noch ruhmbedeckt von seinem zerschmetternden Sieg über Österreich; die geistigen Fähigkeiten, die sittliche Kraft eines solchen von fast lauter jungen Führern befehligten Heeres, das einem Oberbefehlshaber gehorchte, der die Kriegskunst erneuern zu wollen schien, klug und von vollkommener Voraussicht, einem geradezu wunderbar klaren Verstand. Und diesem Deutschland wagte er dann noch einmal Frankreich gegenüberzustellen: das altersschwache Kaisertum, durch das Plebiszit noch einmal gestärkt, aber an der Wurzel verfault, das jeden Gedanken an ein gemeinsames Vaterland durch Zerstörung der Freiheit geschwächt hatte, zu spät und nur um seinen eigenen Untergang zu erleben, wieder liberal geworden war, bereit zu zerfallen, sobald es die von ihm selbst entfesselte Genußsucht nicht mehr befriedigen konnte; das Heer, gewiß erfüllt mit dem bewundernswerten Mut seiner Rasse, überladen mit den Lorbeern der Krim und Italien, aber durch Stellenkauf verdorben, in der afrikanischen Schule stecken ge-

blieben, zu siegesgewiß, um sich mit neuer Wissenschaft abzugeben; die Generäle schließlich größtenteils mittelmäßig, sich in Eifersüchteleien verzehrend, einzelne von erstaunlicher Unwissenheit; und der kaiserliche Dulder an seiner Spitze zaudernd, durch sich selbst und andere über das beginnende schreckliche Abenteuer getäuscht, in das alle sich blind, ohne ernsthafte Vorbereitung hineinstürzten, mit der Bestürzung und der sinnlosen Hast einer zum Schlachthaus geführten Herde.

Rochas hörte mit weitaufgerissenen Augen und offenem Munde zu. Seine ungeheure Nase zuckte. Dann brach er plötzlich in ein Lachen aus, ein ungeheures Lachen, das ihm die Kinnbacken zu zerbrechen drohte.

„Was Sie uns da alles vorplärren! Was sollen denn all diese Dummheiten heißen? . . . Das ist ja doch Unsinn! Das ist ja zu dumm, als daß man sich den Kopf darüber zerbrechen sollte . . . Erzählen Sie das Rekruten, aber mir doch nicht! mir doch nicht mit meinen siebenundzwanzig Dienstjahren!"

Und er schlug sich mit der Faust vor die Brust. Er war als Sohn eines aus dem Limousin nach Paris gekommenen Maurers in Paris geboren und schämte sich des väterlichen Berufes; mit achtzehn Jahren hatte er sich anwerben lassen. Als Glückssoldat hatte er den Affen geschleppt, war in Afrika Korporal geworden, bei Sebastopol Sergeant, nach Solferino Leutnant und war in fünfzehn Jahren harten Daseins und heldenhaften Mutes so weit gekommen, um sich bis zu dieser Stufe emporzuschwingen; aber er war zu ungebildet, um es je bis zum Hauptmann zu bringen.

„Aber Herr, Sie wissen ja alles, und wissen nicht mal das . . . Ja, bei Mazagran, ich war knapp neunzehn, und wir waren nur hundertdreiundzwanzig Mann, keiner mehr, und

wir haben uns vier Tage gegen zwölftausend Araber gehalten ... Ach! ja wohl, da unten in Afrika Jahre und Jahre lang, bei Maskara, bei Biskra, bei Delly, später in Groß-Kabylien, und dann bei Laguat, wenn Sie da mit dabei gewesen wären, Herr, da hätten Sie all die schmierigen Mohren wie die Hasen laufen sehen sollen, sobald wir kamen ... Und bei Sebastopol, Herr, verflucht noch mal! da war's wahrhaftig nicht gerade schön! Stürme, um einem die Haare auszureißen, eine Hundekälte, immer auf dem Sprung, weil diese Wilden schließlich alles in die Luft gehen ließen! Das hinderte uns ja nun nicht, sie nicht auch in die Luft zu sprengen, haha! mit Musik in den großen Backofen! ... Und bei Solferino waren Sie doch auch nicht, Herr, was reden Sie denn davon? ja, bei Solferino, wo es so heiß war, trotzdem an dem Tage mehr Wasser vom Himmel herunterkam, als Sie in ihrem Leben gesehen haben! die Tracht Prügel, die die Österreicher bei Solferino bekamen, Sie hätten sie mal sehen sollen, wie sie vor unseren Bajonetten im Galopp über Kopf gingen, um nur schneller zu laufen, als ob sie Feuer unterm Hintern hätten!"

Er platzte förmlich vor Wohlbehagen; die ganze altbekannte Heiterkeit des französischen Soldaten klang aus seinem Siegesgelächter. Da hatten sie die alte Sage, den französischen Soldaten auf dem Marsch durch die Welt zwischen seiner Schönsten und der Weinflasche, die Welt erobernd unter dem Gesang seiner Schwänke. Ein Korporal und vier Mann, die Riesenarmeen in den Staub beißen ließen.

Jetzt mit einem Male dröhnte seine Stimme dumpf:

„Geschlagen ... Frankreich geschlagen! ... diese Schweinehunde von Preußen sollten uns schlagen!"

Er trat heran und packte Weiß beim Rockaufschlag. Seine ganze magere Gestalt eines irrenden Ritters drückte völlige

Verachtung jedes Gegners aus, sei er, wer er sei, gänzlich unbekümmert um Zeit und Umgebung.

„Hören Sie wohl, Herr ... wenn die Preußen wagen sollten zu kommen, dann jagen wir sie mit Fußtritten vor den Hintern nach Hause. Verstehen Sie, mit Fußtritten hintenvor bis nach Berlin!"

Er stand groß da mit seiner offenen, kindlichen Stirn, in der ehrlichen Überzeugung eines Ahnungslosen, der nichts weiß und auch nichts fürchtet.

„Teufel nochmal! So ist's, weil es nun mal nicht anders sein kann!"

Weiß beeilte sich, ganz betäubt und fast überzeugt zu erklären, daß er sich nichts Besseres wünsche. Maurice seinerseits schwieg, da er einem Vorgesetzten nicht ins Wort fallen mochte, und stimmte schließlich in sein Lachen ein: dieser Teufelskerl, den er übrigens für einen Dummkopf hielt, machte ihn warm ums Herz. Jean hatte jedes Wort seines Leutnants mit einem Kopfnicken gebilligt. Er war auch bei Solferino gewesen, wo es so sehr geregnet hatte. Das war noch 'ne Rede! Wenn alle Führer sprachen wie der, dann brauchte man sich nicht um fehlende Flanellbinden und Kochgeschirre zu quälen.

Es war schon lange vollständig Nacht, und Rochas fuhr fort, seine langen Gliedmaßen in der Finsternis herumzuschwenken. Er hatte niemals mehr als einen Band der Siege Napoleons durchbuchstabiert, der ihm aus der Kiste eines fliegenden Buchhändlers in den Tornister geraten war. Er konnte sich nicht beruhigen, und all seine Wissenschaft machte sich in stürmischen Ausrufen Luft.

„Österreich bei Marengo verhauen, bei Castiglione, bei Austerlitz, bei Wagram! Preußen verhauen bei Eylau, bei

Jena, bei Lützen! Rußland verhauen bei Friedland, bei Smolensk, an der Moskwa! Spanien und England überall verhauen! die ganze Welt verhauen von oben bis unten und weit und breit! ... Und nun sollten wir Prügel kriegen? warum denn? wie denn? Hat sich denn die Welt auf den Kopf gestellt?"

Er reckte sich noch höher und erhob seinen Arm wie eine Fahnenstange.

„Sehen Sie mal! heute haben sie sich da hinten geschlagen, wir warten noch auf Meldung. Na schön! die Meldung will ich Ihnen nun mal erstatten! ... wir haben die Preußen geschlagen, verhauen, daß sie Arme und Beine liegen ließen, daß man nur so die Fetzen zusammenfegen kann!"

In dem Augenblick tönte durch die dunkle Luft ein langgezogener, schmerzerfüllter Schrei. War es die Klage eines Nachtvogels? War es die tränenschwere, weitherkommende Stimme eines Geheimnisses? Das ganze in Finsternis getauchte Lager schauerte zusammen; die in der Erwartung der Nachrichten, die gar nicht überkommen wollten, sich ausbreitende Angst erreichte Fieberhitze und griff immer mehr um sich. In der Ferne auf dem Hofe brannte die Kerze, die die unruhige Nachtarbeit des Stabes erhellte, immer höher, die gerade, unbewegliche Flamme einer Wachskerze.

Aber es war zehn Uhr, und Gaude erhob sich von dem schwarzen Erdboden, auf dem er verschwunden war, und blies als erster das: „Feuer aus!" Andere Hörner antworteten und verhallten von Ort zu Ort in einem allmählich hinsterbenden Klange, wie schon vom Schlaf überwältigt. Und Weiß, der die späte Stunde ganz vergessen hatte, drückte Maurice zärtlich an die Brust: Hoffnung und guten Mut! Er wollte Henriette von ihrem Bruder einen Kuß geben und

Ohm Fouchard allerlei erzählen. Als er dann endlich aufbrach, sprang in fieberhafter Geschwindigkeit ein Gerücht auf. Der Marschall Mac Mahon hatte einen großen Sieg errungen: der Kronprinz von Preußen war mit fünfundzwanzigtausend Mann gefangen, die feindliche Heeresgruppe mit Verlust ihrer Geschütze und der Bagage zurückgeschlagen.

Rochas konnte mit seiner Donnerstimme nur: „Teufel auch!" schreien. Dann lief er ganz glücklich hinter Weiß her, der sich beeilte, wieder nach Mülhausen hereinzukommen.

„Mit Tritten vor den Hintern, Herr, mit Tritten vor den Hintern bis nach Berlin!"

Eine Viertelstunde später meldete eine andere Depesche, die Heeresgruppe hätte Wörth aufgeben müssen und befände sich auf dem Rückzuge. Ach! was für eine Nacht! Rochas hatte sich gerade vor Müdigkeit zu Boden gedrückt in seinen Mantel gewickelt und schlief unbekümmert um jeden Schutz auf der Erde, wie schon so oft. Maurice und Jean waren ins Zelt geschlüpft, wo Loubet, Chouteau, Pache und Lapoulle sich schon drängten, den Kopf auf dem Tornister. Wenn sie die Beine anzogen, hielt das Zelt sechs Mann. Loubet hatte ihnen erst allen ihren Hunger erleichtert, indem er Lapoulle vorerzählte, es würde morgen bei der Verteilung Hühner geben; aber sie waren zu müde, sie schnarchten, und wenn die Preußen gekommen wären. Einen Augenblick hielt sich Jean regungslos gegen Maurice gepreßt; trotz seiner Müdigkeit wollte es mit dem Einschlafen nicht gehen, alles was der Herr ihm erzählt hatte ging ihm im Kopf herum, Deutschland in Waffen, nicht zu zählen, gefräßig; und er fühlte, daß sein Gefährte auch nicht schlief und an dieselben Sachen dachte. Da machte dieser eine ungeduldige, aus-

weichende Bewegung, und der andere begriff, daß er ihm zuwider war. Zwischen dem Bauern und dem Gelehrten bestand eine gefühlsmäßige Feindschaft, ein Widerwillen wie eine physische Krankheit wegen des Unterschiedes an Stand und Bildung. Dabei empfand der erstere dies mit Scham, im Grunde mit einer gewissen Traurigkeit und machte sich ganz klein in dem Bestreben, der feindlichen Mißachtung, die er auf der andern Seite ahnte, auszuweichen. Wenn die Nacht draußen auch ganz frisch war, im Zelt erstickte man unter dieser Anhäufung von Körpern derartig, daß Maurice außer sich vor Fieber mit einem wilden Satz heraussprang, um sich in einiger Entfernung hinzulegen. Der unglückliche Jean rollte sich in einem Alpdrücken, einem peinlichen Halbschlaf umher, in dem sich der Kummer, daß niemand ihn lieb hätte, mit der Ahnung eines ungeheuren Unglücks vermengte, das er in weiter Ferne auf dem Hintergrunde des Unbekannten heranjagen zu hören glaubte.

Stunden mußten vergangen sein; das ganze schwarze unbewegliche Lager schien wie in einem Nichts aufgelöst unter dem Druck der riesigen, übelwollenden Nacht, die etwas Schreckliches, noch Unbekanntes barg. Plötzliches Auffahren kam aus diesem schattenhaften See, unvermitteltes Schnarchen drang aus einem unsichtbaren Zelte. Dann wieder waren es Geräusche, die man kaum erkennen konnte, das Schnauben eines Pferdes, das Aufschlagen eines Säbels, das Enteilen eines verspäteten Herumtreibers; all diese ganz gewohnten Töne hörten sich wie etwas Drohendes an. Aber plötzlich fuhr nahe bei der Kantine eine mächtige Lohe in die Höhe. Die erste Zeltreihe wurde ganz hell, man unterschied die Reihen der zusammengestellten Gewehre, die glatten, blanken Läufe, auf denen rote Lichter wie Rinnsale frischen

Blutes spielten; auch die düstern, aufrechten Gestalten der Posten wurden in dieser plötzlichen Feuersbrunst sichtbar. War das der Feind, den die Führer seit zwei Tagen ankündigten und den sie von Belfort bis Mülhausen gesucht hatten? Da erlosch die Flamme unter einem mächtigen Funkenregen. Es war nur der Haufen grünes Holz gewesen, den Lapoulle so lange getriezt hatte und der nun, nachdem er stundenlang geschwelt hatte, wie ein Strohfeuer emporflammte.

Jean war in seinem Schrecken über die plötzliche Helligkeit Hals über Kopf aus dem Zelte gesprungen, und er mußte notwendig auf Maurice stoßen, der auf den Ellbogen gestützt sich die Sache ansah. Die Nacht schien dunkler wieder herabzusinken, und die beiden Männer blieben ein paar Schritte voneinander auf der Erde hingestreckt liegen. Vor sich hatten sie auf dem dunklen Hintergrunde nur das immer noch erhellte Fenster des Hofes, die einsame Kerze, die bei einem Toten zu wachen schien. Wie viel Uhr mochte es sein? zwei, drei vielleicht? Da hinten der Stab schlief sicher nicht. Sie hörten die Stimme des großmäuligen Generals Bourgain-Desfeuilles, der sich in seiner Wut über diese Nachtwache durch Grog und Zigarren aufrechtzuhalten suchte. Neue Telegramme kamen, die Lage schien sich zu verschlechtern, schattenhaft jagten Meldereiter dahin, plötzlich losschießend und verschwommen. Schritte ertönten, Flüche wie ein erstickter Todesschrei, gefolgt von schrecklichem Schweigen. Was nun? war das das Ende? ein eisiger Hauch lief über das von Schlaf und Angst förmlich vernichtete Lager hin.

Da erkannten Maurice und Jean in einem schnell vorüberhuschenden langen, magern Schatten den Oberst von Vineuil. Er ging offenbar zusammen mit dem Stabsarzt Bouroche, einem Riesen mit einem Löwenkopfe. Die beiden

wechselten unzusammenhängende, unvollständige, getuschelte Worte, wie man sie in bösen Träumen hört.

„Sie kommt aus Basel ... Unsere erste Division vernichtet ... Zwölf Stunden Gefecht, die ganze Armee auf dem Rückzuge ..."

Der Schatten des Obersten hielt an, rief einen andern Schatten an, der eilig herankam, leicht, fein und durchaus vorschriftsmäßig.

„Sind Sie's, Beaudouin?"

„Jawohl, Herr Oberst!"

„Ach, lieber Freund, Mac Mahon bei Fröschweiler geschlagen, Frossard bei Spichern geschlagen, de Failly zwischen beiden festgenagelt, ohne Zweck ... Bei Fröschweiler ein Korps gegen eine ganze Armee, ein verlorener Haufe. Und alles verloren, in Unordnung, in Panik, Frankreich liegt offen da ..."

Tränen erstickten seine Stimme, seine Worte verloren sich, die drei Schatten verschwanden im Dunkel wie ertrunken, zerschmolzen.

In seinem ganzen innern Weisen zitternd, stand Maurice auf.

„Mein Gott!" stammelte er.

Weiter konnte er nicht, während Jean, das Herz zu Eis erstarrt, murmelte:

„Oh! diese verfluchte Geschichte! ... Schließlich hatte der Herr da, Ihr Verwandter, doch recht mit seinem Gerede, daß die da stärker sind als wir."

Maurice war außer sich und hätte ihn erwürgen mögen. Die Preußen stärker als die Franzosen! Das brachte ja gerade seinen Stolz zum Bluten. Der Bauer fuhr aber schon kalt und hartnäckig fort:

„Das macht aber nichts, sehen Sie. Wenn man auch mal

einen Klaps kriegt, deshalb braucht man sich noch nicht zu ergeben... Gerade dann muß man wiederhauen."

Aber vor ihnen hatte sich eine lange Figur erhoben. Sie erkannten Rochas, noch in seinen Mantel gewickelt, den die vorbeiirrenden Schritte, vielleicht auch der Hauch der Niederlage aus seinem harten Schlaf emporgeschreckt hatten. Er fragte wißbegierig.

Als er mit Mühe und Not begriffen hatte, malte sich in seinen ausdruckslosen Kinderaugen ein gewaltiges Erstaunen. Mehr als zehnmal hintereinander wiederholte er:

„Geschlagen! wieso geschlagen? warum geschlagen?"

Jetzt graute im Osten der Tag in einem unklaren Licht von unendlicher Traurigkeit über den schlummernden Zelten, in deren einem man die erdfarbigen Gesichter von Loubet und Lapoulle, Chouteau und Pache allmählich unterscheiden konnte, die immer noch mit offenem Munde schnarchten. Voller Trauer, in rußige Nebel gehüllt, die sich aus dem entfernten Flusse da hinten erhoben, brach der Tag an.

## 2

Gegen acht Uhr zerstreute die Sonne die schweren Schwaden, und ein heißer, klarer Augustsonntag erglänzte über Mülhausen inmitten seiner weiten, fruchtbaren Ebene. Von dem jetzt erwachten, von summendem Leben erfüllten Lager aus hörte man bei der durchsichtigen Luft lauten Glockenklang in allen Kirchendörfern. Trotz seines furchtbaren Unglücks hatte auch dieser schöne Sonntag seine Heiterkeit, seinen strahlenden Festtagshimmel.

Gaude blies heftig zum Frühstück, und Loubet fragte voll Verwunderung, was es wohl geben würde? das Huhn, das

er abends zuvor Lapoulle versprochen hatte? In den Hallen Rue Cossonerie als Zufallskind einer Kleinkramhändlerin geboren, war er, nachdem er alles mögliche versucht hatte, „auf Sous" angestellt, wie er sagte; jetzt spielte er den Koch und schnüffelte unaufhörlich hinter Leckereien her. So ging er los, während Chouteau, der Künstler, der Anstreicher von Montmartre, ein schöner Kerl, Umsturzmann, der wütend war, daß er nach seiner Dienstzeit noch wieder eingezogen wurde, wild über Pache herzog, den er eben hinter dem Zelt betend auf den Knien gefunden hatte. Also ein Pfaffe! konnte der nicht seinen lieben Gott um hunderttausend Francs Rente für ihn bitten? Aber Pache, der aus einem weltfernen Dörfchen der Picardie kam, schmächtig, mit spitzem Kopf, ließ sich mit der stummen Milde eines Märtyrers veralbern. Er war der Prügelknabe der Korporalschaft zusammen mit Lapoulle, dem Koloß, dem Untier, das aus den Sümpfen der Sologne emporgeschossen war, so dumm, daß er am Tage seiner Ankunft beim Regiment erst mal den König sehen wollte. Und obwohl die Unglücksnachricht von Fröschweiler seit dem Wecken umlief, lachten die vier Leute und verrichteten ihre gewohnten Beschäftigungen gedankenlos und gleichgültig.

Da entstand ein Gemurmel infolge einer scherzhaften Überraschung. Jean, der Korporal, kam mit Maurice von der Brennholzverteilung zurück. Endlich wurde also das Holz verteilt, auf das die Leute am Abend vorher vergeblich gewartet hatten, um ihre Suppe zu kochen. Zwölf Stunden Verspätung nur.

„Hoch die Intendantur!" schrie Chouteau.

„Ach was! jetzt ist es da!" meinte Loubet. „Ach! jetzt werde ich euch mal einen pikfeinen Topf Suppe kochen."

Wie gewöhnlich übernahm er gern die Kocherei, und sie waren ihm dankbar dafür, denn er kochte hinreißend schön. Zunächst aber überhäufte er Lapoulle mit merkwürdigen Aufträgen.

„Hol' Champagner und Trüffeln ..."

Seit heute morgen lief ihm ein ganz verrückter Gedanke durch den Kopf, so richtig der Gedanke eines Pariser Straßenbengels, der sich über einen Einfaltspinsel lustig machen will.

„Fix ein bißchen! gib mir mal das Huhn."

„Das Huhn? woher denn?"

„Na da, auf der Erde ... Das Huhn, das ich dir versprochen habe, das der Korporal eben mitgebracht hat."

Er zeigte auf einen großen weißen Stein vor ihren Füßen. „Donnerwetter! willst du das Huhn wohl erst mal waschen! ... noch mal! die Pfoten und den Hals! ... mit mehr Wasser, Faulpelz!"

Und rein aus Ulk warf er, weil ihm der Gedanke an die Suppe allerhand Scherze in den Kopf setzte, den Stein mit dem Fleisch zusammen in den Topf voll Wasser.

„Das soll der Suppe mal Geschmack geben! das wußtest du nicht mal? du weißt auch gar nichts, du dämlicher Waschlappen! ... Du sollst den Stert haben, sollst mal sehen wie zart der ist!"

Die Korporalschaft krümmte sich über Lapoulles Gesicht, der sich jetzt voller Überzeugung die Lippen leckte. Wenn der Loubet, dies Viech, dabei war, konnte man sich unmöglich langweilen! Und als dann das Feuer im Sonnenschein knisterte und der Kessel zu singen anfing, da standen sie alle voller Andacht herum und blühten förmlich wieder auf, als sie das Fleisch tanzen sahen und den köstlichen Geruch einatmeten,

der sich allmählich verbreitete. Sie hatten von gestern abend her einen Bärenhunger, und der Gedanke ans Essen riß sie ganz hin. Verhauen waren sie ja, aber das sollte sie doch nicht daran hindern, sich mal wieder ordentlich aufzufüllen. Vom einen Ende des Lagers bis zum andern flammten die Kochfeuer, in den Kesseln wallte es, und eine fröhliche Gefräßigkeit machte sich inmitten der klaren, fortwährend von allen Kirchen Mülhausens herübertönenden Glockenklänge in Liedern Luft.

Als es aber auf neun Uhr ging, verbreitete sich eine Bewegung, Offiziere liefen vorbei, und Leutnant Rochas, dem Hauptmann Beaudouin einen Befehl übermittelt hatte, ging an den Zelten seines Zuges vorbei.

„Zelte abbrechen! Alles einpacken! es geht weiter."

„Aber unsere Suppe?"

„Nächstens gibt's mal Suppe! es geht sofort weiter!"

Gaudes Horn ertönte gebieterisch. Bestürzung, stummer Zorn herrschte. Was? aufbrechen ohne zu essen, nicht mal eine Stunde warten, bis die Suppe fertig war! Die Korporalschaft wollte trotzdem die Brühe trinken, aber sie war noch nichts als heißes Wasser, und das ungare Fleisch widerstand den Zähnen wie Leder. Chouteau brummte wütendes Zeug vor sich hin. Jean mußte dazwischenfahren, um die Vorbereitungen seiner Leute zu beschleunigen. War es denn so eilig, daß sie losziehen mußten und die Leute herumgehetzt wurden, ohne daß sie Zeit hatten, wieder zu Kräften zu kommen? Und als jemand Maurice erzählte, es ginge gegen die Preußen, um sich Genugtuung zu holen, da zuckte er ungläubig die Achseln. In weniger als einer Viertelstunde war das Lager abgebrochen, waren die Zelte zusammengenommen und auf den Tornistern verpackt, die Gewehre wieder ausein=

ander genommen, und auf der nackten Erde blieb nichts als die allmählich verlöschenden Feuer zurück.

Ernste Gründe hatten General Douay zum Entschluß des sofortigen Rückzuges geführt. Die schon drei Tage alte Meldung des Unterpräfekten von Schlettstadt fand sich bestätigt: er erhielt telegraphisch die Nachricht, daß die Wachtfeuer der Markolsheim bedrohenden Preußen abermals gesehen wären, und andererseits meldete ein Telegramm, daß die Preußen den Rhein bei Hüningen überschritten hätten. Genaue Einzelheiten folgten im Überfluß: Artillerie und Kavallerie beobachtet, marschierende Truppen strebten von allen Seiten ihren Treffpunkten zu. Wartete er nur eine Stunde, so war seine Rückzugslinie auf Belfort sicher abgeschnitten. Nach den Niederlagen bei Weißenburg und Fröschweiler konnte der General auf seinem vereinsamten Vorposten keinen andern Gegenzug tun als sich schnellstens zurückzuziehen, um so mehr, als heute morgen eingetroffene Meldungen die der Nacht noch verschlimmerten.

Der Stab war in scharfem Trabe vorausgegangen und bearbeitete die Gäule mit den Sporen, in der Angst, die Preußen möchten ihnen zuvorkommen und man sie schon in Altkirch vorfinden. General Bourgain-Desfeuilles, der einen harten Marsch voraussah, war so vorsichtig gewesen durch Mülhausen zu marschieren, um dort gründlich zu frühstücken, wobei er auf diese Herumschubserei schimpfte. Mülhausen war bei dem Durchzug der Offiziere tief betrübt; die Bewohner kamen bei der Ankündigung des Rückmarsches auf die Straße und beklagten sich laut über den plötzlichen Abmarsch der Truppen, deren Sendung sie so dringend erbeten hatten: sie sollten also im Stich gelassen werden? und sollten die auf dem Bahnhofe aufgehäuften, ganz unschätzbaren

Werte dem Feinde überlassen werden, sollte ihre eigene Stadt noch vor Abend nichts weiter sein als eine eroberte Stadt? Weiterhin standen an den Straßen entlang und auf den Feldern die Bewohner der Dörfer und der einzeln liegenden Häuser voller Erstaunen und Bestürzung vor ihren Türen. Was? die Regimenter, die sie erst am Abend vorher hatten in die Schlacht ziehen sehen, die gingen zurück und flohen kampflos? Die Offiziere trieben düster ihre Pferde an und wollten keine Fragen beantworten, als ob das Unglück hinter ihnen her hetzte. Also hatten die Preußen wirklich bereits das Heer vernichtet, daß sie so von allen Seiten über Frankreich hereinbrachen wie das Hochwasser eines über seine Ufer getretenen Flusses? Die von panischem Schrecken ergriffenen Leute glaubten schon, in der stillen Luft das Rollen des entfernten Einmarsches zu hören, das von Minute zu Minute lauter wurde; schon füllten die Karren sich mit Möbeln, leerten sich die Häuser; reihenweise brachten sich Familien auf den Wegen in Sicherheit, auf denen die Furcht vorbeijagte.

In der Unordnung des am Rhein-Rhône-Kanal entlang führenden Rückzuges mußten die 106er bei einer Brücke, dem ersten Kilometer ihres Marsches, haltmachen. Die schlecht ausgestellten und noch schlechter ausgeführten Marschbefehle brachten hier die ganze zweite Division zusammen, und der Übergang war so eng, höchstens fünf Meter breit, daß die Überschreitung sich ewig in die Länge zog.

Zwei Stunden verrannen, die 106er warteten immer noch unbeweglich vor der endlosen Flut, die an ihnen vorüberzog. Die Leute standen in der Sonnenglut, den Tornister auf dem Rücken, das Gewehr bei Fuß, und wurden schließlich aufsässig vor Ungeduld.

„Scheint, wir sind Nachtrab!" ertönte die prahlerische Stimme Loubets.

Aber Chouteau ließ sich ganz hinreißen.

„Damit sie uns loswerden, deshalb lassen sie uns hier kochen. Wir waren doch zuerst hier, wir hätten auch zuerst hinüber müssen."

Und da man in der weiten, auf der andern Seite des Kanals gelegenen fruchtbaren Ebene und den ebenen Wegen zwischen den Hopfengärten und den reifen Getreidefeldern jetzt klar erkennen konnte, die Truppen gingen zurück und machten den gleichen Weg wie am Tage vorher, nur in umgekehrter Richtung, so liefen jetzt allerlei höhnische, ärgerliche Spottreden umher.

„Wir reißen also aus!" fing Choteau wieder an. „Na ja! ist ja lächerlich, gegen den Feind marschieren, mit dem ihr uns seit neulich morgens die Ohren vollschreit! ... Nein, wahrhaftig, das ist doch zu frech! Da kommen wir an und reißen wieder aus, ohne nur die Zeit zu haben, unsere Suppe herunterzuschlucken!"

Häufiger ertönte ärgerliches Gelächter, und Maurice, der nahe bei Chouteau stand, gab ihm recht. Wenn man da seit zwei Stunden wie die Pfähle stehenbleiben konnte, warum ließ man sie dann nicht erst ihre Suppe kochen und essen? Der Hunger packte sie wieder, sie fühlten in sich einen schwarzen Groll, weil sie ihre Kochkessel zu früh ausgegossen hatten und die Notwendigkeit dieser Überstürzung nicht begreifen konnten, die ihnen vielmehr dumm und feige vorkam. Wirklich, schöne Hasen!

Leutnant Rochas aber schimpfte auf den Sergeanten Sapin und maß ihm die Schuld an der schlechten Haltung seiner Leute bei. Von dem Lärm angezogen, trat Hauptmann Beaudouin näher.

„Ruhe im Gliede!"

Jean, als alter Soldat aus Italien, in Manneszucht gedrillt, sah nach Maurice, dem die übeln, zügellosen Hohnreden Chouteaus Spaß zu machen schienen; er wunderte sich, wie ein Herr, ein feiner Junge, der so viel gelernt hatte, so etwas billigen konnte, was an sich richtig sein mochte, was man aber doch nicht sagte. Wenn jeder Soldat anfinge, seine Vorgesetzten zu tadeln und ihnen gute Ratschläge zu geben, dann würde es sicher nicht weit gehen.

Endlich nach noch einer Stunde Wartezeit erhielten die 106er Befehl zum Vorrücken. Allein die Brücke war immer noch mit den letzten Leuten der Division angefüllt, was die ärgerlichste Unordnung verursachte. Mehrere Regimenter vermischten sich, einzelne Kompanien gingen trotz allem hinüber und wurden mitgerissen, andere wieder wurden zurückgedrängt und traten am Rande der Straße auf der Stelle. Um die Verwirrung auf den Höhepunkt zu bringen, erzwang sich eine Schwadron Kavallerie den Übergang und drängte die Nachzügler, die die Infanterie schon zurückzulassen begann, in die benachbarten Felder zurück. Gegen Ende der ersten Wegstunde schleppte sich schon ein ganzer, sich immer mehr in die Länge ziehender, wirrer Haufen hinterher, wie auf einem Vergnügungsbummel.

So kam es, daß Jean und seine Korporalschaft, die er nicht verlassen wollte, sich ganz hintenan verirrt in einem Hohlweg befanden. Die 106er waren verschwunden; kein Mann, nicht mal einer der Offiziere der Kompanie war mehr zu sehen. Da waren nur noch vereinzelte Mannschaften, ein Durcheinander von Unbekannten, die seit Beginn des Marsches die Kräfte verloren hatten, und jeder lief nach seinem Gefallen, wo er gerade einen Weg fand. Die Sonne schien niederdrückend, es war sehr heiß, und der Tornister, durch das Zelt

und die vielfachen Gegenstände, die ihn aufweiteten, beschwert, lag schrecklich schwer auf den Schultern. Viele hatten sich noch nicht daran gewöhnt, ihn zu tragen, und waren schon durch den dicken Feldrock behindert, der wie ein Mantel aus Blei wirkte. Plötzlich hielt ein kleiner, blasser Soldat, dem das Wasser schon in den Augen stand, an und warf seinen Tornister aufseufzend in den Graben, mit dem tiefen Seufzer, mit dem der Mensch, der im Todeskampf gelegen hat, wieder Freude am Dasein gewinnt.

„Da, der hat recht!" murmelte Chouteau.

Indessen ging er doch noch weiter, den Rücken gekrümmt unter seiner Last. Aber nachdem zwei andere sich der ihrigen entledigt hatten, hielt er nicht länger an sich.

„Ach! weg damit!" rief er.

Mit einem Ruck warf er seinen Tornister auf die Böschung. Danke! fünfundzwanzig Kilo auf dem Buckel, davon hatte er genug. Man ist doch kein Lasttier, um sich so abzuschleppen.

Fast im selben Augenblick folgte Loubet seinem Beispiel und zwang Lapoulle, es auch so zu machen. Pache, der sich vor allen Steinkreuzen, die er am Wege traf, bekreuzigte, machte die Tragriemen los und setzte den ganzen Packen sorgfältig an den Fuß einer kleinen Mauer, als ob er ihn wieder abholen wollte. Maurice allein trug seinen noch, als Jean sich umdrehte und seine Leute mit leeren Schultern sah.

„Nehmt eure Tornister wieder auf; ich fliege sonst dafür herein!"

Aber die Leute gingen stumm mit bösen Gesichtern immer weiter, ohne noch aufsässig zu werden, und trieben den Korporal auf dem engen Wege vor sich her.

„Wollt ihr eure Tornister wieder aufnehmen, oder ich melde euch!"

Das wirkte auf Maurice wie ein Peitschenhieb durchs Gesicht. Melden! Dieses Vieh von einem Bauern wollte die Unglücklichen melden, weil sie ihre zermarterten Muskeln erleichterten! Und in fieberhaftem, blindem Zorn riß nun auch er die Tragriemen los und warf seinen Tornister auf den Wegesrand, indem er seine Augen voller Trotz auf Jean heftete.

Maurices Füße litten schrecklich. Die großen, harten Schuhe, an die er nicht gewöhnt war, rieben ihm das Fleisch blutig. Er war nur von schwacher Gesundheit; sein Rückgrat empfand das unerträgliche Scheuern des Tornisters noch wie eine offene Wunde, obwohl er ihn doch schon abgeworfen hatte, und das Gewicht seines Gewehrs, von dem er nicht wußte, mit welchem Arm er es tragen sollte, nahm ihm allein schon den Atem. Aber in einem dieser Verzweiflungsanfälle, denen er unterworfen war, ängstigten ihn noch mehr Gewissensbisse. Ohne jede Widerstandsmöglichkeit sah er plötzlich den Zusammenbruch seines Willens vor sich, er verfiel auf schlechte Gedanken, auf ein Sichselbstaufgeben, und stöhnte nachher vor Scham darüber. In Paris waren seine Torheiten immer nur die Dummheiten „des andern" gewesen; gewesen, wie er sagte, des dummen Jungen, zu dem er in schwachen Stunden herabsank, in denen er der häßlichsten Gemeinheit fähig war. Und während er auf diesem fluchtgleichen Rückzug, in der verzehrenden Sonne die Füße hinter sich herschleppte, war er nur noch ein Tier in einer verspäteten, zerstreuten Herde, die die Wege übersäte. Das war die Rückwirkung der Niederlage, jenes Donnerschlages, der in meilenweiter Entfernung ertönte und dessen Echo jetzt die Fersen der Leute peitschte, daß sie, von Panik ergriffen, dahinflohen, ohne auch nur einen Feind gesehen zu haben. Worauf konn-

ten sie jetzt noch hoffen? War nicht alles zu Ende? Sie waren geschlagen; nun konnten sie sich hinlegen und schlafen.

„Das macht nichts!" rief Loubet überlaut mit seinem Gelächter eines Sohnes der Hallen, „nach Berlin geht's hier ja allerdings nicht!"

Nach Berlin! nach Berlin! Maurice hörte wieder den Ruf der wimmelnden Massen auf den Boulevards in jener Nacht närrischer Begeisterung, die ihn zu dem Entschluß geführt hatte, sich zu stellen. Nach einer Gewitterböe hatte der Wind sich gedreht; es war ein schreckliches Umspringen, und das ganze Temperament seiner Rasse spiegelte sich in diesem übertriebenen Selbstvertrauen, das beim ersten Rückschlag in Verzweiflung umschlug; die aber jagte ihn nun unter diese verirrten Soldaten, die besiegt und zerstreut waren, noch ehe sie gefochten hatten.

„Ach! wie der Schießprügel mir die Pfoten zerschneidet!" fing Loubet wieder an, indem er das Gewehr mal wieder auf die andere Schulter nahm, „'ne nette Pfeife so zum Spazierengehen!"

Und indem er auf das Geld anspielte, das er als Ersatzmann bekommen hatte:

„Fünfzehnhundert Francs für das Geschäft ... die bemogeln einen hübsch! ... Was der reiche Kerl da in seiner Ofenecke wohl für ein nettes Pfeifchen raucht, während ich mir hier den Schädel für ihn einschlagen lasse!"

„Ich war mit meiner Zeit schon fertig," brummte Chouteau, „ich wollte schon losziehen ... verdammtes Pech, auf so 'ne Schweinegeschichte r'einzufallen!"

Er wog sein Gewehr voller Wut auf der Hand. Dann schleuderte er es gleichfalls heftig über die Hecke.

„So! weg mit dir, du dreckiges Dings!"

Das Gewehr drehte sich zweimal um sich selbst und schlug dann in einem Wirbel zu Boden, wo es lang, unbeweglich wie ein Toter, liegen blieb. Bereits flogen andere hinter ihm her. Bald lag das ganze Feld voller Waffen, die starr in trauriger Verwahrlosung in dem niederdrückenden Sonnenschein dalagen. Eine ansteckende Verrücktheit war es, der Hunger, der ihnen den Magen verrenkte, die Schuhe, die ihnen die Füße zerrieben, dieser Leidensweg, die ungeahnte Niederlage, die sie drohend hinter sich empfanden. Keine Hoffnung auf eine Wendung zum Bessern, die Führer liefen davon, die Intendantur ernährte sie nicht einmal, der Zorn, der Ärger, die Lust, sofort ein Ende zu machen, ehe man nur angefangen hatte. Was wurde dann? Mochte die Flinte hinter dem Tornister hergehen. Und in sinnloser Wut flogen aus der endlosen Reihe der Nachzügler, die wie Verrückte lachten, die sich besonders vergnügt fühlen, die Gewehre weit verstreut ins Feld.

Loubet ließ seins noch, ehe er sich seiner entledigte, eine hübsche Mühle machen wie einen Tambourmajorstock. Als Lapoulle seine Kameraden ihre Gewehre wegwerfen sah, glaubte er, das gehörte dazu, und machte es ihnen nach. Pache aber glaubte in einem unbestimmten Pflichtbewußtsein, das er seiner religiösen Erziehung verdankte, sie nicht nachahmen zu sollen und wurde dafür von Chouteau, der ihn als Pfaffenkind behandelte, mit Schmähungen überhäuft.

„So'n Mucker! . . . Weil seine Mutter, das alte Bauernweib, ihn alle Sonntage den lieben Gott schlucken ließ! . . . Geh' doch hin, und hilf bei der Messe! Das ist feige, wenn du nicht mit den Kameraden zusammenhältst!"

Maurice marschierte in düsterem Schweigen und ließ unter der Glut des Himmels den Kopf hängen. Er ging nur noch

wie in einem Alpdruck voll gräßlicher Müdigkeit vorwärts, unter Sinnestäuschungen, in denen es ihm schien, als ob er auf einen Abgrund vor ihm losginge; ein Gefühl tiefster Niedergeschlagenheit zog ihn von der Kulturhöhe seiner Bildung auf ein und dieselbe niedrige Stufe mit den Unglücklichen hernieder, von denen er umgeben war.

„Warte!“ sagte er unvermittelt zu Chouteau, „Sie haben recht!“

Maurice hatte sein Gewehr schon auf einen Steinhaufen gelegt, als Jean, der vergeblich versuchte, sich gegen dies scheußliche Imstichlassen der Waffen zu widersetzen, ihn gewahr wurde.

„Nehmen Sie sofort Ihr Gewehr wieder auf! sofort, verstehen Sie!“

Eine Welle wütenden Zornes war Jean plötzlich ins Gesicht gestiegen. So ruhig er für gewöhnlich war und so sehr er stets zur Versöhnlichkeit neigte, so sprühten jetzt Flammen aus seinen Augen, und er befahl mit donnernder Stimme. Seine Leute, die ihn nie so gesehen hatten, standen überrascht still.

„Heben Sie sofort Ihr Gewehr wieder auf, oder Sie kriegen es mit mir zu tun!“

Maurice zitterte und ließ nur ein Wort fallen, das ihn mit aller Absicht beleidigen sollte.

„Bauer!“

„Jawohl, richtig! ich bin ein Bauer, und Sie sind ein Herr! Deshalb sind Sie aber auch ein Schweinehund, jawohl, ein dreckiger Schweinehund! Ich habe es Ihnen nur nicht schon früher sagen mögen!“

Hohngelächter ertönte, aber der Korporal fuhr mit ungewöhnlicher Kraft fort: „Wenn man gebildet ist, soll man das zeigen ... Wenn wir Bauern und Viecher sind, dann hätten

Sie uns ein gutes Beispiel geben sollen, weil Sie das alles so viel besser verstehen ... Nehmen Sie Ihr Gewehr wieder auf, oder, weiß Gott! ich lasse Sie erschießen, sobald wir zurück sind."

Maurice war überwältigt und nahm sein Gewehr wieder auf. Tränen der Wut verschleierten seinen Blick. Taumelnd wie ein Betrunkener setzte er seinen Marsch fort unter den Kameraden, die nun darüber höhnten, daß er nachgegeben hatte. O dieser Jean! unauslöschlich haßte er ihn, denn er fühlte sich von seiner harten Lehre, die er doch als berechtigt anerkennen mußte, ins Herz getroffen. Und als Chouteau vor sich hin murmelte, für so eine Sorte von Korporal warte man bloß bis zu einem Gefechtstag, um ihm eine Kugel in den Kopf zu jagen, da empfand er einen roten Schleier vor den Augen, und er sah sich ganz deutlich, wie er Jean hinter einer Mauer den Schädel einschlug.

Aber eine Ablenkung entstand. Loubet bemerkte, wie Pache während des Streites sein Gewehr ebenfalls abgelegt hatte, indem er es sorgfältig am Fuß einer Böschung niederlegte. Warum nicht? Er versuchte weiter gar keine Erklärung, sondern lachte noch obendrein wohlgefällig und etwas verschämt wie ein vernünftiger Junge, dem man seine erste Dummheit vorwirft. Dann zog er sehr vergnügt und wieder ganz munter mit den Armen schlenkernd weiter. So zog sich die aufgelöste Herde auf den langen, sonnenüberfluteten Wegen zwischen den ewig gleichen Hopfengärten und dem reifen Getreide immer weiter hin; die Nachzügler waren nichts mehr als eine versprengte, trampelnde Menge ohne Tornister und Gewehre, ein Gemisch von Tagedieben und Bettlern, bei deren Annäherung sich die Türen in den erschreckten Dörfern schlossen.

Ein Wiedersehen brachte jetzt Maurice vollends in Wut. Aus der Ferne ertönte dumpfes Rollen — die Reserveartillerie, die zuletzt abrückte, und deren Spitze nun plötzlich um eine Wegesecke bog; die zerstreuten Nachzügler hatten gerade noch Zeit, sich auf die anliegenden Felder zu werfen. In stolzem Trabe zog sie in Kolonne dahin, in vollkommen schöner Ordnung, ein ganzes Regiment zu sechs Batterien, den Oberst an der Spitze und die Offiziere in der Kolonne an ihren Plätzen. Mit lautem Gepolter zogen die Geschütze in gleichen, genau beobachteten Abständen vorüber, jedes mit seiner Protze, Pferden und Bedienung. In der fünften Batterie erkannte Maurice ganz genau das Geschütz seines Vetters Honoré. Der Wachtmeister saß stolz auf seinem Gaul, links neben Adolf, dem Spitzenreiter, einem hübschen blonden Menschen, der ein strammes Sattelpferd ritt, eine Fuchsstute, die wundervoll zu dem neben ihr trabenden Handpferd paßte; unter der sechsköpfigen Bedienung, die zu zwei und zwei auf den Kästen des Geschützes und der Protze saß, sah er auf seinem Platz als Richtkanonier auch Louis, einen kleinen braunen Kerl, Adolfs Kamerad, seinen „Gatten", wie man nach der feststehenden Regel sagte, einen berittenen und einen Mann zu Fuß zu „verheiraten". Sie kamen Maurice, der sie im Lager kennen gelernt hatte, viel größer vor als dort, und das Geschütz mit seiner Bespannung von vier Pferden, dem der von sechsen gezogene Munitionswagen folgte, erschien ihm blendend wie die Sonne, gepflegt und geputzt, als ob seine Bedienung es liebte, und die es umgebenden Tiere und Menschen zeigten Zucht und Zuneigung zueinander wie eine brave Familie; vor allem litt er schrecklich unter dem verachtungsvollen Blick, den sein Vetter Honoré auf die Nachzügler warf, und der dann plötzlich in jähes Erstaunen überging,

als er auch ihn unter dieser Herde entwaffneter Menschen gewahrte. Der Vorbeimarsch ging zu Ende, und es kam schon der Fuhrpark der Batterien, die Munitions- und Proviantwagen, die Feldschmieden. Dann kamen in einer letzten Staubwolke die überzähligen Offiziere, die Ersatzmannschaften und Pferde, deren Trab sich in dem Getöse der Hufe und Räder an der nächsten Wegbiegung allmählich verlor.

„Verflucht!" meinte Loubet, „das ist keine Kunst, sich aufzuspielen, wenn man hoch zu Wagen fährt."

Der Stab hatte Altkirch noch frei gefunden. Noch waren keine Preußen da. Aber General Douay war in ewiger Furcht, hart verfolgt zu werden und sie von einer Minute zur andern erscheinen zu sehen, und wollte daher bis Dannemarie vorrücken, wo die Spitzen seiner Kolonnen erst um fünf Uhr nachmittags ankamen. Jetzt war es acht, es wurde dunkel, und man konnte bei der Verwirrung der auf die Hälfte zusammengeschmolzenen Regimenter nur mit Mühe und Not das Biwak beziehen.

Die Leute fielen vor Hunger und Müdigkeit entkräftet zu Boden. Bis zehn Uhr beinahe sah man noch welche eintreffen und ihre Kompanien suchen und nicht finden, einzeln und in kleinen Gruppen, einen jämmerlichen Schwanz von Nachzüglern und Widerspenstigen, die sich auf allen Wegen herumtrieben.

Sobald Jean das Regiment wiedergefunden hatte, begab er sich auf die Suche nach Leutnant Rochas, um seinen Bericht zu erstatten. Er fand ihn und Hauptmann Beaudouin in einer Beratung mit dem Oberst, alle drei vor der Tür einer kleinen Herberge tief in Gedanken über den bevorstehenden Appell und voller Unruhe über den Verbleib ihrer Leute. Bei den ersten an den Leutnant gerichteten Worten des Kor-

porals ließ der Oberst, der sie gehört hatte, ihn herantreten und nötigte ihn, alles zu erzählen. Sein langes, gelbes Gesicht, in dem die Augen bei der Weiße des dichten Haares und des langen Hängeschnurrbarts noch sehr schwarz geblieben waren, drückte stumme Verzweiflung aus.

„Herr Oberst!" rief Hauptmann Beaudouin, ohne den Rat seines Vorgesetzten abzuwarten, „wir müssen ein halbes Dutzend von diesen Strolchen erschießen."

Leutnant Rochas stimmte mit einem Zucken seines Kinnes zu. Der Oberst aber machte eine Gebärde der Ohnmacht.

„Es sind zu viele ... was wollen Sie? fast siebenhundert! Wen soll man da nehmen? ... Und dann, wenn Sie wüßten! Der General will ja nicht. Er empfindet wie ein Vater; in Afrika, sagt er, hätte er niemals einen Mann bestraft ... Nein, nein! ich kann nichts machen. Es ist schrecklich."

Der Hauptmann wagte zu wiederholen:

„Es ist schrecklich ... Das ist das Ende von allem."

Und Jean zog sich zurück, als er den Stabsarzt Bouroche, der auf der Schwelle der Herberge stand, dumpf murmeln hörte: keine Manneszucht mehr, keine Strafen mehr, das Heer zum Teufel! Acht Tage weiter, und die Führer würden einen Tritt vor den Hintern kriegen; hätte man dagegen einigen dieser Halunken den Hals gebrochen, so würden die andern sich noch am Ende besonnen haben.

Niemand wurde bestraft. Offiziere des Nachtrabs, die die Bedeckung des Trains führten, waren glücklicherweise so vorsichtig gewesen, zu beiden Seiten des Weges die Tornister und Gewehre aufsammeln zu lassen. Es fehlten schließlich nur wenige; die Leute wurden bei Tagesanbruch ganz verstohlen wieder bewaffnet und die ganze Geschichte vertuscht. Es kam Befehl, um fünf zu wecken; man weckte die Leute je-

doch schon um vier und beschleunigte den Rückmarsch, als ob es sicher wäre, daß die Preußen nur noch zwei oder drei Meilen weit entfernt ständen. Wieder hatten sie mit Zwieback zufrieden sein müssen; die Truppen waren nach dieser zu kurzen und fieberhaften Nacht ganz steif und hatten nichts Warmes in den Magen gekriegt. Und an diesem Morgen wurde durch den überstürzten Aufbruch ihre Haltung auf dem Marsche abermals in Frage gestellt.

Dieser Tag wurde noch schlimmer, unendlich traurig. Das Aussehen der Landschaft hatte sich geändert; sie kamen in eine bergige Gegend; auf tannenbewachsenen Abhängen stiegen die Straßen an und fielen wieder ab; und die engen Täler mit ihrem Dickicht von Ginster waren ganz von goldenen Blüten übersät. Aber über diese in der heißen Augustsonne strahlende Landschaft wehte seit gestern panische Furcht von Stunde zu Stunde immer närrischer daher. Eine Depesche, die den Ortsvorstehern anempfahl, die Einwohner zu benachrichtigen, sie täten gut, ihre Habe in Sicherheit zu bringen, brachte die Angst auf den Höhepunkt. So war der Feind da? Hätten sie wenigstens noch Zeit, sich zu retten? Alle glaubten, das Grollen des Einbruchs wachsen zu hören, das dumpfe Brausen eines über seine Ufer getretenen Flusses das sich jetzt in jedem weiteren Dorf unter Jammer und Klagen durch neue Schrecknisse steigerte.

Maurice ging wie ein Schlaftrunkener, mit blutenden Füßen und vom Tornister und dem Gewehr zermalmten Schultern. Er dachte nicht mehr, er schob sich in dem Alpdruck der ihn umgebenden Eindrücke vorwärts; er hatte das Bewußtsein für die Tritte seiner Kameraden um ihn herum verloren und empfand nur noch Jean zu seiner Rechten, der von derselben Müdigkeit und denselben Schmerzen ermattet

schien. Es war jammervoll, diese Dörfer, durch die sie kamen, ein Jammer, der einem das Herz vor Angst zusammenschnürt. Wo die zurückgehenden Truppen erschienen, dieser Wirrwarr von entkräfteten, die Füße nachschleppenden Leuten, da kamen die Einwohner in Bewegung und flohen schleunigst. Vor vierzehn Tagen war das ganze Elsaß noch so ruhig gewesen und hatte den Krieg lächelnd erwartet; denn es war überzeugt, er würde in Deutschland ausgefochten werden! Nun aber wurde Frankreich überschwemmt, und bei ihnen, über ihren Häusern, auf ihren Feldern ging der Sturm nieder wie ein schrecklicher Orkan, der mit Hagel und Blitzschlag in zwei Stunden einen ganzen Landstrich vernichtet! Männer beluden vor den Türen in heftigster Verwirrung ihre Fuhrwerke mit Haufen von Einrichtungsgegenständen auf die Gefahr hin, alles zu zerbrechen. Von oben aus den Fenstern warfen Frauen noch eine letzte Matratze herunter oder reichten die Wiege heraus, die sie vergessen hatten. Das Kind banden sie darin an und befestigten sie dann oben auf dem Haufen zwischen den Beinen umgekehrter Stühle und Tische. Auf einem andern Karren wurde der alte, kranke Großvater hinten an einem Schrank festgebunden und so wie ein lebloser Gegenstand mitgenommen. Wer kein Fuhrwerk hatte, packte seinen Hausrat auf Schiebkarren; manche liefen mit einem Haufen Lumpen unter dem Arm davon, wieder andere dachten nur an ihre Uhr und drückten sie wie ein Kind ans Herz. Alles konnte man nicht mitnehmen; im Stich gelassene Sachen, zu schwere Wäscheballen blieben im Straßengraben liegen. Einzelne schlossen vor ihrem Weggange alles ab, die Häuser mit ihren verschlossenen Türen und Fenstern schienen wie tot; die Mehrzahl aber ließ in der Eile, in der verzweiflungsvollen Gewißheit, alles würde zerstört werden, die alten

Wohnungen offen, so daß die Leere der ausgeräumten Zimmer durch die Türen und Fenster gähnte; das bot einen höchst traurigen Anblick, den der häßlichen Traurigkeit einer eroberten, von der Furcht entvölkerten Stadt, diese armen, jedem Windstoß offen stehenden Häuser, aus denen selbst die Katzen im Schauder vor dem, was nun kommen würde, entflohen waren. Dies erbarmungswürdige Schauspiel nahm bei jedem neuen Dorf an Düsterkeit zu, die Zahl der wohnungslosen Flüchtenden wurde immer größer, das Getümmel wuchs unter geballten Fäusten, Flüchen, Tränen.

Aber vor allem auf offener Landstraße, auf freiem Felde fühlte Maurice eine erstickende Angst. Je näher sie an Belfort herankamen, desto mehr glich der zusammengedrängte Zug der Flüchtlinge einem großen, ununterbrochenen Leichengefolge. Ach, die armen Menschen, die innerhalb der Mauern dieses Platzes Zuflucht zu finden hofften! Der Mann hieb auf das Pferd, die Frau lief hinterher und schleppte die Kinder. Von großen Bündeln zu Boden gedrückt, auseinander gerissen, da die Kleinen nicht folgen konnten, zogen manche Familien in Eile dahin auf dem blendend weißen, von der bleiernen Sonne durchglühten Wege. Viele hatten ihre Pantinen ausgezogen und zogen in bloßen Füßen weiter, um schneller laufen zu können; Mütter, halb angezogen, gaben, ohne den Schritt zu verlangsamen, ihren schreienden Knirpsen die Brust. Verstörte Gesichter wandten sich rückwärts, magere Hände fuhren mit Riesenbewegungen gegen den Horizont, als ob sie ihn vor dem Sturm der Panik verschließen wollten, der ihnen die Köpfe zerzauste und ihre hastig übergeworfenen Kleider peitschte. Andere, Pächter mit ihren Dienstleuten, warfen sich querfeldein und trieben ihre losgelassenen Herden, Hammel, Kühe, Ochsen, Pferde vor

sich her, die sie mit Stockschlägen aus den Ställen und Hürden hatten herausjagen müssen. Sie strebten den Schluchten und Hochebenen und einsamen Wäldern zu, wobei ein Staub entstand wie ehemals bei den großen Wanderungen überfallener Völker, die erobernden Barbaren den Platz räumten. Sie mußten nun irgendwo, von einsamen Felsblöcken umhegt, in Zelten leben, so weit von jeder Straße ab, daß kein feindlicher Soldat sich dorthin wagen durfte. Flatternder Staub hüllte sie ein und verlor sich in den Tannengruppen mit dem Brüllen der Rinder und dem Klappern der Hufe, während auf der Straße der Strom der Fuhrwerke und Fußgänger immer weiter rann und die Truppen am Vorwärtskommen hinderte, ja, bei der Annäherung an Belfort so anschwoll, so sehr zu einem ausgetretenen, unwiderstehlich dahinströmenden Wildbach wurde, daß mehrfach wiederholte Haltepausen notwendig wurden.

Bei einer dieser kurzen Pausen wohnte Maurice einem Vorkommnis bei, das ihm dauernd wie ein Peitschenhieb mitten durchs Gesicht in der Erinnerung haften blieb.

Am Wegrand lag ein einzelnes Haus, die Wohnung eines armen Bauern, und das magere Anwesen dehnte sich dahinter aus. Der Mann hatte sein Feld nicht im Stiche lassen wollen, da er durch zu tiefe Wurzeln mit dem Boden verwachsen war; und so blieb er; er konnte nicht fortziehen, ohne Fetzen seines eigenen Fleisches dazulassen. Man sah ihn auf einer Bank der niedrigen Stube hingesunken, wie er den leeren Blick auf die vorbeiziehenden Soldaten richtete, deren Rückzug sein reifes Getreide dem Feinde auslieferte. Seine noch junge Frau stand neben ihm und hielt ein Kind auf dem Arm, während ein anderes sich an ihre Röcke hängte; alle drei jammerten. Plötzlich aber erschien im Rahmen der heftig

aufgestoßenen Tür die Großmutter, eine sehr alte Frau, lang, mager, mit nackten Armen wie knotige Stricke, die sie wütend schwenkte. Ihr unter der Haube hervorgequollenes graues Haar flog ihr um den hagern Kopf, und ihre Wut war so groß, daß die Worte, die sie schrie, ihr in der Kehle zu unbestimmten Lauten erstickten.

Zuerst fingen die Soldaten an zu lachen. Die sah gut aus, die alte Närrin! Dann verstanden sie einzelne Worte; die Alte schrie:

„Schufte! Räuber! Feiglinge! Feiglinge!"

Ihre immer durchdringendere Stimme spie ihnen den Vorwurf der Feigheit mit aller Kraft entgegen. Sie hörten auf zu lachen; eine eisige Kälte schien durch die Reihen zu ziehen. Die Leute ließen den Kopf hängen und sahen wo anders hin.

„Feiglinge! Feiglinge! Feiglinge!"

Auf einmal schien sie noch zu wachsen. Traurig, mager, richtete sie sich in ihren lumpigen Kleidern hoch auf und schwenkte ihren langen Arm mit einer solchen Riesengebärde von West nach Ost, daß er den ganzen Himmel zu umfassen schien.

„Feiglinge! Da ist der Rhein nicht! ... Da hinten ist er, ihr Feiglinge!"

Endlich ging's weiter, und Maurice, der in diesem Augenblick gerade auf Jeans Gesicht blickte, sah, daß dem die Augen voll großer Tränen standen. Er fühlte sich heftig bewegt; sein eigenes Unglück wuchs bei dem Gedanken, daß selbst so ein Vieh diese Kränkung fühlte, die sie hinnehmen mußten, wenn sie sie auch nicht verdient hatten. In seinem armen schmerzenden Kopf ging alles durcheinander; er konnte sich später nicht mehr darauf besinnen, wie er den Marsch beendigt hatte.

Das siebente Korps hatte den ganzen Tag gebraucht, um die dreiundzwanzig Kilometer zurückzulegen, die Dannemarie von Belfort trennen; von neuem sank die Nacht hernieder, und es wurde spät, ehe man die Truppen unter den Mauern des Platzes ins Biwak bringen konnte, an demselben Ort, von dem sie vor vier Tagen aufgebrochen waren, um gegen den Feind zu marschieren. Trotz der vorgerückten Stunde und der äußersten Ermüdung wollten die Soldaten unbedingt ihre Kochfeuer anzünden und Suppe kochen. Seit dem Aufbruch war es das erstemal, daß sie etwas Warmes bekamen. Und um die Feuer herum in der Frische der Nacht senkten sich die Nasen in die Schüsseln, Seufzer des Wohlbehagens wurden laut, als ein Gerücht entstand, das das Lager in Erstaunen versetzte. Unmittelbar nacheinander waren zwei Depeschen gekommen: die Preußen hatten den Rhein bei Markolsheim gar nicht überschritten, und in Hüningen stand kein einziger von ihnen. Der Rheinübergang bei Markolsheim, die beim Scheine mächtiger elektrischer Lampen gebaute Pontonbrücke, all diese beunruhigenden Erzählungen waren einfach nichts weiter als ein Alpdruck, eine unerklärliche Sinnestäuschung des Unterpräfekten von Schlettstadt. Und nun gar das Armeekorps, das Hüningen bedrohte, das berüchtigte Armeekorps des Schwarzwaldes, vor dem das Elsaß zitterte, das bestand nur aus einer winzigen württembergischen Abteilung von zwei Bataillonen und einer Schwadron, deren geschicktes Verfahren, wiederholtes Hin- und Hermarschieren und unvorgesehenes, plötzliches Auftauchen den Glauben an das Vorhandensein von dreißig- bis vierzigtausend Mann erweckt hatte. Und dann sich sagen zu müssen, daß sie noch fast am selben Morgen den Viadukt von Dannemarie gesprengt hatten! Zwanzig Meilen einer reichen Ge-

gend waren ohne jeden Grund in törichter Angst verwüstet; und wenn sie daran dachten, was sie an diesem jammervollen Tage gesehen hatten, wie die Einwohner wie Verrückte flohen, ihr Vieh in die Berge trieben, wie der Strom der mit Hausrat beladenen Fahrzeuge sich inmitten der Herde der Weiber und Kinder gegen die Stadt hinzog, dann machten die Soldaten ihrem Ärger durch verzweifelte Spottreden Luft.

„Ach nein, das ist wirklich zu ulkig!" brachte Loubet undeutlich heraus, indem er mit vollem Munde seinen Löffel schwang. „Was? da steht der Feind, gegen den wir kämpfen sollten? Kein Mensch war da! ... Zwölf Meilen vorwärts, zwölf Meilen zurück und keine Katze vor uns! Alles das für gar nichts, rein, um mal aus Spaß bange zu sein!"

Chouteau, der heftig seine Schüssel ausleckte, blökte dann gegen die Generäle los, ohne sie bei Namen zu nennen.

„Nicht wahr? solche Schweinehunde! das sind schöne Schafsköpfe! Da hat man uns feine Hasen gegeben! Wenn sie schon so ausrücken, wo doch niemand da war, nicht wahr? Hätten die erst ihre Beine unter den Arm genommen, wenn sie einer richtigen Armee gegenübergestanden hätten!"

Sie hatten wieder einen Arm voll Holz aufs Feuer geworfen, rein aus Freude, daß die Flamme so hoch emporstieg, als Lapoulle, der sich behaglich die Beine wärmen wollte, in ein wahnsinniges Gelächter ohne Sinn und Verstand ausbrach; und nun wagte Jean, der erst den Tauben gespielt hatte, in seiner väterlichen Art einzuwerfen: „Seid doch still! ... Wenn euch jemand hört, kann's schief gehen!"

Maurice saß still für sich und ließ den Kopf hängen. Ach, das war wohl das Ende! Kaum angefangen, und alles war vorbei! Diese Zuchtlosigkeit, diese Widersetzlichkeit der Leute beim ersten Rückschlag hatten das Heer bereits zu einer zu-

sammenhanglosen Bande ohne jeden sittlichen Halt gemacht, die für jeden Zusammenbruch reif war. Hier vor Belfort hatten sie noch keinen Preußen gesehen und waren schon geschlagen.

Die folgenden Tage waren bei ihrer Einförmigkeit voller Schauer der Erwartung und des Unbehagens. Um die Truppen zu beschäftigen, ließ General Douay sie an den noch sehr unvollständigen Verteidigungswerken der Festung arbeiten. Voller Wut karrten sie Erde und sprengten Felsen. Und nicht eine einzige Nachricht! Wo war die Armee Mac Mahons? und was geschah bei Metz? Die ausschweifendsten Gerüchte liefen um, und ein paar Pariser Zeitungen vermehrten durch ihre Widersprüche fast noch das dunkle Angstgefühl, mit dem man sich stritt. Zweimal hatte der General geschrieben und um Befehle gebeten, ohne auch nur eine Antwort zu erhalten. Indessen am 12. August endlich vervollständigte sich das siebente Korps durch die Ankunft der dritten Division, die aus Italien zurückkam; aber es war immer erst zwei Divisionen stark, denn die erste bei Fröschweiler geschlagene war mit in die Auflösung hineingerissen worden, ohne daß man selbst jetzt noch hätte sagen können, wo sie sich befände. Dann, nach einer Woche völliger Losgelöstheit, in der er gänzlich vom übrigen Frankreich getrennt war, kam ein Telegramm mit dem Aufbruchsbefehl. Große Freude herrschte; alles zogen die Leute diesem Eingemauertsein vor. Und während der Vorbereitungen begannen wieder die Mutmaßungen; kein Mensch wußte wohin es ging; einzelne meinten, sie sollten Straßburg verteidigen, während andere selbst von einem kühnen Streich gegen den Schwarzwald redeten, um die Rückzugslinie der Preußen abzuschneiden.

Am nächsten Morgen ging das 106. Regiment als eins der

ersten ab, in Viehwagen zusammengepreßt. Der Wagen, in dem sich Jeans Korporalschaft befand, war besonders voll, so voll, daß Loubet behauptete, er hätte keinen Platz zum Niesen. Da die Verteilung wieder einmal in der größten Unordnung stattgefunden hatte, hatten die Leute das, was ihnen an Essen zustand, in Branntwein erhalten und waren fast alle betrunken, von einer wütenden und lauten Betrunkenheit, die sich in unanständigen Liedern Luft machte. Der Zug rollte dahin; im Wagen konnte man nichts mehr sehen vor Pfeifenrauch, der alles in Nebel hüllte; infolge der Ausdünstung all dieser zusammengepferchten Körper herrschte eine unerträgliche Hitze; aus dem schwarzen, dahinfliegenden Wagen aber tönten Flüche über das Rollen der Räder hinaus und erstarben in der traurigen Landschaft. Erst in Langres begriffen die Mannschaften, daß sie nach Paris zurückgebracht würden.

„Du lieber Gott!" wiederholte Chouteau, der durch seine Allmacht als gewandter Redner in einer Ecke schon als unbestrittener Meister herrschte, „wir werden sicher in der Charentonne untergebracht werden, damit Bismarck nicht in den Tuilerien schlafen kann."

Die andern wandten sich und fanden das sehr witzig, ohne zu wissen, warum. Die geringfügigsten Zwischenfälle der Reise verursachten übrigens wüstes Gelächter, Schreie und betäubendes Gebrüll: am Wegrande stehende Bauern, Gruppen angsterfüllter Leute, die auf den kleinen Haltestellen die Durchfahrt der Züge abwarteten, das ganze verstörte, vor dem Einbruch schaudernde Frankreich. Und der zusammengelaufenen Bevölkerung flog so mit dem Luftzug der Lokomotive und dem raschen Eindruck des Zuges, erstickt in Rauch und Lärm, nur das Gebrüll dieses Kanonenfutters zu, das als Eilfracht weitergekarrt wurde. Als der Zug indessen auf

einem Bahnhof hielt und drei gut angezogene Damen, reiche Bürgerinnen der Stadt, den Soldaten Tassen voll Fleischbrühe austeilten, da hatten sie einen wahrhaften Erfolg. Die Leute weinten, als sie ihnen dankten und ihnen die Hände küßten.

Weiterhin aber begannen die scheußlichen Lieder und wilden Schreiereien von neuem. In dieser Verfassung kreuzte dicht hinter Chaumont der Zug einen andern mit Artillerie besetzten, der nach Metz gehen sollte. Die Geschwindigkeit verringerte sich, und die Soldaten in den beiden Zügen verbrüderten sich unter schrecklichem Lärm. Übrigens behielten doch die Artilleristen, zweifellos die Betrunkeneren, die Oberhand, indem sie stehend die Fäuste aus dem Wagen herausstreckten und mit verzweifelter Heftigkeit fortwährend den alles übertönenden Schrei herausstießen: „Zur Schlachterei! zur Schlachterei! zur Schlachterei!"

Es schien, als ob ein großer Schauder, der Eiswind eines Leichenhauses, vorüberwehte. Ein plötzliches Schweigen entstand, in dem Loubets Hohngelächter ertönte.

„Sind auch nicht gerade vergnügt, die Kameraden!"

„Aber sie haben recht!" fing Chouteau mit seiner Kneipenrednerstimme wieder an; „es ist ekelhaft, einen Haufen fixe Jungens loszuschicken, um sich den Schädel einschlagen zu lassen, für solche Dreckgeschichten, von denen sie auch nicht ein einziges Wort verstehen!"

Und so ging es weiter. Er war ein richtiger Wortverdreher, der schlechte Arbeiter von Montmartre, der herumstrolchende und saufende Anstreicher, der den Sinn der in Volksversammlungen gehörten Reden schlecht verdaut hatte und abstoßende Eseleien mit den großen Grundsätzen von Freiheit und Gleichheit vermengte. Er wußte alles und zwang seinen

Kameraden, vor allen Lapoulle, aus dem er einen fixen Kerl zu machen versprochen hatte, seine Lehren auf.

„Nicht wahr, Alter? das ist doch ganz einfach! ... Wenn Badinguet und Bismarck sich zanken, dann sollen sie es unter sich mit den Fäusten ausmachen ohne Hunderttausende von Leuten zu stören, die sich nicht einmal kennen und keine Lust haben, sich zu schlagen!"

Der ganze Wagen lachte vor Vergnügen und fühlte sich ganz überwältigt, und Lapoule, der keine Ahnung hatte, wer Badinguet wäre, ja sogar nicht imstande gewesen wäre, zu sagen, ob er sich für einen Kaiser oder einen König schlage, wiederholte in seiner Riesenkinderweise:

„Ganz gewiß, mit den Fäusten, und nachher stoßen sie wieder an!"

Aber Chouteau hatte sich zu Pache gewendet, den er jetzt vornehmen wollte.

„Du bist ja so einer, der an den lieben Gott glaubt ... Der hat doch verboten, daß man sich schlägt, dein lieber Gott. Warum bist du denn hier, du Gimpel?"

„Ja!" versetzte Pache in Verwirrung, „ich bin doch natürlich nicht zu meinem Vergnügen hier ... Aber die Gendarmen ..."

„Ach was! Flausen! die Gendarmen! auf die pfeift man .. Wißt ihr wohl, was wir täten, wir alle, wenn wir ordentliche Kerls wären? ... Sofort wenn wir ausgeladen werden, würden wir ausreißen, jawohl! ganz ruhig ausreißen, und würden dies dicke Schwein von Badinguet und seine Zwei-Groschen-Generäle sich aus der Klemme ziehen lassen, so gut sie's können, mit ihren Dreckpreußen!"

Bravos ertönten, die Verdrehung wirkte, und Chouteau setzte mit Siegermiene seine Lehren auseinander, in denen

sich eine trübe Flut durcheinander wälzte von Republik, Menschenrechten, Fäulnis des Kaiserreichs, das man niederwerfen müßte, Verrat aller ihrer Befehlshaber, die jeder für eine Million gekauft wären, als ob das schon bewiesen wäre. Er selbst bekannte sich als Umsturzmann; die andern wußten jedoch weder, ob sie Republikaner wären, noch wie sie es werden könnten, mit Ausnahme von Loubet, dem Leckermaul, der auch wußte, was er wollte, und immer nur an seine Suppe dachte; nichtsdestoweniger ließen sich alle hinreißen und schrien gegen den Kaiser, die Offiziere, den ganzen verfluchten Laden, aus dem sie fix auskneifen würden, sowie es ihnen zu dumm würde. Und während Chouteau ihre wachsende Betrunkenheit anfachte, erspähte er mit einem Seitenblick Maurice, den „Herrn", den er gern unterhielt, auf dessen Gegenwart er stolz war, und zwar so sehr, daß er, um ihn in Leidenschaft zu bringen, auf den Gedanken verfiel, sich auf Jean zu werfen, der bis dahin mitten in diesem Heidenlärm unbeweglich und wie schlafend mit halb geschlossenen Augen dagesessen hatte. Wenn der Freiwillige von der harten Lehre her, die er von dem Korporal durch den Zwang, sein Gewehr wieder aufzunehmen, empfangen hatte, noch Groll gegen seinen Vorgesetzten empfand, so war dies eine gute Gelegenheit, die beiden Männer aufeinander zu hetzen.

„Ich weiß schon jemand, der davon redete, uns erschießen zu lassen," fing Chouteau drohend wieder an. „Dreckümmel, die uns schlechter behandeln als das Vieh, die nicht mal begreifen, daß, wenn man von dem Affen und der Flinte genug hat, weg damit! schmeißt man das Zeug ins Feld und sieht, ob da nicht mehr danach wachsen! ... Nicht wahr, Kameraden, was würden die wohl sagen, wenn wir sie jetzt, wo wir sie in so 'ner netten Ecke haben, nun mal auf die Schienen

schmissen? ... So ist's doch, nicht wahr? Denen müssen wir es mal zeigen, damit sie uns nicht länger mit ihrem dreckigen Krieg elenden! Tod den Wanzen Badinguets! Schlagt sie tot, die Dreckspatzen, die verlangen, daß wir uns schlagen!"

Jean war infolge des zornigen Blutstroms, der ihm zuweilen bei seinen seltenen Leidenschaftsausbrüchen ins Gesicht stieg, dunkelrot geworden. Obwohl er durch seine Nachbarn wie in einen lebenden Schraubstock eingeklemmt war, stand er doch auf und drängte dem andern seine geballten Fäuste und sein glühendes Gesicht mit so schrecklicher Miene entgegen, daß der erbleichte.

„Gottes Donnerwetter! willst du Schweinehund endlich schweigen? ... Stundenlang schon sage ich nichts, weil es ja doch keine Führer mehr gibt und ich euch nicht allein in den Block bringen kann. Ja, sicher! ich hätte dem Regiment einen großen Dienst erwiesen, wenn ich ihm so'n paar erbärmliche Lumpen von deiner Art vom Halse geschafft hätte. ... Hör' aber! von dem Augenblick an, wo alle Strafen nur noch Luft sind, hast du es mit mir zu tun! Da gibt's keinen Korporal mehr, aber einen strammen Kerl, den du anödest und der dir dafür das Maul stopfen will. Ach, du verdammter Feigling! Du willst dich nicht schlagen und willst die andern dazu aufhetzen, daß sie sich auch nicht schlagen! Sag' das noch mal, wenn du Hiebe haben willst!"

Schon ließ der ganze Wagen, durch Jeans schönes Draufgehen bekehrt und wiederaufgerichtet, Chouteau im Stich, der sich stotternd vor den dicken Fäusten seines Gegners zurückzog.

„Ich kehre mich ebensowenig wie du an Badinguet, verstehst du? ... Ich habe mich nie um Politik gekümmert, ob Republik oder Kaiserreich; und heute wie damals, als ich noch

meinen Acker bebaute, habe ich mir immer nur eins gewünscht: Glück für alle, Ordnung, gute Geschäfte ... Natürlich ärgert sich jeder, wenn er sich schlagen soll. Deshalb muß man sie aber doch an die Mauer stellen, die Lumpen, die einem auch noch den Mut nehmen wollen, wenn es einem so schon so schwer wird, sich ordentlich zu halten. Herrgott! schlägt euch das Herz nicht rascher, Freunde, wenn ihr hört, daß die Preußen bei euch sind und daß ihr sie wieder rausschmeißen müßt?"

Nun stimmten die Leute mit der Leichtigkeit, mit der die Menge ihre Leidenschaften wechselt, laut dem Korporal zu, der nochmals schwur, er werde dem ersten von seiner Korporalschaft, der sich weigerte zu fechten, den Hals brechen. Bravo, Herr Korporal! Sie wollten schon mit Bismarck abrechnen!

Inmitten dieser wilden Ehrenbezeigung wandte sich Jean, wieder ruhig geworden, höflich zu Maurice, als spräche er gar nicht zu einem seiner Leute:

„Herr, Sie können doch nicht zu diesen Feiglingen gehören ... Sehen Sie, noch sind wir ja gar nicht geschlagen; schließlich werden wir sie schon eines Tages verhauen, die Preußen!"

In dem Augenblick war es Maurice, als ob ihm ein warmer Sonnenstrahl ins Herz fiele. Zwar blieb er düster im Gefühl seiner Erniedrigung. Ja, war denn dieser Mensch nicht ein bloßer Flegel? Und er rief sich den schrecklichen Haß ins Gedächtnis zurück, der ihn entflammte, als er sein Gewehr wieder aufnehmen mußte, das er in augenblicklicher Gedankenlosigkeit weggeworfen hatte. Er erinnerte sich auch seiner Rührung beim Anblick der zwei großen Tränen des Korporals, als die alte Großmutter, die Haare im Winde, sie beschimpfte, indem sie ihnen den Rhein da hinten hinter dem Horizont zeigte. War es das verbrüdernde Gefühl der gleichen Müdigkeit, der gleichen zusammen erlittenen Schmerzen, das seinen

Groll so schwinden ließ? Er stammte aus bonapartistischer Familie und hatte von der Republick nie anders als einem wissenschaftlichen Gebilde geträumt; er empfand sogar eine gewisse Zärtlichkeit für den Kaiser und war für den Krieg als das Leben der Völker. Ganz plötzlich kam ihm in einem der ihm so vertrauten Gedankensprünge die Hoffnung wieder; und die Begeisterung, die ihn eines Abends dazu gebracht hatte, sich zu stellen, durchströmte ihn wieder aufs neue und schwellte sein Herz mit Siegeszuversicht.

„Selbstverständlich, Herr Korporal!" sagte er fröhlich, „wir wollen sie schon verhauen!"

Der Wagen rollte und rollte immerfort; er schleppte seine menschliche Ladung in dickem Pfeifenqualm und der erstickenden Hitze der eingepferchten Leiber weiter und schleuderte den angsterfüllten Orten, durch die er kam, den mageren Bauern, die an den Hecken entlang standen, unanständige Lieder und trunkenen Lärm zu. Am 20. August waren sie in Paris auf dem Bahnhof von Pantin und fuhren am selben Abend weiter, um am nächsten Tage in Reims, mit der Bestimmung nach dem Lager von Châlons, ausgeladen zu werden.

## 3

Zu seiner großen Überraschung sah Maurice, daß die 106er in Reims ausstiegen und Befehl erhielten, dort Lager zu beziehen. Dann ging es also gar nicht nach Châlons, um zum Heere zu stoßen? Und als zwei Stunden später sein Regiment eine Meile vor der Stadt, nach Courcelles hinüber, die Gewehre zusammengestellt hatte, in der großen Ebene, die sich am Aisne-Marne-Kanal entlang erstreckt, da wuchs sein Erstaunen noch mehr, als er sah, daß die ganze Heeresgruppe

von Châlons sich seit dem Morgen zurückzog, um hier zu biwakieren. Tatsächlich dehnten sich von einem Ende des Horizonts zum andern, bis Saint-Thierry und la Neuvilette und von da auf der andern Seite bis an die Straße nach Laon Zeltreihen; abends würden hier die Feuer von vier Armeekorps leuchten. Offenbar hatte der Plan, vor Paris in Stellung zu gehen, um dort die Preußen zu erwarten, die Oberhand behalten. Und darüber fühlte er sich sehr glücklich. War das nicht auch das Verständigste?

Den Nachmittag des 21. verbrachte Maurice damit, durchs Lager zu bummeln, um etwas Neues zu hören. Es ging sehr frei her; die Manneszucht schien noch mehr nachgelassen zu haben; die Leute gingen und kamen, wie es ihnen paßte. Er ging schließlich ruhig wieder nach Reims hinein, wo er einen Wechsel über hundert Francs einlösen wollte, den er von seiner Schwester Henriette erhalten hatte. In einem Café hörte er einen Sergeanten über den schlechten Geist von achtzehn Bataillonen Mobilgarde der Seine reden, die man gerade wieder nach Paris zurückgeschickt hatte: das sechste Bataillon vor allem hatte fast seine Offiziere umgebracht. Drunten im Lager wurden die Generäle täglich beschimpft, und die Soldaten grüßten seit Fröschweiler selbst den Marschall Mac Mahon nicht mehr. Das Café füllte sich mit Stimmen; ein heftiger Streit entstand zwischen zwei friedlichen Bürgern über die Kopfzahl, die der Marschall unter seinem Befehl gehabt haben sollte. Der eine sprach von dreihunderttausend, das war verrückt. Der andere zählte verständiger die vier Korps auf: das zwölfte, das mit Mühe und Not im Lager durch Zuhilfenahme eines Marschregiments und einer Division Marineinfanterie vervollständigt worden war; das erste, dessen Reste seit dem 14. in Auflösung zurückkamen und dessen

Bestände so gut es ging aufgefüllt worden waren; schließlich das fünfte, ohne Kampf vernichtete, das auf der Flucht, in die es mitgerissen war, sich aufgelöst hatte, und das siebente, das eben ausgeladen wurde, ebenfalls entmutigt und ohne seine erste Division, die es erst teilweise in Reims wiederfand; höchstens hundertzwanzigtausend Mann, wenn man die Divisionen Bonnemain und Margueritte der Reservekavallerie mitrechnete. Aber als der Sergeant sich in den Streit hineinmischte und die Heeresgruppe mit wütender Verachtung als einen Haufen Menschen ohne jeden Zusammenhang darstellte, eine Herde Unschuldiger, die von Schwachköpfen zur Schlachtbank geführt wurde, da wurden die beiden Bürger unruhig und zogen voller Angst sich bloßzustellen ab.

Draußen versuchte Maurice sich Zeitungen zu besorgen. Er stopfte sich die Taschen voll mit allen Nummern, die er kaufen konnte, und las sie im Gehen unter den Bäumen der prachtvollen Baumgänge, die die Stadt umsäumten. Wo waren nur die deutschen Heere? Scheinbar waren sie verlorengegangen. Zwei standen zweifellos bei Metz; das erste, das General Steinmetz befehligte, beobachtete den Platz; das zweite, das des Prinzen Friedrich Karl, versuchte am rechten Moselufer aufwärts zu gehen, um Bazaine den Weg nach Paris abzuschneiden. Aber die dritte Gruppe, die des Kronprinzen von Preußen, die siegreiche Gruppe von Weißenburg und Fröschweiler, die das erste und fünfte Korps verfolgte, wo war die in Wirklichkeit bei diesem Gewirr sich widersprechender Nachrichten? Lag sie noch bei Nancy? War sie vielleicht im Anmarsch auf Châlons, daß man deshalb das Lager so eilig aufgab und alle Speicher, die Ausrüstungsgegenstände, Lebensmittel, Vorräte aller Art in Brand steckte? Übrigens fingen die Verwirrung und die widerspruchsvollsten

Vermutungen hinsichtlich der Pläne, die man den Generälen unterschob, schon wieder an. Jetzt erst erfuhr Maurice, als ob er von aller Welt getrennt gewesen wäre, von den Ereignissen in Paris: wie die Niederlage wie ein Blitzschlag auf das ganz von seinem Siege überzeugte Volk niedergefahren war, der furchtbaren Erregung auf den Straßen, der Einberufung der Kammern, dem Sturz des liberalen Ministeriums, das das Plebiszit veranstaltet hatte, dem Kaiser, der seiner Würde als Oberbefehlshaber entkleidet und gezwungen war, den Oberbefehl an den Marschall Bazaine abzugeben. Seit dem 16. war der Kaiser in Châlons, und alle Zeitungen sprachen von einem großen, am 17. abgehaltenen Kriegsrat, dem der Prinz Napoleon und die Generäle beigewohnt hätten; über die wirklich getroffenen Entscheidungen aber stimmten sie nur wenig überein, abgesehen von den aus ihnen hergeleiteten Ergebnissen: daß General Trochu zum Gouverneur von Paris ernannt und Marschall Mac Mahon an die Spitze der Heeresgruppe von Châlons gestellt sei, was das vollständige Beiseiteschieben des Kaisers in sich schloß. Es herrschte ein Gefühl von Bestürzung, eine gewaltige Unentschlossenheit, entgegengesetzte Pläne, die sich bekämpften und alle Stunden wechselten. Und immer wieder tauchte die Frage auf: wo waren nur die deutschen Heere? Wer hatte recht: diejenigen, die behaupteten, es stände Bazaine noch frei, seinen Rückzug auf die Plätze des Nordens durchzuführen, oder die, die erklärten, er sei schon vor Metz eingeschlossen? Ein unaufhörliches Raunen von Riesenschlachten, von heldenhaften Kämpfen lief umher, die vom 14. bis 20. eine ganze Woche lang gedauert hätten, ohne daß sich etwas anderes herausschälen ließ als ein furchtbarer, in der Ferne sich verlierender Waffenlärm.

Nun setzte sich Maurice mit vor Müdigkeit zerschlagenen Beinen auf eine der Bänke. Die Stadt schien rings um ihn her ihr tägliches Leben zu führen, und Kindermädchen paßten unter den schönen Bäumen auf die Kinder, während kleine Rentner gemächlichen Schrittes ihren gewohnten Spaziergang machten. Er nahm seine Zeitung wieder vor, als er auf einen Schriftsatz stieß, der ihm bisher entgangen war, einen Aufsatz in einem Blatte schärfster republikanischer Opposition. Plötzlich wurde ihm alles klar. Die Zeitung bestätigte, daß in dem am 17. im Lager von Châlons abgehaltenen Kriegsrat der Rückzug der Heeresgruppe auf Paris beschlossen worden und die Ernennung General Trochus nur durchgeführt sei, um die Rückkehr des Kaisers vorzubereiten. Aber er fügte hinzu, daß diese Beschlüsse an der Haltung der Kaiserin-Regentin und des neuen Ministeriums gescheitert seien. Für die Kaiserin stände der Ausbruch des Umsturzes fest, falls der Kaiser zurückkehre. Man schob ihr das Wort unter: „er würde nicht mehr lebendig die Tuilerien erreichen.“ Ebenso bestand sie mit ihrem ganzen starrköpfigen Willen auf dem Vormarsch, auf der Vereinigung mit der Heeresgruppe von Metz unter allen Umständen, worin sie übrigens vom General Palikao, dem neuen Kriegsminister, unterstützt wurde, der den Plan eines blitzschnellen Siegesmarsches zur Vereinigung mit Bazaine gefaßt hatte. Und als die Zeitung jetzt auf seine Knie glitt und sein Blick sich verlor, glaubte Maurice alles zu verstehen: die beiden sich bekämpfenden Pläne, das Zaudern Marschall Mac Mahons, den so gefährlichen Flankenmarsch mit so wenig in sich gefestigten Truppen zu unternehmen, die ungeduldigen, immer gereizteren Befehle, die aus Paris kamen und ihn endlich in dies närrische Wagnis hineinstürzten. Plötzlich sah er klar die Erscheinung

des Kaisers inmitten dieses Trauerspiels vor sich, seiner kaiserlichen Würde entkleidet, die er den Händen der Kaiserin-Regentin anvertraut hatte, seiner Gewalt als Oberbefehlshaber beraubt, mit dem er den Marschall Bazaine soeben bekleidet hatte, in Zukunft nichts weiter als der Schatten eines Kaisers, unbestimmt und unklar, eine namenlose, überall im Wege stehende Nutzlosigkeit, mit der man nichts anzufangen wußte, die Paris von sich stieß und für die im Heere kein Platz mehr war, seitdem er sich dazu verstanden hatte, keinen Befehl mehr zu erteilen.

Am folgenden Morgen indessen, nach einer stürmischen Nacht, die er, in seinen Mantel gewickelt, vor dem Zelte schlief, kam Maurice das tröstliche Bewußtsein, daß der Rückzug auf Paris entschieden die Oberhand behalten hatte. Es hieß, es habe ein neuer Kriegsrat am Abend vorher stattgefunden, dem der frühere Vizekaiser Mr. Rouher beigewohnt hätte, der von der Kaiserin geschickt worden sei, um den Marsch auf Verdun zu beschleunigen, und daß der Marschall diesen von der Gefährlichkeit einer solchen Bewegung überzeugt zu haben scheine. Waren schlechte Nachrichten von Bazaine eingetroffen? Das wagte man nicht zu bestätigen. Aber das Ausbleiben von Nachrichten war an sich selbst schon bezeichnend; alle einigermaßen verständigen Offiziere erklärten sich für das Abwarten vor Paris, für das man so durch diese Heeresgruppe eine Sicherung bilden könnte. Und in der Überzeugung, daß es am nächsten Morgen zurückgehen würde, da es hieß, der Befehl sei schon ausgefertigt, wollte sich Maurice in seinem Glück einen ihn ganz erfüllenden kindlichen Wunsch befriedigen: einmal seiner Kommißschüssel zu entfliehen und irgendwo von einem richtigen Tischtuch zu essen, eine Flasche, ein Glas, einen Teller vor sich zu sehen,

alles, dessen er sich seit Monaten wie beraubt vorkam. Er hatte Geld; klopfenden Herzens riß er aus wie zu einem richtigen Jungensstreich und suchte sich ein Wirtshaus.

Jenseits des Kanals am Eingange des Dorfes Courcelles fand er das erträumte Frühstück. Am Abend vorher hatte er gehört, der Kaiser wäre in einem der Häuser des Dorfes abgestiegen; und nun er aus Neugierde hierher gebummelt war, erinnerte er sich, an einer Ecke zwischen zwei Straßen diese Wirtschaft mit ihrer Gartenlaube gesehen zu haben, in der schöne Weintrauben schon goldig und reif herabhingen. Unter dem rankenden Wein standen grün angestrichene Tische, und in der mächtigen Küche sah man durch die weit offene Tür eine laut tickende Wanduhr, Epinaler Bilderbogen zwischen Steingut an die Wand geklebt, während die riesige Wirtin den Bratspieß drehte. Weiter hinten lag eine Kegelbahn. Alles war gemütlich, heiter und hübsch, die richtige alte französische Weinkneipe.

Ein hübsches Mädchen mit kräftiger Brust kam und zeigte ihre weißen Zähne, während sie ihn fragte:

„Möchte der Herr frühstücken?"

„Jawohl, frühstücken möchte ich ... Geben Sie mir ein paar Eier, ein Stück Fleisch und Käse ... Und Weißwein!"

Er rief sie zurück.

„Sagen Sie, ist nicht in einem der Häuser da der Kaiser abgestiegen?"

„Sehen Sie, in dem da gerade vor uns, Herr! ... Das Haus sieht man nicht, es liegt hinter der Mauer, über die die Bäume herübergucken."

Nun ließ er sich in der Laube nieder, schnallte sein Koppel ab, um behaglicher zu sitzen, und suchte sich einen Tisch, auf den die durch die Reben fallende Sonne goldene Kringel

warf. Immer wieder lief sein Blick zu der gelben Mauer zurück, die den Kaiser umschloß. Wirklich, das war ein verborgenes, geheimnisvolles Haus, von dem man von außen nicht mal die Dachziegel sah. Der Eingang ging nach der andern Seite hinaus auf die Dorfstraße, eine enge Straße, die sich ohne Läden, ja ohne ein Fenster zwischen den trübseligen Mauern dahinwand. Hinter dem Hause lag der kleine Park zwischen einigen benachbarten Bauten wie ein Eiland von dichtem Grün. Und dort auf der andern Seite der Straße entdeckte er in einem weiten, von Ställen und Scheunen umgebenen Hofe, den sie ganz vollstopften, einen Park von Wagen und Fuhrwerken inmitten eines dauernden Hinundher von Menschen und Pferden.

„Ist das alles für den Kaiser?" fragte er in scherzhafter Absicht das Mädchen, das ein schneeweißes Tischtuch über den Tisch breitete.

„Ganz allein für den Kaiser, wahrhaftig!" antwortete sie in ihrer hübschen, munteren Weise, froh, ihre weißen Zähne zeigen zu können.

Sie war zweifellos von den Stallknechten unterrichtet, die seit dem Abend vorher zum Kneipen herüberkamen, und fing an aufzuzählen: der Stab von fünfundzwanzig Offizieren, sechzig Mann Hundertgarden und ein Zug Leibjäger, sechs Feldgendarmen; dann der dreiundsiebzig Personen umfassende Haushalt, die Kammerherren, die Kammer- und Tafeldiener, die Köche, die Küchenjungen; dann vier Reitpferde und zwei Wagen für den Kaiser, zehn Pferde für die Reitknechte, acht für die Jäger und die Stalljungen, siebenundvierzig Postpferde gar nicht mitgezählt; dann ein Break, zwölf Gepäckwagen, von denen zwei für die Küche bestimmte ihre besondere Bewunderung erregt hatten durch die Menge

Gerätschaften, Teller und Flaschen, die man in ihnen in schöner Ordnung erblickte.

„Ach, Herr, keine Ahnung haben Sie von all den Töpfen! Wie die Sonne leuchten sie ... und alle möglichen Sorten von Tellern und Schüsseln und Dingen, die zu Gott weiß was dienen! ... Und einen Weinvorrat, ach! Bordeaux, Burgunder, Champagner; die können sich bekneipen!"

Voller Freude über das weiße Tischtuch, entzückt über den Weißwein, der im Glase funkelte, aß Maurice zwei weiche Eier in einem Gefühl von Schlemmerei, das er gar nicht an sich kannte. Wenn er den Kopf wandte, hatte er links durch einen der Eingänge der Laube die Aussicht über die weite, mit Zelten bedeckte Ebene, eine ganze wimmelnde Stadt, die zwischen den Strohdächern, dem Kanal und Reims emporgeschossen war. Ein paar magere Baumgruppen verdeckten nur unwirksam mit ihrem Grün die graue Weite. Drei Windmühlen drehten ihre dürren Arme. Aber über dem Dächergewirr von Reims, das die Wipfel der Kastanien verdeckten, hob sich das gewaltige Schiff der Kathedrale von der blauen Luft ab, riesenhaft trotz der Entfernung neben den niedrigen Häusern. Und Schulerinnerungen, auswendig gelernte und hergestotterte Aufgaben kamen ihm ins Gedächtnis zurück: die Königssalbungen, das heilige Salbgefäß, Chlodwig, Jeanne d'Arc, das ganze ruhmreiche alte Frankreich.

Als Maurice dann, von neuem von dem Gedanken an den Kaiser gepackt, in diesem einfachen, so heimlich versteckten Bürgerhause seinen Blick wieder auf die lange gelbe Mauer lenkte, las er dort zu seinem Erstaunen in riesigen Kohlebuchstaben den Ruf: Es lebe Napoleon! neben ungeschickten, übertrieben groß gezeichneten Schweinereien. Der Regen hatte

die Buchstaben verwaschen; die Inschrift war offenbar sehr alt. Wie merkwürdig, dieser alte, begeisterungsvolle Kriegsruf hier an der Mauer, der zweifellos dem Oheim, dem Eroberer, und nicht dem Neffen galt! Schon wurde seine Kindheit wieder lebendig und sang in ihm ihre Erinnerungen von damals an, als er zu Chêne-Populeux noch in der Wiege die Geschichten seines Großvaters, eines Soldaten der Großen Armee, anhörte. Seine Mutter war tot, sein Vater hatte eine Lehrerstelle annehmen müssen in dem Zusammenbruch des Ruhmes, der die Söhne der Helden nach dem Sturz des Kaiserreichs traf; da lebte nun der Großvater von einem winzigen Ruhegehalt in der Mittelmäßigkeit dieses kleinen Beamtenhaushalts ohne jeden andern Trost als den, den Enkeln von seinen Feldzügen zu erzählen, den beiden Zwillingen, dem Jungen und dem Mädchen mit den gleichen blonden Haaren, die er ein wenig bemutterte. Henriette setzte er aufs linke Knie, Maurice aufs rechte, und dann gab es stundenlang homerische Schlachtenschilderungen.

Die Zeiten verschmolzen sich; alles schien ihm außerhalb der Geschichte in einem furchtbaren Zusammenstoß der Völker vor sich zu gehen. Engländer, Österreicher, Preußen, Russen zogen zugleich und wechselweise vor ihm dahin mit ihren auf gut Glück geschlossenen Bündnissen, ohne daß man immer wissen konnte, weshalb die einen schwerer geschlagen wurden als die andern. Aber als Schlußergebnis wurden sie alle geschlagen, unvermeidlich im voraus geschlagen unter dem Drucke eines genialen Heldentums, das ganze Heere wie Stroh zusammenfegte. Da war Marengo, die Schlacht der Ebene mit ihren so klug entwickelten Linien, ihrem tadellosen gestaffelten Rückzug, der schweigenden und gegen das feindliche Feuer unempfindlichen Batterielinie, die sagenhafte

Schlacht, die in drei Stunden verloren und in sechsen gewonnen wurde, in der die achthundert Grenadiere der Konsulargarde den Ansturm der ganzen österreichischen Kavallerie brachen, in der Desaix eintraf, um zu sterben und die beginnende Flucht in einen unsterblichen Sieg zu wandeln. Dann kam Austerlitz mit seiner schönen Ruhmessonne im Winternebel, Austerlitz, das mit der Wegnahme der Hochebene von Pratzen begann und in dem schrecklichen Zusammenbruch der vereisten Sümpfe endete, in denen ein ganzes russisches Armeekorps, Menschen und Tiere, mit entsetzlichem Krachen unter dem Eise verschwand, während Napoleon, der Gott, der natürlich alles vorausgesehen hatte, das Unheil mit Kanonenschüssen beschleunigte. Dann war da Jena, das Grab der preußischen Macht, mit Plänklerfeuer im Oktobernebel beginnend, die Ungeduld Neys, die beinahe alles in Frage stellt, dann das Einrücken Augereaus in die Schlachtlinie zur Ablösung Neys, der große Stoß, der das feindliche Zentrum mit sich reißt, endlich die Panik, das Rette-sich-wer-kann einer übermäßig gepriesenen Kavallerie, die unsere Husaren wie reifen Hafer zusammensäbeln, so daß das ganze romantische Tal mit niedergemetzelten Menschen und Pferden übersät war. Eylau, das scheußliche Eylau, die blutigste, die Schlachterei mit ihren Haufen schauderhaft entstellter Leichen, Eylau, rot von Blut im Schneesturm, mit seinem traurigen Heldenfriedhof, Eylau, noch widerhallend vom niederschmetternden Angriff der achtzig Schwadronen Murats, die die russische Armee hin und her durchquerten und den Boden mit einer so dicken Schicht von Leichen bedeckten, daß selbst Napoleon weinte. Friedland, die große, schreckliche Falle, in die die Russen abermals wie erschreckte Spatzen hineinfielen, das Meisterstück des Kaisers an Feldherrnkunst, der

alles wußte und konnte, unsere Linke unbeweglich, unerschütterlich, während Ney die Stadt Straße für Straße nahm und die Brücken zerstörte, bis die Linke sich auf die feindliche Rechte stürzte und sie gegen den Fluß trieb und sie in dieser Sackgasse aufrieb, eine derartige Metzelei, daß sie sich noch um zehn Uhr abends umbrachten. Wagram, wo die Österreicher uns von der Donau abschneiden wollten und ihren linken Flügel immer mehr verstärkten, um Massena zu schlagen, der verwundet vom offenen Wagen aus befehligte, und Napoleon, boshaft und riesig, sie gewähren ließ und dann mit einemmal hundert Geschütze ein schreckliches Feuer auf ihre entblößte Mittelstellung richteten und sie mehr als eine Meile zurückwarfen, während ihre Rechte voller Furcht vor ihrer Vereinsamung von Massena, der den Sieg wieder gepackt hatte, zu weichen begann und den Rest des Heeres in den vernichtenden Strudel eines Deichbruches mit hineinriß. Endlich die Moskwa, wo die helle Sonne von Austerlitz zum letztenmal schien, ein fürchterliches Handgemenge, ein Wirrwarr der mit hartnäckigem Mut kämpfenden Massen, wo Hügel unter unaufhörlichem Feuer gestürmt wurden, fortwährende Gegenangriffe jeden Zoll Bodens streitig machten, bei dem erbitternden Mut der russischen Garde, so daß es der wütenden Angriffe Murats, des Donners von dreihundert gleichzeitig feuernden Geschützen und Neys, des Hauptsiegers des Tages, Heldenmut bedurfte, um den Sieg zu erringen. Einerlei wie die Schlacht hieß, die Fahnen flatterten in der Abendluft mit demselben Siegesrauschen, der Ruf: Hoch Napoleon! ertönte stets gleich zur Stunde, wo die Biwakfeuer in den eroberten Stellungen aufflammten; überall war Frankreich zu Hause und trug seine unüberwindlichen Adler von einem Ende Europas zum andern; es brauchte seinen

Fuß nur in ein Königreich hineinzusetzen, um die Völker bezähmt zu Boden zu strecken.

Maurice aß sein Rippenstück und fühlte sich weniger angeregt von dem Weißwein als von all dem heraufbeschworenen Ruhm, als sein Blick auf zwei zerlumpte, mit Schmutz bedeckte Soldaten fiel, die vom Herumstrolchen ermüdeten Gaunern glichen; und er hörte, wie sie das Mädchen nach der genauen Lage der am Kanal entlang lagernden Regimenter fragten.

Da rief er sie an.

„Heda! Kameraden, hierher! ... Ihr seid ja auch vom siebenten Korps!"

„Gewiß, von der ersten Division! ... Ach verflucht! kannst es glauben, ich gehöre dazu. Hier hast du den Beweis: ich war bei Fröschweiler, und da war's nicht kalt, kann ich dir versichern! ... Und da, der Kamerad ist vom ersten Korps und war bei Weißenburg, auch so'n Drecknest!"

Sie erzählten ihre Geschichte, wie sie, in die panische Flucht verwickelt, halb tot vor Ermattung in einem Graben liegen geblieben waren, einer wie der andere leicht verwundet, und wie sie sich seitdem hinter der Armee hergeschleppt hätten, in einzelnen Städten wegen ihres fieberhaften Erschöpfungszustandes hätten liegen bleiben müssen, daß sie aber nun schließlich leidlich wiederhergestellt wären und ihre Korporalschaft wiederfinden wollten.

Maurice, der gerade ein Stück Käse nehmen wollte, krampfte sich das Herz zusammen, als er ihre gierigen Blicke auf seinen Teller gerichtet sah.

„Bitte, Fräulein! noch etwas Käse, und Brot und Wein! .. Nicht wahr, Kameraden, ihr macht's wie ich? Ich halte euch frei. Eure Gesundheit!"

Hocherfreut setzten sie sich an den Tisch. In ihm aber entstand ein Gefühl von Kälte, als er sie so in der jammervollen Verwahrlosung waffenloser Soldaten vor sich sah, mit derart durch Bindfaden zusammengehaltenen roten Hosen und aus so viel verschiedenen Lumpen zusammengestückten Waffenröcken, daß sie wie Plünderer aussahen, wie Zigeuner, die gerade ein Schlachtfeld abgelesen hatten.

„Ach, verflucht ja!" fing der Größere mit vollem Munde wieder an, „das war kein Spaß da hinten! ... Das muß man selbst gesehen haben. Erzähl' doch mal, Coutard."

Und der Kleine fuchtelte mit seinem Stück Brot durch die Luft und erzählte.

„Ich wusch gerade mein Hemd, während wir abkochten ... Denkt euch mal so'n dreckiges Loch, so'n richtigen Trichter mit Wäldern rings herum, die es den Schweinen von Preußen möglich machten, auf allen vieren 'ranzukommen, ohne daß wir 'ne Ahnung davon hatten ... Also um sieben Uhr fangen mit einemmal die Granaten an, uns in die Kessel zu fallen. Gott'sverdammt! Wir sprangen fix zu unsern Flinten, und bis elf dachten wir wahrhaftig, wir langten ihnen schön feste eine hin ... Aber ihr müßt wissen, wir waren nur fünftausend, und von den Schweinehunden kamen immer mehr, immer mehr. Ich lag auf so 'nem Hügel hinter einem Busch und sah sie drüben rechts, links, ach! in wahren Ameisenhaufen herauskommen, ganze Züge von schwarzen Ameisen, und wenn sie eben aufhörten, fing es gleich wieder an. Es ist nicht zu sagen, und wir dachten alle, unsere Führer müßten doch tolle Gimpel sein, daß sie uns in so 'n Wespennest hineinjagten, weit weg von den Kameraden, und daß sie uns da plattschlagen ließen, ohne uns zu Hilfe zu kommen ... Da mit einemmal schluckt unser General, der arme

Deubel von General Douay, wirklich kein Dummkopf oder Feigmatz, 'ne blaue Bohne und streckt alle viere in die Luft. Erledigt! und kein Mensch weiter da! Das macht aber nichts, wir halten uns doch. Aber schließlich waren es doch zu viele, wir mußten ausreißen. Wir schlugen uns so zwischen den Zäunen 'rum, verteidigten den Bahnhof, und es war ein Lärm, daß man da taub von hätte werden können ... Und dann, ich weiß nicht mehr, dann wurde die Stadt genommen, und wir lagen auf einem Berg, ich glaube der Geißberg sagen sie; und dann steckten sie da in so 'ner Art Schloß; was wir da von den Schweinen geschlachtet haben! Sie gingen in die Luft, es war ordentlich ein Spaß, sie auf die Nase fallen zu sehen ... Und dann? ja, was meint ihr? immer mehr, immer mehr kamen, zehn Mann gegen einen und so viel Kanonen, wie sie gerade wollten. Bei solchen Geschichten mutig zu sein, ist nur dazu gut, daß man auf der Nase liegenbleibt. Schließlich war es so ein Matsch, daß wir ausreißen mußten ... Das macht nichts! Wenn sie auch Gimpel sind, unsere Offiziere, dann sind sie doch 'ne feine Sorte, nicht wahr, Picot?"

Sie schwiegen. Picot, der Größere, goß ein Glas Weißwein hinunter; dann wischte er sich den Mund mit der umgekehrten Hand:

„Sicher! Genau wie bei Fröschweiler; man muß schon ein Heuochse sein, wenn man sich unter solchen Verhältnissen schlägt. Mein Hauptmann, so 'n kleines Biest, der sagte ... in Wahrheit kann man's nämlich gar nicht wissen. 'n ganzes Heer von diesen Drecklümmeln fiel über uns her, während wir kaum vierzigtausend waren. Und wir dachten an dem Tage gar nicht daran, uns zu schlagen; die Schlacht fing so ganz allmählich an, ohne daß die Führer es wollten, scheinbar. Kurz, na! ich habe natürlich nicht alles gesehen. Aber das

weiß ich doch, daß der Tanz den ganzen Tag immer wieder von neuem anfing, und wenn sie eben dachten, es wäre aus, keine Spur! dann gingen die Fiedeln erst recht wieder los ... Zuerst, bei Wörth, ein nettes Dorf mit so 'nem spaßigen Kirchturm, der wie ein Ofen aussieht, weil sie da oben so Steingutkacheln angebackt haben. Ich weiß den Deubel nicht, weshalb wir ihn am Morgen aufgeben mußten, denn mit Klauen und Zähnen versuchten wir ihn nachher wieder zu nehmen und konnten's nicht. Ach, Kinder! was wir uns da geholzt haben, was es da für offene Bäuche und zerschmetterte Schädel gab, ihr könnt's nicht glauben! ... Dann hauten wir uns um ein anderes Dorf: Elsaßhausen, ein Name, um junge Hunde zu kriegen. Wir kriegten Feuer aus verdeckter Stellung von einem Haufen Kanonen, die ganz bequem von so 'nem verdammten Hügel herunterfeuerten, den wir auch am Morgen aufgegeben hatten. Und da habe ich, jawohl! wie ich hier sitze, da habe ich den Angriff der Kürassiere gesehen. Was haben die sich totschlagen lassen, die armen Deubels! Ein wahrer Jammer, Pferde und Menschen über so ein Gelände zu jagen, einen Abhang voll von Gestrüpp und Gräben! Um so mehr, verdammt noch mal! als es doch alles nichts nützte. Na, wenn auch! forsch war es, und es macht einem das Herz warm ... Schließlich, nicht wahr, da schien es doch am besten, sich zu drücken und woanders zu verschnaufen. Das Dorf brannte wie Streichhölzer, die Badenser, die Württemberger, die Preußen, die ganze Bande hatte uns schließlich eingewickelt, mehr als zwanzigtausend von diesen Dreckspatzen, wie wir sie nachher gezählt haben. Und natürlich geht die Geschichte bei Fröschweiler herum erst recht wieder los! Denn das ist reine Wahrheit: ein Schafskopf ist Mac Mahon wohl, aber tapfer ist er doch. Solltet ihn

mal sehen auf seinem großen Schimmel mitten unter den Granaten! Ein anderer wäre gleich ausgerissen und hätte gesagt, das wäre doch keine Schande, sich nicht zu schlagen, wenn man nicht stark genug ist. Wie es aber erst mal losgegangen war, da wollte er sich auch den Hals ganz und gar brechen. Und wie hat er das fertiggebracht! ... In Fröschweiler, seht ihr, das waren gar keine Menschen mehr, da fraßen sie sich gegenseitig wie die Bestien. Fast zwei Stunden lang lief das Blut nur so in den Gossen ... Am Ende, ja verflucht! am Ende mußten wir uns dann doch drücken. Und dann kommen sie noch und erzählen einem, daß mir auf dem linken Flügel die Bayern über Kopf geworfen hätten! Donnerschlag noch mal, ja! wenn wir auch hunderttausend Mann gehabt hätten! wenn wir auch genug Kanonen gehabt hätten und etwas weniger dämliche Führer!"

Voll heftiger Erbitterung schnitten Coutard und Picot in ihren zerlumpten Uniformen, grau von Staub, sich Brot ab und schlangen große Stücke Käse herunter; aber in der reizenden Laube mit den reifen Trauben, durch die die Sonnenstrahlen hindurchfunkelten, warfen sie den Alp ihrer Erinnerungen von sich. Jetzt kamen sie zu der schrecklichen Flucht, die dann folgte, wo ganze Regimenter aufgelöst, entmutigt, verhungert querfeldein flohen, die Heerstraßen ein scheußlicher Wirrwarr von Menschen, Pferden, Wagen, Geschützen dahinrollend, alle die Bruchstücke eines vernichteten Heeres, das vom tollen Hauch panischer Furcht vorwärtsgepeitscht wird. Wenn sie sich nun auch nicht ordentlich zurückzogen, um die Vogesenpässe zu verteidigen, so hätten sie doch wenigstens die Brücken sprengen und die Tunnel verstopfen müssen. Aber die Generäle jagten voller Bestürzung davon, und es wehte ein solcher, Sieger und Besiegte mit sich

reißender Sturmwind von Betäubung, daß beide Heere sich zeitweilig auf dieser bei vollem Tageslicht doch nur tastend durchgeführten Verfolgung ineinander verloren, daß Mac Mahon auf Luneville eilte und der Kronprinz von Preußen ihn in der Richtung der Vogesen suchte. Am 7. kamen die Reste des ersten Korps wie ein schlammiger, aus seinen Ufern getretener Fluß, auf dem Wrackstücke dahintreiben, durch Zabern. Am 8. stieß das fünfte Korps bei Saarburg wie ein ausgetretener Wildbach auf einen andern, auf das erste auch auf der Flucht befindliche, das, kampflos geschlagen, seinen Führer, den traurigen General Failly, mit sich riß; und der verlor den Verstand darüber, daß die Schuld an der Niederlage auf seine Untätigkeit zurückgeführt wurde. Am 9., am 10. ging die Hetzjagd weiter, ein wütendes Rette-sich-wer-kann, wo sich kein Mensch mehr umschaute. Am 11. kamen sie in strömendem Regen auf Bayon herunter, um Nancy zu vermeiden, das einem falschen Gerücht zufolge in den Händen des Feindes sein sollte. Am 12. lagen sie bei Haroué, am 13. bei Vicherey, und am 14. endlich waren sie in Neufchâteau, wo die Eisenbahn dies menschliche Geröll in Empfang nahm und es wie mit Schaufeln in Züge verlud, die es in drei Tagen nach Châlons brachten. Vierundzwanzig Stunden nach Abgang des letzten Zuges trafen die Preußen ein.

„Ach, eine verfluchte Geschichte!" schloß Picot. „Was wir da ausreißen mußten ... Ja, und wo wir auch noch im Lazarett lagen."

Coutard goß den Rest der Flasche in sein Glas und das seines Kameraden.

„Ja, da suchten wir unsere Siebensachen zusammen und laufen jetzt noch ... Ach was! So ist's auch ganz schön, wenn

man denn noch aufs Wohl von Leuten trinken kann, die sich nicht den Hals dabei gebrochen haben."

Jetzt verstand Maurice. Nach der törichten Überraschung bei Weißenburg kam die Vernichtung bei Fröschweiler wie ein Blitzstrahl, der die schreckliche Wahrheit mit unheimlicher Klarheit klar erkennen ließ. Wir waren schlecht vorbereitet, die Artillerie mittelmäßig, die Truppenbestände erlogen, die Generäle unfähig; und der so sehr unterschätzte Feind erschien stark und einheitlich, unzählbar, im Besitz vollkommener Fechtweise und Manneszucht. Der schwache Vorhang unserer sieben von Metz bis Straßburg verstreuten Korps wurde von den drei deutschen Heeren wie durch mächtige Keile zertrennt. Im Handumdrehen waren wir nun allein, weder Österreich noch Italien kamen, der Plan des Kaisers brach infolge der Langsamkeit der kriegerischen Maßnahmen und der Unfähigkeit der Führer zusammen. Ja, das Geschick selbst arbeitete gegen uns, es häufte Widerwärtigkeiten und ärgerliche Zusammentreffen und setzte den geheimen Plan der Preußen, der darauf hinauslief, unsere Heere in zwei Teile zu zerschneiden, den einen auf Metz zurückzuwerfen, um ihn dort von Frankreich abzusondern, und dann den andern zu vernichten und auf Paris zu marschieren, in Wirklichkeit um. Von nun an schien es ihm mathematisch sicher, daß wir aus all diesen Ursachen besiegt werden mußten, deren unvermeidliche Ergebnisse nun so klar dastanden; es war der Ansturm unklugen Mutes gegen Überzahl und kalte Überlegung. Später könnte man sich lange darüber unterhalten; die Niederlage war trotz alledem unabänderlich wie die Gesetze der Kräfte, die die Welt lenken.

Und da las Maurice mit träumerischem, verlorenem Blick da hinten an der Mauer plötzlich wieder den Ruf: Hoch

Napoleon! in Kohle auf der gelben Mauer. Er empfand ein unerträgliches Unbehagen, brennende Stiche durchbohrten ihm das Herz. So wurde Frankreich mit seinen sagenhaften Siegen, das unter Trommelschlag durch ganz Europa gezogen war, von einem verachteten Volke wirklich auf den ersten Hieb gefällt? Fünfzig Jahre hatten genügt, die Welt hatte sich geändert, fürchterlich brach die Niederlage über die ewigen Sieger herein. Und er dachte an alles, was sein Schwager Weiß ihm in der angstvollen Nacht vor Mülhausen gesagt hatte. Ja, der allein sah also klar und ahnte, was die langsam im Verborgenen wirkenden Ursachen unserer Schwäche wären, ahnte allein den frischen Wind der Jugendkraft, der von Deutschland herüberwehte. Ging nicht ein Zeitalter des Krieges zu Ende und brach nicht ein neues an? Wehe dem Volke, das bei dem fortdauernden Wettbewerb ins Zögern geriet; der Sieg gehörte denen, die an der Spitze marschierten, den gesündesten, den kräftigsten!

In diesem Augenblick aber ertönte Gelächter, das Lachen eines im Scherz überwundenen Mädchens. Es war Leutnant Rochas, der in der alten verräucherten Küche voll Vergnügen über die Epinaler Bilderbogen als erobernder Krieger das hübsche Dienstmädchen im Arme hielt. Er erschien in der Laube, wo er sich einen Kaffee geben ließ; und da er die letzten Worte Picots und Coutards gehört hatte, mischte er sich heiter ins Gespräch:

„Ach, Kinder, das macht ja alles gar nichts! Der Tanz fängt ja erst an; ihr sollt nächstens mal die Sorte von verflixter Revanche sehen ... Donnerwetter, bis jetzt stehen sie ja fünf gegen einen! Aber die Geschichte kommt schon andersrum, ich gebe euch mein Wort darauf! ... Wir sind hier dreihunderttausend Mann. Alle Bewegungen, die wir ausführen

und die wir jetzt noch nicht verstehen, die sollen alle nur die Preußen auf uns ziehen, während Bazaine sie beobachtet und dann mit einemmal beim Schwanze packt ... Dann werden wir sie schon plattschlagen, schwapp! wie die Fliege hier!"

Mit einem lauten Klapp hatte er eine Fliege im Fluge zwischen den Händen zerquetscht; seine Freude wurde immer lauter; in vollster Unschuld glaubte er auch an diesen so einfachen Plan und wurde durch seinen Glauben an den unbesiegbaren Mut wieder ins Gleichgewicht gebracht. Er gab den beiden Soldaten zuvorkommend den genauen Standplatz ihres Regiments an und machte es sich dann bei seiner Tasse Kaffee, eine Zigarre zwischen den Zähnen, bequem.

„Das Vergnügen war ganz auf meiner Seite, Kameraden!" antwortete Maurice, als Coutard und Picot sich entfernten, indem sie ihm für seinen Käse und die Flasche Wein dankten.

Er ließ sich nun auch eine Tasse Kaffee geben und betrachtete den Leutnant, der ihn durch seine schöne Fröhlichkeit gewonnen hatte, etwas überrascht allerdings über die dreihunderttausend Mann, da doch kaum hunderttausend da waren, und über die einzigartige Leichtigkeit, mit der er die Preußen zwischen den Heeresgruppen von Châlons und Metz zerquetschte. Aber ihm selbst war ja auch etwas Einbildung so nötig. Warum sollte er nicht auch noch hoffen, da die ruhmreiche Vergangenheit noch so laut in seinem Innern nachklang? Die alte Kneipe war so heiter mit ihrem Lattenwerk, von dem die leuchtenden Trauben Frankreichs, von der Sonne vergoldet, herunterhingen. Wieder kam eine Stunde des Vertrauens über ihn und überwog die große dumpfe Traurigkeit, die sich allmählich in ihm angehäuft hatte.

Einen Augenblick folgten Maurices Augen einem Offizier

von den Chasseurs d'Afrique und seinem Meldereiter, die beide in scharfem Trabe an der Ecke des schweigsamen Hauses, das von dem Kaiser bewohnt wurde, verschwanden. Als dann der Meldereiter allein wieder erschien und mit den beiden Pferden vor der Tür der Kneipe anhielt, entfuhr ihm ein Schrei des Erstaunens.

„Prosper! ... und ich glaubte, Ihr wär't in Metz!"

Es war ein Mann aus Remilly, ein einfacher Dienstknecht, den er schon als Kind gekannt hatte, als er noch die Ferien beim Ohm Fouchard zubrachte. Der war ausgelost und stand schon drei Jahre in Afrika, als der Krieg ausbrach; er sah sehr gut aus in seiner himmelblauen Weste und den weiten roten Hosen mit den blauen Streifen und dem rotwollenen Gürtel, mit seinem langen, trockenen Gesicht und den geschmeidigen, kräftigen Gliedmaßen, die eine außerordentliche Gewandtheit verrieten.

„Sieh mal an! wie man sich trifft ... Herr Maurice!"

Aber er beeilte sich gar nicht und führte die dampfenden Pferde in den Stall, wobei er besonders seinem eigenen einen väterlichen Blick zukommen ließ. Die Liebe zum Pferde, die zweifellos schon von Kindheit an in ihm saß, als er noch die Tiere zum Pflügen aufs Feld brachte, hatte ihn zur Kavallerie gehen lassen.

„Wir kommen nämlich von Monthois, mehr als zehn Meilen in einem Ritt," fing er an, als er zurückkam; „und Zephir mag ganz gern so'n bißchen was."

Zephir war sein Pferd. Er selbst wollte nichts essen und nahm nur eine Tasse Kaffee. Er wartete auf seinen Offizier, der auf den Kaiser warten mußte. Das konnte fünf Minuten dauern, aber es konnten auch zwei Stunden werden. Und sein Offizier hatte ihm gesagt, er solle die Pferde in den

Schatten bringen. Als Maurice, bei dem die Neugierde erwachte, dann etwas zu erfahren versuchte, machte er eine ausweichende Bewegung.

„Weiß nicht ... irgend so ein Auftrag, natürlich ... Papiere wieder zurückzubringen.“

Rochas betrachtete mit zärtlichen Blicken den Jäger, dessen Uniform Erinnerungen an Afrika in ihm erweckte.

„Na, mein Junge, wo standen Sie denn da unten?“

„In Médéah, Herr Leutnant!“

Médéah! Das brachte sie einander näher, und sie plauderten trotz des Ranganterschiedes. Prosper hatte sich ganz an dies fortwährende Auf-dem-Anstand-Leben gewöhnt, immer zu Pferde, ins Gefecht gehen wie zur Jagd, auf irgend so 'ne große Araberhetze. Für jede Rotte von sechs Köpfen gab es nur eine Schüssel; und jede Rotte bildete eine Familie für sich, der eine besorgte die Küche, der andere die Wäsche, wieder andere schlugen das Zelt auf, besorgten die Pferde oder putzten die Waffen. Morgens und nachmittags lag man mit einem Riesengepäck auf dem Gaul in der bleiernen Sonne. Um die Mücken zu verjagen, zündete man abends große Feuer an und sang, um sie herumgelagert, Frankreichs Lieder. Oft mußte man in der hellen, sternfunkelnden Nacht aufstehen, um unter den Pferden Frieden zu stiften, die, von der lauen Luft gefächelt, plötzlich anfingen sich zu beißen und mit wütendem Gewieher die Haltepflöcke ausrissen. Dann kam der Kaffee, der köstliche Kaffee, das Allerwichtigste, der in einer Schüssel zerstampft und dann durch einen roten Kommißgürtel gegeben wurde. Aber es gab auch schwarze Tage, weit entfernt von jeder Behausung, angesichts des Feindes. Dann gab's keine Feuer, keine Lieder, keine Kneipereien. Zuweilen litten sie furchtbar unter der Entbehrung von

Schlaf, unter Hunger und Durst. Einerlei! sie hatten es doch lieb, dies Leben im Unvermuteten, voller Abenteuer, diesen Scharmützelkrieg, der wie geschaffen war für den Beweis persönlicher Tapferkeit, unterhaltend wie die Eroberung einer wüsten Insel, erheitert durch Spürjagden, Diebesfahrten im großen und durch seine Plünderungen sowie die kleinen Diebereien der eigentlichen Schnapphähne, deren sagenhafte Fahrten alles bis zu den Generälen hinauf ins Lachen brachten.

„Ach!" meinte Prosper und wurde wieder ernst, „hier ist es nicht wie da unten, hier schlägt man sich anders."

Und auf eine neue Frage Maurices erzählte er von ihrer Ausschiffung in Toulon und der langen peinlichen Fahrt bis Lunéville. Dort hatten sie von Weißenburg und Fröschweiler gehört. Dann wußte er nicht mehr genau Bescheid und verwechselte die Städte: von Nancy bis Saint-Mihiel, von Saint-Mihiel bis Metz. Am 14. mußte dort eine große Schlacht stattgefunden haben, der ganze Horizont stand in Flammen; aber er hatte nur vier Ulanen hinter einer Hecke gesehen. Am 16. schlug man sich noch, die Kanonen wüteten von 6 Uhr morgens an; und es war ihm erzählt worden, daß am 18. der Tanz noch schrecklicher wieder angefangen hätte. Allein die Jäger waren nicht mehr da, weil am 16., als sie an einem Weg entlang zum Einrücken in Stellung bereitstanden, der Kaiser in einem Wagen vorbeikam und sie als Bedeckung nach Verdun mitgenommen hatte. Ein hübsches Ende, zweiundvierzig Kilometer im Galopp mit der Angst, jeden Augenblick von den Preußen abgeschnitten zu werden.

„Und Bazaine?" fragte Rochas.

„Bazaine? Es heißt, er wäre höllisch zufrieden, daß der Kaiser ihn in Ruhe läßt."

Aber der Leutnant wollte wissen, ob Bazaine kommen würde. Und Prosper machte wieder eine ausweichende Bewegung; wer konnte das sagen? Seit dem 16. hatten sie die Tage mit Hin- und Hermärschen im Regen hingebracht, auf Erkundigungen und Feldwachen, ohne einen Feind zu sehen. Jetzt bildeten sie einen Teil der Armee von Châlons. Sein Regiment, zwei andere von französischen Jägern und ein Husarenregiment bildeten eine der Reserve-Kavallerie-Divisionen, die erste, die von General Margueritte geführt wurde, von dem er mit begeisterter Anhänglichkeit sprach.

„Ach! der Deubel! das ist ein doller Kerl! Aber was nutzt das, wenn man uns hier doch nur im Dreck herumpatschen läßt!"

Wieder wurde es still. Dann sprach Maurice einen Augenblick von Remilly, von Ohm Fouchard, und Prosper bedauerte, daß er Honoré nicht die Hand drücken konnte, dessen Batterie da unten eine Meile weiter auf der andern Seite des Weges nach Laon zu liegen mußte. Aber das Schnauben eines Pferdes ließ ihn das Ohr spitzen; er stand auf und verschwand, um sich zu vergewissern, daß es Zephir an nichts fehle. Allmählich, da die Kaffeezeit und die Stunde des Kaffeeschnäpschens herankam, strömten Soldaten aller Grade und jeder Waffe in die Kneipe. Kein Tisch blieb frei; in dem grünen Halbdunkel der vom Sonnenschein durchströmten Reben herrschte eine von bunten Uniformen belebte Heiterkeit. Der Stabsarzt Bouroche kam und setzte sich zu Rochas, als Jean eintrat, um einen Befehl zu überbringen.

„Herr Leutnant, der Herr Hauptmann erwartet Sie um drei Uhr in einer dienstlichen Angelegenheit."

Rochas zeigte durch ein Kopfnicken an, daß er pünktlich da sein werde; Jean entfernte sich nicht sofort, er lächelte Maurice

zu, der sich eine Zigarette anzündete. Seit dem Vorkommnis im Wagen herrschte zwischen den beiden Männern ein stillschweigender Waffenstillstand, eine Art gegenseitiger Prüfung, die immer wohlwollender ausfiel.

Prosper war voller Ungeduld zurückgekommen.

„Ich fange an zu essen, wenn mein Herr aus der Bude nicht wieder herauskommt... 's ist zu dumm, der Kaiser ist imstande und kommt vor heute abend nicht wieder herein."

„Sagt mal," fragte Maurice mit wieder erwachender Neugier, „bringt Ihr am Ende Nachrichten von Bazaine?"

„Möglich! Da in Monthois redeten sie davon."

Aber ganz plötzlich entstand eine Bewegung. Und Jean, der unter einem der Eingänge der Laube stehengeblieben war, drehte sich um und sagte: „Der Kaiser!"

Sofort war alles auf den Beinen. Zwischen den Pappeln auf der weißen Hauptstraße erschien ein Zug der Hundertgarden in ihren noch sauberen und glänzenden Uniformen mit der großen Sonne auf den Brustpanzern. Dann kam gleich hinter ihnen der Kaiser zu Pferde in einem weiten Zwischenraum, begleitet von seinem Stabe, dem ein zweiter Zug Hundertgarden folgte.

Die Häupter hatten sich entblößt, einige Zurufe ertönten. Und der Kaiser hob im Vorbeireiten den Kopf, sehr bleich, mit müdem Gesichtsausdruck, die Augen unstet, trübe und voller Wasser. Er schien aus einer Art Schlafzustand zu erwachen, lächelte schwach beim Anblick der sonnendurchströmten Kneipe und grüßte.

Da hörten Jean und Maurice ganz deutlich hinter sich Bouroche vor sich hin brummen, nachdem er den Kaiser mit dem Blick des alten Fachmannes gründlich geprüft hatte:

„Er hat sicher mal wieder einen ekligen Stein drin."

Dann schloß er seine Prüfung mit dem einen Wort: „Futsch!“

Jean schüttelte mit seinem engen, gesunden Verstande den Kopf: verdammtes Pech für ein Heer, so ein Führer! Und als Maurice zehn Minuten später Prosper die Hand schüttelte und, glücklich über sein schönes Frühstück, eine Zigarette rauchend von dannen zog, da nahm er dies Bild des Kaisers mit sich, wie er so bleich und so unklar im kurzen Trabe seines Pferdes vorbeiritt. Das war der Verschwörer, der Träumer, dem es im Augenblick der Tat an Spannkraft fehlt. Es hieß, er wäre sehr gut, sehr empfänglich für große und edle Empfindungen, und übrigens von festem, schweigsamem Manneswillen; und er war auch sehr tapfer und verachtete jede Gefahr als Anbeter des Schicksals, der bereit ist, sich dem Geschick zu unterwerfen. Aber in diesen großen Wandlungen schien er wie mit Starrheit geschlagen, wie gelähmt vor dem Vollbringen einer Tat, ohnmächtig, sich mit dem Geschick abzufinden, sobald es sich gegen ihn wandte. Und Maurice fragte sich, ob es sich bei dem Kaiser nicht um einen angeborenen, durch sein Leiden nur verschlimmerten Sonderfall handele, wenn nicht die Krankheit, an der er so sichtbar litt, selbst die Ursache dieser Unentschlossenheit, dieser wachsenden Unfähigkeit wäre, die er seit Beginn des Feldzuges zeigte. Das hätte alles erklärt. Ein Steinchen im Fleische des Menschen, und Kaiserreiche zerbröckeln.

Am Abend entstand im Lager nach dem Appell plötzlich eine Bewegung, Offiziere rannten hin und her und überbrachten Befehle, die den Abmarsch auf fünf Uhr am nächsten Morgen festsetzten. Für Maurice bedeutete das jähe Überraschung und Unruhe, denn er begriff, daß alles mal wieder abgeändert war: sie würden sich nicht auf Paris zurückziehen,

es ging auf Verdun zur Vereinigung mit Bazaine. Es hieß, im Laufe des gestrigen Tages sei eine Depesche von diesem gekommen, in der er seine Rückwärtsbewegung ankündigte; und der junge Mann erinnerte sich an Prosper und den Jägeroffizier, die von Monthois kamen; vielleicht hatten die doch eine Abschrift dieser Depesche gebracht. Also trugen dank der ewigen Unbestimmtheit Marschall Mac Mahons die Kaiserin-Regentin und der Ministerrat in ihrer Furcht, den Kaiser nach Paris zurückkehren zu sehen, in ihrem starrköpfigen Willen, das Heer trotz allem als letztes Heilmittel für das Herrscherhaus vorwärts zu jagen, den Sieg davon. Und der jämmerliche Kaiser, der arme Mann, für den es in seinem Reiche keinen Platz mehr gab, der würde nun wie ein unnützer und hinderlicher Packen unter dem Gepäck seiner Truppen mitgeführt werden, dazu verurteilt, ein Spottbild seines kaiserlichen Haushaltes hinter sich her zu schleppen, seine Hundertgarden, seine Wagen, seine Pferde, seine Köche, seine Packwagen mit Töpfen und Champagner, den ganzen Prunk seines mit Bienen bestickten Staatsmantels, der nun auf den Heeresstraßen Blut und Schmutz der Niederlage zusammenfegen konnte.

Um Mitternacht schlief Maurice noch nicht. Eine fieberhafte, mit bösen Träumen durchsetzte Schlaflosigkeit ließ ihn sich im Zelt hin und her wälzen. Schließlich kroch er heraus und fühlte sich erquickt, als er aufrecht stehend die kalte, vom Winde durchpeitschte Luft einatmete. Der Himmel hatte sich mit großen Wolken bedeckt, die Nacht war sehr dunkel, die Finsternis unendlich traurig, von den letzten erlöschenden Wachtfeuern der ersten Zeltreihe wie mit wenigen Sternen durchfunkelt. Und in dieser schwarzen, wie vom Schweigen erdrückten Nacht hörte man das langsame Atmen der hundert-

tausend Mann, die da im Schlummer lagen. Da beruhigten sich Maurices Ängste, und ein Gefühl von Brüderlichkeit kam über ihn, voll zarter Nachsicht gegen all diese schlafenden Wesen, von denen Tausende bald im Todesschlaf ruhen würden. Tapfer waren sie ganz gewiß! Sie besaßen kaum irgendwelche Manneszucht, stahlen und soffen. Aber was hatten sie nicht schon gelitten und wieviel Entschuldigungsgründe konnte man nicht für den Zusammenbruch des ganzen Volkes aufzählen! Die ruhmreichen Veteranen von Sebastopol und Solferino bildeten schon eine nur kleine Zahl und waren unter zu junge, für langen Widerstand ungeeignete Truppen verteilt. Diese vier in der Eile aufgestellten und umgeformten Korps, ohne festen Zusammenhang miteinander, bildeten eine Armee der Verzweiflung; sie stellten das Sühnopfer dar, das zum Altar geführt wurde, um den Zorn des Schicksals abzuwenden. Sie mußte ihr Golgatha bis zur Höhe erklimmen und für die Fehler aller mit Strömen ihres roten Blutes zahlen; aber sie erschien durch das Entsetzensvolle ihres Unglücks vergrößert.

In diesem Augenblick kam über Maurice in der Tiefe der schaudernden Finsternis ein großes Pflichtgefühl. Er gab sich nicht länger prahlerischer Hoffnung auf das Erringen sagenhafter Siege hin. Dieser Marsch auf Verdun war der Gang in den Tod, und er nahm ihn in fröhlicher, starker Ergebung auf sich, da er sterben mußte.

## 4

Am 13. August, einem Dienstag, wurde das Lager um sechs Uhr morgens abgebrochen; die hunderttausend Mann der Heeresgruppe von Châlons gerieten in Bewegung und liefen

bald mit ungeheurem Brausen wie ein unendlicher Strom dahin, der sich einen Augenblick zu einem See ausbreitet und dann seinen Lauf wieder aufnimmt; und für viele war es trotz der am Abend vorher umlaufenden Gerüchte eine große Überraschung, als sie sahen, daß man, statt die rückläufige Bewegung fortzusetzen, Paris den Rücken kehrte und wieder dort hinten hin nach Osten, dem Unbekannten entgegenzog.

Um fünf Uhr morgens hatte das siebente Korps noch keine Patronen. Seit zwei Tagen erschöpfte sich die Artillerie beim Verladen von Pferden und Ausrüstungsgegenständen auf dem Bahnhof, der mit von Metz zurückflutenden Vorräten verstopft war. Im letzten Augenblick wurden in dem unentwirrbaren Durcheinander der Züge Wagen mit Patronen entdeckt, und eine Arbeitskompagnie, der Jean zugeteilt war, konnte auf schleunigst mit Beschlag belegtem Fuhrwerk zweihundertvierzigtausend Stück heranschaffen. Im selben Augenblick, als Gaude, der Hornist der Kompanie, zum Abmarsch blies, teilte Jean jedem Mann seiner Korporalschaft die vorschriftsmäßigen hundert Patronen zu.

Das Regiment 106 sollte nicht durch Reims marschieren; der Marschbefehl lautete, die Stadt zu umgehen und so die große Straße nach Châlons wiederzugewinnen. Aber auch diesmal wieder hatte man verabsäumt, die Stunden zu staffeln, so daß sich, weil die vier Korps zusammen abrückten, eine gewaltige Verwirrung ergab, sobald sie die von allen zurückzulegenden Wegeabschnitte erreichten. Alle Augenblicke durchschnitten Artillerie und Kavallerie die Linien der Infanterie und hielten sie auf. Ganze Brigaden mußten eine Stunde lang das Gewehr bei Fuß warten. Und das Schlimmste war, daß kaum zehn Minuten nach dem Abmarsch ein furchtbares Gewitter losbrach und ein sündflutartiger

Regen die Leute bis auf die Knochen durchnäßte, so daß ihnen Tornister und Rock auf den Schultern noch schwerer wurden. Als der Regen aufhörte, konnten die 106er ihren Marsch wieder aufnehmen; die Zuaven aus einem benachbarten Lager waren dagegen gezwungen noch zu warten und erfanden, um ihre Geduld zu behalten, ein Spielchen, bei dem sie sich mit Erdkugeln bewarfen, Dreckklumpen, deren Auseinanderspritzen auf den Uniformen wahrhaft stürmisches Gelächter hervorrief.

Fast unmittelbar nachher kam die Sonne wieder durch, die sieghafte Sonne eines heißen Augustmorgens. Die Fröhlichkeit kehrte zurück, und die Leute dampften wie in der Luft aufgehängte Wäsche; sie waren sehr schnell wieder trocken und sahen verdreckt aus wie aus einem Sumpf herausgezogene Hunde; sie scherzten über das Geräusch, das der verhärtete, an ihren roten Hosen mitgeschleppte Dreck hervorbrachte. An jedem Kreuzweg gab es eine neue Pause. Ganz draußen in einer Vorstadt von Reims gab es einen letzten Aufenthalt vor einer Schnapskneipe, die gar nicht leer werden wollte.

Da kam Maurice auf den Gedanken, seine Korporalschaft freizuhalten, gleichsam als Glückwunsch auf den Weg für alle.

„Herr Korporal, würden Sie erlauben? . . .“

Nach kurzem Zaudern nahm Jean ein Schnäpschen an. Loubet und Chouteau waren dabei, der letztere mit einer Art argwöhnischer Achtung, seitdem der Korporal ihm seine Faust gezeigt hatte; ebenso waren auch Pache und Lapoulle da, ein paar gute Jungens, wenn man ihnen nichts in den Kopf setzte.

„Ihr Wohl, Herr Korporal!“ sagte Chouteau mit Biedermannstonfall.

„Auf Ihres, und mögen wir alle drauf achten, daß wir Kopf und Beine heil wieder mitbringen!" antwortete Jean höflich unter beifälligem Gelächter.

Aber es ging weiter; Hauptmann Beaudouin war mit mißfälliger Miene herangetreten, während Leutnant Rochas so tat, als ob er woanders hinsähe und Nachsicht mit dem Durst seiner Leute hätte. Schon ging es auf der Straße von Châlons dahin, die sich wie ein unendliches, schnurgerades, mit Bäumen gesäumtes Band durch die gewaltige Ebene zog, ein unabsehbares Stoppelfeld, in dem nur hier und da Strohdiemen und hölzerne Windmühlen mit ihren sich im Winde drehenden Flügeln eine Erhöhung bildeten. Weiter nach Norden zeigten Telegraphenstangen andere Straßen an, auf denen man andere marschierende Regimenter als dunkle Linien erkennen konnte. Viele zogen auch in tiefen Massen quer durchs Feld. Eine Kavalleriebrigade trabte vorn links funkelnd im Sonnenschein dahin. Und der ganze leere Horizont in seiner traurigen, schrankenlosen Weite belebte sich, bevölkerte sich mit diesen von überallher zusammenströmenden Menschenbächen, diesen unversiegbaren Zugstraßen eines Riesenameisenhaufens.

Gegen neun Uhr verließen die 106er die Straße nach Châlons, um die links nach Suippe führende einzuschlagen, ein anderes schnurgerade in die Unendlichkeit verlaufendes Band. Sie marschierten in zwei getrennten Säulen und ließen die Mitte der Straße frei. Hier bewegten sich allein die Offiziere nach Gutdünken; aber Maurice bemerkte, daß sie sorgenvoll aussahen, im Gegensatz zu der frischen Stimmung, der fröhlichen Zufriedenheit der Mannschaften, die glücklich waren wie Kinder, endlich wieder marschieren zu können. Da seine Korporalschaft sich fast an der Spitze be-

fand, sah er auch von weitem den Oberst, Herrn von Vineuil, dessen düsteres Aussehen bei dem Schwanken seiner langen, steifen Gestalt nach dem Schritte des Pferdes ihn betroffen machte. Die Musik war zu den Marketendern ganz nach hinten geschickt. Dann kamen zugleich mit den Divisionen die Ambulanzen und der Fuhrpark, dem wieder der Train des ganzen Korps folgte, ein ungeheurer Zug von Futterwagen, geschlossenen Wagen für die Eßvorräte, Gepäckkarren, ein mehr als fünf Kilometer langer Zug von Fuhrwerken aller Arten; seinen unendlichen Schwanz konnte man an den seltenen Wegbiegungen verfolgen. Zu guter Letzt machten die Herden den Beschluß, eine Menge Rindvieh, das in einem Staubstrom dahintrottete, das mit Peitschenhieben auf den eigenen Beinen vorwärts getriebene Fleisch für ein kriegerisches, auf der Wanderschaft befindliches Volk.

Lapoulle warf währenddessen von Zeit zu Zeit seinen Tornister durch einen Ruck der Schulter wieder hoch. Unter dem Vorwand, daß er der Stärkste wäre, packten sie ihm alles gemeinschaftliche Gerät der Korporalschaft auf, den großen Kessel und die Kanne für den Wasservorrat. Diesmal hatten sie ihm sogar auch noch den Kompaniespaten anvertraut, indem sie ihm vorspiegelten, daß das eine Ehre für ihn sei. Und er beklagte sich auch gar nicht, sondern lachte über ein Lied, mit dem Loubet, der Tenor der Korporalschaft, die Länge des Marsches verkürzte. Loubet selbst hatte einen wahren Wundertornister, in dem alles zu finden war: Wäsche, Schuhe zum Wechseln, aller mögliche Kram, Bürsten, Schokolade, ein Besteck und ein kleiner Topf, ohne die vorschriftsmäßigen Lebensmittel mitzuzählen, wie Zwieback und Kaffee; und trotzdem auch die Patronen darin waren und obendrauf der gerollte Überzug, die Zeltbahn und die Halte-

pflöcke, erschien das Ganze leicht, so gut verstand er nach seinem Ausdruck seinen Koffer zu packen.

„Schandbare Gegend!" wiederholte Chouteau dann und wann und warf einen mißachtenden Blick über die traurige Landschaft der Lause-Champagne.

Die öde Weite der Kreidegegend dehnte sich ununterbrochen immer weiter hin. Kein Gehöft, keine Seele, nichts als Krähenschwärme, die in der grauen Weite schwarze Flecken bildeten. Ganz weit hinten, zur Linken, krönten Fichtengehölze mit ihrem düstern Grün leise Geländewellen, die mit dem Himmel abschnitten, während man zur Rechten in einer fortlaufenden Baumreihe den Lauf der Vesle ahnte. Und dort hinter den Hügeln sahen sie seit etwa einer Meile schon eine gewaltige Rauchwolke sich erheben, deren zusammengeballte Massen schließlich den ganzen Horizont mit der furchterregenden Wolke einer Feuersbrunst versperrten.

„Was brennt denn da unten?" fragten Stimmen von allen Seiten.

Aber die Erklärung lief von einem Ende der Heeressäule zum andern. Es war das Lager von Châlons, das seit zwei Tagen brannte, auf Befehl des Kaisers in Brand gesteckt, um die aufgehäuften Vorräte vor den Händen der Preußen zu bewahren. Es hieß, die Kavallerie der Nachhut hätte Befehl gehabt, Feuer an einen großen Holzschuppen zu legen, der der gelbe Speicher hieß und voller Zelte, Pflöcke und Matten war, sowie an den neuen Speicher, einen riesigen geschlossenen Schuppen, in dem Eßschüsseln, Schuhwerk und Regenmäntel für die Ausrüstung weiterer hunderttausend Mann aufgehäuft waren. Gleichfalls angesteckte Futterstrohdiemen qualmten wie Riesenfackeln. Vor diesem Schauspiel, diesen blaugrauen Wirbeln, die die weiten Hügelketten um-

säumten und den Himmel mit hoffnungsloser Trauer erfüllten, verfiel das Heer in trübes Schweigen. In dem Sonnenglast hörte man nichts mehr als den Tonfall der Tritte, während die Köpfe sich wider Willen stets den immer größer werdenden Rauchschwaden wieder zukehrten, die wie eine unheilschwangere Wolke der Heeresgruppe noch eine ganze Weile lang folgten.

Die Heiterkeit kehrte erst wieder, als die Soldaten sich während der großen Rast auf einem Stoppelfelde auf ihre Tornister setzen konnten, um einen Bissen zu essen. Die großen viereckigen Zwiebäcke waren nur gut, um sie in die Suppe zu stecken; aber die kleinen runden, kroß und locker, waren eine wahre Leckerei, die nur den einzigen Fehler hatte, einen furchtbar durstig zu machen. Pache wurde aufgefordert und sang einen Choral, den die ganze Korporalschaft im Chor wiederholte. Jean lachte gutmütig und ließ sie machen, während Maurice die allgemeine Munterkeit, die gute Ordnung und der schöne Humor dieses ersten Marschtages wieder mit Vertrauen erfüllten. Der Rest des Weges wurde auch in dem gleichen munteren Schritte zurückgelegt. Indessen schienen doch die letzten acht Kilometer hart. Sie hatten gerade das Dorf Prosnes links liegen lassen und mußten von der großen Heerstraße abbiegen und quer über unbebautes Gelände marschieren, sandige, mit kleinen Kieferngruppen bestandene Heidestriche; und die ganze, von dem unendlichen Troß gefolgte Division wühlte sich zwischen diesen Kiefern auf ihrem Sande hindurch, in dem sie bis an die Knöchel versank. Die Einsamkeit schien sich noch vergrößert zu haben; sie trafen nichts weiter als eine von einem großen schwarzen Hunde bewachte Herde magerer Hammel.

Gegen vier Uhr endlich hielten die 106er in Dontrien,

einem Dorf am Ufer der Suippe. Das kleine Flüßchen läuft zwischen Baumgruppen hin; die alte Kirche steht mitten auf dem Kirchhof, den ein gewaltiger Kastanienbaum völlig überschattet. Das Regiment schlug seine Zelte auf einer abschüssigen Wiese am linken Ufer auf. Die Offiziere erzählten, daß die vier Armeekorps heute abend von Auberive bis Heutrégiville an der Suippe entlang biwakieren sollten, so daß sich durch Dontrien, Béthiniville und Pont-Faverger eine fast fünf Meilen lange Reihe von Zelten ziehen würde.

Sofort blies Gaude zur Verteilung, und Jean mußte laufen, denn der Korporal war der große Versorger, immer auf dem Anstand. Er hatte Lapoulle mitgenommen, und nach einer halben Stunde kamen sie, mit einem blutigen Rinderrippenstück und einem Bündel Holz beladen, wieder. Unter einer Eiche waren schon drei Stücke der nachfolgenden Herde geschlachtet und zerlegt; Lapoulle mußte noch einmal nach Dontrien zurück, um Brot zu holen, das seit Mittag in den Öfen des Dorfes selbst gebacken wurde. Und heute, an dem ersten Tage, gab es alles wirklich in Überfluß, außer Wein und Tabak, die übrigens nie mehr verteilt werden sollten.

Als Jean zurückkam, fand er Chouteau, unterstützt von Pache, dabei, das Zelt aufzuschlagen. Als alter erfahrener Soldat hätte er für ihren Kram keine zwei Francs gegeben, sah aber doch einen Augenblick zu.

„Ja, das ist ganz gut, wenn wir heute nacht gutes Wetter behalten," sagte er endlich. „Sonst, wenn es weht, gehen wir in den Fluß... Muß euch das mal zeigen."

Und er wollte Maurice mit der großen Kanne nach Wasser schicken. Aber der saß im Grase und hatte sich die Schuhe ausgezogen, um seinen rechten Fuß nachzusehen.

„Was? Was haben Sie denn da?“

„Das Hinterleder hat mir den Hacken wund gerieben ... Meine andern Schuhe gingen kaput, und ich war so dumm, mir in Reims diese zu kaufen, weil sie mir so gut paßten. Ich hätte mir ein paar Kähne aussuchen sollen.“

Jean war niedergekniet, nahm den Fuß und drehte ihn vorsichtig hin und her wie einen Kinderfuß, worauf er den Kopf schüttelte.

„Wissen Sie, das ist nicht so einfach ... Passen Sie mal auf. Einen Soldaten, der keine Füße mehr hat, den kann man nur auf den Steinhaufen schmeißen. In Italien sagte mein Hauptmann immer: die Schlachten gewinnt man mit den Beinen.“

Und dann schickte er Pache zum Wasserholen. Übrigens lief der Fluß in fünfzig Meter Entfernung. Und Loubet, der inzwischen in einem Loch, das er in die Erde gegraben hatte, ein Feuer angezündet hatte, konnte nun sofort die Suppe aufsetzen, nachdem der große Kessel mit Wasser gefüllt war, in das er das Fleisch, kunstgerecht zusammengeschnürt, hineintat. Und dann herrschte eine Seligkeit beim Anschauen der kochenden Suppe. Die ganze Korporalschaft hatte sich, frei von aller Arbeit, um das Feuer herum ins Gras gestreckt, wie eine Familie, voll zärtlicher Aufmerksamkeit für dies kochende Stück Fleisch; Loubet indessen schäumte mit seinem Löffel ernsthaft den Kessel ab. Wie Kinder und Wilde hatten sie auf diesem Lauf ins Unbekannte, ohne Morgen, nur den einen Gedanken, zu essen und zu schlafen.

Maurice hatte gerade in seinem Tornister eine in Reims gekaufte Zeitung gefunden, und Chouteau bat:

„Gibt's was Neues von den Preußen? Müssen uns das vorlesen!“

Infolge Jeans wachsenden Ansehens hielten sie gut zusammen haus. Maurice las ihnen voller Gefälligkeit die bedeutendsten Nachrichten vor, während Pache, die Näherin der Korporalschaft, ihm seinen Rock ausbesserte und Lapoulle sein Gewehr putzte. Erst kam ein großer Sieg Bazaines, der ein ganzes preußisches Korps in die Steinbrüche von Jaumont geschleudert hatte, und begleitet war dieser erfundene Bericht von lebendigen Schilderungen, wie Menschen und Pferde sich an den Felsen zerschmetterten, vollkommen vernichteten, so daß man keinen heilen Körper zu beerdigen fand. Dann kamen reichliche Einzelheiten über den jammervollen Zustand der deutschen Heere, seitdem sie sich in Frankreich befanden: die schlecht ernährten, schlecht ausgerüsteten, gänzlicher Entbehrung verfallenen Mannschaften starben massenhaft an den Wegen entlang an den scheußlichsten Krankheiten. Ein anderer Aufsatz erzählte, der König von Preußen habe die Diarrhöe und Bismarck habe sich ein Bein gebrochen, als er aus dem Fenster eines Wirtshauses sprang, in dem ihn die Zuaven beinahe gefaßt hätten. Sehr schön, all dieses! Lapoulle lachte, als sollten ihm die Kinnbacken brechen, während Chouteau und die andern, ohne den Schatten eines Zweifels zu äußern, sich an dem Gedanken berauschten, nun bald die Preußen wie Spatzen nach einem Hagelschauer zusammenfegen zu können. Vor allem krümmten sie sich bei dem Gedanken an Bismarck! Ach ja! Die Turkos und die Zuaven, das waren tapfere Kerls! Alle möglichen Gerüchte liefen über sie um. Deutschland zitterte vor Wut und behauptete, es sei eines zivilisierten Volkes unwürdig, sich so durch Wilde verteidigen zu lassen. Obwohl ihre Reihen schon bei Fröschweiler stark gelichtet waren, schienen sie doch noch unberührt und unbesiegt.

Auf dem kleinen Turm von Dontrien schlug es sechs, und Loubet rief:

„Ran an die Suppe!"

Die Korporalschaft stand andächtig im Kreise herum. Im letzten Augenblick hatte Loubet bei einem benachbarten Bauern noch Gemüse entdeckt. Es war ein wahrer Hochgenuß, eine Suppe, die nach Wurzeln und Porree schmeckte und für den Magen so weich wie Sahne war. Die Löffel klapperten laut in den Schüsseln. Dann mußte Jean, der heute die Zuteilung besorgte, mit größter Genauigkeit das Fleisch zerschneiden; denn die Augen begannen zu funkeln, und es hätte Gebrumm gegeben, wenn ein Stück größer ausgesehen hätte als das andere. Bis über die Augen tauchten sie in ihre Schüsseln und machten alles blank.

„Ach! Herrgott nochmal!" erklärte Chouteau, als er mit allem fertig war und sich auf den Rücken ausstreckte, „das ist doch besser als ein Tritt vor den Hintern!"

Auch Maurice fühlte sich sehr satt und glücklich und dachte nicht mehr an seinen Fuß, der aufgehört hatte zu brennen. Er nahm die ruppige Gesellschaft jetzt ruhig hin und stellte sich mit ihnen angesichts der physischen Notwendigkeiten des gemeinschaftlichen Lebens auf den Stand einer kindlichen Gleichheit. Nachts schlief er jetzt den gleichen tiefen Schlaf wie seine Zeltkameraden, alle auf einem Haufen, zufrieden, bei dem reichlich fallenden Tau unter Dach zu sein. Da ist noch zu erwähnen, daß Lapoulle auf Loubets Anstiften aus einer benachbarten Dieme ein paar mächtige Arme voll Stroh geholt hatte, in dem die sechs fidelen Kerls wie in einem Federbett schnarchten. Und in der klaren Nacht erhellten die Feuer der hunderttausend schlafenden Männer an den Ufern der freundlichen, langsam durch Weiden sich dahin-

windenden Suippe entlang die weite Ebene von Auberive bis Heutrégiville auf fünf Meilen wie ein Sternenstreifen.

Bei Sonnenaufgang kochten sie Kaffee; die Bohnen wurden mit dem Gewehrkolben in einer Schüssel zerstoßen, ins kochende Wasser geworfen und der Satz mit einem Tropfen kalten Wassers niedergeschlagen. Der Aufgang des Tagesgestirns war heute von königlicher Pracht inmitten großer Wolken aus Purpur und Gold; aber selbst Maurice empfand nichts mehr von diesem Himmelsschauspiel am Horizont, und nur Jean, der nachdenkliche Bauer, betrachtete die rote Dämmerung mit unruhiger Miene, da sie Regen anzeigte. Er tadelte auch Loubet und Pache heftig beim Aufbruch, als das am Abend vorher gebackene Brot verteilt wurde, von dem die Korporalschaft drei lange Brote erhielt, und er sah, daß sie es oben auf ihren Tornistern festgemacht hatten. Die Zelte waren zusammengenommen, die Tornister zugeschnallt, und sie hörten nicht auf ihn. Auf allen Kirchtürmen des Ortes schlug es sechs, als die gesamte Armee in Bewegung kam und ihren Vormarsch in der morgenfrohen Hoffnung dieses neuen Tages munter wieder aufnahm.

Um wieder auf die Straße von Reims nach Vouziers zu kommen, schlug sich das 106. Regiment fast sogleich querfeldein und stieg über eine Stunde lang über Stoppelfelder. Hoch im Norden sah man zwischen den Bäumen hindurch Béthiniville, wo, wie es hieß, der Kaiser übernachtet hatte. Als sie auf der Straße nach Vouziers waren, fing die Ebene des gestrigen Tagemarsches wieder an, die Lause-Champagne entrollte weiter vor ihnen ihre armseligen Felder in verzweiflungsvoller Eintönigkeit. Jetzt lief der Arne, ein magerer Bach, zu ihrer Linken, während zur Rechten sich nacktes

Gelände in die Unendlichkeit ausdehnte und den Horizont durch seine flachen Linien erweiterte. Sie kamen durch Dörfer, Saint-Clément, dessen einzige Straße sich zu beiden Seiten des Weges dahinschlängelte, Saint-Pierre, ein fettes Nest von reichen Bauern, die ihre Türen und Fenster verrammelt hatten. Die Hauptrast fand gegen zehn Uhr bei einem andern Dorfe statt, Saint-Etienne, wo die Soldaten zu ihrer Freude noch etwas Tabak fanden. Das siebente Korps war in mehrere Säulen zerteilt, das 106. Regiment marschierte allein und hatte nur ein Bataillon Jäger und die Reserveartillerie hinter sich; aber Maurice drehte sich an den Wegebiegungen vergeblich nach dem Riesentroß um, der am Tage vorher seine Aufmerksamkeit so gefesselt hatte: die Herden waren verschwunden, nur Geschütze rollten dahin, die auf der platten Ebene größer als in Wirklichkeit aussahen, wie dunkle, hochbeinige Heuschrecken.

Hinter Saint-Etienne aber wurde der Weg scheußlich, in langen Wellen stieg er mitten durch unfruchtbare Felder an, auf denen nichts wuchs als ewige Fichtengehölze mit ihrem düstern Grün, das auf dem weißen Boden so traurig aussah. Durch eine derartige Öde waren sie noch nicht gekommen. Schlecht beschottert und von den letzten Regengüssen aufgeweicht, bildete der Weg ein reines Schlammbett von grauem, aufgelöstem Ton, in dem die Füße wie in Pech stecken blieben. Die Ermüdung stieg aufs äußerste, die Leute kamen vor Erschöpfung nicht mehr weiter. Und um den Ärger auf den Höhepunkt zu bringen, setzten jetzt Wolkenbrüche von erschreckender Heftigkeit ein. Die Artillerie blieb in dem Straßenkot stecken und mußte halten.

Chouteau, der den Reis der Korporalschaft trug, geriet außer Atem und warf das Paket, dessen Last ihn drückte,

voller Wut weg, als er sich unbeobachtet glaubte. Loubet hatte es aber gesehen.

„Das ist nicht recht, so'ne Geschichte macht man nicht, dann können sich die Kameraden nachher das Maul wischen!"

„Ach Quatsch!" antwortete Chouteau, „es ist ja doch alles da, sie werden uns nachher schon andern geben."

Und Loubet, der den Speck trug, fühlte sich durch diese Gründe überzeugt und erleichterte sich seinerseits.

Maurice litt mehr und mehr an seinem Fuß, der Hacken mußte sich aufs neue entzündet haben. Er zog das Bein so schmerzhaft nach, daß Jeans Besorgnis wuchs.

„Na, geht's nicht mehr, fängt es wieder an?"

Als es dann eine kurze Rast gab, um die Leute verschnaufen zu lassen, gab er ihm einen guten Rat.

„Ziehen Sie Ihren Schuh aus und gehen Sie barfuß, der kühle Dreck lindert das Brennen."

Tatsächlich konnte Maurice so ohne zu große Anstrengung mitkommen; ein tiefes Dankbarkeitsgefühl kam über ihn. Es bedeutete wirklich ein großes Glück für eine Korporalschaft, einen derartigen gedienten Korporal zu besitzen, der mit jeder Kleinigkeit des Dienstes Bescheid wußte: ein recht ungeschliffener Bauer augenscheinlich, aber trotzdem ein guter Kerl.

Erst spät kamen sie in Contreuve an, wo sie biwakieren sollten, nachdem sie die Straße von Châlons nach Vouziers überschritten hatten und über einen steilen Abhang in die Schlucht der Semide hinabgestiegen waren. Die Landschaft wechselte; das waren schon die Ardennen. Und von den weiten, nackten Hügeln, die für das Lager des siebenten Korps ausgesucht waren und das Dorf beherrschten, sah man in der Ferne in

den blassen Dunstschleiern der Regenströme verloren das Aisnetal.

Um sechs hatte Gaude noch nicht zur Verteilung geblasen. Daher beschloß Jean, um sich zu beschäftigen, und im übrigen durch den immer heftiger werdenden Wind beunruhigt, das Zelt selbst aufzuschlagen. Er zeigte seinen Leuten, wie man einen schwach abfallenden Platz aussuchen, wie man die Pfähle schräg einschlagen und um die Leinwand herum einen Graben zur Ableitung des Wassers ausheben müsse. Maurice war wegen seines Fußes von jeder Arbeit befreit; er sah voller Überraschung über die kluge Geschicklichkeit dieses groben, so schwerfällig aussehenden Kerls zu. Er fühlte sich zwar von Müdigkeit ganz zerbrochen, aber doch wieder von der alle Herzen erfüllenden Hoffnung erhoben. Seit Reims waren sie toll drauflos marschiert, sechzig Kilometer in zwei Tagemärschen. Wenn es so weiter ging und immer weiter geradeaus, dann würden sie zweifellos die zweite deutsche Heeresgruppe über den Haufen werfen und Bazaine die Hand reichen, ehe die dritte, die des Kronprinzen von Preußen, von der es hieß, sie sei bei Vitry-les-François, Zeit gefunden hätte, um sich wieder gegen Verdun zu wenden.

„Ach verflucht! Läßt man uns denn vor Hunger verrecken?" fragte Chouteau um sieben und stellte fest, daß noch keine Verteilung stattgefunden habe.

Klugerweise hatte Jean von Loubet schon das Feuer anmachen und dann den Kessel mit Wasser aufsetzen lassen; und da sie kein Holz hatten, hatte er ein Auge zudrücken müssen, als dieser, um sich welches zu besorgen, Latten von einem benachbarten Gartenzaun abriß. Als er dann aber davon sprach, Reis mit Speck machen zu lassen, mußten sie gestehen, daß der Reis und der Speck im Straßendreck von Saint-Etienne

liegengeblieben waren. Chouteau log hartnäckig und behauptete, das Paket hätte sich von seinem Tornister losgemacht, ohne daß er etwas davon gemerkt hätte.

„Schweinehunde seid ihr!" schrie Jean voller Wut. „Das Essen wegwerfen, wenn so viel arme Teufel mit leerem Magen herumlaufen!"

Ebenso war es mit den drei auf die Tornister geschnallten Broten: sie hatten nicht auf ihn gehört, und der Regen hatte die Brote so aufgeweicht, daß sie ganz zergangen waren, ein reiner Matsch, den man unmöglich zwischen die Zähne nehmen konnte.

„Nette Kerle seid ihr!" wiederholte er. „Wir haben ja alles! Da sitzen wir nun ohne eine Rinde ... Ach! verdammte Schweinehunde seid ihr!"

Gerade ertönte der Hornruf für den Sergeanten in einer dienstlichen Angelegenheit, und der Sergeant Sapin kam mit seinem trübseligen Gesicht, um den Leuten seiner Abteilung zu sagen, daß sie sich mit ihren eisernen Beständen begnügen müßten, da jede Verteilung unmöglich sei. Der Train wäre bei dem schlechten Wetter auf dem Wege stecken geblieben, hieß es. Und die Herde, die hatte sich wohl infolge Gegenbefehls verkrümelt. Später erfuhren sie, daß, weil das fünfte und zwölfte Korps heute wieder nach Réthel hinaufgestiegen waren, wo das Hauptquartier sich einrichten sollte, die Vorräte aller Dörfer dorthin zusammengeströmt seien, und zugleich auch die Bevölkerung in ihrem fieberhaften Wunsch, den Kaiser zu sehen, daß vor dem siebenten Korps das Land sich völlig entleert hatte: kein Fleisch, kein Brot, nicht mal Einwohner mehr. Und als Gipfel allen Unglücks hatte ein Mißverständnis die Vorräte der Intendantur nach Chêne-Populeux geleitet. Während des ganzen Krieges war es

eine ständige Verzweiflung über die unseligen Intendanten, über die die Soldaten zu brüllen hatten und deren Fehler häufig nur darin bestand, daß sie genau an den Treffpunkten waren, an denen die Truppen nicht eintrafen.

„Dreckige Schweinehunde, das seid ihr!" wiederholte Jean außer sich, „ihr verdient gar nicht, daß ich mir noch die Mühe gebe, doch noch etwas für euch auszugraben; aber schließlich muß ich doch dafür aufkommen, daß ihr nicht auf dem Marsche zusammenklappt!"

Er ging auf Entdeckungen los, was jeder gute Korporal tun muß, und nahm Pache mit sich, den er wegen seiner Sanftmut gern hatte, obwohl er ihm reichlich tief im Pfaffentum steckte.

Einen Augenblick vorher hatte Loubet in zwei- oder dreihundert Meter Entfernung einen kleinen Hof entdeckt, eine der letzten Behausungen von Contreuve, wo er einen offenbar schwunghaft gehenden Handel bemerkte. Er rief Chouteau und Lapoulle zu sich und sagte:

„Wir wollen auch mal losziehen. Mir kommt's so vor, als ob es da unten allerlei Kram gäbe."

Maurice wurde zur Bewachung des kochenden Wasserkessels zurückgelassen mit dem Auftrage, das Feuer zu unterhalten. Er hatte sich auf seinen Mantel gesetzt und den Schuh ausgezogen, um seine Wunde trocknen zu lassen. Der Anblick des Lagers fesselte ihn; alle Korporalschaften waren in Bewegung, da sie ja doch auf eine Verteilung nicht mehr zu warten brauchten. Er kam zu dem Schluß, daß es manchen stets an allem fehle, während andere, entsprechend der Voraussicht und der Geschicklichkeit des Korporals und der Leute, stets in Überfluß lebten. Mitten in der gewaltigen ihn umgebenden Bewegung sah er durch die Zelte und die Gewehr-

pyramiden hindurch Leute, die nicht einmal ein Feuer hatten anzünden können, andere, die sich schon voller Ergebung für die Nacht hingelegt hatten, aber dann wieder auch welche, die mit großer Eßlust Gott weiß was für gute Sachen schmausten. Und was ihn anderseits wieder in Erstaunen versetzte, das war die schöne Ordnung der Reserveartillerie, die über ihm auf dem Hügel lagerte. Die Sonne schien bei ihrem Untergang zwischen zwei Wolken hindurch und lag auf den Geschützen, denen die Artilleristen schon den Schmutz des Weges abgewaschen hatten.

Währenddessen hatte es sich in dem kleinen Hofe, auf den Loubet und seine Kameraden sich spitzten, ihr Brigadebefehlshaber General Bourgain-Desfeuilles bequem gemacht. Er hatte gefunden, daß das Bett anginge, und hatte sich mit einem Eierkuchen und einem gebratenen Huhn zu Tisch gesetzt, was ihn in köstliche Laune versetzte; und da der Oberst von Vineuil gerade zu einer dienstlichen Besprechung kam, lud er ihn zum Essen ein. Sie saßen also zusammen und wurden von einem großen blonden Kerl bedient, der erst drei Tage bei dem Bauer in Dienst war und Elsässer zu sein behauptete, ein in den Zusammenbruch von Fröschweiler hineingerisserne Heimatloser. Der General sprach ganz frei vor dem Manne, erläuterte den Marsch des Heeres und fragte ihn dann nach Wegen und Entfernungen, wobei er vergaß, daß der doch nicht aus den Ardennen stammte. Die vollständige Unwissenheit, die er bei seinen Fragen bewies, machte den Oberst schließlich ganz unruhig. Er hatte in Mézières gelebt. Einige genaue Erklärungen, die er machte, entrissen dem General den Ruf:

„Ach was, es ist verrückt! Wie soll man in einem Lande fechten, das man nicht kennt!"

Der Oberst machte eine unbestimmte, verzweiflungsvolle Bewegung. Er wußte, daß seit der Kriegserklärung allen Offizieren Karten von Deutschland zugeteilt waren, während sicher kein einziger eine Karte von Frankreich besaß. Was er seit einem Monat sah und hörte, war niederschmetternd. Da er für einen etwas schwachen und beschränkten Führer galt, was ihn bei seinem Regiment eher beliebt als gefürchtet machte, so blieb ihm nichts als sein persönlicher Mut.

„Nicht mal ruhig essen kann man!" schrie plötzlich unvermittelt der General. „Was gibt's denn da so zu brüllen? Sieh mal nach, Elsässer!"

Aber der Bauer kam schon schluchzend mit verzweifelten Gebärden herein. Die Soldaten plünderten, Jäger und Zuaven räumten ihm das Haus aus. Er hatte zuerst die Schwäche gehabt, einen Laden aufzumachen, da er der einzige im Dorfe war, der Eier, Kartoffeln, Kaninchen besaß. Er verkaufte, ohne sie zu sehr zu betrügen, steckte sein Geld in die Tasche und gab seine Ware hin; das ging so gut, daß schließlich die Käufer, deren Zahl dauernd anwuchs, ihn überrannten, überschrien und herumschubsten und alles ohne zu bezahlen wegnahmen. Wenn während des Feldzuges die Bauern alles versteckten und sogar ein Glas Wasser verweigerten, so geschah das lediglich aus Furcht vor diesem langsamen, unwiderstehlichen Druck der menschlichen Flut, die sie aus ihren Behausungen herausdrängte und alles mit wegnahm.

„Ach, mein Guter, lassen Sie mich in Ruh'!" antwortete der General aufgebracht. „Gewiß müßten mal ein Dutzend von diesen Lumpen erschossen werden. Aber kann man's?"

Und er ließ die Tür schließen, um nicht dazwischenfahren zu müssen, während der Oberst ihn darüber aufklärte, daß

es keine Verteilung gegeben habe und die Leute hungrig seien.

Loubet hatte draußen gerade ein Kartoffelfeld gefunden und sich mit Lapoulle darüber hergemacht; mit beiden Händen wühlten sie darin herum, rissen Kartoffeln aus und stopften sich die Taschen voll. Chouteau aber, der über eine niedrige Mauer gesehen hatte, pfiff den Ruf zum Appell, auf den sie zu ihm kamen und in laute Freude ausbrachen: eine Gänseherde, etwa zehn prachtvolle Gänse, watschelten hoheitsvoll in einem engen Hofe herum. Sofort wurde Kriegsrat gehalten und Lapoulle mit einigem Zureden dazu gebracht, über die Mauer zu klettern. Der Kampf war furchtbar; die Gans, die er gepackt hatte, zerquetschte ihm mit ihrer harten Klemme von Schnabel fast die Nase. Da packte er sie an dem Hals und wollte sie erwürgen, während sie ihm Arme und Bauch mit ihren starken Füßen bearbeitete. Er mußte ihr mit der Faust den Schädel eindrücken, und trotzdem wehrte sie sich noch. Schleunigst riß er aus, von dem Rest der Herde verfolgt, der ihm die Hosen zerriß.

Als alle drei mit der Gans und den Kartoffeln in einem Sack versteckt zurückkamen, fanden sie Jean und Pache, die ebenfalls glückselig von ihrer Unternehmung zurückgekommen waren, mit vier frischen Broten und einem Käse beladen, die sie einer braven alten Frau abgekauft hatten.

„Das Wasser kocht, wir wollen Kaffee machen,“ sagte der Korporal. „Wir haben Käse und Brot, das gibt ja eine wahre Schlemmerei!“

Aber als er plötzlich die zu seinen Füßen ausgestreckte Gans bemerkte, konnte er ein Lachen nicht zurückhalten. Er befühlte sie voll Sachverständnis, von Bewunderung hingerissen.

„Herrgott nochmal, das schöne Tier! Die wiegt ja an zwanzig Pfund!“

„Wir trafen den Vogel,“ sagte Loubet in seiner Spaßvogelweise, „und er wollte gern unsere Bekanntschaft machen.“

Jean zeigte durch eine Bewegung, daß er nicht mehr darüber wissen wollte. Man mußte ja leben. Und dann, lieber Gott! Warum sollten die armen Teufel nicht auch mal schlemmen, die den Geschmack von Geflügel wohl kaum kannten?

Loubet hatte schon eine wahre Glut entfacht. Pache und Lapoulle pflückten eifrig die Gans. Chouteau, der zu den Artilleristen gelaufen war, um etwas Bindfaden zu holen, kam und hängte sie zwischen zwei Bajonetten an das Feuer, und Maurice mußte sie von Zeit zu Zeit durch einen kleinen Stoß umdrehen. Unten tropfte das Fett in die Schüssel der Korporalschaft. Es war ein Siegesfest der Bindfadenbratkunst. Das ganze Regiment stand im Kreise herum, von dem guten Geruch angelockt. War das ein Schmaus! Gänsebraten, gekochte Kartoffeln, Käse, Brot! Nachdem Jean die Gans zerlegt hatte, machte sich die Korporalschaft bis über die Augen drüber her. Zugeteilt wurde nicht; jeder nahm, soviel er wollte. Sie brachten sogar ein Stückchen zu der Artillerie hinüber, die den Bindfaden hergegeben hatte.

Die Offiziere des Regiments fasteten nun heute abend. Durch einen Fehler in der Leitung war der Küchenwagen auf Abwege geraten, zweifellos hinter dem großen Train her. Wenn die Mannschaften hungerten und keine Verteilung stattfinden konnte, dann fanden die schließlich fast immer noch etwas Eßbares, sie halfen sich gegenseitig aus, die Leute der verschiedenen Korporalschaften legten ihre Vorräte zu-

sammen; der Offizier aber konnte, sich selbst überlassen, alleinstehend, vor Hunger platzen, ohne irgend etwas dagegen tun zu können, sobald der Marketender fehlte.

Chouteau, in das Gänsegerippe vergraben, grinste daher, als er Hauptmann Beaudouin sich über das Verschwinden des Küchenwagens ereifern hörte, während er ihn in seiner steifen, stolzen Haltung vorbeigehen sah. Er zeigte auf ihn mit einem Augenzwinkern:

„Seht mal an, wie ihm die Nase wackelt! ... Hundert Sous gäbe er für den Stüt!"

Alle hatten ihren Spaß an dem Hunger des Hauptmanns, der sich mit seiner Jugend und seiner Härte bei den Leuten nicht beliebt machen konnte, ein Stänker, wie sie ihn nannten. Einen Augenblick schien er drauf und dran, sich wegen des Skandals, den sie mit ihrer Gans machten, an die Korporalschaft wenden zu wollen. Aber dann fürchtete er wohl, daß er seinen Hunger zeigen könnte, und ging erhobenen Hauptes davon, als hätte er nichts gesehen.

Leutnant Rochas dagegen, den auch der Heißhunger plagte, wandte sich vergnügt lachend nach der glücklichen Korporalschaft um. Ihn beteten seine Leute an, zunächst, weil er den Hauptmann, diesen aus Saint-Cyr hergelaufenen Laffen, nicht leiden konnte, und dann, weil er den Affen geschleppt hatte wie sie alle. Er war zwar nicht immer gerade gemütlich und manchmal so grob, daß man ihm am liebsten ein paar heruntergehauen hätte.

Jean hatte sich durch einen Wink mit den Kameraden verständigt; er stand auf und ließ Rochas hinter sich her hinter das Zelt kommen.

„Herr Leutnant, sagen Sie, ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, wenn es Ihnen recht wäre ..."

Und er reichte ihm ein Stück Brot und eine Schüssel hin, in der eine Gänsekeule auf sechs großen Kartoffeln lag.

Heute nacht brauchten sie wieder einmal nicht in Schlaf gesungen werden. Die sechs verdauten das Viech mit geballten Fäusten. Und sie konnten sich nur bei dem Korporal für die ordentliche Art und Weise bedanken, in der er das Zelt aufgeschlagen hatte, denn sie merkten nicht einmal was von dem heftigen Sturm, der sich, von einem Sturzregen begleitet, gegen zwei Uhr erhob: Zelte wurden weggerissen, die Leute fuhren durchnäßt aus dem Schlafe auf und mußten in der Finsternis herumlaufen; ihr eigenes aber hielt gut aus, und sie lagen wohl aufgehoben im Trocknen, ohne einen Tropfen Wasser, dank den Rinnen, in denen die Sintflut ablief.

Maurice erwachte, als es hell war; und da sie erst gegen acht Uhr weitermarschieren sollten, kam er auf den Gedanken, auf den Hügel nach dem Lager der Reserveartillerie zu gehen und seinem Vetter Honoré die Hand zu geben. Sein durch eine gute Nachtruhe gekräftigter Fuß machte ihm weniger zu schaffen. Wieder erregte der so ordentlich aufgestellte Artilleriepark seine Bewunderung, die sechs Geschütze jeder Batterie genau in einer Linie, hinter ihnen die Protzen, die Munitionswagen, Vorratswagen, Schmieden. Weiterhin wieherten die Pferde an der Leine, die Nasen dem Sonnenaufgang zugekehrt. Er fand Honorés Zelt sofort infolge der vollkommenen Ordnung, die den Leuten jedes Geschützes eine besondere Reihe von Zelten zuweist, so daß der Anblick eines Lagers ohne weiteres die Anzahl der Geschütze erkennen läßt.

Als Maurice eintraf, waren die Artilleristen schon auf und tranken Kaffee; zwischen dem Spitzenreiter Adolf und dem Richtkanonier Louis, seinem „Gatten", herrschte Zank. In

den drei Jahren, die sie miteinander „verheiratet" waren, gemäß dem Brauch, einen Berittenen und einen der Bedienung zu Fuß zusammenzukoppeln, kamen sie gut miteinander aus, solange es nicht zum Essen ging. Louis, der gebildeter war und recht klug, nahm die Abhängigkeit, in der jeder Berittene seinen Fußgänger hält, ruhig hin; er schlug das Zelt auf, ging zum Arbeitsdienst, sorgte für die Suppe, während Adolf sich mit der Miene vollkommenster Oberhoheit mit seinen beiden Pferden abgab. Der erstere bockte aber, schwarz und mager wie er war und an außerordentlichem Hunger leidend, wenn der andere, sehr lange mit seinem blonden Riesenschnurrbart sich als Herr zuerst bedienen wollte. Heute morgen kam der Zank davon her, daß Louis, der den Kaffee gemacht hatte, Adolf beschuldigte, alles allein zu trinken. Sie mußten ausgesöhnt werden.

Jeden Morgen nach dem Wecken ging Honoré, um nach seinem Geschütz zu sehen, ließ es unter seinen Augen vom Nachttau trocknen, als ob er ein Lieblingstier abriebe aus Furcht, es könnte Reißen bekommen. Da stand er also wie ein Vater und sah es in der kühlen Morgenluft leuchten, als er Maurice erkannte.

„Sieh da! Ich wußte, die 106er lägen in der Nähe; ich habe gestern einen Brief aus Remilly bekommen und wollte herunterkommen ... Laß uns einen Weißen trinken."

Um mit ihm allein zu sein, brachte er ihn zu dem kleinen Hof, den die Soldaten am Abend vorher geplündert hatten, wo aber der unverbesserliche Bauer trotz allem voller Gier nach Gewinn nun eine Art Kneipe aufgemacht hatte, indem er ein Fäßchen Weißwein auflegte. Auf einem Brett vor der Türe hielt er seine Ware für vier Sous das Glas feil, wobei er von dem Knecht unterstützt wurde, den er

erst vor drei Tagen gemietet hatte, dem riesigen blonden Elsässer.

Honoré stieß gerade mit Maurice an, als seine Augen auf diesen Menschen fielen. Verblüfft sah er ihn einen Augenblick an. Dann stieß er einen fürchterlichen Fluch aus.

„Herrgottsdonnerwetter! Goliath!"

Er sprang vorwärts und wollte ihm an die Gurgel. Aber der Bauer, der sich einbildete, man wolle ihn wieder ausrauben, sprang zurück und verschanzte sich. Eine Verwirrung entstand im Augenblick; alle Soldaten, die da waren, stürzten sich dazwischen, während der Wachtmeister fast an seinem wütenden Geschrei erstickte:

„Mach doch auf, mach doch auf, dämliches Viech! ... Das ist ja ein Spion, ich sage dir, das ist ein Spion!"

Jetzt zweifelte Maurice nicht länger. Er hatte ganz genau den Mann wiedererkannt, den man im Lager von Mülhausen aus Mangel an Beweisen hatte laufen lassen; und dieser Mann war Goliath, der frühere Knecht Vater Fouchards in Remilly. Als sich der Bauer endlich dazu verstand, die Tür zu öffnen, konnten sie ruhig überall herumwühlen; der Elsässer, der blonde Riese mit dem gutmütigen Gesicht, war verschwunden, der Mann, den der General Bourgain-Desfeuilles am Abend vorher vergeblich ausgefragt hatte und vor dem er selbst beim Essen in vollster Ahnungslosigkeit alles ausplauderte. Zweifellos war der Bursche durch ein nach hinten hinaus gehendes Fenster entsprungen, das sie offen fanden; aber vergeblich klapperten sie die ganze Umgebung ab; so groß er war, hatte er sich verflüchtigt wie eine Rauchwolke. Maurice mußte Honoré, dessen Verzweiflung zu vielsagend für die Kameraden war, beiseite führen, denn

die brauchten doch nicht gerade in diese traurigen Familiengeschichten einzudringen.

„Herrgottsdonnerwetter! wie herzlich gern hätte ich ihn erwürgt! Gerade dieser Brief, den ich gekriegt habe, hat mich so wütend auf ihn gemacht!"

Und nachdem sich beide ein paar Schritte vom Hof entfernt in einen Strohhaufen gesetzt hatten, gab er seinem Vetter den Brief.

Die alte Geschichte, diese unglückliche Liebe zwischen Honoré Fouchard und Silvine Morange. Ein braunes Mädchen mit schönen, hingebenden Augen, hatte sie ihre Mutter, eine verführte Arbeiterin, die in einer Fabrik in Raucourt arbeitete, sehr jung verloren, und Doktor Dalichamp, ihr Pate, ein braver Mann, der stets bereit war, die Kinder der Armen, die er entband, als eigene anzunehmen, war auf den Gedanken gekommen, sie als Kleinmagd beim Ohm Fouchard unterzubringen. Gewiß war der alte Bauer, der aus Gewinnsucht Schlachter geworden war und sein Fleisch bei zwanzig Gemeinden in der Runde absetzte, von schwarzem Geiz und erbarmungsloser Härte; aber er würde wenigstens auf die Kleine achten, und sie würde ihr Auskommen haben, wenn sie arbeitete. Jedenfalls würde sie vor dem Lasterleben in der Fabrik bewahrt bleiben. Und es ergab sich ganz natürlich, daß sich bei Vater Fouchard der Sohn des Hauses und die kleine Magd ineinander verliebten; Honoré war sechzehn, als Silvine zwölf war, und als sie sechzehn war, war er zwanzig; er wurde ausgelost und war begeistert über seine gute Nummer, da er entschlossen war, sie zu heiraten. Infolge der seltenen Ehrenhaftigkeit des jungen Mannes, die eine überlegende und ruhige Sinnesanlage erkennen ließ, war es zwischen ihnen zu nichts weiter als mächtigen Küssereien

auf dem Heuboden gekommen. Als er aber zu seinem Vater von Heiraten sprach, erklärte dieser wütend und starrköpfig, erst müsse er ihn totschlagen; und er behielt das Mädchen ruhig da in der Hoffnung, die beiden würden sich zufriedengeben und die Geschichte so vorübergehen. Fast achtzehn Monate lang beteten sich die jungen Leute noch an und verlangten einander, ohne sich zu berühren. Infolge eines scheußlichen Vorgangs zwischen den beiden Männern stellte sich der Sohn dann, da er übrigens auch nicht länger bleiben konnte, und wurde nach Afrika geschickt, während der Alte darauf bestand, das Mädchen, wit dem er zufrieden war, zu behalten. Dann kam das Scheußliche: Silvine, die geschworen hatte zu warten, fand sich vierzehn Tage später eines Abends in den Armen eines Knechtes wieder, der seit etwa einem Monat angestellt war, eben dieses Goliath Steinberg, des Preußen, wie man ihn nannte, eines großen, netten Bengels mit kurzen blonden Haaren und einem rosigen, ewig lächelnden Gesicht, der Honorés Gefährte und Vertrauter geworden war. Hatte Vater Fouchard dieses Abenteuer heimlich gefördert? Hatte Silvine sich in einer Minute der Bewußtlosigkeit hingegeben oder war sie, krank vor Kummer, noch schwach von den Tränen der Trennung, halb vergewaltigt? Sie wußte es selbst nicht mehr, wie vom Donner betäubt; sie war schwanger geworden und ergab sich nun in die Notwendigkeit, Goliath zu heiraten. Immer lächelnd, weigerte der sich übrigens gar nicht und schob die Förmlichkeiten nur bis zur Geburt des Kleinen auf. Am Abend vor der Niederkunft verschwand er dann plötzlich. Später hieß es, er sei auf einen andern Hof in Dienst gegangen, nach Beaumont hinüber. Das war vor drei Jahren gewesen, und kein Mensch zweifelte jetzt noch daran, daß dieser nette Goliath, der den

Mädchen so leicht Kinder machte, einer der Spione sei, mit denen Deutschland unsere Ostprovinzen bevölkerte. Als Honoré diese Geschichte in Afrika erfuhr, hatte er drei Monate im Lazarett bleiben müssen, als ob ihn der Feuerbrand der mächtigen Sonne da unten in den Nacken getroffen und zu Boden gestreckt hätte; und nie hatte er sich einen Urlaub zunutze gemacht und die Heimat besuchen wollen, aus Furcht, Silvine und das Kind wiederzusehen.

Die Hände zitterten dem Artilleristen, während Maurice den Brief las. Es war ein Brief von Silvine, der erste und einzige, den sie ihm je geschrieben hatte. Welchem Gefühl gehorchte sie, die unterwürfige, schweigsame, deren schöne schwarze Augen manchmal trotz ihrer fortdauernden Knechtschaft eine so außergewöhnliche Willensfestigkeit verrieten? Sie sagte nur, sie wüßte, er sei im Kriege, und daß, wenn sie ihn nie wiedersehen sollte, ihr der Gedanke zu schmerzhaft sei, er könne sterben in dem Glauben, sie liebe ihn nicht mehr. Sie liebte ihn immer noch, hätte nie einen andern geliebt; und das wiederholte sie vier Seiten lang in Ausdrücken, die stets auf dasselbe herauskamen, ohne den Versuch einer Entschuldigung oder einer Erklärung des Geschehenen. Und nicht ein Wort von dem Kinde, nichts als ein Lebewohl voll unendlicher Zärtlichkeit.

Der Brief rührte Maurice sehr; sein Vetter hatte ihn früher zu seinem Vertrauten gemacht. Er erhob die Augen, und da er ihn in Tränen sah, umarmte er ihn brüderlich.

„Mein armer Honoré!"

Aber der Wachtmeister war schon seiner Rührung Herr geworden. Sorgfältig steckte er den Brief in die Tasche und knöpfte seine Jacke wieder zu.

„Ja, das sind so Geschichten, die einen umschmeißen . . .

Ach, der Gauner, hätte ich ihn doch abwürgen können!... Na, wir werden schon sehen."

Die Hörner ertönten zum Abbrechen des Lagers, und sie mußten laufen, um jeder wieder zu seinem Zelte zu kommen. Die Vorbereitungen zogen sich übrigens in die Länge; die Truppen mußten mit dem Tornister auf dem Rücken bis fast neun Uhr warten. Die Führer schien eine Ungewißheit ergriffen zu haben, die schon nicht mehr nach der schönen Festigkeit der ersten beiden Tage aussah, als das siebente Korps sechzig Kilometer in zwei Tagemärschen zurückgelegt hatte. Und eine merkwürdige, beunruhigende Nachricht lief seit dem Morgen um: die drei andern Korps hätten den Marsch nach Norden angetreten, das erste nach Juniville, das fünfte und zwölfte nach Réthel; das Widerspruchsvolle dieses Marsches erklärte man mit Verpflegungsschwierigkeiten. Dann zogen sie also nicht mehr auf Verdun? Warum dann dieser verlorene Tag? Das schlimmste war, daß die Preußen jetzt nicht mehr weit sein konnten, denn die Offiziere hatten bereits den Mannschaften mitgeteilt, sie dürften nicht nachbummeln, jeder Nachzügler könnte von den berittenen feindlichen Aufklärungstruppen aufgehoben werden.

Es war am 25. August, und wenn Maurice sich späterhin an Goliaths Verschwinden erinnerte, so fühlte er sich immer noch fest überzeugt, daß der Mann einer von denen war, die den deutschen Großen Generalstab über die genauen Bewegungen der Heeresgruppe von Châlons unterrichteten, wodurch der Richtungswechsel der dritten deutschen Heeresgruppe hervorgerufen wurde. Am nächsten Tage verließ der Kronprinz von Preußen Revigny, der Stellungswechsel begann, jener Flankenangriff mit seiner riesenhaften Entwicklung in bewundernswert geordneten Eilmärschen durch die

Champagne und die Ardennen. Während die Franzosen zauderten und, wie von plötzlicher Lähmung ergriffen, auf der Stelle hin und herschwankten, machten die Preußen in ihrer riesigen Umgehung als Treiber bis zu vierzig Kilometer am Tage und schoben die Menschenherde, der sie auf der Spur waren, gegen den Grenzwald.

Endlich ging's los, und die Armee drehte sich an diesem Tage tatsächlich um ihren linken Flügel; das siebente Korps durchlief nicht mehr als die zwei Kilometer, die Contreuve von Vouziers trennen, während das fünfte und zwölfte Korps unbeweglich in Réthel blieben und das erste bei Attigny lag. Von Contreuve bis zum Aisnetal fing die Ebene wieder an in ihrer Nacktheit; bei der Annäherung an Vouziers wand sich die Straße über graues Gelände zwischen vereinzelten Hügeln hindurch, ohne Baum, ohne ein Haus, trübselig wie die Wüste; und der so kurze Tagemarsch wurde in einem ermüdeten, verärgerten Schritt zurückgelegt, was ihn noch schrecklich zu verlängern schien. Um Mittag machte man auf dem linken Ufer der Aisne halt und biwakierte auf der nackten Erde, deren letzte Erhöhungen das Tal beherrschten und von hier aus einen Überblick über die sich am Fluß entlang ziehende Straße nach Monthois gewährten, auf der sie den Feind erwarteten.

Aber Maurice war wahrhaft starr, als er auf eben dieser Straße von Monthois die Division Margueritte daherkommen sah, die ganze Reservekavallerie, die mit Unterstützung des siebenten Korps und der Aufklärung für die linke Flanke der Armee beauftragt war. Nach einem Gerücht zog sie wieder auf Chêne-Populeux. Warum entblößte man so den allein bedrohten Flügel? Warum ließ man die zweitausend Reiter, die man zur Aufklärung an entfernte Punkte hätte

leiten müssen, durch die Mitte hindurchziehen, wo sie vollkommen unnütz waren? Das schlimmste war, daß sie bei der Kreuzung ihrer und der Bewegungen des siebenten Korps dessen Säulen unter unentwirrbarer Vermengung von Menschen, Geschirren und Pferden durchschneiden mußten. Chasseurs d'Afrique mußten fast zwei Stunden am Eingang von Vouziers warten.

Ein Zufall ließ Maurice Prosper erkennen, als der sein Pferd an den Rand eines Tümpels trieb; sie konnten sich einen Augenblick unterhalten. Der Jäger schien betäubt, verstört, wußte von nichts, hatte seit Reims nichts gesehen; ja doch, zwei Ulanen hatte er gesehen, Teufel, die auftauchten und wieder verschwanden, ohne daß man wußte, woher sie kamen noch wohin sie gingen. Man erzählte sich schon Geschichten wie die, daß vier Ulanen im Galopp in eine Stadt einritten, sie den Revolver in der Faust durchquerten und zwanzig Kilometer von ihrem Korps entfernt sie eroberten. Sie waren überall, sie zogen vor den Heeresteilen her, summend wie ein Bienenschwarm, ein beweglicher Vorhang, hinter dem die Infanterie ihre Bewegungen versteckte und in vollster Sicherheit wie zu Friedenszeiten marschieren konnte. Maurice krampfte sich das Herz zusammen, als er sah, wie die Straße von Jägern und Husaren vollgestopft war, die man so schlecht verwendete.

„Na, auf Wiedersehen!" sagte er und schüttelte dem Jäger die Hand; „vielleicht braucht man euch doch noch da vorne."

Aber der Jäger schien über seine Tätigkeit verzweifelt. Er liebkoste Zephir mit einer betrübten Handbewegung, als er antwortete:

„Ach! Quatsch! Hier machen sie die Tiere tot und den Menschen tun sie nichts... Es ist widerwärtig!"

Als Maurice am Abend den Schuh ausziehen wollte, um nach seinem Hacken zu sehen, in dem ein starkes Fieber bohrte, riß die Haut ab. Das Blut spritzte heraus, und er stieß einen Schmerzensschrei aus. Jean, der zufällig dabeistand, schien von großer mitleidiger Unruhe erfüllt.

„Hören Sie mal, das wird Ernst, Sie werden auf der Nase liegen bleiben. Da müssen wir drauf achten. Lassen Sie mich mal machen."

Er kniete nieder, wusch die Wunde aus und verband sie mit reinem Leinen, das er aus seinem Tornister genommen hatte. Er machte das mit ganz mütterlichen Bewegungen, mit der Sanftheit eines erfahrenen Mannes, dessen dicke Finger auch zart sein können, wenn es not tut.

Unbesiegbare Rührung überkam Maurice, seine Augen trübten sich, aus dem Herzen stieg ihm in einem riesigen Bedürfnis nach Zuneigung der Wunsch auf die Lippen, ihn du zu nennen, als ob er in dem bisher mit Abscheu, ja, am Abend vorher noch mit Verachtung betrachteten Bauern einen Bruder gefunden hätte.

„Du bist wirklich ein braver Kerl ... Ich danke dir, mein Alter." Jean zeigte sein ruhiges Lächeln und nannte ihn glückstrahlend nun auch du.

„Jetzt habe ich auch noch Tabak, mein Junge; möchtest du eine Zigarette?"

## 5

Am andern Morgen, dem 26., fühlte Maurice sich beim Aufstehen ganz steif; die Schultern waren ihm von der Nacht im Zelte wie zermalmt. Er war auch nicht an den harten Erdboden gewöhnt; und da am Abend vorher den Leuten

verboten worden war, die Schuhe auszuziehen, und die Sergeanten im Dunkeln herumliefen und nachfühlten, um sich zu vergewissern, daß alle Schuhe und Gamaschen anbehalten hätten, war sein Fuß nicht gerade besser geworden; er schmerzte und brannte vor Fieber; daß er sich die Beine erkältet hatte, rechnete er nicht mit, denn er war unklug genug gewesen, sie unter der Leinwand hervorzustecken, um sie ausstrecken zu können.

Jean sagte ihm sofort:

„Junge, wenn's heute weitergeht, gehst du besser zum Stabsarzt und läßt dich auf einen Wagen packen."

Aber niemand hatte eine Ahnung; die widersprechendsten Gerüchte liefen umher. Einen Augenblick schien es, als sollte der Weitermarsch aufgenommen werden; das Lager wurde abgebrochen, das ganze Armeekorps setzte sich in Bewegung und zog durch Vouziers; auf dem linken Aisneufer wurde nur eine Brigade der zweiten Division zurückgelassen, um die Straße nach Monthois weiter zu beobachten. Auf der andern Seite der Stadt am rechten Ufer wurde dann plötzlich gehalten und die Gewehre wurden auf den Feldern und Wiesen zusammengestellt, die sich auf beiden Seiten der Straße nach Grand-Pré ausdehnen. Der Abmarsch der vierten Husaren, die in diesem Augenblick im scharfen Trab auf dieser Straße abzogen, führte zu allen möglichen Schlußfolgerungen.

„Wenn wir hier bleiben, warte ich", sagte Maurice, den der Gedanke an den Stabsarzt und den Ambulanzwagen abstieß.

Bald wurde es tatsächlich klar, daß sie dort lagern würden, bis General Douay sich bestimmte Aufklärung über die Bewegungen des Feindes verschafft hätte. Seitdem er am Abend vorher die Division Margueritte auf Chêne hatte losziehen sehen, befand er sich in wachsender Angst, da er nun

wußte, er stehe ungedeckt da, kein Mensch bewache mehr die Argonnenpässe, so daß er von einem Augenblick zum andern angegriffen werden konnte. Daher schickte er jetzt die vierten Husaren bis zu den Übergängen von Grand-Pré und Croix-aux-Bois auf Erkundigung mit dem Befehl, um jeden Preis Auskunft zu bringen.

Abends vorher hatten, dank der Geschäftigkeit des Ortsvorstehers von Vouziers, Brot, Fleisch und Futtermittel verteilt werden können; gegen zehn Uhr morgens durften die Leute Suppe kochen, da man befürchtete, sie würden später keine Zeit mehr dazu haben, als der Aufbruch einer zweiten Truppe, der Brigade Bordas, die den von den Husaren eingeschlagenen Weg nahm, alle Gemüter von neuem beschäftigte. Was nun? Ging es weiter? Konnten sie wieder nicht ruhig essen, nun der Kessel schon auf dem Feuer stand? Aber ein paar Offiziere erklärten, die Brigade Bordas habe nur die Aufgabe, das einige Kilometer entfernte Buzancy zu besetzen. Andere sagten mit mehr Wahrheitsliebe, die Husaren wären auf eine große Anzahl feindlicher Schwadronen gestoßen und die Brigade solle sie wieder heraushauen.

Das gab ein paar köstliche Ruhestunden für Maurice. Er hatte sich im Lager auf halber Höhe hingestreckt, wo sein Regiment biwakierte; stumpf vor Müdigkeit, blickte er über das grüne Aisnetal, die mit Baumgruppen bestandenen Wiesen, durch deren Mitte der Fluß schläfrig dahinlief. Vor ihm zog sich als Abschluß des Tales Vouziers übereinandergelagert in die Höhe, und breit lagen seine Dächer da, von der Kirche mit ihrem zierlichen Dachreiter und ihrem von einem runden Helm gekrönten Turm beherrscht. Unten in der Nähe der Brücke rauchten die hohen Schornsteine der Gerbereien; am andern Ende aber zwischen dem Grün am Rande des Flus-

ses zeigten sich die mit Mehl bepuderten hohen Gebäude einer großen Mühle. Dieser Überblick über die kleine, im Grünen verlorene Stadt erschien ihm voll süßen Reizes, als habe er seine empfindsamen Träumeraugen wiedergefunden. Seine Jugend stieg wieder vor ihm empor, die Reisen, die er nach Vouziers unternommen hatte, als er noch in seinem Geburtsorte Chêne lebte. Eine Stunde lang vergaß er alles um sich her.

Die Suppe war längst gegessen, die Rast dauerte immer noch an, als sich gegen halb drei im ganzen Lager eine immer mehr zunehmende dumpfe Bewegung bemerkbar machte. Befehle liefen um, die Wiesen wurden geräumt, sämtliche Truppen erstiegen die Höhen zwischen den beiden vier oder fünf Kilometer voneinander entfernten Ortschaften Chestres und Falaise und gingen dort in Stellung. Die Pioniere hoben bereits Schützengräben aus und richteten Schulterwehren ein, während auf dem linken Flügel die Reserve-Artillerie auf einen Hügel hinaufzog. Es verbreitete sich das Gerücht, General Bordas habe einen Meldereiter mit der Nachricht geschickt, er sei bei Grand-Pré auf überlegene feindliche Kräfte gestoßen und gezwungen worden, auf Buzancy zurückzugehen, was befürchten ließ, daß seine Rückzugslinie auf Vouziers bald abgeschnitten sein würde. Da der Kommandant des siebenten Korps ebenfalls an einen unmittelbar bevorstehenden Angriff glaubte, ließ er seine Leute Gefechtsstellungen einnehmen, um den ersten Stoß aufzufangen, und wartete auf Unterstützung durch den Rest der Heeresgruppe; und einer seiner Adjutanten war bereits mit einem Briefe an den Marschall unterwegs, um ihm die Lage zu erklären und seine Hilfe zu erbitten. Da er schließlich auch durch den gewaltigen, in der Nacht wieder zum Korps gestoßenen Troß

gehindert zu werden befürchtete, den er nun abermals mitschleppen mußte, ließ er ihn auf der Stelle wieder in Schwung bringen und leitete ihn auf gut Glück in der Richtung auf Châgny. Das bedeutete die Schlacht.

„Herr Leutnant, die Geschichte wird wohl ernst?" erlaubte sich Maurice, Rochas zu fragen.

„Jawohl! verdammt nochmal!" antwortete der Leutnant und schwenkte seine langen Arme. „Sie sollen mal sehen, es wird gleich hübsch warm hergehen."

Die Soldaten waren alle begeistert. Seit sich die Schlachtordnung von Chestres bis Falaise hinzog, war die Erregung im Lager noch gestiegen, eine fieberhafte Ungeduld bemächtigte sich der Leute. Endlich sollten sie nun die Preußen sehen, von denen die Zeitungen erzählten, wie matt sie von ihren Märschen wären, wie von Krankheiten erschöpft, verhungert und in Lumpen gekleidet. Und die Hoffnung, sie beim ersten Anlauf über den Haufen zu rennen, fachte in allen Mut an.

„Es ist schließlich kein Unglück, wenn man sich mal wiederfindet," erklärte Jean. „Lange genug spielen wir nun schon Verstecken, seit wir uns da unten an der Grenze nach ihrer Schlacht verloren hatten ... Aber sind es wohl die, die Mac Mahon geschlagen haben?"

Maurice zögerte und fand keine Antwort. Nach dem, was er in Reims gelesen hatte, schien es ihm schwierig, daß die dritte vom Kronprinzen von Preußen kommandierte Gruppe bei Vouziers sein könne, nachdem sie kaum zwei Tage vorher noch bei Vitry-le-Français gelagert hatte. Es wurde indessen auch von einer dem Befehl des Kronprinzen von Sachsen unterstellten vierten Armee gesprochen, die gegen die Maas vorgehen sollte: die war es zweifellos, obwohl ihn die so plötzliche Besetzung Grand-Prés der Entfernung wegen in Er-

staunen versetzte. Seine Gedanken gerieten aber endgültig in Verwirrung und er fühlte sich ganz betroffen, als er den General Bourgain-Desfeuilles einen Bauern aus Falaise fragen hörte, ob die Maas nicht durch Buzancy flösse und ob es da feste Brücken gäbe. Übrigens erklärte der General mit ahnungslosem Gleichmut, sie würden von einer über Grand-Pré kommenden Gruppe von hunderttausend Mann angegriffen werden, während eine zweite von sechzigtausend von Sainte-Ménehould kommen würde.

„Und dein Fuß?" fragte Jean Maurice.

„Ich fühle jetzt nichts," erwiderte der lachend; „wenn wir fechten, muß es gehen."

Wirklich hielt ihn eine derartige nervöse Erregung aufrecht, daß er sich vorkam wie über die Erde erhoben. Sich sagen zu müssen, daß er im ganzen Feldzug noch keine Patrone abgebrannt hatte! Er war an die Grenze gegangen, hatte die schreckliche Angstnacht vor Mülhausen durchgemacht, ohne einen Preußen zu sehen, ohne einen Schuß abzugeben; bis Belfort, bis Reims hatte er zurückgehen müssen, marschierte jetzt seit fünf Tagen von neuem gegen den Feind, und noch immer war sein Chassepot jungfräulich, ungebraucht. Eine zunehmende Wut, eine langsame Erbitterung führte ihn in Versuchung, anzulegen, wenigstens zu zielen, um seine Nerven zu beruhigen. Vor fast sechs Wochen hatte er sich in einem Taumel von Begeisterung gestellt, von Kampf am nächsten Morgen träumend; aber bisher hatte er nichts getan, als seine armen zarten Füße gebraucht, um weit allen Schlachtfeldern aus dem Wege zu gehen und auf der Stelle hin und her zu treten. In der allgemeinen fieberhaften Erwartung gehörte er zu denen, die mit der größten Ungeduld die schnurgerade, zwischen schönen Bäumen ins Unendliche

verlaufende Straße nach Grand-Pré ausforschten. Unterhalb seiner Stellung breitete sich das Tal aus, lief die Aisne wie ein silbernes Band zwischen Weiden und Pappeln dahin; aber unwiderstehlich zog es seine Blicke wieder auf die Straße dort unten.

Gegen vier Uhr entstand Lärm. Die vierten Husaren kamen nach einem langen Umweg zurück; immer üppiger aufgebauschte Geschichten von Gefechten mit Ulanen liefen umher und bestärkten in allen die Gewißheit eines unmittelbar bevorstehenden Angriffs. Zwei Stunden später kam abermals ein Meldereiter vom General Bordas, ganz verstört, und meldete, dieser wage Grand-Pré nicht mehr zu verlassen, da er überzeugt sei, die Straße nach Vouziers sei abgeschnitten. Das war sie aber noch nicht, denn der Meldereiter konnte ungehindert durchkommen. Von Minute zu Minute aber konnte es der Fall sein, und General Dumont, der die Division führte, ging sofort mit der ihm noch verbleibenden Brigade, um die andere, die sich in einer schwierigen Lage befand, zu entlasten. Die Sonne ging hinter Vouziers unter, dessen Dächer sich schwarz von einer großen roten Wolke abhoben. Lange konnte man der Brigade zwischen den beiden Baumreihen folgen, bis sie sich schließlich in der zunehmenden Dunkelheit verlor.

Oberst von Vineuil wollte sich von der guten Stellung seines Regiments für die Nacht vergewissern. Er war erstaunt, den Hauptmann Beaudouin nicht auf seinem Posten zu finden; und als dieser im selben Augenblick aus Vouziers zurückkam und sich damit entschuldigte, er habe bei der Baronin von Ladicourt gefrühstückt, erhielt er einen mächtigen Rüffel, den er übrigens mit der ordnungsmäßigen Haltung eines guten Offiziers schweigend anhörte.

„Kinder," wiederholte der Oberst, als er durch seine Leute dahinschritt, „wir werden zweifellos heute nacht angegriffen oder sicher morgen früh bei Tagesanbruch ... Seid bereit und denkt daran, daß die 106er noch nie zurückgegangen sind."

Alles rief ihm zu, alle wollten lieber „einen mit dem Scheuerlappen", um Schluß zu machen, so sehr waren Müdigkeit und Entmutigung seit dem Aufbruch in sie gefahren. Sie sahen ihre Gewehre nach und legten frische Zündnadeln ein. Da es morgens Suppe gegeben hatte, begnügten sie sich jetzt mit Kaffee und Zwieback. Es wurde befohlen, nicht zu schlafen. Feldwachen wurden auf fünfzehnhundert Meter ausgestellt, einzelne Posten bis an die Aisne vorgeschoben. Alle Offiziere blieben an den Lagerfeuern wach. Und vor einer kleinen Mauer konnte man bei dem flackernden Licht eines dieser Feuer gelegentlich die betreßten Uniformen des kommandierenden Generals oder seines Stabes unterscheiden, deren Schatten sich zitternd bewegten, wenn sie nach der Straße zu liefen und in der tödlichen Angst um das Schicksal der dritten Division auf den Tritt von Pferden horchten.

Gegen ein Uhr morgens wurde Maurice auf Einzelposten an den Rand eines Feldes voller Pflaumenbäume, zwischen der Straße und dem Flusse, geschickt. Die Nacht war schwarz wie Tinte. Als er sich in dem erdrückenden Schweigen der schlafenden Landschaft allein befand, fühlte er eine Art von Furcht über sich kommen, eine scheußliche Furcht, die er nicht kannte und nicht überwinden konnte, obwohl er vor Zorn und Scham über sie zitterte. Er hatte sich umgedreht, um durch den Anblick der Wachtfeuer seine Sicherheit wiederzugewinnen; aber ein kleines Gehölz mußte sie ihm verdecken; hinter ihm lag nichts als ein Meer von Finsternis; nur in Vouziers brannten in großer Entfernung noch immer ein

paar Lichter, da seine Einwohner, schaudernd in dem Gedanken an die ihnen ohne Zweifel angekündigte Schlacht, sich nicht niedergelegt hatten. Was ihn aber endgültig zu Eis erstarren ließ, war die Feststellung, daß, wenn er sein Gewehr anlegte, er nicht einmal das Korn erkennen konnte. Nun begann die grausamste Art von Warten, in der alle Kräfte seines Wesens sich im Gehör allein anspannten und seine auf kaum wahrnehmbare Geräusche horchenden Ohren sich schließlich mit donnerndem Tosen füllten. Das Rauschen des Wassers in der Ferne, die leichte Bewegung eines Blattes, das Hüpfen eines Käfers lösten einen riesigen Widerhall aus. War das nicht der Galopp von Pferden, unendliches Rollen von Artillerie, das von da drüben gerade vor ihm herüberkam? Hörte er nicht links von sich leises Flüstern, unterdrückte Stimmen, einen im Dunkel herankriechenden Vorposten, der es auf Überrumpelung abgesehen hatte? Dreimal war er nahe daran, einen Lärmschuß abzugeben. Die Furcht, sich zu täuschen und sich dadurch lächerlich zu machen, vermehrte sein Unbehagen. Er war niedergekniet und lehnte die linke Schulter gegen einen Baum; es kam ihm vor, als ob er stundenlang so daläge, als ob man ihn vergessen hätte, als ob das Heer ohne ihn weiterzöge. Plötzlich aber hatte er keine Furcht mehr; er unterschied ganz klar auf der Straße, die sich, wie er wußte, zweihundert Meter vor ihm dahinzog, den regelmäßigen Tritt marschierender Soldaten. Sofort wurde es ihm zur Gewißheit, daß dies die so ungeduldig erwarteten, hart bedrängten Truppen seien und General Dumont die Brigade Bordas zurückbringe. In diesem Augenblick wurde er abgelöst; seine Wache hatte kaum die vorschriftsmäßige Stunde gedauert.

Tatsächlich war es die dritte Division, die ins Lager zurück-

kehrte! Die Erlösung war riesig. Aber alle Vorsichtsmaßregeln wurden verdoppelt, denn die eingebrachten Erkundigungen bestätigten alles, was man über die Annäherung des Feindes zu wissen glaubte. Ein paar mitgebrachte Gefangene, düstere, in ihre Riesenmäntel eingehüllte Ulanen, verweigerten jede Auskunft. Der Morgen stieg mit der bleigrauen Dämmerung eines regnerischen Tages herauf, und die Spannung mit ihrer entnervenden Ungeduld dauerte fort. Seit fast vierzehn Stunden wagten die Leute nicht zu schlafen. Gegen sieben Uhr erzählte Leutnant Rochas, Mac Mahon käme mit dem ganzen Heere. In Wahrheit hatte General Douay als Antwort auf seine Depesche vom Abend vorher, in der er einen Kampf vor Vouziers als unvermeidlich hinstellte, einen Brief vom Marschall erhalten, der ihm auftrug, sich gut zu halten, bis er ihm helfen könnte; der Vormarsch war eingestellt, das erste Korps bewegte sich auf Terron, das fünfte auf Buzancy, während das zwölfte bei le Chêne in zweiter Linie liegenbleiben sollte. Die Erwartung wuchs infolgedessen noch, denn nun war es kein einfaches Gefecht mehr, das sie liefern sollten, jetzt wurde es eine große Schlacht, an der das ganze Heer teilnahm, das sich jetzt von der Maas zurück gegen Süden ins Aisnetal wandte. Man wagte immer noch nicht, die Leute abkochen zu lassen; sie mußten sich mit Kaffee und Zwieback begnügen, denn „der mit dem Scheuerlappen" galt nun, wie alle wiederholten, ohne zu wissen warum, für den Mittag. Gerade eben war ein Adjutant an den Marschall abgeschickt, um das Herankommen der Hilfe zu beschleunigen, da das Eintreffen der beiden feindlichen Armeen immer mehr zur Gewißheit wurde. Drei Stunden später ging ein zweiter Offizier im Galopp nach Chêne ab, wo das große Hauptquartier sich befand, um un-

mittelbare Befehle von dort einzuholen; so sehr war die Unruhe infolge der von einem Ortsvorsteher überbrachten Meldungen angewachsen, der hunderttausend Mann bei Grand-Pré gesehen haben wollte, während weitere hunderttausend über Buzancy herankamen.

Um Mittag war immer noch kein einziger Preuße da. Um ein, um zwei Uhr noch keiner. Nun aber traten Müdigkeit und Zweifel auf. Spöttische Stimmen begannen über die Generäle herzuziehen. Vielleicht hatten sie ihren Schatten an der Wand gesehen. Brillen wurden ihnen empfohlen. Ulkige Brüder, alle Welt zu belästigen, wenn nichts los war! Ein Spaßvogel schrie:

„Hier soll's wohl wieder gehen wie da unten bei Mülhausen?"

Bei diesen Worten krampfte sich Maurices Herz in angstvoller Erinnerung zusammen. Er rief sich die kindische Flucht ins Gedächtnis zurück, die Panik, die das siebente Korps zehn Meilen von dannen riß, ohne daß ein Deutscher sichtbar wurde. Und dasselbe Abenteuer ging jetzt wieder los, das fühlte er ganz klar und bestimmt. Daß der Feind sie vierundzwanzig Stunden nach dem Scharmützel bei Grand-Pré nicht angriff, lag einfach daran, daß die vierten Husaren nur auf aufklärende Kavallerie gestoßen waren. Die eigentlichen Kolonnen mußten noch weit, vielleicht zwei Tagemärsche entfernt stehen. Dieser Gedanke jagte ihm einen plötzlichen Schrecken ein, wenn er sich überlegte, wieviel Zeit sie verloren hätten. In drei Togen hatten sie nicht die zwei Kilometer von Contreuve nach Vouziers zurückgelegt. Am 25. und 26. waren die andern Armeekorps nach Norden hinaufgezogen unter dem Vorwande, sich mit Vorräten versorgen zu müssen; und jetzt, am 27., gingen sie wieder nach Süden,

um eine Schlacht zu liefern, die ihnen niemand anbot. Ebenso wie die vierten Husaren hatte sich die Brigade Bordas auf den verlassenen Argonnenübergängen für verloren gehalten und zog ohne Not erst die ganze Division, dann das siebente Korps und schließlich die ganze Heeresgruppe zur Hilfe auf sich. Maurice dachte daran, welchen unschätzbaren Preis jede Stunde habe in diesem törichten Plan, Bazaine die Hand zu reichen, ein Plan, den nur ein geistvoller Führer mit zuverlässigen Soldaten unter der Bedingung hätte ausführen können, daß er im Sturm geradeaus über alle Hindernisse weggeschritten wäre.

„Wir sind verloren!“ sagte er, von Verzweiflung ergriffen, in einer blitzartig über ihn kommenden Erleuchtung, zu Jean.

Als dessen Augen sich dann erweiterten, weil er das nicht verstehen konnte, fuhr er fort, ihm mit halber Stimme von den Führern zu erzählen: „Sie sind eher dumm als schlecht, das ist sicher, und haben kein Glück. Sie wissen nichts, sehen nichts kommen, sie haben keinen Plan, keine Gedanken, nicht einen einzigen glücklichen Einfall... Ach, alles kehrt sich gegen uns, wir sind verloren!“

Und diese Entmutigung, über die Maurice, der kluge und gebildete Junge, nachsann, sie wuchs und lagerte sich allmählich schwer auf die Truppe, die ohne Grund in einer verzehrenden Spannung unbeweglich, fest dalag. Im Verborgenen waren der Zweifel, das Vorgefühl der Lage in den dicken Schädeln an der Arbeit; und da war kein Mann, so beschränkt er auch sein mochte, der nicht das Unbehagen empfunden hätte, schlecht geführt zu werden, unrichtig verschleppt und auf gut Glück in das unseligste aller Abenteuer hineingestoßen zu werden. Guter Gott, was hatten sie da noch zu tun, wenn die Preußen doch nicht kamen? Entweder sollte

man sofort fechten oder sie irgendwo ruhig schlafengehen lassen. Sie hatten genug. Seit der letzte Adjutant nach Befehlen abgegangen war, war die Erregung von Minute zu Minute gewachsen; es bildeten sich Gruppen und man sprach und stritt ganz laut. Die von dieser Bewegung angesteckten Offiziere wußten nicht, was sie den Soldaten antworten sollten, die es wagten, sie zu fragen. Um fünf Uhr, als sich das Gerücht verbreitete, der Adjutant sei zurück und es ginge wieder rückwärts, entrang sich jeder Brust die Erleichterung in einem Seufzer tiefer Freude.

Also hatte doch die Partei der Vernunft die Oberhand behalten. Der Kaiser und der Marschall, die nie für den Marsch auf Verdun gewesen waren und nun unruhig wurden, als sie erfuhren, daß sie aufs neue überflügelt waren und sie die Heeresgruppen des Kronprinzen von Preußen sich gegenüber hatten, verzichteten auf die unwahrscheinliche Vereinigung mit Bazaine und zogen sich auf die festen Plätze im Norden zurück, um sich nachher auf Paris zurückbewegen zu können. Das siebente Korps erhielt Befehl, über le Chêne wieder nach Chagny hinaufzusteigen, während das fünfte Korps auf Poix, das erste und zwölfte auf Vendresse marschieren sollten. Wenn es nun doch also zurückging, warum war man dann bis zur Aisne vorgestoßen, warum soviel verlorene Tage voller Müdigkeit, wenn es von Reims aus so leicht gewesen wäre, so folgerichtig, sofort feste Stellungen im Marnetal einzunehmen? War denn gar keine Leitung da, keine militärische Veranlagung, kein gesunder Menschenverstand? Aber sie fragten gar nicht mehr, sondern verziehen alles in ihrer Freude über diesen vernunftgemäßen Entschluß, den einzigen, der sie aus dem Wespennest herausziehen konnte, in das man sie gesteckt hatte. Von den Generälen bis zu den einfachen Soldaten

herunter hatten alle dies Gefühl, nun wieder stark, vor Paris geradezu unüberwindlich zu werden, so daß man die Preußen notwendig schlagen müsse. Vouziers aber mußte bei Tagesanbruch geräumt werden, damit sie unterwegs gegen le Chêne wären, ehe sie angegriffen würden, und sofort füllte sich das Lager mit einer ungewöhnlichen Bewegung, Hörner ertönten und Befehle kreuzten sich; das Gepäck und der Verwaltungstrain dagegen zogen schon voraus, um die Nachhut nicht zu belasten.

Maurice war entzückt. Als er dann versuchte, Jean die beabsichtigte Rückzugsbewegung zu erklären, entschlüpfte ihm ein Schmerzensschrei; seine Erregung hatte nachgelassen, er fühlte wieder, wie ihm sein Fuß schwer wie Blei am Beine hing.

„Nanu? geht's wieder los?" fragte der Korporal trostlos.

Mit seinem praktischen Verstande kam er auf einen Gedanken.

„Hör' mal, Junge, du hast mir erzählt, du kennst Leute da in der Stadt. Du solltest dir vom Stabsarzt die Erlaubnis geben lassen, mit einem Wagen nach le Chêne zu fahren, wo du eine gute Nacht in einem guten Bett verbringen kannst. Wenn es dir morgen besser geht, holen wir dich beim Durchmarsch wieder ... Na, ist das nicht recht?"

Gerade in Falaise, dem Dorf, bei dem sie lagerten, hatte Maurice einen alten Freund seines Vaters wiedergefunden, einen kleinen Pächter, der seine Tochter zu einer Tante nach le Chêne bringen wollte und dessen Pferd, vor einen leichten Wagen gespannt, wartete.

Bei dem Stabsarzt Bouroche nahm aber die Geschichte nach den ersten Worten eine üble Wendung.

„Herr Doktor, mein Fuß hat sich wundgerieben ..."

Mit einem Löwengebrüll schüttelte Bouroche seinen mächtigen Kopf und schrie:

„Ich bin nicht Herr Doktor ... Wer jagt mir denn da so einen Dämlack zu?"

Und da Maurice voller Bestürzung eine Entschuldigung stammelte, fing er wieder an:

„Ich bin der Herr Stabsarzt, hören Sie wohl, Sie Viech!"

Als er dann aber sah, mit wem er es zu tun hatte, mochte er sich wohl etwas schämen; aber das machte ihn erst recht ärgerlich.

„Ihr Fuß, die alte Geschichte! ... Ja, ja, ich erlaube es Ihnen! Gehen Sie mit einem Wagen oder einem Luftballon! Wir haben genug Hinkebeine und Nachzügler!"

Als Jean Maurice half, sich in den Wagen hinaufzuziehen, wandte er sich, um ihm zu danken, und die beiden Männer fielen sich in die Arme, als ob sie sich nie wiedersehen sollten. Wußte man das denn auch inmitten des Aufbruchs zum Rückzug, nun die Preußen da waren? Maurice fühlte sich ganz überrascht über die starke Zuneigung, die ihn bereits zu dem großen Kerl da erfüllte. Zweimal wandte er sich noch zurück, um ihm mit der Hand Lebewohl zuzuwinken; und so ließ er das Lager hinter sich, in dem die Leute sich anschickten, großes Feuer anzuzünden, um den Feind zu täuschen, wenn man im tiefsten Stillschweigen vor Tagesanbruch abmarschierte.

Der kleine Pächter hörte unterwegs nicht auf, über die Schlechtigkeit der Zeit zu klagen. Er hatte nicht den Mut gehabt, in Falaise zu bleiben; jetzt bedauerte er schon, nicht dageblieben zu sein, und wiederholte, er wäre zugrunde gerichtet, wenn sein Haus abbrennen würde. Seine Tochter, ein großes blasses Geschöpf, weinte. Maurice aber war so schlaftrunken, daß er nicht zuhörte; er schlief im Sitzen, von dem

lebhaften Trab des kleinen Pferdchens eingewiegt, das die vier Meilen zwischen Vouziers und le Chêne in weniger als anderthalb Stunden zurücklegte. Es war noch nicht sieben Uhr, die Dämmerung begann gerade hereinzubrechen, als der junge Mann, erstaunt und zusammenschauernd, an der Brücke über den Kanal auf dem Platze abstieg, gegenüber dem kleinen gelben Hause, in dem er geboren war, in dem er zwanzig Jahre seines Daseins verbracht hatte. Ganz ohne nachzudenken ging er nun darauf zu, obwohl das Haus seit achtzehn Monaten an einen Tierarzt verkauft war. Dem Pächter antwortete er auf seine Frage, er wisse genau, wohin er zu gehen habe, und dankte ihm tausendmal für sein Entgegenkommen.

Mitten auf dem kleinen dreieckigen Platz nahe beim Brunnen blieb er indessen unbeweglich stehen, betäubt, ohne jede Erinnerung. Wo wollte er denn hin? Plötzlich kam er darauf, daß er zu dem Notar gehen sollte, dessen Haus an das stieß, in dem er aufgewachsen war, und dessen Mutter, die alte, herzensgute Frau Desroches, ihn als gute Nachbarin verzogen hatte, als er noch klein war. Aber er erkannte le Chêne kaum wieder bei der außergewöhnlichen, durch die Anwesenheit eines Armeekorps in der sonst so toten kleinen Stadt hervorgerufenen Unruhe, das vor ihren Toren lagerte und die Straßen mit Offizieren, Meldereitern, Leuten aus dem Gefolge, Herumstreichern und Nachzüglern jeder Art anfüllte. Den Kanal, der die Stadt von einem Ende zum andern durchschnitt, so daß er mitten durch den Platz ging und mit seiner schmalen, steinernen Brücke die beiden Dreiecke verband, fand er wohl; da war ja wieder drüben auf dem andern Ufer die Markthalle mit ihrem moosbedeckten Dach, die Rue Berond, die links abfiel, und die Straße nach Sedan, die sich

rechts hinzog. Auf der Seite aber, wo er stand, mußte er in die Höhe sehen und zunächst den schieferbedeckten Turm über dem Hause des Notars suchen, um sicher zu sein, daß dies die einsame Ecke sei, in der er Marmel gespielt hatte; ein derartiges Summen dichter Menschenströme erfüllte die Rue de Vouziers vor ihm bis ans Stadthaus. Es kam ihm vor, als ob auf dem Platz ein leerer Raum geschaffen würde, als ob jemand die Neugierigen auseinandertriebe. Und da, einen mächtigen Raum hinter dem Brunnen einnehmend, bemerkte er zu seinem Erstaunen einen ganzen Wagenpark, Gepäckwagen und Karren, ein ganzes Lager, das er sicher schon einmal gesehen hate.

Jetzt versank die Sonne in dem geradeauslaufenden blutroten Wasser des Kanals, und Maurice faßte gerade einen Entschluß, als eine neben ihm stehende Frau, die ihn einen Augenblick genau angesehen hatte, ausrief:

„Aber ist es die Möglichkeit, sind Sie nicht der junge Levasseur?“

Da erkannte er Frau Combette, die Gattin des Apothekers, dessen Laden jenseits des Platzes lag. Als er ihr erklärte, daß er Frau Desroches um ein Bett bitten wollte, zog sie ihn erregt beiseite.

„Nein, nein, kommen Sie zu uns. Ich muß Ihnen sagen ...“

Als sie dann in der Apotheke sorgfältig die Tür geschlossen hatte:

„Wissen Sie denn nicht, mein lieber Junge, daß der Kaiser bei den Desroches abgestiegen ist? ... Das Haus ist für ihn mit Beschlag belegt; sie sind gar nicht sehr glücklich über die Ehre, kann ich Sie versichern. Wenn man bedenkt, daß die arme alte Mama, eine Frau von über siebzig Jahren, ihre Kammer abgeben und zum Schlafen unters Dach in ein

Dienstmädchenbett klettern mußte!... Sehen Sie, alles, was Sie da auf dem Platze sehen, gehört dem Kaiser, nur sein Gepäck, wissen Sie!"

Nun kamen Maurice tatsächlich all diese Personen- und Gepäckwagen, der ganze stolze Troß des kaiserlichen Haushalts wieder ins Gedächtnis, den er ja in Reims gesehen hatte.

„Ach, mein lieber Junge, wenn Sie ahnten, was sie da herausgeholt haben, Silbergeschirr und Weinflaschen und Körbe voll Vorräte und so schönes Leinenzeug und alles! Zwei Stunden lang hörte das gar nicht auf. Ich frage mich immer, wo sie das alles haben hinstecken können, denn das Haus ist doch nicht groß ... Sehen Sie, sehen Sie nur, haben die in der Küche ein Feuer angezündet!"

Er sah nach dem kleinen zweistöckigen, weißen Hause hinüber, das eine Ecke zwischen dem Platze und der Rue de Vouziers bildete, ein Haus von bürgerlich ruhigem Aussehen, dessen Inneres, den Mittelflur unten, die vier Zimmer in jedem Stock, er sich ins Gedächtnis zurückrufen konnte, als wäre er noch gestern abend drinnen gewesen. Das Eckfenster des ersten Stockes nach dem Platze hinaus war schon hell, und die Apothekerfrau erklärte ihm, das wäre das Zimmer des Kaisers. Aber, wie sie sagte, vor allem war die Küche erleuchtet, deren Fenster im Erdgeschoß nach der Rue de Vouziers herausgingen. Nie hatten die Einwohner von le Chêne ein derartiges Schauspiel gesehen. Ein ununterbrochen sich erneuernder Strom von Neugierigen versperrte die Straße und stand offenen Mundes vor diesem Herde, auf dem das Abendessen des Kaisers briet und kochte. Die Köche hatten die Fenster weit aufgemacht, um etwas Luft zu haben. Zu dritt bewegten sie sich in blendend weißen Jacken vor den auf einen Riesenbratspieß gesteckten Hühnern und rührten die

Tunken in gewaltigen Töpfen, deren Kupfer wie Gold leuchtete. Die ältesten Leute erinnerten sich nicht, jemals im Silbernen Löwen, auch bei den größten Schlemmereien nicht, so ein Riesenfeuer und so viele Sachen auf einmal kochen gesehen zu haben.

Combette, der Apotheker, ein kleiner, trockener, beweglicher Mann, kam ganz aufgeregt über alles, was er gesehen und gehört hatte, nach Hause. Er schien mit allem vertraut zu sein, da er Beigeordneter des Ortsvorstehers war. Gegen halb vier hatte Mac Mahon an Bazaine telegraphiert, die Ankunft des Kronprinzen von Preußen bei Châlons zwänge ihn zum Zurückgehen auf die festen Plätze des Nordens; eine zweite Depesche ging an den Kriegsminister ab und kündigte ihm gleichfalls den Rückzug an, indem sie ihm die schreckliche Gefahr schilderte, in der sich die ganze Heeresgruppe befinde, abgeschnitten und vernichtet zu werden. Die Depesche an Bazaine konnte ruhig laufen, wenn sie gute Beine hatte; denn alle Verbindungen mit Metz schienen seit ein paar Tagen unterbrochen. Die andere Depesche aber war ernster, und der Apotheker dämpfte seine Stimme, als er erzählte, wie er einen höheren Offizier hätte sagen hören: „Wenn die in Paris das hören, sind wir futsch!" Jedermann wußte, mit welcher Schärfe die Kaiserin-Regentin und der Ministerrat den Vormarsch betrieben. Die Verwirrung wuchs übrigens von Stunde zu Stunde; die merkwürdigsten Nachrichten über die Annäherung der deutschen Heeresgruppen liefen ein. Der Kronprinz von Preußen in Châlons, war das möglich? Und auf was für Truppen war denn das siebente Korps in den Argonnenübergängen gestoßen?

„Im Generalstabe wissen sie nichts," fuhr der Apotheker fort und schlenkerte verzweifelt die Arme. „Ach, was für ein

Wirrwarr!... Schließlich geht noch alles gut, wenn nur das Heer morgen zurückgeht."

Dann, da er im Grunde ein tapferer Kerl war:

„Sagen Sie mal, mein junger Freund, ich will Ihnen Ihren Fuß verbinden, und dann essen Sie mit uns und schlafen oben in der kleinen Kammer meines Lehrlings; der ist ausgerissen."

Aber Maurice wollte vor allem, unter dem qualvollen Drang zu sehen und zu hören, unbedingt seinem ersten Gedanken folgen und die alte Frau Desroches gegenüber besuchen. Er war überrascht, an der Türe nicht angehalten zu werden, die bei dem Gewühl des Platzes offengeblieben und nicht einmal bewacht war. Fortwährend gingen Menschen ein und aus, Offiziere, Leute vom Dienst, und es sah aus, als hätte die Hetzjagd in der flammenden Küche das ganze Haus ergriffen. Treppenbeleuchtung gab es indessen nicht und er mußte sich nach oben fühlen. Im ersten Stock blieb er einige Sekunden mit klopfendem Herzen vor der Türe des Zimmers stehen, in dem sich, wie er wußte, der Kaiser befand; aber kein Laut ertönte aus dem Zimmer, es herrschte Todesschweigen. Oben an der Schwelle des Mädchenzimmers, in das sie sich hatte flüchten müssen, bekam die alte Frau Desroches zuerst Angst vor ihm. Aber dann erkannte sie ihn: „Ach, mein Kind, in was für einem schrecklichen Augenblick müssen wir uns wiederfinden!... Ich hätte dem Kaiser ja gern mein Haus gegeben; aber er hat zu schlecht erzogene Menschen um sich! Wenn Sie wüßten, was sie alles weggenommen haben, und sie werden noch alles in Brand stecken, so ein Feuer machen sie!... Er, der arme Mann, sieht ja aus wie einer, den sie wieder ausgegraben haben, und so traurig..."

Als der junge Mann sie dann beim Weggehen beruhigen wollte, begleitete sie ihn und beugte sich über das Treppengeländer.

„Sehen Sie, von hier kann man ihn sehen," sagte sie leise... „Ach, wir sind alle verloren. Gehen Sie mit Gott, mein Kind!"

Und Maurice blieb wie angewurzelt im Finstern auf einer Treppenstufe stehen. Mit vorgebeugtem Halse übersah er durch ein Oberlicht ein Schauspiel, das er als unvergeßliches Andenken mitnahm.

Im Hintergrunde des spießbürgerlichen, kalten Zimmers saß der Kaiser vor einem kleinen für ihn gedeckten Tisch, an dessen Ecken zwei Leuchter standen. Zwei Adjutanten standen stumm an der Wand. Ein Tafeldiener stand neben dem Tisch und wartete auf. Das Glas war unbenutzt, das Brot unberührt, ein Stück weißes Hühnerfleisch wurde auf seinem Teller kalt. Der Kaiser starrte unbeweglich auf das Tischtuch mit den unsichern, trüben, tränenerfüllten Augen, die er schon in Reims gesehen hatte. Aber er schien müde, und als er sich endlich entschlossen und wie mit einer gewaltigen Anstrengung zwei Bissen zum Munde geführt hatte, schob er den Rest mit der Hand weg. Er hatte gegessen. Ein Ausdruck heimlich ausgestandenen Leidens ließ sein blasses Gesicht noch bleicher erscheinen.

Als Maurice unten am Eßzimmer vorbeikam, wurde dessen Tür heftig aufgerissen und er sah im Kerzenschimmer durch den Dunst der Schüsseln eine Tafel voller Stallmeister, Adjutanten, Kammerherren, unter lautem Stimmengewirr im Begriff, die Flaschen aus dem Gepäckwagen zu leeren, Geflügel zu verschlingen und Tunken aufzuwischen. Die Gewißheit, daß es zurückgehe, nachdem die Depesche des Marschalls abgegangen war, begeisterte all diese Leute. In acht Tagen

wollten sie in Paris wieder in einem ordentlichen Bette liegen.

Da fühlte Maurice sich plötzlich von schrecklicher Müdigkeit niedergedrückt; es war sicher, das ganze Heer ging zurück, und er brauchte nur noch schlafen und auf den Durchzog des siebenten Korps zu warten. Er ging wieder über den Platz zum Apotheker Combette, wo er wie im Traume saß. Dann kam es ihm so vor, als werde sein Fuß verbunden und er nach oben in eine Kammer gebracht. Und dann war dunkle Nacht, das Nichts. Er schlief erschöpft, ohne zu atmen. Aber nach einer unendlichen Zeit, Stunden oder Jahrhunderten, lief ein Schauder durch seinen Schlaf; er setzte sich im Dunkeln aufrecht. Wo war er? Was war das für ein ununterbrochen rollender Donner, der ihn aufgeweckt hatte? Sofort erinnerte er sich und lief ans Fenster, um nachzusehen. Unten in der Finsternis zog auf dem für gewöhnlich zur Nachtzeit so ruhigen Platze Artillerie in einem nicht endenwollenden Trabe von Menschen, Pferden und Kanonen vorbei, so daß die kleinen Häuser erzitterten. Eine ihm unverständliche Unruhe ergriff ihn bei diesem plötzlichen Aufbruch. Wieviel Uhr mochte es sein? Auf dem Stadthause schlug es vier. Und er zwang sich zur Ruhe, indem er sich sagte, dies sei einfach der Beginn der Ausführung der Rückzugsbefehle vom Abend vorher, als bei einer Drehung des Kopfes ein neues Schauspiel ihn abermals in Angst versetzte: das Eckfenster beim Notar war immer noch hell, und die Gestalt des Kaisers zeichnete sich in regelmäßigen Pausen klar als dunkler Schattenriß darauf ab.

Lebhaft fuhr Maurice in die Hosen, um nach unten zu gehen. Aber Combette kam schon mit einer Kerze in der Hand unter heftigen Gebärden nach oben.

„Ich sah Sie von unten, als ich vom Ortsvorsteher zurückkam, und wollte Ihnen erzählen ... Denken Sie mal, sie haben mich noch nicht schlafen lassen; seit zwei Stunden arbeiten wir schon an neuen Anforderungen, der Ortsvorsteher und ich ... Ja, alles ist mal wieder umgedreht. Ach, der Offizier, der die Depesche nach Paris nicht abgehen lassen wollte, der hatte verdammt recht!"

Und so fuhr er lange in abgebrochenen, ungeordneten Sätzen fort, und schließlich begriff der junge Mann alles, stumm, mit zusammengekrampftem Herzen. Gegen Mitternacht war eine Depesche des Kriegsministers als Antwort auf die des Marschalls gekommen. Der genaue Wortlaut war nicht bekannt; aber ein Adjutant hatte im Stadthause ganz laut gesagt, daß die Kaiserin und der Ministerrat eine Revolution in Paris befürchteten, wenn der Kaiser zurückkäme und Bazaine im Stiche ließe. Die Depesche, die über die wahren Stellungen der Deutschen schlecht unterrichtet war und an einen Vorsprung der Heeresgruppe von Châlons zu glauben schien, den diese gar nicht mehr besaß, forderte unter einem ungewöhnlichen Leidenschaftsausbruch den Vormarsch trotz allem.

„Der Kaiser hat den Marschall rufen lassen," fügte der Apotheker hinzu, „und sie haben sich fast eine Stunde lang zusammen eingeschlossen. Ich weiß natürlich nicht, was sie sich zu sagen hatten, aber alle Offiziere haben mir wiederholt, daß es nicht weiter zurückgeht und daß der Marsch an die Maas wieder aufgenommen wird ... Alle Backöfen der Stadt haben wir eben für das erste Korps beschlagnahmt, das morgen früh hier das zwölfte ersetzen soll, dessen Artillerie gerade nach la Besace abgeht, wie Sie sehen ... Diesmal ist's Schluß, es geht in die Schlacht."

Er hielt inne. Auch er blickte nun nach dem hellen Fenster beim Notar hinüber. Dann sagte er mit halber Stimme in einer neugierig-nachdenklichen Stimmung:

„Ja, was konnten sie sich erzählen?... Es ist doch komisch, um sieben Uhr abends vor einer drohenden Gefahr zurückzugehen und um Mitternacht mit gesenktem Kopfe wieder in sie hineinzulaufen, wenn die Lage ganz dieselbe bleibt."

Maurice hörte unten in der kleinen schwarzen Stadt immer nur das Rollen der Geschütze, den ununterbrochenen Trab des sich gegen die Maas ergießenden Menschenstromes, den unbekannten Schrecken des morgigen Tages entgegen. Und wieder sah er auf den spießbürgerlichen kleinen Fenstervorhängen den Schatten des Kaisers regelmäßig hin und her gehen, das Auf und Ab dieses Kranken, den die Schlaflosigkeit außer Bett hielt und ihn trotz seines Leidens zur Bewegung zwang, während sein Ohr von dem Lärm aller dieser Pferde und Menschen erfüllt war, die er in den Tod gehen ließ. So hatten ein paar Stunden genügt; das Unglück war jetzt entschieden, wurde hingenommen. Was konnten der Kaiser und der Marschall sich wirklich sagen, wo sie alle beide das Unglück, in das sie hineinmarschierten, vorher wußten, wo sie abends, angesichts der fürchterlichen Umstände, in denen das Heer sich befinden mußte, von einer Niederlage überzeugt waren, nachdem sie am Morgen ihren Plan nicht mehr hatten ändern können und die Gefahr nun von Stunde zu Stunde wuchs? Der Plan des Generals Palikao, der zerschmetternde Marsch auf Montmédy, der am 23. schon verwegen, am 25. mit zuverlässigen Soldaten unter einem geistvollen Führer vielleicht noch möglich war, wurde am 27. zu einer Tat reinen Wahnsinns angesichts des fortgesetz-

ten Zauderns im Oberbefehl und der wachsenden Entmutigung der Truppen. Wenn alle beide das wußten, warum gaben sie dann den mitleidlosen Stimmen nach, die ihre Unentschlossenheit aufpeitschten? Der Marschall war am Ende nichts als eine beschränkte, gehorsame Soldatennatur, groß nur in seiner Selbstverleugnung. Und der Kaiser, der keine Befehlsgewalt mehr besaß, erwartete sein Schicksal. Man forderte von ihnen ihr Leben und das des Heeres: sie gaben es hin. Das war die Nacht des Verbrechens, die Nacht des scheußlichen Mordes an einem ganzen Volke; denn von nun an befand sich das Heer in höchster Not, waren hunderttausend Mann auf die Schlachtbank geschickt.

Während er verzweifelt und bebend an all dies dachte, folgte Maurice dem Schatten auf der leichten Leinwand der guten Frau Desroches, dem fieberhaft hin und her gleitenden Schatten, den die unerbittliche Stimme aus Paris vorwärts zu treiben schien. Verlangte die Kaiserin in dieser Nacht nicht den Tod des Vaters, damit der Sohn herrschen könne? Vorwärts! vorwärts! ohne nach rückwärts zu blicken, durch den Regen, durch den Schmutz, in die Vernichtung, damit dieses letzte Spiel des Kaiserreiches mit dem Tode bis zur letzten Karte gespielt werde. Vorwärts, vorwärts, stirb als Held auf dem Leichenhaufen deines Volkes, zwinge die ganze Welt zu Rührung und Bewunderung, wenn sie deiner Nachkommenschaft vergeben soll! Ohne Zweifel ging der Kaiser in den Tod. Die Küche unten leuchtete nicht mehr, die Stallmeister, die Adjutanten, die Kammerherren schliefen, das ganze Haus war dunkel, während einzig und allein der Schatten ging und kam, ohne Unterlaß, ergeben in das Geschick des Opfers, unter dem betäubenden Lärm des zwölften Korps, das in der Finsternis weiter vorbeizog.

Plötzlich dachte Maurice daran, daß, wenn der Vormarsch wieder aufgenommen würde, das siebente Korps nicht wieder durch le Chêne kommen könne, und er sah sich schon, wie er zurückgelassen, von seinem Regiment getrennt, seinen Posten verlassen hatte. Er fühlte seinen Fuß nicht länger brennen: ein geschickter Verband, ein paar Stunden voller Ruhe hatten sein Fieber niedergeschlagen. Als Combette ihm ein Paar von seinen eigenen Schuhen gegeben hatte, ein Paar leichte, bequeme Schuhe, wollte er fort, augenblicklich fort, da er hoffte, das 106. Regiment noch auf der Straße von le Chêne nach Vouziers zu treffen. Vergeblich suchte der Apotheker ihn zurückzuhalten; er beschloß, ihn persönlich mit seinem kleinen Wagen zurückzubringen und sich auf gut Glück auf den Weg zu machen, als Fernand, sein Lehrling, erschien und erklärte, er habe nur mal seine Kusine umarmen wollen. Er war ein großer blasser Bursche von hasenfüßigem Aussehen, der nun anspannte und Maurice fuhr. Es war noch nicht vier Uhr; ein sintflutartiger Regen rauschte von dem tintenschwarzen Himmel hernieder; die Wagenlampen gingen fast aus und erhellten kaum den Weg inmitten der weiten, ertrunkenen Landschaft, die voll ungeheurer Geräusche war, so daß sie alle Kilometer anhielten in dem Glauben, eine ganze Armee zöge vorbei.

Währenddessen hatte Jean da unten vor Vouziers überhaupt nicht geschlafen. Seit Maurice ihm erklärt hatte, wie dieser Rückzug die Lage retten werde, wachte er und verhinderte seine Leute, sich zu zerstreuen, weil er den Marschbefehl erwartete, den die Offiziere von einer Minute zur andern geben konnten. Gegen zwei Uhr tönte in der tiefen Finsternis, die die Feuer mit roten Sternen durchblinkten, ein mächtiges Geräusch von Pferden durchs Lager: das war die Ka-

vallerie, die als Vorhut gegen Ballay und Quatre-Champs aufbrach, um die Wege nach Boult-aux-Bois und Croix-aux-Bois zu sichern. Eine Stunde später kamen Infanterie und Artillerie gleichfalls in Bewegung und verließen endlich die Stellungen von Falaise und Chestres, die sie seit zwei langen Tagen in der Einbildung gegen einen Feind verteidigten, der gar nicht kam. Der Himmel hatte sich bedeckt, die Nacht war dunkel, und jedes Regiment zog in tiefem Schweigen dahin, ein Schattenzug, der sich auf dem Hintergrunde der Finsternis abrollte. Aber alle Herzen schlugen vor Freude, als ob sie einem Hinterhalt entronnen wären. Man sah sich schon vor Paris und die Vergeltung bevorstehend.

Jean blickte in der tiefen Nacht umher. Die Straße war mit Bäumen eingefaßt, und es kam ihm so vor, als ob sie durch weite Wiesen zögen. Dann ging es aufwärts und wieder abwärts. Sie kamen an ein Dorf, das Ballay sein mußte, als die schwere Wolke, die den Himmel verdunkelte, in einem heftigen Regen losbrach. Die Leute hatten schon so viel Wasser bekommen, daß sie gar nicht weiter ärgerlich wurden, sondern nur die Schultern hochhoben. Aber dann war Ballay durchschritten, und je näher sie Quatre-Champs kamen, desto wütender wurden die Böen. Als sie darüber hinaus auf die Hochebene kamen, deren kahles Gelände sich bis Noirval erstreckt, wurde der Orkan rasend und peitschte sie mit schrecklichen Sintfluten. Mitten in dieser Weite erging der Befehl zum Halten nacheinander an alle Regimenter. Das ganze siebente Korps, dreißig und etliche tausend Mann, fand sich hier wieder versammelt, als der Tag anbrach, ein Tag voll Schmutz und rauschendem, grauem Wasser. Was ging vor? Wozu diese Rast? Schon lief Unruhe durch die Reihen und einzelne behaupteten, die Marschrichtung wäre wieder mal

abgeändert. Mit dem Verbot, auseinanderzugehen und sich zu setzen, ließ man sie das Gewehr bei Fuß nehmen. Von Von Zeit zu Zeit fegte der Wind die Hochebene mit solcher Gewalt, daß sie sich aneinanderdrängen mußten, um nicht umgerissen zu werden. Der Regen blendete sie und machte ihre Haut schlüpfrig; eisig sickerte er unter ihren Kleidern hindurch. Zwei Stunden liefen so in unendlichem Warten dahin und man wußte nicht warum, während die Angst ihnen aufs neue die Herzen zusammenschnürte.

Je heller es wurde, desto eifriger suchte Jean sich zurechtzufinden. Im Nordwesten hatte man ihm auf der andern Seite von Quatre-Champs den Weg von le Chêne her gezeigt, der über eine Höhe lief. Warum also wandten sie sich nach rechts, anstatt sich nach links zu wenden? Dann erregte es seine Aufmerksamkeit, daß der Generalstab sich in la Converserie, einem am Rande der Hochebene gelegenen Hofe, eingerichtet hatte. Man schien dort recht bestürzt: Offiziere liefen mit heftigen Gebärden sich unterhaltend hin und her. Und es kam doch nichts; worauf warteten sie also? Die Hochebene bildete eine Art Kreis von unendlichen Stoppelfeldern, im Norden und Osten von bewaldeten Höhen beherrscht; gegen Süden dehnten sich dichte Wälder aus, während man durch eine Lücke im Westen das Aisnetal mit den weißen Häusern von Vouziers überblickte. Unterhalb von la Converserie ragte der Schieferturm von Quatre-Champs spitz in die Höhe, wie ertränkt in der wütenden Wasserflut, unter der die paar armseligen moosbedeckten Dächer des Dorfes zu schmelzen schienen. Und als Jean den Blick über die ansteigende Straße gleiten ließ, bemerkte er ganz deutlich einen kleinen Wagen auf der steinigen, in einen Wildbach verwandelten Straße in scharfem Trabe herankommen.

Es war Maurice, der endlich bei einer Wegbiegung von dem gegenüberliegenden Hügel aus das siebente Korps entdeckt hatte. Seit zwei Stunden jagte er über Land, getäuscht von den Aussagen eines Bauern, wütend über die sauertöpfische Unwilligkeit seines Begleiters, der aus Angst vor den Preußen Fieber bekam. Als er den Hof erreicht hatte, sprang er vom Wagen und fand sofort sein Regiment.

Jean schrie ganz verdutzt:

„Was, du bist da! Warum denn? Wir holen dich doch ab!"

Maurice drückte seine Wut und seinen Schmerz durch eine Gebärde aus.

„Ach! jawohl... Wir gehen nicht mehr da hinauf, wir gehen dort unten hin und verrecken da alle!"

„Gut!" sagte der andere nach einem Stillschweigen. „Dann lassen wir uns wenigstens zusammen den Schädel einschlagen."

Und als ob sie sich verloren gehabt hätten, fanden sich die beiden Männer in einer Umarmung wieder. Unter fortgesetzt klatschendem Regen trat der einfache Soldat wieder in die Reihen ein, und der Korporal diente ihm zum Vorbild, triefend, ohne Klage.

Aber jetzt lief die Nachricht als sicher um: es ging nicht zurück auf Paris, es ging wieder gegen die Maas. Ein Adjutant des Marschalls hatte eben dem siebenten Korps den Befehl überbracht, bei Nouart Lager zu beziehen, während das fünfte sich gegen Beauclair wendend den rechten Flügel des Heeres bilden und das erste das zwölfte in le Chêne zum Marsch auf la Besace, den linken Flügel, ablösen sollte. Wenn aber diese etlichen dreißigtausend Mann hier seit fast drei Stunden das Gewehr bei Fuß in wütenden Regenböen warteten, so verursachte das Schicksal des am Abend vorher auf Chagny vorausgeschickten Trosses dem General Douay

die lebhafteste Unruhe inmitten des Wirrwarrs dieses neuen unerwarteten Richtungwechsels. Bis der wieder zum Korps gestoßen war, mußte er warten. Es hieß, daß sein Troß bei le Chêne von dem des zwölften Korps durchquert worden sei. Anderseits kam ein Teil des Gerätes, alle Feldschmieden der Artillerie dadurch, daß sie sich im Wege geirrt hatten, von Terron über die Straße nach Vouziers wieder zurück, wo sie ganz sicher den Deutschen in die Hände gefallen wären. Niemals war die Unordnung größer und die Angst lebhafter. Unter den Soldaten herrschte daher auch wahre Verzweiflung. Viele wollten sich in dem Dreck der aufgeweichten Hochebene auf ihre Tornister setzen und im Regen auf den Tod warten. Sie verhöhnten und beleidigten ihre Führer: ach! feine Führer, ohne Hirn, die abends wieder umschmissen, was sie morgens fertiggebracht hatten, bummelten, wenn der Feind nicht da war, und ausrissen, sowie er erschien. Äußerste Entmutigung versetzte schließlich das Heer in den Zustand einer Herde ohne jede Überzeugung, ohne jede Manneszucht, die man, wie der Weg sich gerade bot, ins Schlachthaus führte. Unten in der Richtung gegen Vouziers begann Gewehrfeuer zu ertönen, zwischen den Vorposten des siebenten Korps und denen der deutschen Truppen gewechselte Schüsse; und im Handumdrehen wandten sich alle Blicke gegen das Aisnetal, wo, als der Himmel etwas aufklärte, dicke schwarze Rauchwolken aufstiegen: sie wußten, das Dorf Falaise brannte, von Ulanen in Brand gesteckt. Wut bemächtigte sich der Mannschaften. Was? Da waren nun die Preußen! Zwei Tage hatte man auf sie gewartet, um ihnen Zeit zu lassen, heranzukommen. Dann riß man wieder aus. In der Seele der Allerbeschränktesten stieg dunkel der Zorn über den nicht wieder gut zu machenden Fehler

auf, den man mit diesem blödsinnigen Warten begangen hatte, die Falle, in die man hineingelaufen war: Aufklärer der vierten Heeresgruppe verulkten die Brigade Bordas, hielten nacheinander alle Korps der Gruppe von Châlons auf und legten sie fest, um dem Kronprinzen von Preußen das Herankommen mit der dritten Gruppe zu ermöglichen. Und dank der Unwissenheit des Marschalls, der noch nicht wußte, welche Truppen er vor sich hatte, vollzog sich die Vereinigung zu eben dieser Stunde, und das siebente und fünfte Korps wurden nun dauernd von drohender Vernichtung beunruhigt.

Maurice sah am Horizont Falaise emporflammen. Aber einen Trost hatte er: der verloren geglaubte Troß tauchte auf dem Wege von le Chêne auf. Während die erste Division in Quatre-Champs blieb, um den nicht enden wollenden Durchzug des Gepäcks abzuwarten und zu beschützen, setzte sich die zweite sofort in Bewegung und gewann durch den Wald Boult-aux-Bois, während die dritte sich links auf den Höhen von Belleville aufstellte, um die Verbindungen zu sichern. Und als endlich die 106er im Augenblick, als der Regen verdoppelt wieder einsetzte, die Hochebene verließen und den verbrecherischen Marsch gegen die Maas ins Unbekannte hinein wieder aufnahmen, da sah Maurice wieder den Schatten des Kaisers in trauriger Gangart auf den kleinen Vorhängen der alten Frau Desroches hin und her ziehen. Ach, dies verzweifelte, dies verlorene Heer, das man in gewissen Untergang schickte um des Heiles eines Herrscherhauses willen! Vorwärts, vorwärts, ohne rückwärts zu blicken, durch den Regen, den Schmutz in die Vernichtung!

## 6

„Herrgottsdonnerwetter!“ sagte Chouteau am nächsten Morgen, als er zerbrochen und verfroren im Zelt aufwachte, „ich möchte wohl eine Brühe mit recht viel Fleisch drin haben.“

In Boult-aux-Bois, wo sie lagerten, hatte es am Abend nur eine spärliche Verteilung von Kartoffeln gegeben, da die Intendantur bei der wachsenden Verwirrung und weil sie durch die fortgesetzten Hin- und Hermärsche in Unordnung geraten war, die Truppen nie auf den festgelegten Treffpunkten antraf. Bei der schlechten Anordnung der Märsche und den Wanderungen der Herden wußte man nicht mehr, woher nehmen, und der Mangel stand vor der Tür.

Als Loubet herauskroch, schnitt er eine verzweifelte Fratze.

„Ach verflucht ja! Mit den Gänsen am Bindfaden ist's Schluß!“

Die Korporalschaft war verdrießlich, mißmutig. Wenn sie nichts mehr zu essen kriegten, ging's so nicht weiter. Und zudem noch der unaufhörliche Regen und der Dreck, in dem sie geschlafen hatten.

Als Chouteau sah, wie Pache nach seinem mit geschlossenen Lippen abgehaltenen Morgengebet sich bekreuzigte, fuhr er ihn wütend an:

„Bitte deinen lieben Gott doch, daß er uns für jeden ein paar Würstchen und einen Schoppen schickt.“

„Ach! wenn man wenigstens ein Brötchen hätte, soviel Brot wie man möchte!“ seufzte Lapoulle, der bei seiner Riesenеßlust mehr unter Hunger zu leiden hatte als die andern.

Aber Leutnant Rochas brachte sie zum Schweigen. Es war

ja gerade keine Schande, immer an seinen Bauch zu denken! Aber er schnallte ganz einfach seinen Hosenbund etwas enger. Seit die Geschichte sich entschieden verschlechterte und man zuweilen von weitem Gewehrfeuer hörte, hatte er all sein starrköpfiges Vertrauen wiedergefunden. Nachdem sie nun mal da waren, die Preußen, war es doch ganz einfach: man ging auf sie los und schlug sie! Er zuckte die Achseln hinter dem Rücken Hauptmann Beaudouins, des jungen Mannes, wie er ihn nannte, den der endgültige Verlust seines Gepäcks zur Verzweiflung brachte und der mit zusammengekniffenen Lippen und bleichem Gesicht nicht zur Ruhe kam. Nicht essen zu können geht ja noch; aber was ihn außer sich brachte, war, daß er sein Hemd nicht wechseln konnte.

Maurice war niedergeschlagen und fröstelnd aufgewacht. Sein Fuß hatte sich indessen dank den weiten Schuhen nicht weiter entzündet. Aber der Wolkenbruch von gestern abend, von dem sein Rock noch beschwert war, hatte ihm Steifheit in allen Gliedmaßen zurückgelassen. Und als er zum Wasserholen für den Kaffee geschickt wurde, blickte er über die Ebene, an deren einem Rande Boult-aux-Bois liegt: nach Westen und Norden steigen Wälder an, ein Hügel erhebt sich gegen das Dorf Belleville; nach Buzancy hinüber gegen Osten dehnt sich dagegen weites flaches Gelände in schwachen Wellen aus, in denen sich ein paar Weiler verstecken. Daher erwarteten sie den Feind? Als er mit der vollen Kanne vom Bache zurückkehrte, rief ihn eine in Tränen aufgelöste Bauernfamilie von der Schwelle ihres Hofes an und fragte ihn, ob die Soldaten dablieben, um sie zu verteidigen. Zu drei wiederholten Malen schon war das fünfte Korps bei dem Hin und Her der Gegenbefehle durch die Landschaft gekommen. Am Abend hatte man aus der Richtung von Bar her Geschütze

gehört. Sicher standen die Preußen noch weiter als zwei Meilen entfernt. Und als Maurice den armen Leuten antwortete, daß auch das siebente Korps zweifellos weiterziehen werde, brachen sie in Jammern aus. Sie würden also im Stiche gelassen, und die Soldaten, die sie immer fliehend hin und her ziehen sahen, kämen gar nicht, um sich zu schlagen?

„Wer Zucker haben will," sagte Loubet, als er den Kaffee einschenkte, „braucht nur seinen Daumen hineinzustecken und zu warten, bis er schmilzt."

Kein Mensch lachte. Ärgerlich war es trotzdem, Kaffee ohne Zucker; und wenn sie wenigstens noch Zwieback gehabt hätten! Abends auf der Hochebene von Quatre-Champs hatten fast alle, um die Langeweile hinzubringen, die Vorräte aus ihren Tornistern aufgeputzt und bis auf die Krumen zerknabbert. Aber die Korporalschaft fand glücklicherweise ein Dutzend Kartoffeln und verteilte sie unter sich.

Maurice, der sich schon den Magen verdorben hatte, äußerte laut sein Bedauern.

„Wenn ich das in le Chêne gewußt hätte, hätte ich dort Brot gekauft!"

Jean hörte zu, sagte aber nichts. Er hatte sich beim Wecken mit Chouteau gezankt, den er nach Holz schicken wollte und der sich unverschämt weigerte, weil er nicht dran wäre, wie er sagte. Seitdem alles schief ging, wuchs auch der Mangel an Manneszucht, und die Führer wagten schließlich gar nicht mehr zu tadeln. Und Jean begriff bei seiner schönen Ruhe, daß er sein Ansehen als Korporal unterdrücken müsse, um nicht offene Meuterei hervorzurufen. So spielte er den guten Kerl und gab sich lediglich als guter Kamerad seiner Leute, denen seine Erfahrung fortgesetzt große Dienste leistete.

Wenn seine Korporalschaft auch nicht mehr so gut genährt war, verreckte sie doch noch nicht geradezu vor Hunger wie so manche andere. Aber Maurices Leiden rührte ihn besonders. Er fühlte, wie er schwächer wurde, und beobachtete ihn mit unruhigen Blicken, während er sich fragte, wie dieser gebrechliche Junge bis ans Ende durchkommen sollte.

Als Jean Maurice darüber klagen hörte, daß er kein Brot habe, stand er auf, verschwand einen Augenblick und kam wieder, nachdem er in seinem Tornister herumgesucht hatte. Und dann steckte er ihm einen Zwieback zu:

„Hier! versteck' das, ich habe nicht genug für alle zusammen."

„Aber du selbst?" fragte der junge Mann ganz gerührt.

„Ach! ich! Hab' man keine Angst ... Ich habe noch zwei."

Das war wahr; wie einen Schatz hatte er drei Stück Zwieback für den Fall eines Gefechts aufgehoben, weil er wußte, daß man auf dem Schlachtfelde sehr hungrig wird. Übrigens hatte er eine Kartoffel gegessen. Das genügte ihm. Er würde später schon sehen.

Gegen zehn Uhr geriet das siebente Korps wieder in Bewegung. Die erste Absicht des Marschalls war gewesen, es über Buzancy auf Stenay zu leiten, wo es die Maas überschreiten sollte. Aber die Preußen, die die Heeresgruppe von Châlons überholt hatten, mußten schon in Stenay sein, und es hieß, sogar schon in Buzancy. Das so nach Norden umgebogene siebente Korps hatte denn auch gerade Befehl erhalten, nach la Besace zu marschieren, einige zwanzig Kilometer von Boult-aux-Bois, um am nächsten Morgen von dort aus die Maas bei Mouzon zu überschreiten. Der Abmarsch ging voller Mißmut vor sich; die Leute brummten wegen ihres leeren Magens und ihrer schlecht ausgeruhten Glieder, die

von den Anstrengungen und den Haltepausen der vorhergehenden Tage schlaff geworden waren; die Offiziere ergaben sich finster in das Verhängnis, in das sie hineinmarschierten; sie klagten über die Untätigkeit und ärgerten sich, daß man nicht bei Buzancy dem fünften Korps zu Hilfe gekommen sei, als man dessen Geschütze hörte. Dies Korps mußte auch zurückgehen und sich auf Nouart ziehen, während das zwölfte von la Besace nach Mouzon aufbrach und das erste die Richtung auf Raucourt einschlug. Es war das sinnlose Getrappel einer von Hunden bedrängten und geängstigten Herde, was sich da jetzt nach endlosen Verzögerungen und Bummeleien gegen die so heiß ersehnte Maas hinschob.

Als die 106er Boult-aux-Bois nach der Kavallerie und Artillerie unter dem mächtigen Getöse der drei Divisionen verließen, die die Ebene mit marschierenden Männern überdeckten, bezog der Himmel sich von neuem mit schweren, bleigrauen Wolken, und das stimmte die Mannschaften vollends trübselig. Sie folgten der mit prächtigen Pappeln besäumten Heerstraße nach Buzancy. In Germond, einem Dorfe mit rauchenden Misthaufen vor den Türen zu beiden Seiten des Weges, jammerten die Weiber; sie nahmen ihre Kinder und hielten sie den vorbeiziehenden Truppen entgegen, als ob die sie mitnehmen sollten. Keinen Bissen Brot oder auch nur eine Kartoffel gab es dort mehr. Anstatt dann weiter auf Buzancy zu gehen, wandten sich die 106er links und stiegen nach Authe hinauf; und als nun die Mannschaften auf der andern Seite der Ebene Belleville auf seinem Hügel wiedersahen, durch das sie erst am Abend gekommen waren, kam es ihnen ganz klar zum Bewußtsein, daß sie im Kreise herumliefen.

„Gottsdonnerwetter!" brummte Chouteau, „denken die denn, wir wären Kreisel?"

Und Loubet fügte hinzu:

„Schöne Fünfgroschen-Generäle, die nicht hü und nicht hott wissen! Man sieht wohl, unsere Beine sind ihnen nicht viel wert."

Der Ärger war allgemein. So macht man doch die Leute nicht schlapp aus Vergnügen, sie spazierenzuschleppen! Über die kahle Ebene zogen sie zwischen weiten Geländefalten, in zwei getrennten Gruppen, eine an jeder Seite, zwischen denen die Offiziere sich frei bewegten; aber es war nicht mehr wie in der Champagne am Morgen nach Reims ein durch Scherze und Lieder erheitertes Marschieren, als sie ihren Tornister noch mit Vergnügen trugen und die Last auf ihren Schultern ihnen durch die Hoffnung erleichtert wurde, sie würden den Preußen zuvorkommen und sie schlagen: jetzt schleppten sie die Füße schweigend, gereizt nach, voller Wut über das Gewehr, das ihnen die Schulter zermalmte, über den Tornister, der sie erdrückte, ohne Vertrauen in ihre Führer, die sich in eine so verzweifelte Lage bringen ließen, und sie marschierten nur noch wie eine Herde unter der Drohung der Peitsche. Das unselige Heer begann seinen Leidensweg.

Maurice war indessen seit einigen Minuten voller Aufmerksamkeit. Zur Linken stiegen einige Hügel hintereinander empor, und er hatte gerade aus einem kleinen Gehölz in der Ferne einen Reiter herauskommen sehen. Fast im selben Augenblick kam noch einer, dann wieder einer. Alle drei hielten bewegungslos, nicht größer als eine Hand hoch, scharf, fein gezeichnet, wie Spielzeug. Er dachte, es müßte ein vorgeschobener Posten der Husaren sein, ein paar zurückkommende Meldereiter, als blitzende Punkte auf ihren Schultern, zwei-

fellos der Widerschein ihrer Messingepauletten, ihn in Erstaunen setzten.

„Sieh mal da unten!“ sagte er zu Jean, den er neben sich hatte, und stieß ihn mit dem Ellbogen an, „Ulanen!“

Der Korporal riß die Augen auf.

„Da!“

Wirklich waren es Ulanen, die ersten Preußen, die die 106er sahen. In den sechs Wochen, die der Feldzug dauerte, hatte er nicht nur noch keinen Schuß abgefeuert, sondern auch noch keinen Feind gesehen. Das Wort lief weiter, alle Köpfe wandten sich in wachsender Neugierde. Sie sahen sehr gut aus, die Ulanen.

„Der eine da sieht mal hübsch fett aus“, bemerkte Loubet.

Aber links von dem Gehölz auf einem höheren Platze zeigte sich eine ganze Schwadron. Angesichts dieser drohenden Erscheinung machte die ganze Gruppe halt. Befehle kamen, die 106er nahmen Stellung hinter Bäumen am Rande eines Baches. Schon kam die Artillerie im Galopp zurück und pflanzte sich auf einer Kuppe auf. Zwei Stunden lang blieben sie so in Gefechtsstellung liegen; es wurde spät, ohne daß sich etwas Neues gezeigt hatte. Die Masse der feindlichen Kavallerie blieb unbeweglich am Horizont. Aber endlich begriffen sie, daß sie kostbare Zeit verloren, und zogen weiter.

„Na ja,“ murmelte Jean mit Bedauern, „diesmal war's noch nichts.“

Auch Maurice brannten die Hände vor Begierde, wenigstens einen Schuß abzufeuern. Und er kam wieder auf den am Abend vorher begangenen Fehler zurück, daß man da nicht dem fünften Korps zu Hilfe gekommen sei. Wenn die Preußen überhaupt nicht angriffen, so mußte das doch seinen Grund darin haben, daß sie noch nicht genügend Infanterie zur

Verfügung hatten, so daß die Maßnahmen ihrer Kavallerie keinen andern Zweck haben konnten, als die Korps auf ihrem Marsche hinzuhalten. Abermals ging man ihnen in die Falle. Und tatsächlich sahen die 106er von diesem Augenblick an fortwährend in jeder Geländefalte zu ihrer Linken Ulanen: sie folgten ihnen, beobachteten sie, verschwanden hinter einem Hof, um an der Ecke eines Gehölzes wieder aufzutauchen.

Allmählich verloren die Soldaten ihre Nerven, als sie sahen, wie sie so aus der Entfernung eingewickelt wurden wie in den Maschen eines unsichtbaren Netzes.

„Schließlich kommen sie uns aber zu dumm," wiederholten selbst Pache und Lapoulle. „Es wäre doch noch ein Trost, wenn man ihnen mal eine blaue Bohne rüberschicken könnte."

Aber sie marschierten, sie marschierten immer weiter, voller Mühsal in einer bereits schwerfällig werdenden Gangart, die sie schnell ermüdete. In dem Unbehagen dieses Tagemarsches fühlte man von allen Seiten den Feind herankommen, wie man ein Gewitter heraufkommen fühlt, ehe es sich noch über dem Horizont zeigt. Strenge Befehle für die gute Haltung der Nachhut wurden gegeben, und es gab keine Nachzügler mehr, da sie sicher waren, daß hinter dem Korps die Preußen alles aufheben würden. Deren Infanterie kam in blitzschnellen Märschen heran, während die französischen Regimenter, erschöpft und gelähmt, nicht von der Stelle kamen.

In Authe klärte der Himmel sich auf, und Maurice, der sich nach der Sonne richtete, bemerkte, daß sie, anstatt weiter gegen le Chêne hinaufzusteigen, das nur gute drei Meilen von dort entfernt war, sich wendeten, um genau gegen Osten zu marschieren. Es war zwei Uhr, und sie litten unter der er-

drückenden Hitze, während sie zwei Tage lang im Regen vor Frost geklappert hatten. Der Weg stieg in langen Windungen über einsame Ebenen aufwärts. Kein Baum, keine Seele, kaum hier und da ein kleines Gehölz inmitten der Trübseligkeit dieser kahlen Landschaft; und das traurige Schweigen der Einsamkeit hielt die Soldaten gepackt, die gesenkten Kopfes schwitzend die Füße nachschleppten. Endlich kam Saint-Pierremont, ein paar armselige Häuser auf einem kleinen Berge. Es ging nicht durch das Dorf; Maurice stellte fest, daß sie gleich links abbogen und die Richtung nach Norden gegen la Besace wieder aufnahmen. Er begriff, daß diesmal diese Richtung gewählt war, um unter allen Umständen Mouzon vor den Preußen zu erreichen. Aber würde man das mit derartig ermüdeten, mutlosen Truppen erreichen können? In Saint-Pierremont waren die drei Ulanen an einer entfernten Biegung der von Buzancy kommenden Straße wieder erschienen; und als die Nachhut das Dorf verließ, fing eine Batterie an zu spielen, und ein paar Granaten kamen, ohne Schaden anzurichten, auf sie zu. Man beantwortete sie nicht, sondern setzte den immer beschwerlicher werdenden Marsch fort.

Von Saint-Pierremont bis la Besace sind drei starke Meilen, und Jean, dem Maurice dies sagte, gab seine Verzweiflung durch eine Bewegung zu erkennen; nie würden die Leute zwölf Kilometer machen, das sah er an bestimmten Anzeichen, ihrer Atemlosigkeit, dem blöden Gesichtsausdruck. Der Weg stieg immer höher an zwischen zwei sich allmählich einander nähernden Hügeln. Sie mußten halten. Aber diese Rast machte ihnen die Glieder erst recht steif, und als es weiter gehen sollte, war es schlimmer als vorher: die Regimenter kamen nicht aus der Stelle, die Leute fielen um. Als Jean

sah, wie Maurice erblaßte und vor Mattigkeit die Augen verdrehte, fing er gegen seine Gewohnheit an zu plaudern und versuchte ihn durch einen gehörigen Wortschwall wach zu halten, da er bei der gedankenlosen Bewegung des Marschierens das Bewußtsein verlor.

„Also deine Schwester wohnt in Sedan, da kommen wir vielleicht durch."

„Durch Sedan, bewahre! Das liegt nicht auf unserm Wege; wir müßten verrückt sein."

„Ist deine Schwester noch jung?"

„Sie ist ebenso alt wie ich; ich habe dir doch gesagt, daß wir Zwillinge sind."

„Sieht sie dir ähnlich?"

„Ja, sie ist auch blond, ach! was für lockiges, weiches Haar! ... Eine ganz kleine, zierliche Gestalt und nicht laut, o nein! ... Liebe Henriette!"

„Ihr habt euch wohl sehr lieb?"

„Ja, ja ..."

Dann war es wieder still, und als Jean Maurice ansah, bemerkte er, wie dessen Augen sich schlossen und daß er fallen würde.

„He, mein armer Junge! ... halt dich doch, Himmelherrgottsdonnerwetter! Gib mir mal einen Augenblick deine Flinte, dann ruhst du dich aus ... Wir lassen ja die halben Leute auf der Straße liegen; es ist ja Gottes unmöglich, daß wir heute noch weiterkommen!"

Ihnen gegenüber bemerkte er jetzt Oches, dessen spärliches Gemäuer sich an einem Hügel heraufzog. Die ganz gelbe Kirche lag alles beherrschend hoch oben zwischen Bäumen.

„Da werden wir ganz sicher schlafen."

Seine Ahnung war richtig. General Douay bemerkte die

hochgradige Ermattung seiner Truppen und verzweifelte daran, heute noch la Besace zu erreichen. Was ihn aber vor allem zu diesem Entschluß brachte, war das Eintreffen des Trosses, dieses ärgerlichen Schwanzes, den er seit Reims hinter sich her schleppte und dessen drei Meilen Wagen und Viehzeug seinen Marsch so furchtbar erschwerten. Er hatte Befehl gegeben, ihn von Quatre-Champs unmittelbar nach Saint-Pierremont zu leiten; aber erst in Oches traten die Gespanne in einem solchen Erschöpfungszustande wieder zum Korps, daß die Pferde sich weigerten, weiterzugehen. Es war schon fünf Uhr. Der General fürchtete sich vor einem Gefecht im Paß von Stonne und glaubte deshalb die vom Marschall festgelegte Tagesstrecke nicht vollenden zu sollen. Er ließ daher halten und lagern, den Troß unten auf den Wiesen unter dem Schutze einer Division, während die Artillerie als Nachhut auf den Hügeln Stellung bezog und die Brigade, die am nächsten Morgen als Nachhut dienen sollte, auf einem Hügel gegenüber Saint-Pierremont blieb. Eine andere Division, zu der die Brigade Bourgain-Desfeuilles gehörte, biwakierte hinter der Kirche auf einer weiten, von einem Eichengehölz umsäumten Fläche.

Die Nacht brach schon herein, als die 106er sich endlich am Rande dieses Gehölzes einrichten konnten; eine solche Verwirrung hatte bei Auswahl und Zuteilung der Lagerplätze geherrscht.

„Denk' nicht dran!" schrie Chouteau voller Wut, „ich esse nicht, ich schlafe!"

Der Schrei wurde allgemein unter den Mannschaften. Viele hatten gar nicht mehr die Kraft, ihre Zelte aufzuschlagen, und schliefen wie eine leblose Masse, wo sie hinfielen. Um übrigens essen zu können, hätte auch eine Verteilung

durch die Intendantur stattfinden müssen; die Intendantur erwartete das siebente Korps aber in la Besace und war nicht in Oches. Bei der allgemeinen Verwahrlosung und Nachlässigkeit wurden nicht einmal die Korporale zusammengeblasen. Mochte sich verpflegen, wer konnte! Von diesem Zeitpunkt an fanden überhauupt keine Verteilungen mehr statt, und die Leute mußten von den Vorräten leben, die sie eigentlich in ihren Tornistern hätten haben sollen; die Tornister aber waren leer, nur ganz wenige fanden noch eine Brotrinde darin, die Krümel des Überflusses, mit dem sie in Vouziers ein Ende gemacht hatten. Kaffee hatten sie noch, und die am wenigsten Ermüdeten tranken auch wieder Kaffee ohne Zucker.

Als Jean teilen und einen Zwieback selbst essen und den andern Maurice geben wollte, fand er diesen in tiefem Schlaf. Einen Augenblick dachte er daran, ihn zu wecken; dann steckte er gleichmütig die Zwiebäcke mit unendlicher Sorgfalt, als ob er Gold verberge, wieder tief in den Tornister: er selbst begnügte sich, ebenso wie die Kameraden, mit Kaffee. Er hatte verlangt, daß das Zelt aufgeschlagen würde, und alle lagen schon lang drin ausgestreckt, als Loubet von einer Unternehmung nach einem benachbarten Felde mit Karotten zurückkam. Da es unmöglich war, sie zu kochen, knabberten sie sie roh; aber das vermehrte nur ihren Hunger, und Pache wurde krank davon.

„Nein, nein, laß ihn schlafen", sagte Jean zu Chouteau, der Maurice schüttelte, um ihm sein Teil zu geben.

„Ach," sagte Lapoulle, „morgen, wenn wir in Angoulême sind, kriegen wir Brot... Ich habe in Angoulême einen Vetter beim Kommis gehabt. Feine Garnison."

Sie waren baff, und Chouteau schrie:

„Was, in Angoulême? . . . seht mal den Riesenschafskopf, der glaubt, er wäre in Angoulême!“

Es war unmöglich, aus Lapoulle eine Erklärung herauszukriegen. Er glaubte, sie marschierten nach Angoulême. Er hatte auch am Morgen, als sie die Ulanen sahen, geglaubt, es wären Soldaten Bazaines.

Nun versank das Lager in tiefdunkle Nacht, in Todesschweigen. Trotz der Nachtkühle war es verboten, Feuer anzuzünden. Man wußte, die Preußen standen nur einige Kilometer weit, und selbst alle Geräusche wurden gedämpft, aus Furcht, ihnen einen Wink zu geben. Die Offiziere hatten die Mannschaften schon benachrichtigt, daß um vier Uhr aufgebrochen würde, um die verlorene Zeit wieder einzubringen; alles schlief schleunigst voller Gier wie vernichtet drauf los. Über den zerstreuten Lagerstätten stieg das kräftige Atemgeräusch der Massen hinauf in die Finsternis wie der Atem der Erde selbst.

Ein plötzlicher Schuß brachte die Korporalschaft auf die Beine. Es war noch tiefe Nacht, drei Uhr mochte es sein. Alle waren auf den Beinen; der Lärm lief weiter und weiter, und man glaubte, der Feind griffe an. Es war aber nur Loubet, der nicht schlafen konnte und auf den Gedanken verfallen war, sich in dem Eichengehölz zu verstecken, wo Kaninchen drin sein mußten: was für eine Schlemmerei, wenn er bei Tagesanbruch den Kameraden ein paar Kaninchen bringen würde! Als er sich aber einen guten Anstand aussuchte, hörte er an Stimmen und zerbrechenden Zweigen, daß Menschen auf ihn zu kamen; da bekam er Angst und schoß, weil er es mit Preußen zu tun zu haben glaubte.

Schon kamen Jean, Maurice und andere, als eine heisere Stimme ertönte:

„Schießt nicht, Herrgott noch mal!"

Am Waldrand stand ein großer magerer Mann, dessen dichten Bart man in dem Gestrüpp nur schlecht unterscheiden konnte. Er trug eine graue Bluse, die um die Hüften durch einen roten Gürtel zusammengehalten wurde, und ein Gewehr umgehängt. Er erklärte sogleich, daß er Franzose, Franktireur sei, Sergeant, und daß er mit zwei Mann aus dem Gehölz von Dieulet komme, um dem General wichtige Beobachtungen mitzuteilen.

„He, Cabasse! Ducat!" schrie er, sich umdrehend, „verdammte Taugenichtse, kommt doch!"

Zweifellos hatten die Leute Angst gehabt; sie kamen aber doch, Ducat klein und dick, blaß, mit spärlichen Haaren, Cabasse groß und trocken mit schwarzem Gesicht und einer langen, messerscharfen Nase.

Als Maurice voller Überraschung den Sergeanten aus der Nähe gemustert hatte, fragte er ihn endlich:

„Sagen Sie mal, sind Sie nicht Guillaume Sambuc aus Remilly?"

Und als der das nach einigem Zaudern mit unruhiger Miene zugab, machte der junge Mann eine leicht zurückweichende Bewegung, denn dieser Sambuc galt für einen fürchterlichen Schnapphahn, den würdigen Sohn einer auf üble Bahnen geratenen Familie von Holzfällern, der Vater als Säufer eines Morgens mit durchschnittener Kehle tot aufgefunden, Mutter und Tochter als Bettlerinnen und Diebinnen verschwunden, in irgendein Hurenhaus geraten. Dieser Guillaume war Wilddieb und Schmuggler; nur ein Junges aus dieser Wolfsbrut war ehrlich groß geworden, Prosper, der Chasseur d'Afrique, der aus Widerwillen gegen den Wald Knecht auf einem

Bauernhofe geworden war, ehe er Soldat werden konnte.

„Ich habe Ihren Bruder in Reims und Vouziers gesehen," fuhr Maurice fort. „Es geht ihm gut."

Sambuc antwortete nicht. Dann, um weiterzukommen:

„Bringen Sie mich zum General. Sagen Sie ihm, daß Franktireurs aus dem Gehölz von Dieulet da sind, die ihm eine wichtige Mitteilung zu machen haben."

Als sie dann ins Lager zurückgingen, dachte Maurice über diese Freischaren nach, auf die man so große Hoffnungen gegründet hatte und die nun schon überall Klagen verursachten. Sie sollten den Krieg aus dem Hinterhalt führen, hinter Hecken auf den Feind lauern und ihn beunruhigen, seine Posten ermorden und sich in den Wäldern aufhalten, so daß keines Preußen Fuß wieder herauskäme. In Wirklichkeit waren sie auf dem besten Wege, der Schrecken der Bauern zu werden, die sie schlecht verteidigten und denen sie ihre Felder verwüsteten. Aus Abscheu vor dem ordnungsmäßigen Militärdienst traten alle vom Schicksal Enterbten schleunigst in diese Freischaren ein und waren glücklich, auf diese Weise der Manneszucht zu entrinnen, sich wie Räuber auf der Bühne in den Büschen herumtreiben zu können und zu schlafen und sich zu vergnügen, wie es kam. In einigen dieser Kompanien war der Menschenbestand wahrhaft kläglich.

„He, Cabasse! he, Ducat!" wiederholte Sambuc fortwährend, sich bei jedem Schritt umwendend, „kommt doch her, Taugenichtse!"

Auch von diesen beiden wußte Maurice, daß sie schlimme Brüder waren. Der große, trockene Cabasse war in Toulon geboren und früher Kellner in einem Café in Marseille gewesen, dann in Sedan als Verkäufer von Erzeugnissen des

Südens gescheitert und mit der Zuchtpolizei in nahe Berührung gekommen, eine unaufgeklärt gebliebene Diebesgeschichte. Ducat, der Kleine, Dicke, war Gerichtsvollzieher in Blainville gewesen, hatte sein Amt wegen unsauberer Geschichten mit kleinen Mädchen verkaufen müssen und war dann beinahe noch einmal wegen dergleichen Schmutzereien in Raucourt vor die Geschworenen gekommen, wo er in einer Fabrik Buchhalter war. Dieser letztere konnte lateinische Sätze anführen, während der andere kaum lesen konnte; zusammen bildeten sie ein sauberes Paar Galgenvögel.

Im Lager wurde es schon wach. Jean und Maurice brachten die Franktireure zu Hauptmann Beaudouin, der sie zum Oberst von Vineuil führte. Dieser begann sie auszufragen; aber Sambuc wollte im Bewußtsein seiner Wichtigkeit unbedingt selbst mit dem General sprechen; und da der General Bourgain-Desfeuilles, der die Nacht bei dem Pfarrer von Oches geschlafen hatte, gerade auf der Schwelle des Pfarrhauses sichtbar wurde und voller Ingrimm war, mitten in der Nacht zu einem neuen Tagewerk voller Hunger und Ermüdung geweckt zu werden, so bereitete er den Leuten einen wütenden Empfang.

„Wo kommen Sie her? Was wollen Sie? ... Ach, Franktireurs seid ihr! Noch mehr Schlappschwänze, was?"

„Herr General," erklärte Sambuc, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, „wir und unsere Kameraden halten das Gehölz von Dieulet ..."

„Wo ist denn das, das Gehölz von Dieulet?"

„Zwischen Stenay und Mouzon, Herr General."

„Stenay, Mouzon, kenn' ich nicht! Wie soll ich mich unter all diesen unbekannten Namen zurechtfinden?"

Oberst von Vineuil, dem dies peinlich war, legte sich fein-

fühlig ins Mittel, um ihn daran zu erinnern, daß Stenay und Mouzon an der Maas lägen und daß, weil die Deutschen die erste der beiden Städte besetzt hätten, man einen Versuch machen müsse, den Fluß auf der Brücke der andern weiter nördlich gelegenen zu überschreiten.

„Schließlich wollten wir Ihnen noch melden, Herr General," fing Sambuc wieder an, „daß die Wälder um Dieulet jetzt schon voller Preußen sind ... Als das fünfte Korps gestern Bois-les-Dames verließ, kam es zu einem Gefecht nach Nouart hinüber ..."

„Was? Gestern haben sie gefochten?"

„Gewiß, Herr General, das fünfte Korps hat sich geschlagen und mußte sich zurückziehen; heute nacht muß es in Beaumont sein ... Während einige Kameraden losgezogen sind, um das Korps über die Bewegungen des Feindes aufzuklären, kamen wir auf den Gedanken, wir wollten Ihnen Nachricht über seine Lage bringen, damit Sie ihm zu Hilfe kommen könnten, denn morgen früh hat es sicher sechzigtausend Mann auf dem Halse."

General Bourgain-Desfeuilles zuckte bei dieser Zahl die Achseln.

„Sechzigtausend Mann, zum Donnerwetter! Warum nicht gar hunderttausend? Du träumst, Bursche. Ihr habt aus Angst doppelt gesehen. So nahe bei uns können gar keine sechzigtausend Mann stehen; das müßten wir wissen."

Darauf versteifte er sich. Vergeblich rief Sambuc das Zeugnis Ducats und Cabasses zu Hilfe.

„Wir haben die Geschütze gesehen," bestätigte der Provenzale. „Und diese Teufel müssen verrückt sein, daß sie sie auf solchen Waldwegen einsetzen, wo man nach den Regengüssen in den letzten Tagen bis an die Knöchel einsinkt."

„Irgend jemand führt sie, das ist klar", erklärte der frühere Gerichtsvollzieher.

Aber seit Vouziers glaubte der General nicht mehr an die Vereinigung der beiden deutschen Heeresgruppen, mit der man ihm die Ohren vollgestopft hatte, wie er sagte. Und er hielt es nicht einmal für angezeigt, die Franktireure zum Führer des siebenten Korps bringen zu lassen, mit dem diese übrigens persönlich gesprochen zu haben glaubten. Wenn man auf alle Bauern und Landstreicher hörte, die angebliche Beobachtungen überbrachten, dann hätte man keinen Schritt mehr links oder rechts machen können, ohne in unmögliche Abenteuer zu stürzen. Er befahl jedoch den drei Leuten zu bleiben und die Abteilung zu begleiten, weil sie das Gelände kannten.

„Einerlei," meinte Jean zu Maurice, als sie zum Zusammenpacken des Zeltes gingen, „das sind doch drei fixe Kerls, daß sie vier Meilen querfeldein machen, um uns zu warnen."

Der junge Mann stimmte dem zu und gab ihnen auch soweit recht, da auch er das Gelände kannte und von einer tödlichen Unruhe bei dem Gedanken gequält wurde, daß die Preußen schon im Gehölz von Dieulet und auf dem Vormarsch gegen Sommauthe und Beaumont wären. Er hatte sich hingesetzt, da er schon erschöpft war, ehe es auf den Marsch ging, den Magen leer, das Herz von Angst zusammengeschnürt in der Dämmerung dieses Tagemarsches, von dem er vorher fühlte, er müsse fürchterlich werden.

In der Verzweiflung darüber, ihn so blaß zu sehen, fragte der Korporal ihn väterlich:

„Geht's immer noch nicht wieder, was? Ist es wieder dein Fuß?"

Maurice verneinte mit dem Kopfe. Seinem Fuß ging es in den weiten Schuhen vollständig besser.

„Hast du denn Hunger?"

Und als Jean sah, daß er nicht antwortete, zog er, ohne gesehen zu werden, den einen Zwieback aus seinem Tornister; dann log er ganz unbefangen:

„Da, ich habe dir deinen aufbewahrt ... den andern habe ich eben gegessen."

Der Tag brach an, als das siebente Korps Oches verließ, um über la Besace, wo es übernachten sollte, nach Mouzon zu marschieren. Zuerst war der fürchterliche Troß in Begleitung der ersten Division aufgebrochen; aber während die gutbespannten Trainfuhrwerke in flotter Gangart ausschritten, blieben die andern, die beschlagnahmten, die meist leer und ganz unnütz waren, sonderbarerweise auf den Hängen des Passes von Stonne zurück. Der Weg steigt, vor allem hinter dem Weiler von la Berlière, zwischen bewaldeten, ihn beherrschenden Hügeln an. Gegen acht Uhr, im Augenblick, als die beiden andern Divisionen sich endlich in Bewegung setzten, erschien der Marschall Mac Mahon, verzweifelt, hier immer noch Truppen vorzufinden, von denen er glaubte, sie seien am Morgen schon von la Besace aufgebrochen, da sie nur ein paar Kilometer bis Mouzon zu laufen hatten. Er hatte auch eine lebhafte Auseinandersetzung mit General Douay. Es wurde beschlossen, die erste Division mit dem Troß ihren Marsch auf Mouzon fortsetzen zu lassen; die beiden andern Divisionen sollten aber, um nicht weiter durch die so langsame, schwerfällige Vorhut in Rückstand gebracht zu werden, die Straße nach Raucort und d'Autrecourt einschlagen, um die Maas bei Villers zu überschreiten. Das bedeutete bei der Eile, mit der der Marschall den Fluß zwischen

seine Heeresgruppe und den Feind bringen wollte, daß es wieder weiter nach Norden hinaufginge. Koste es, was es wolle, er mußte abends auf dem rechten Ufer stehen. Und die Vorhut war noch in Oches, als eine preußische Batterie von einem entfernten Gipfel aus der Richtung von Saint-Pierremont her mit ihren Schüssen das Spiel vom Abend vorher wieder begann. Zuerst antwortete man dummerweise; dann zogen die letzten Truppen ab.

Bis gegen elf Uhr folgten die 106er langsam der Straße, die sich auf dem Grunde des Passes von Stonne zwischen hohen Hügeln hinwindet. Links steigen die Gipfel nackt und abschüssig an, während von den sanfteren Abhängen rechts sich Wälder herunterziehen. Die Sonne war wieder durchgekommen; es war sehr heiß in diesem engen Tal mit seiner drückenden Einsamkeit. Hinter la Berlière, das von einem hohen, traurigen Kalvarienberg überragt wird, gab es weiter keinen Hof mehr, keine Seele, kein Tier mehr auf den Weiden. Und die Mannschaften, so müde und so hungrig schon vom Abend vorher, hatten kaum geschlafen, nichts gegessen und schleppten die Füße mutlos weiter, während ein dumpfer Zorn in ihnen die Oberhand gewann.

Bei einer Rast am Wegesrande ertönte dann plötzlich von rechts Geschützdonner. Die Schüsse klangen so klar und tief, daß der Kampf nicht weiter als zwei Meilen entfernt sein konnte. Ihre Wirkung auf die Leute, die es so satt hatten, sich immer zurückzuziehen, und von dem vielen Halten so entnervt waren, war außerordentlich. Alle gerieten auf die Beine und vergaßen zitternd ihre Müdigkeit: warum ging es nicht weiter? Sie wollten fechten, sich eher den Schädel einschlagen lassen, als so in Verwirrung weiterfliehen, ohne zu wissen, wohin noch warum.

General Bourgain-Desfeuilles war sofort rechts auf einen Hügel gestiegen und hatte den Oberst von Vineuil mitgenommen, um sich über das Gelände klar zu werden. Man sah sie da oben zwischen zwei kleinen Gehölzen ihre Feldstecher gebrauchen; und sofort sandten sie einen sich bei ihnen befindenden Adjutanten mit dem Befehl, die Franktireurs zu ihnen zu schicken, falls sie noch da wären. Ein paar Leute, Jean, Maurice und noch einige, begleiteten sie für den Fall, daß noch irgendwelche Hilfe nötig sein würde.

Sowie der General Sambuc bemerkte, schrie er:

„Was für ein verdammtes Land mit diesen Hügeln und diesen ewigen Wäldern! ... Hören Sie, wo ist das, wo fechten sie?"

Sambuc, dem Ducat und Cabasse nicht von den Hacken wichen, horchte und prüfte einen Augenblick den weiten Horizont, ohne zu antworten. Nahe bei ihm betrachtete Maurice gleichfalls die gewaltig sich hinziehenden Täler und Wälder. Man hätte sagen mögen: ein riesiges, unendliches Meer mit mächtigen, langsamen Wellen. Die Wälder bildeten dunkelgrüne Flecke auf dem gelben Erdboden, während die entfernteren Hänge in der glühenden Sonne in einem rötlichen Dunst versanken. Und ohne daß man irgend etwas sehen konnte, selbst nicht einmal eine kleine Rauchwolke am klaren Himmel, donnerten die Geschütze immerfort mit all dem Lärm eines entfernten, heranziehenden Gewitters.

„Da rechts liegt Sommauthe," sagte Sambuc endlich, indem er auf einen hohen, grünbekränzten Gipfel wies. „Yoncq liegt da, nach links ... Sie schlagen sich bei Beaumont, Herr General."

„Ja, bei Varniforêt oder bei Beaumont", bekräftigte Ducat. Der General brummelte leise vor sich hin.

„Beaumont, Beaumont, in diesem verfluchten Lande weiß man nie ..."

Dann ganz laut:

„Und wie weit liegt dies Beaumont von hier?"

„Etwa zehn Kilometer, wenn man den Weg von le Chêne nach Stenay nimmt, der da unten vorbeigeht."

Das Geschütz schwieg nicht, sondern schien von Westen nach Osten in einem ununterbrochenen Donnerrollen fortzuschreiten. Und Sambuc setzte hinzu:

„Verflucht, das wird heiß ... Ich hatte es aber erwartet; ich hatte Ihnen heute morgen schon gesagt, Herr General: das sind sicher die Batterien, die wir im Gehölz von Dieulet gesehen haben. Jetzt muß das fünfte Korps die ganze Abteilung auf dem Halse haben, die über Buzancy und Beauclair herankam."

Eine Pause entstand, während der die Schlacht in der Ferne immer lauter grollte. Eine wütende Sucht zu weinen packte Maurice, und er biß die Zähne zusammen. Warum marschierten sie nicht sofort ohne viel Worte auf den Geschützlärm zu? Noch nie hatte er sich so aufgeregt gefühlt. Jeder Schuß tönte in seiner Brust wider, brachte ihn in Wallung und ließ es ihn wie einen Zwang empfinden, sogleich dort unten dabei zu sein, Schluß zu machen. Wollten sie auch an dieser Schlacht wieder nur entlangziehen, sie mit dem Ellbogen berühren, ohne einen Schuß abzufeuern? Er handelte sich wohl um eine Wette, daß man sie seit der Kriegserklärung dauernd so auf der Flucht herumschleppte? In Vouziers hatten sie nur die Schüsse der Nachhut gehört. In Oches hatte der Feind sie nur einen Augenblick von hinten beschossen. Und sie sollten ausreißen und den Kameraden diesmal nicht im Laufschritt zu Hilfe eilen? Maurice blickte auf Jean,

der ebenso wie er selbst sehr blaß mit fieberhaft leuchtenden Augen dastand. Bei diesem lauten Hilferuf des Geschützes hüpften die Herzen in aller Brust.

Aber es entstand eine neue Pause, denn ein Stabsoffizier kam über den engen Pfad den Hügel herauf. Es war General Douay, der mit besorgter Miene auf sie zulief. Und als er persönlich die Franktireurs ausgefragt hatte, entrang sich ihm ein Schrei der Verzweiflung. Wenn er auch am Morgen schon benachrichtigt worden wäre, hätte er überhaupt noch helfen können? Der Marschall hatte seinen Willen förmlich ausgesprochen, er müsse die Maas vor Abend, einerlei um welchen Preis, überschreiten. Wie sollte er dann jetzt seine auf dem Marsch nach Raucourt auseinandergezogenen Truppen zusammenholen, um sie in der Eile auf Beaumont zu werfen? Käme er nicht sicher zu spät? Das fünfte Korps mußte schon auf dem Rückzuge in der Richtung auf Mouzon sein; und das Geschütz zeigte ganz klar an, daß es sich weiter und weiter gegen Osten zog wie ein vernichtender Hagelsturm, der kommt und vorüberzieht. General Douay hob in wütender Ohnmacht beide Arme gegen die Hügel und Täler, die Felder und Wälder am weiten Horizont; und dann gab er den Befehl zur Fortsetzung des Marsches auf Raucourt.

Ach! dieser Marsch unten durch den Paß von Stonne zwischen den hohen Gipfeln, während von rechts hinter den Wäldern her der Geschützdonner fortdauerte! Oberst von Vineuil hielt sich an der Spitze der 106er steif auf seinem Pferde, das blasse Gesicht geradeaus gewandt; die Augenlider zitterten ihm, als ob er die Tränen zurückhalten müsse. Hauptmann Beaudouin biß stumm auf seinen Schnurrbart, und Leutnant Rochas kaute halblaut auf Grobheiten, er schimpfte auf alle und auf sich selber. Selbst in den Soldaten, die keine Nei-

gung zum Fechten in sich fühlten, in den wenigst tapferen, stieg der Wunsch zum Schimpfen und Hauen auf vor Zorn über die ewigen Niederlagen, vor Wut, wieder einmal langsamen, schwankenden Schrittes davonzulaufen, während die verdammten Preußen da hinten die Kameraden abschlachteten.

Unterhalb Stonnes, von wo der Weg sich in Windungen zwischen kleinen Hügeln herabzieht, verbreiterte sich die Straße; die Truppen kamen über offenes, von kleinen Gehölzen durchschnittenes Gelände. Seit Oches befanden sich die 106er nun fortwährend in der Nachhut und erwarteten angegriffen zu werden; denn der Feind folgte der Abteilung Schritt für Schritt, überwachte sie und spähte offenbar nach dem günstigsten Augenblick, um sie beim Schwanze zu packen. Kavallerie, die sich die geringsten Geländefalten zunutze machte, suchte ihre Seiten zu überflügeln. Man sah mehrere Schwadronen preußischer Garde hinter einem Gehölz auftauchen; aber sie hielten vor der Gegenbewegung eines Husarenregiments, das wie ein Sturmwind die Straße entlangfegend vorging. Dank diesem Aufschub ging der Rückzug in verhältnismäßig guter Ordnung weiter, und sie näherten sich Raucourt, als ein neues Schauspiel ihre Angst verdoppelte und die Soldaten vollends entmutigte. Sie sahen plötzlich aus einem Seitenwege ein Gewimmel von verwundeten Offizieren, zerstreuten, waffenlosen Soldaten auf sich losstürzen, dahinjagende Trainfuhrwerke, Menschen und Tiere, wie verrückt unter dem Sturmwind des Unheils dahinfliehend. Es waren Trümmer einer Brigade der ersten Division, die den am Morgen über la Besace nach Mouzon aufgebrochenen Troß begleitete. Ein Fehler im Marschbefehl, ein schauderhafter, unglücklicher Zufall hatte diese Brigade

und einen Teil des Trosses bei Varniforêt, nahe bei Beaumont, in die volle Auflösung des fünften Korps hineinfallen lassen. Überraschend in der Seite angegriffen, erlagen sie der Überzahl und flohen, und die Panik riß sie blutend, verstört, halb närrisch weiter, bis sie durch ihre Furcht auch die Kameraden über den Haufen warf. Ihre Erzählungen verbreiteten Schrecken; es war, als habe der Geschützdonner, den man seit Mittag ununterbrochen hörte, sie herangeführt.

Beim Durchmarsch durch Raucourt herrschte daher ein ängstliches, bestürztes Gedränge. Sollte man sich rechts gegen Autrecourt wenden, um bei Villers über die Maas zu gehen, wie es beschlossen war? General Douay zauderte voller Unruhe, in der Befürchtung, die Brücke dort verstopft, vielleicht schon in den Händen der Preußen zu finden. Er zog also vor, geradeaus durch den Paß von Haraucourt zu marschieren, um vor Nacht Remilly zu erreichen. Nach Mouzon Villers und nach Villers Remilly: immer höher ging es, und die Ulanen galoppierten hinter ihnen her. Sie hatten nur sechs Kilometer zurückzulegen, aber es war schon fünf Uhr und die Mattigkeit, ach, wie vernichtend! Seit dem Morgengrauen waren sie auf den Beinen; sie hatten zwölf Stunden gebraucht, um kaum drei Meilen zu machen, zwischen endlosen Pausen hin und her trappelnd und sich durch lebhafteste Aufregungen und Befürchtungen erschöpfend. Die letzten beiden Nächte hatten die Leute kaum geschlafen und seit Vouziers bei allem Hunger nichts gegessen. Sie fielen vor Mattigkeit. In Raucourt wurde es jammervoll.

Die kleine Stadt mit ihren zahlreichen Fabriken ist reich, ihre Hauptstraße an beiden Seiten gut bebaut, und sie hat eine gefällige Kirche und Mairie. Aber in der Nacht waren der Kaiser und der Marschall Mac Mahon mit dem ganzen

Ballast ihres Stabes und des kaiserlichen Haushaltes durchgekommen, und der folgende Durchzug des ganzen ersten Korps, der den ganzen Vormittag in einem Fluß über die Straße dahingezogen war, hatten schließlich alle Hilfsmittel erschöpft, alle Bäckereien und Kramläden geleert und die Bürgerhäuser bis zur letzten Krume ausgefegt. Man fand kein Brot mehr, keinen Wein, keinen Zucker, nichts Trink- oder Eßbares. Man hatte Damen vor ihren Haustüren Wein glasweise und Fleischbrühe in Tassen bis zum letzten Tropfen ihrer Fässer und Kessel verteilen sehen. Aber nun war's zu Ende, und als gegen drei Uhr die ersten Regimenter des siebenten Korps durchzumarschieren begannen, entstand wahre Verzweiflung. Was nun? Ging es von neuem an, kamen immer noch mehr? Von neuem führte die Hauptstraße erschöpfte, staubbedeckte Menschen daher, die vor Hunger starben, ohne daß man ihnen einen Bissen reichen konnte. Viele blieben stehen, streckten die Arme nach den Fenstern empor und flehten, man möge ihnen ein Stück Brot herunterwerfen. Manche Frauen weinten und machten ihnen Zeichen, sie könnten ja nicht, sie hätten nichts mehr.

An der Ecke der Rue des Dix-Potiers taumelte Maurice, vom Schwindel gepackt. Und als Jean sich um ihn bemühen wollte:

„Nein, laß mich, das ist das Ende ... Ich will lieber hier verrecken."

Er hatte sich auf eine Bordschwelle fallen lassen. Da spielte der Korporal den rauhen, unzufriedenen Vorgesetzten.

„Herrgott nochmal! Hat man mir je so einen Kerl aufgehängt! ... Sollen die Preußen dich aufheben? Vorwärts, hoch!"

Als er sah, daß der junge Mann leichenblaß, mit geschlos-

senen Augen, halb ohnmächtig, nicht mehr antwortete, fluchte er zwar weiter, aber in unendlich mitleidigem Tonfall:

„Herrgott nochmal! Herrgott nochmal!"

Und er lief zu einem nahestehenden Springbrunnen, füllte seinen Napf mit Wasser und begann ihm das Gesicht zu waschen. Schließlich holte er, ohne es diesmal zu verbergen, seinen letzten, wie einen Schatz bewahrten Zwieback aus dem Tornister und fing an, ihn in kleine Stücke zu brechen, die er ihm zwischen die Zähne steckte. Der Verhungerte verschlang sie und öffnete die Augen.

„Aber," sagte er, sich mit einemmal erinnernd, „hast du ihn denn nicht vergessen?"

„Ach!" erwiderte Jean, „ich habe eine dickere Pelle, ich kann warten ... Ein ordentlicher Schluck Froschlaich, und ich bin wieder hoch!"

Er hatte sich seinen Napf von neuem gefüllt und leerte ihn auf einen Zug, wobei er mit der Zunge schnalzte. Und dabei war auch sein Gesicht von erdfarbiger Blässe, denn der Hunger zehrte so an ihm, daß ihm die Hände zitterten.

„Vorwärts, mein Junge, wir müssen die Kameraden wieder einholen!"

Maurice überließ sich seinem Arm und ließ sich wie ein Kind führen. Nie hatte ihn ein Frauenarm so warm am Herzen gehalten. Wo nun alles inmitten dieses äußersten Elends, den Tod vor sich, zerbröckelte, war es für ihn ein köstlicher Trost, sich von einem lebenden Wesen so geliebt und versorgt zu fühlen; und vielleicht fügte gerade der Gedanke seiner Erkenntlichkeit eine so unendliche Süße hinzu, daß dies so ganz ihm allein gehörige Herz das eines einfachen Gemütes, eines mit der Erde im Zusammenhang gebliebenen Bauern war, gegen den er zuerst Abscheu empfunden hatte. War das nicht

die Brüderlichkeit der ersten Tage der Welt, die vor jeder Kultur und allen Klassen bestehende Freundschaft, diese Freundschaft, die die beiden Männer in dem gemeinsamen Wunsche nach wechselseitigem Beistand angesichts der Drohungen der feindlichen Natur vereinigte und verschmolz? Er hörte sein Menschentum in Jeans Brust schlagen und war stolz, ihn so stark zu wissen, während er ihm so hingebend half; dagegen empfand Jean, ohne seine Gefühle weiter zu untersuchen, eine große Freude darüber, in seinem Freunde eine solche Anmut, eine so große Klugheit zu beschützen, die in ihm selbst unentwickelt gebieben waren. Seit dem gewaltsamen Tode seiner von einem schrecklichen Vorgange hingerafften Frau glaubte er, er habe kein Herz mehr; er hatte sich geschworen, nie wieder einen Blick auf eins dieser Geschöpfe zu werfen, unter denen man so sehr leidet, selbst wenn sie nicht böse sind. Ihre Freundschaft kam ihnen beiden wie eine Freisprechung vor: sie brauchten sich nicht zu umarmen, sie berührten sich in der Tiefe, fanden sich einer im andern, so verschieden sie auch waren, auf diesem Schreckenswege nach Remilly; einer stützte den andern und wurde mit ihm zu einem einzigen Wesen voller Mitleid und Duldung.

Als die Nachhut Raucourt verließ, zogen die Deutschen am andern Ende ein; und zwei ihrer Batterien hatten sich im Handumdrehen auf den Höhen links eingenistet und feuerten. Nun befanden sich die 106er, solange sie auf der sich an der Emmane entlangziehenden Straße dahinmarschierten, in Schußlinie. Eine Granate brach eine Pappel am Ufer des Flusses ab; eine zweite grub sich auf einer Wiese neben Hauptmann Beaudouin ein, ohne zu bersten. Aber der Paß verengerte sich bis Haraucourt hinunter und endete dort in einem sehr engen, auf beiden Seiten von baumbedeckten Abhängen

beherrschten Hohlwege; wenn sich hier eine Handvoll Preußen in einen Hinterhalt gelegt hatte, mußte ein Unglück geschehen. Von hinten unter Geschützfeuer, rechts und links die Drohung eines möglichen Angriffs, kamen die Truppen nur unter wachsender Ängstlichkeit vorwärts und beeilten sich, aus diesem gefährlichen Durchgang herauszukommen. Ein letztes Emporflammen von Tatkraft war auch über die Müdesten gekommen. Die Soldaten, die sich eben noch in Raucourt von Tür zu Tür geschleppt hatten, schritten jetzt unter dem glühenden Ansporn der Gefahr munter und neu belebt voran. Es schien, als begriffen selbst die Pferde, daß jede verlorene Minute teuer bezahlt werden müßte. Die Spitze der Abteilung mußte schon in Remilly sein, als das Ganze plötzlich ins Stocken geriet.

„Verflucht!" sagte Chouteau, „wollen die uns hier liegen lassen?"

Die 106er hatten Haraucourt noch nicht erreicht, und es regnete jetzt fortgesetzt Granaten.

Während das Regiment in Erwartung des Weitermarsches auf der Stelle trat, platzte rechts eine, die glücklicherweise niemand verletzte. Fünf endlose, schreckliche Minuten verrannen. Aber es ging nicht aus der Stelle; da unten mußte ein Hindernis den Weg versperren, mußte sich plötzlich eine Mauer erhoben haben. Der Oberst stand aufrecht in den Bügeln und sah zitternd nach vorn, denn er fühlte, wie sich hinter ihm die Panik seiner Leute erhob.

„Alle Welt weiß ja doch, daß wir verkauft sind", wiederholte Chouteau voller Wut.

Gemurmel wurde laut, das wachsende Grollen der Verzweiflung unter der Peitsche der Furcht. Ja, ja, sie waren hierher gebracht, um sie zu verkaufen, um sie den Preußen

auszuliefern. In der Erbitterung über die unglücklichen Zufälle und bei dem Übermaß an begangenen Fehlern hatte in ihren Gehirnen kein anderer Gedanke mehr Platz, um eine solche Reihe von Unglücksfällen zu erklären, als der an Verrat.

„Wir sind verkauft!“ ertönte es überall wie närrisch.

Und Loubet kam eine Ahnung.

„Da liegt das Schwein von Kaiser mit seinem Gepäck da unten auf der Straße und hält uns auf.“

Das verbreitete sich sofort. Ganz sicher wußten sie, das Hindernis bestände in dem Durchzug des kaiserlichen Haushalts, der ihre Abteilung abschnitte. Es erhob sich ein Gefluche in scheußlichen Worten, in denen sich all der Haß gegen die unverschämten Leute des Kaisers ausdrückte, die die Städte belegten, in denen sie übernachten sollten, und ihre Vorräte, ihre Weinkörbe, ihr Silbergeschirr vor den von allem entblößten Soldaten auspackten, die die Küchen zum Glühen brachten, während sie arme Teufel sich den Bauch zusammenschnüren konnten. Ach! dieser elende Kaiser, ohne Thron jetzt und ohne Befehlsgewalt, einem ausgesetzten Kinde gleich in seinem Reiche, den man wie einen unnützen Packen zwischen dem Gepäck seiner Truppen mitschleppte, dazu verurteilt, das Trugbild seines kaiserlichen Hofstaates hinter sich herzuschleppen, seine Hundertgarden, seine Kutschen, seine Pferde, Köche, Gepäckwagen, den ganzen Glanz seines mit Bienen bestickten Krönungsmantels, der nun von den Straßen das Blut und den Schmutz der Niederlage auffegen konnte!

Schlag auf Schlag fielen zwei weitere Granaten. Die eine nahm Leutnant Rochas beim Bersten sein Käppi mit weg. Die Reihen preßten sich zusammen, es bildete sich ein mächtiger Andrang, eine plötzliche Welle aus, deren Rücklauf sich weithin bemerkbar machte. Die Stimmen erstickten, Lapoulle

schrie wie ein Besessener, sie sollten vorwärts gehen. Vielleicht noch eine Minute, und es wäre zu einem furchtbaren Unheil gekommen, zu einem Rette-sich-wer-kann, das die Leute auf dem Grunde dieses engen Hohlweges in fürchterlichem Gemenge zerdrückt hätte.

Ganz blaß wandte der Oberst sich um.

„Kinder, Kinder, noch ein wenig Geduld! Ich habe schon jemand geschickt, der nachsehen soll ... Es geht schon weiter."

Es ging nicht weiter, und die Sekunden wurden zu Jahrhunderten. Jean hatte schon Maurice in seiner schönen Kaltblütigkeit bei der Hand genommen und ihm ins Ohr geflüstert, daß, wenn die Kameraden drängten, sie beide nach links springen und zwischen den Wäldern am andern Flußufer heraufklettern wollten. Seine Blicke suchten die Franktireurs in dem Gedanken, daß diese die Wege kennen müßten; aber es wurde ihm gesagt, sie wären beim Durchzug durch Raucourt verschwunden. Und mit einemmal ging es weiter, sie kamen um eine Ecke des Weges und waren von da an unter Schutz vor den deutschen Batterien. In der Verwirrung dieses Unglückstages erfuhren sie späterhin, daß es die vier Kürassierregimenter der Brigade Bonnemain gewesen seien, die das siebente Korps derartig durchschnitten und aufgehalten hatten.

Die Nacht kam herauf, als die 106er durch Angecourt zogen. Rechts zogen sich weitere Gipfel hin; aber der Paß erweiterte sich links, in der Ferne erschien ein bläuliches Tal. Endlich sah man von den Höhen von Remilly in den Abendnebeln ein blaßsilbernes Band zwischen endlos weit sich hinziehenden Wiesen und Feldern. Das war die Maas, die so heißersehnte Maas, von der her ihnen der Sieg zu winken schien.

Und indem Maurice den Arm gegen die kleinen Lichter in der Ferne ausstreckte, die fröhlich im Grünen auf dem fruchtbaren Talboden funkelten, von köstlichem Reiz in der sanften Dämmerung, da sagte er in der freudigen Erleichterung jemandes, der ein geliebtes Land wiederfindet, zu Jean:

„Siehst du da unten ... das ist Sedan!"

## 7

In Remilly verstopfte ein fürchterliches Gewirr von Menschen, Pferden und Wagen die abschüssige Straße, die sich in Windungen nach der Maas hinunterzieht. Auf halber Höhe vor der Kirche hatten sich Geschütze mit den Rädern ineinandergefahren und konnten trotz Fluchen und Schlagen nicht weiter fortgebracht werden. Unten bei der Spinnerei, wo ein Fall der Emmane rauscht, versperrte ein ganzer Schwanz von gescheiterten Gepäckwagen den Weg; ein unaufhaltsam anwachsender Strom von Soldaten schlug sich währenddessen vor dem Wirtshaus zum Malteserkreuz, ohne auch nur ein Glas Wein erhalten zu können.

Dieser wütende Andrang verlor seine Kraft erst am äußersten südlichen Ende der Stadt, wo eine Baumgruppe sie vom Flusse trennt, über den die Pioniere am Morgen eine Schiffsbrücke geschlagen hatten. Rechts davon befand sich eine Fähre; das weiße Haus des Schiffers lag einsam im hohen Grün. Auf beiden Ufern waren große Feuer angezündet, deren von Zeit zu Zeit hoch emporschlagende Flammen die Nacht durchleuchteten und das Wasser und die steilen Böschungen in Tageshelle erscheinen ließen. Nun tauchten die gewaltigen Truppenmassen auf, die warten mußten, da der Laufsteg nur zwei Mann zur Zeit den Übergang gestattete und auf der höch-

stens drei Meter breiten Brücke Kavallerie, Artillerie und das Gepäck mit tödlicher Langsamkeit im Schritt hinübergingen. Es hieß, daß sogar eine Brigade des ersten Korps sich noch dort befände, die Bedeckung einer Munitionsabteilung, ohne die vier Küraſſierregimenter der Brigade Bonnemain in Rechnung zu stellen. Und hinter ihnen kam nun das ganze siebente Korps, das den Feind auf den Hacken zu haben glaubte und sich in fieberhafter Hast auf dem andern Ufer in Schutz bringen wollte.

Einen Augenblick herrschte Verzweiflung. Wie? Seit dem Morgen marschierten sie, ohne gegessen zu haben; gerade hatten sie sich auf Kosten ihrer Beine aus dem schrecklichen Engpaß von Haraucourt herausgezogen, und das alles nur, um hier bei der allgemeinen Unordnung und Bestürzung gegen eine unübersteigbare Mauer zu rennen! Die letzten würden vielleicht nach Stunden noch nicht an die Reihe kommen; und alle fühlten, daß, wenn die Preußen auch bei Nacht ihre Verfolgung nicht fortzusetzen wagten, sie doch bei Tagesanbruch da sein würden. Indessen kam der Befehl, die Gewehre zusammenzustellen, und sie lagerten auf den weiten, nackten, bis an die Maaswiesen hinuntergehenden Hügeln, an deren Abhängen sich die Straße von Mouzon entlangzieht. Hinter ihnen nahm oben auf einer ebenen Fläche die Reserveartillerie Gefechtsstellung ein und richtete ihre Geschütze auf den Paß, um, falls nötig, seinen Ausgang zu bestreichen. Und das Warten ging von neuem an, voller Aufruhr und Ängste.

Die 106er fanden sich indessen auf einem oberhalb der Straße gelegenen Stoppelfeld untergebracht, das die weite Ebene beherrschte. Die Leute legten widerwillig ihre Gewehre ab und blickten voller Furcht vor einem Angriff nach

rückwärts. Alle schwiegen; ihre Gesichter waren hart, verschlossen, und sie brummten nur zeitweilig leise, zornige Worte. Eben hatte es neun geschlagen, und sie lagen hier schon zwei Stunden; viele konnten auch trotz der heftigen Abspannung nicht schlafen, sie lagen zitternd auf der Erde hingestreckt und lauschten auf die geringsten Geräusche in der Ferne. Gegen den sie verzehrenden Hunger kämpften sie nicht mehr an; dort drüben auf der andern Seite des Flusses wollten sie essen, und Gras essen, wenn sie nichts anderes fänden. Aber die Verstopfung schien zuzunehmen; die von General Douay an der Brücke aufgestellten Offiziere kamen alle zwanzig Minuten mit ewig derselben ärgerlichen Meldung, daß noch Stunden und abermals Stunden nötig sein würden. Der General entschloß sich endlich, sich selbst einen Zugang bis an die Brücke zu bahnen. Man sah, wie er zu dem Menschenstrome sprach und den Marsch beschleunigte.

Maurice hatte sich mit Jean auf eine Böschung gesetzt und wiederholte die Bewegung nach Norden hin, die er schon vorher gemacht hatte.

„Da unten liegt Sedan ... Und sieh, das ist Bazeilles ... Und dann Douzy und Carignan rechts davon ... Bei Carignan sollen wir uns zweifellos sammeln ... ach! wenn es nur hell wäre, würdest du schon sehen, Platz genug ist da!"

Seine Bewegung umspannte das riesige, von Schatten erfüllte Tal. Der Himmel war nicht so dunkel, daß man nicht auf der schwarzen Fläche der Wiesen den blassen Flußlauf hätte verfolgen können. Die Baumgruppen bildeten schwerere Massen, vor allen eine Reihe von Pappeln, die links den Horizont abschlossen und wie ein phantastischer Deich aussahen. Als Hintergrund hinter Sedan, das von kleinen, lebhaft hellen Punkten übersät war, ballte sich dann die Finsternis zusammen,

als hätten die ganzen Ardennenwälder dort ihre hundertjährigen Eichen als Vorhang aufgespannt.

Jean ließ seine Blicke zu der Schiffsbrücke unter ihnen zurückgleiten.

„Sieh mal, alles will ausrücken! Wir kommen niemals 'rüber."

Auf beiden Ufern schlugen die Feuer in diesem Augenblick höher empor, und ihre Helligkeit wurde so lebhaft, daß der Vorgang mit all seinen Schrecken so klar wie eine heraufbeschworene Geistererscheinung dastand. Unter dem Gewicht der seit dem Morgen übersetzenden Kavallerie und Artillerie hatten sich die die starken eichenen Bohlen tragenden Boote schließlich so weit gesenkt, daß die Brückenbahn nur noch wenige Zentimeter über dem Wasserspiegel lag. Jetzt gingen die Kürassiere hinüber; zwei und zwei in einer ununterbrochenen Reihe kamen sie aus dem Schatten des einen hohen Ufers, um in dem des andern zu verschwinden; die Brücke sah man gar nicht mehr; sie schienen auf dem Wasser zu reiten, das so wild erhellt war, daß es aussah, als ob eine Feuersbrunst auf ihm tanze. Die Pferde wieherten mit gesträubten Mähnen und gesteiften Beinen; voller Angst vor dem beweglichen Boden, dessen Nachgeben sie fühlten, schritten sie vorwärts. Aufrecht in den Bügeln, mit festem Zügel gingen die Kürassiere hinüber, immer mehr, in ihre weißen Mäntel gehüllt, so daß man von ihnen nichts sah als ihre in rotem Widerschein erglänzenden Helme. Man hätte sie für gespenstische Reiter halten mögen mit ihren Flammenhelmbüschen, die zum Kampfe mit der Finsternis auszogen.

Aus Jeans zusammengeschnürter Kehle brach eine tiefe Klage hervor.

„Oh, wie bin ich hungrig!"

Um sie herum waren die Leute indessen trotz ihres Bauchgrimmens eingeschlafen. Die Ermattung war zu groß geworden und vertrieb ihnen die Furcht, sie streckte sie rücklings, offenen Mundes, entkräftet unter dem mondscheinlosen Himmel auf die Erde hin. Von einem bis zum andern Ende der nackten Hügel ging die Spannung in Todesschweigen über.

„Oh! ich habe solchen Hunger, ich bin so hungrig, daß ich Erde essen könnte!"

So hart Jean gegen alles Übel war und so stumm er es ertrug, diesen Ausruf konnte er nicht länger unterdrücken; wider Willen stieß er ihn in der Raserei seines Hungers aus, denn seit sechsunddreißig Stunden hatte er nichts mehr gegessen. Als Maurice nun sah, daß ihr Regiment vor zwei oder vielleicht drei Stunden nicht hinüberkommen würde, faßte er einen Entschluß.

„Hör' mal, ich habe hier in der Nähe einen Ohm, den Ohm Fouchard, weißt du, von dem ich dir erzählt habe ... Da oben ist's, fünf- oder sechshundert Meter weit, und ich habe immer noch gewartet; wenn du aber solchen Hunger hast, der Ohm wird uns schon ein Stück Brot geben, Teufel auch!"

Und er nahm seinen Begleiter mit, der sich ihm überließ. Der kleine Hof Vater Fouchards lag am Ausgange des Passes von Haraucourt nahe dem ebenen Platze, auf dem die Reserveartillerie Stellung bezogen hatte. Es war ein niedriges Haus mit reichlichem Zubehör, einer Scheune, einem Vieh- und einem Pferdestall; und auf der andern Seite der Straße hatte der Bauer in einer Art Wagenschuppen seine Wanderschlachterei eingerichtet, das Schlachthaus, in dem er selbst die Tiere schlachtete und sie dann in seinem Wägelchen durch die Dörfer brachte.

Maurice blieb beim Näherkommen überrascht stehen, als er kein Licht sah.

„Ach, der alte Geizhals, der hat sicher alles verrammelt, der wird nicht aufmachen!“

Ein sonderbares Schauspiel hielt ihn jedoch auf der Straße fest. Vor dem Hofe liefen ein Dutzend Soldaten herum, verhungerte Nachzügler zweifellos, die ihr Glück versuchen wollten. Zuerst hatten sie gerufen, dann angeklopft; und da sie das Haus so finster und schweigsam sahen, schlugen sie jetzt mit dem Kolben gegen die Tür, um das Schloß zu sprengen. Grobe Stimmen grölten.

„Herrgott nochmal! Los doch! Schmeißt es doch zusammen, wenn doch kein Mensch drin ist!“

Plötzlich schlug ein Flügel eines Bodenfensters zurück und ein großer alter Mann in einer Bluse erschien mit bloßem Kopfe, eine Kerze in der einen Hand, eine Flinte in der andern. Unter seinem struppigen weißen Haar saß ein breites, von vielen Falten durchzogenes Gesicht mit starker Nase, großen hellen Augen und willenskräftigem Kinn.

„Diebsgesindel seid ihr, das alles kaputt haut,“ schrie er mit harter Stimme. „Was wollt ihr?“

Etwas bestürzt wichen die Soldaten zurück.

„Wir verrecken vor Hunger, wir möchten was zu essen.“

„Ich habe nichts, keine Brotrinde ... Glaubt ihr, man könnte nur so einfach hunderttausend Mann füttern ... Heute morgen waren schon andere da, jawohl! Die von General Ducrot, die haben mir beim Durchmarschieren alles weggenommen.“

Die Soldaten kamen einer nach dem andern wieder heran.

„Mach' man auf, wir wollen uns nur ausruhen, du wirst schon noch was finden ...“

Und sie begannen schon wieder zu ballern, als der Alte das Licht auf die Brüstung stellte und sein Gewehr anlegte.

„So wahr ich hier eine Kerze habe, dem ersten, der an meine Tür kommt, breche ich den Hals!"

Nun mußte es zum Gefecht kommen. Flüche wurden laut, eine Stimme schrie, man solle doch das Schwein von Bauern erledigen, der wie alle andern sein Brot eher in den Brunnen schmeißen als den Soldaten auch nur einen Bissen geben würde. Die Läufe der Chassepots richteten sich auf ihn, und man wollte ihn schonungslos erschießen; er wich aber in seiner Wut und Starrköpfigkeit nicht aus dem Lichtkreis seiner Kerze.

„Nein gar nichts! Keine Rinde mehr! ... Alles haben sie weggenommen!"

Erschreckt stürzte Maurice, von Jean gefolgt, vorwärts.

„Kameraden! Kameraden! ..."

Er schlug die Gewehre der Soldaten nieder; und indem er den Kopf hob, bat er:

„Seht, seid doch vernünftig ... Erinnert Ihr Euch meiner nicht mehr? Ich bin's."

„Wer bist du?"

„Maurice Levasseur, Euer Neffe."

Vater Fouchard hatte seine Kerze wieder in die Hand genommen. Zweifellos erkannte er ihn. Aber er blieb hartnäckig bei seiner Absicht, auch kein Glas Wasser herzugeben.

„Neffe oder nicht, kann man das in dieser kohlrabenschwarzen Nacht sehen? ... Macht, daß ihr wegkommt, oder ich schieße!"

Und trotz alles Fluchens und Drohungen, ihn herunterzuholen oder Feuer an seine Stube zu legen, blieb er dabei, dies unaufhörlich zu wiederholen:

„Macht, daß ihr wegkommt, oder ich schieße!"

„Auch auf mich, Vater?" fragte plötzlich eine starke, den Lärm übertönende Stimme.

Verblüfft standen die andern still; ein Wachtmeister trat vor in das tanzende Licht der Kerze. Es war Honoré, dessen Batterie höchstens zweihundert Meter entfernt lag und der seit zwei Stunden gegen den unwiderstehlichen Wunsch ankämpfte, an diese Türe zu klopfen. Er hatte sich geschworen, nie wieder über diese Schwelle zu treten; er hatte in den vier Jahren, die er im Dienste stand, keinen Brief mit dem Vater gewechselt, den er jetzt in so kurzem Tone anredete. Die Nachzügler tuschelten lebhaft untereinander und beredeten sich. Der Sohn des Alten und ein Chargierter! Nichts zu machen, das konnte übel ausgehen, besser, man suchte weiter weg. Und sie zogen ab und verschwanden in der dunklen Nacht.

Als Fouchard begriff, daß er vor der Plünderung bewahrt sei, sagte er einfach, ohne jede Rührung im Tone, als ob er seinen Sohn noch gestern gesehen hätte:

„Du bist's ... schön, ich komme herunter!"

Das dauerte lange. Man hörte im Innern Schlösser auf- und wieder zuschließen, alle die Anstalten eines Mannes, der sicher sein will, daß ihm nichts wegkommt. Endlich öffnete sich die Tür, aber nur ganz wenig, von kräftiger Faust festgehalten.

„Komm du herein, aber niemand weiter!"

Seinem Neffen jedoch konnte er eine Zuflucht trotz sichtbaren Widerstrebens nicht verweigern.

„Vorwärts, du auch!"

Vor Jean schlug er die Tür unbarmherzig zu, so daß Maurice sich auf dringendes Bitten verlegen mußte. Aber er versteifte sich auf sein: nein! nein! er brauchte keine Unbekann-

ten bei sich, keine Diebe, die ihm nur seine Sachen zerschlagen wollten. Schließlich verhalf Honoré dem Kameraden durch einen Stoß mit der Schulter hinein, und der Alte mußte nachgeben, wenn er auch leise Drohungen vor sich hinbrummte. Sein Gewehr hatte er nicht losgelassen. Als er sie dann unten in den gemeinschaftlichen Wohnraum gebracht hatte und die Flinte auf die Anrichte gelegt, die Kerze auf den Tisch gestellt hatte, verfiel er in hartnäckiges Schweigen.

„Sag' mal, Vater, wir verrecken vor Hunger. Du wirst uns doch wenigstens etwas Brot und Käse geben!"

Er antwortete nicht; er schien ihn gar nicht zu hören, sondern wandte sich unausgesetzt nach dem Fenster zurück, um zu horchen, ob nicht eine andere Bande käme, um sein Haus zu belagern.

„Ohm, seht mal, Jean ist wie unser Bruder. Er hat sich für mich die letzten Bissen vom Munde abgespart. Und wir haben soviel zusammen ausgehalten!"

Er wandte sich um und überzeugte sich, daß nichts fehlte; sie selbst aber sah er gar nicht an. Schließlich kam er scheinbar zu einem Entschluß, aber immer noch, ohne ein Wort zu sagen. Er nahm heftig die Kerze wieder auf und ließ sie im Dunkeln, wobei er noch sorgfältig die Tür hinter sich verschloß, damit niemand ihm folgen könne. Sie hörten, wie er die Kellertreppe hinunterstieg. Es dauerte sehr lange. Und als er zurückkam, schloß er alles von neuem ab, bevor er ein großes Brot und einen Käse auf den Tisch setzte, immer noch schweigend, was jetzt aber, nachdem sein Zorn verraucht war, nichts als bäurische Gerissenheit bewies; man weiß nie, wohin es führt, das Reden. Übrigens warfen sich die drei Männer auf die Eßsachen und verschlangen sie. Man hörte nur das wütende Knacken ihrer Kinnbacken.

Honoré stand auf und ging nach der Anrichte, um nach einem Krug Wasser zu sehen.

„Vater, du hättest uns auch etwas Wein geben können."

Fouchard hatte sich beruhigt und war wieder seiner selbst gewiß; nun fand er auch seine Sprache wieder.

„Wein! Ich habe keinen, keinen Tropfen mehr!... Die andern, die von Ducrot, haben mir alles aufgegessen und aufgetrunken, alles ausgeplündert."

Er log; das bewies trotz aller Anstrengung das Zwinkern seiner großen hellen Augen. Seit zwei Tagen hatte er sein Vieh verschwinden lassen, die paar Tiere, die er zum Hofdienst nötig hatte sowohl wie die zum Schlachten bestimmten, hatte sie nachts weggeführt und sie versteckt, wo niemand es ahnte, in irgendeinem Gehölz oder verlassenen Steinbruch. Und Stunden hatte er damit zugebracht, in seinem Hause alles über die Kante zu bringen, Wein, Brot, ebenso alle geringeren Vorräte bis zum Mehl und Salz, so daß man tatsächlich ohne jeden Erfolg in seinen Schränken hätte nachsuchen können. Das Haus war blank. Selbst den ersten Soldaten, die kamen, hatte er nichts verkaufen wollen. Man konnte nicht wissen, es würden vielleicht bessere Gelegenheiten kommen; undeutlich begannen allerlei Handelsentwürfe in seinem geduldigen, verschlagenen Geizhalsschädel zu entstehen.

Maurice hatte sich gesättigt und sprach zuerst.

„Habt Ihr meine Schwester Henriette schon lange nicht mehr gesehen?"

Der Alte fuhr fort umherzurennen und Blicke auf Jean zu werfen, der riesige Bissen Brot verschlang; ohne sich zu beeilen, sagte er wie nach langer Überlegung:

„Henriette, ja, vorigen Monat in Sedan... Aber heute

morgen habe ich Weiß, ihren Mann, gesehen. Er begleitete seinen Geschäftsinhaber, Herrn Delaherche, der ihn in seinem Wagen mitgenommen hatte, um die Truppen in Mouzon vorbeiziehen zu sehen, bloß zum Vergnügen ..."

Ein tiefer Hohn lief über das verschlossene Bauerngesicht.

„Vielleicht haben sie trotzdem nicht allzuviel davon gesehen, von dem Heere, und haben auch nicht viel Vergnügen dabei gehabt; denn seit drei Uhr konnte man auf den Straßen nicht mehr durchkommen, so voll waren sie von fliehenden Soldaten."

Immer in demselben ruhigen, gleichgültigen Tonfall gab er nun einige Einzelheiten über die Niederlage des fünften Korps zum besten, das bei Beaumont während des Abkochens überrascht und von den Bayern gezwungen worden war, sich Hals über Kopf auf Mouzon zurückzuziehen. Zerstreute, vor Furcht rein verrückte Soldaten, die durch Remilly kamen, hatten ihm zugeschrien, de Failly habe sie an Bismarck verkauft. Und Maurice dachte an die unsinnigen Märsche der beiden letzten Tage, an die Befehle des Marschalls Mac Mahon, der den Rückzug beschleunigen und um jeden Preis über die Maas gehen wollte, und wieviel kostbare Tage dabei in unbegreiflichem Zaudern verlorengegangen waren. Es war zu spät. Zweifellos mußte der Marschall, der außer sich geriet, als er das siebente Korps in Oches fand, das er schon in la Besace glaubte, überzeugt gewesen sein, daß das fünfte Korps schon bei Mouzon lagere, während dieses sich verspätete und bei Beaumont vernichten ließ. Aber was konnte man auch von so schlecht geführten Truppen verlangen, die durch Warten und Flucht entmutigt sind und vor Hunger und Ermattung sterben?

Fouchard hatte sich endlich in seinem Erstaunen über das

Verschwinden derartiger Bissen hinter Jean aufgepflanzt. Und kalt und spöttisch fragte er:

„Na, es geht wohl schon besser?"

Der Korporal hatte den Kopf erhoben und antwortete mit der gleichen bäurischen Dickfelligkeit:

„Es läßt sich so an, danke schön."

Honoré hatte, seit er da saß, trotz seines Hungers zuweilen innegehalten und den Kopf nach einem Geräusch gedreht, das er zu hören glaubte. Wenn er nach all den Kämpfen seinen Eid gebrochen hatte, nie wieder einen Fuß über die Schwelle dieses Hauses zu setzen, so war er nur durch den unwiderstehlichen Wunsch nach einem Wiedersehen mit Silvine soweit gebracht worden. Unter seinem Hemde, unmittelbar auf der Haut, bewahrte er ihren Brief auf, den er in Reims bekommen hatte, diesen so zärtlichen Brief, in dem sie ihm sagte, daß sie ihn immer noch liebe und trotz der grausamen Vergangenheit nie einen andern lieben würde als ihn, trotz Goliath und dem kleinen Karlchen, das sie von dem Manne hatte. Und er dachte nur an sie und fühlte sich beunruhigt, weil er sie noch nicht gesehen hatte, obwohl sich sein ganzes Wesen dagegen aufbäumte, seinen Vater diese Unruhe sehen zu lassen. Aber die Sehnsucht riß ihn fort und er fragte mit einer natürlich klingen sollenden Stimme:

„Ist denn Silvine nicht mehr hier?"

Fouchard warf auf seinen Sohn einen zweideutigen Blick, in dem ein innerliches Lachen aufleuchtete.

„Doch, doch."

Dann schwieg er und spuckte weit aus; und der Artillerist mußte nach einer Pause wieder anfangen:

„Dann ist sie wohl schon zu Bett gegangen?"

„Nein, nein."

Endlich ließ sich der Alte zu der Erklärung herbei, daß er am Morgen trotz allem mit seinem kleinen Wagen auf den Markt nach Raucourt gefahren sei und das Mädchen mitgenommen habe. Daß Soldaten durchkamen, war doch kein Grund, weshalb die Welt aufhören sollte, Fleisch zu essen, oder daß man seine Geschäfte darum aufgeben sollte. Er hatte daher, wie alle Dienstag, einen Hammel und ein Viertel Rind da unten hingebracht; gerade war er mit seinem Verkauf fertig gewesen, als ihn die Ankunft des siebenten Korps in ein fürchterliches Gedränge geworfen hatte. Alles lief und schubste sich. Da hatte er Angst bekommen, sie möchten ihm seinen Wagen wegnehmen, und war ohne Silvine abgefahren, die gerade noch Einkäufe in dem Flecken machte.

„Ach! die wird schon wiederkommen", schloß er in seinem ruhigen Tonfall. „Sie ist sicher bei ihrem Paten, dem Doktor Dalichamp, untergeschlüpft... Einerlei, das Mädel hat Mut, wenn sie auch so aussieht, als könnte sie nur gehorchen... Sie hat sicher gute Eigenschaften..."

Wollte er Spaß machen? Wollte er nur zeigen, weshalb er das Mädchen bei sich behielt, das ihn mit seinem Sohn auseinandergebracht hatte, auch trotz des Preußenkindes, von dem sie sich nicht trennen wollte? Abermals wurde sein zweideutiger Blick mit dem stummen Lachen sichtbar.

„Karlchen liegt da in der Kammer und schläft; sie wird schon nicht mehr lange ausbleiben."

Obwohl ihm die Lippen zitterten, blickte Honoré fest auf seinen Vater, als der seinen Gang wieder aufnahm. Und wieder setzte ein unendliches Schweigen ein, während er sich mechanisch Brot abschnitt und immer weiter aß. Auch Jean blieb dabei, ohne es für nötig zu halten, auch nur ein Wort zu sagen. Maurice war satt und betrachtete, die Ellbogen auf

den Tisch gestützt, die Einrichtung, die alte Anrichte, die alte Uhr, und träumte von den Ferientagen, die er früher mit seiner Schwester Henriette in Remilly zugebracht hatte. So liefen die Minuten hin, und die Uhr schlug elf.

„Teufel!" murmelte er, „wir dürfen die andern doch nicht abrücken lassen."

Und ohne daß Fouchard sich widersetzte, öffnete er ein Fenster. Tief unter ihm lag das ganze schwarze Tal, in dem ein Meer von Finsternis dahinrollte. Als seine Augen sich aber erst gewöhnt hatten, konnte er ganz deutlich die Brücke erkennen, die von zwei Feuern an den steilen Ufern erhellt war. Immer noch gingen Kürassiere hinüber in ihren großen weißen Mänteln, so daß sie wie Gespenster aussahen, deren Pferde, vom Sturme der Furcht gepeitscht, auf dem Wasser dahinliefen. Und so ging das ohne Ende, ohne Unterbrechung weiter in derselben langsamen Bewegung wie eine Geistererscheinung. Die nackten Hügel nach rechts hinüber, auf denen die Armee schlief, blieben unbeweglich in Todesschweigen liegen.

„Na schön!" sagte Maurice mit einer verzweifelten Handbewegung, „morgen früh geht's also los."

Er hatte das Fenster weit offengelassen, und Vater Fouchard, der sein Gewehr wieder aufgenommen hatte, trat auf die Brüstung und sprang mit der Leichtigkeit eines Jünglings hinaus. Einen Augenblick hörten sie ihn mit dem regelmäßigen Schritt eines Postens auf und ab gehen; dann hörte man weiter nichts als das mächtige Geräusch in der Ferne auf der gedrängt vollen Brücke: zweifellos hatte er sich an den Wegrand gesetzt, weil er da ruhiger war, da er die Gefahr kommen sehen konnte, bereit, mit einem Sprunge wieder in sein Haus zu setzen und es zu verteidigen.

Honoré blickte nun jede Minute auf die Uhr. Seine Unruhe wuchs. Es waren nur sechs Kilometer von Raucourt bis Remilly; für ein junges, kräftiges Mädchen, wie Silvine, kaum über eine Stunde Weg. Warum war sie noch nicht da, wenn der Alte sie schon vor Stunden in dem Wirrwarr eines ganzen Armeekorps verloren hatte, das das Land überschwemmte und die Wege verstopfte? Sicher war ein Unglück geschehen; er sah sie schon in üblen Geschichten mitten auf dem Felde verloren, von Pferden zertreten liegen.

Plötzlich sprangen alle drei auf. Ein rascher Schritt kam die Straße herauf, und sie hörten, wie der Alte sein Gewehr schußfertig machte.

„Wer kommt da?" schrie er rauh. „Bist du's, Silvine?"

Keine Antwort. Er drohte zu schießen und wiederholte seine Frage. Da endlich sagte eine keuchende, unterdrückte Stimme:

„Ja, ja, Vater Fouchard, ich bin's."

Dann fragte sie sofort:

„Und Karlchen?"

„Liegt und schläft."

„Ach, schön! danke!"

Nun beeilte sie sich nicht weiter und stieß einen tiefen Seufzer aus, in dem all ihre Angst und Ermattung zum Ausdruck kam.

„Komm durchs Fenster herein, da ist jemand drin."

Und als sie in den Raum hineingesprungen war, blieb sie wie gebannt vor den drei Männern stehen. Sie stand in dem flackernden Kerzenlicht da, sehr braun, mit ihrem dichten, schwarzen Haar und den schönen, großen Augen, die sie allein schön genug gemacht hätten bei ihrem länglichovalen Gesicht, das bei aller Unterwürfigkeit eine ruhige Kraft anzeigte. In

diesem Augenblick aber jagte der unvermittelte Anblick Honorés ihr alles Blut aus dem Herzen in die Wangen; aber trotzdem wunderte sie sich nicht, ihn hier zu finden, denn während sie von Raucourt zurückrannte, hatte sie nur an ihn gedacht.

Es würgte ihn, und er fühlte sich schwach werden, aber äußerlich tat er möglichst ruhig.

„Guten Abend, Silvine."

„Guten Abend, Honoré."

Um nicht in Tränen auszubrechen, wandte sie den Kopf und lächelte Maurice zu, den sie erst jetzt wiedererkannte. Jean war ihr lästig. Sie rang nach Atem und nahm das Tuch ab, das sie um den Hals trug.

Honoré ergriff wieder das Wort, aber er duzte sie nicht wie früher:

„Wir waren in Sorgen um Euch, Silvine, wegen all der Preußen, da die herankommen."

Sie wurde plötzlich sehr blaß und ihr Gesicht verriet Fassungslosigkeit; und indem sie unwillkürlich nach der Kammer sah, in der Karlchen schlief, bewegte sie die Hand, wie um eine häßliche Erscheinung wegzujagen, und flüsterte:

„Die Preußen, ach ja! die habe ich gesehen."

Aber ihre Kraft war zu Ende, sie fiel auf einen Stuhl und erzählte, wie sie, als das siebente Korps in Raucourt einrückte, zu ihrem Paten Doktor Dalichamp geflohen wäre und gehofft hätte, Vater Fouchard würde daraufkommen, sie dort abzuholen, ehe er zurückführe. Die große Straße war so verrammelt, daß auch kein Hund sich hineingewagt hätte. Und bis gegen vier Uhr hatte sie ganz ruhig und geduldig gesessen und mit den Damen Leinen zerzupft; denn der Doktor war in dem Gedanken, daß man vielleicht von Metz und Verdun Verwundete herschicken würde, falls es dort zum Schlagen

käme, seit vierzehn Tagen dabei, im großen Saale des Bürgermeisteramts ein Lazarett einzurichten. Leute kamen und sagten, man könne dies Lazarett nur gleich in Gebrauch nehmen; und tatsächlich hörten sie seit Mittag aus der Richtung von Beaumont her Kanonen. Aber das war ja weit weg, und sie hatten keine Angst, als mit einemmal, gerade als die letzten französischen Soldaten Raucourt verließen, eine Grante mit ungeheurem Getöse kam und das Dach eines Nachbarhauses abdeckte. Zwei andere folgten; es war eine deutsche Batterie, die die Nachhut des siebenten Korps beschoß. Schon trafen Verwundete aus Beaumont in der Bürgermeisterei ein, und man befürchtete, eine Granate möchte ihnen auf dem Stroh den Garaus machen, wo sie darauf warteten, daß der Doktor sie operierte. Närrisch vor Angst, richteten die Verwundeten sich wieder auf und wollten trotz ihrer zerschmetterten Gliedmaßen, die ihnen Schmerzensschreie entrissen, in den Keller hinunter.

„Und dann," fuhr Silvine fort, „ich weiß nicht, wie es kam, mit einemmal war alles still ... Ich war an ein Fenster gegangen, das nach der Straße und den Feldern hinausgeht. Ich sah niemand mehr, keine rote Hose, als ich starke, schwere Schritte hörte; eine Stimme schrie irgendwas, und alle Gewehrkolben stießen auf einmal auf die Erde ... Unten auf der Straße standen kleine, schwarze Männer, dreckig und mit groben, häßlichen Gesichtern; sie hatten Helme wie unsere Feuerwehrleute. Sie erzählten mir, das wären Bayern ... Als ich dann wieder hoch sah, da sah ich, ach! da sah ich Tausende und aber Tausende von ihnen auf allen Straßen herankommen, über die Felder, durch die Wälder, in dichten Massen ohne Ende. Mit einemmal war das ganze Land schwarz von ihnen. Das war wie eine schwarze Einwanderung, schwarze

Heuschrecken, mehr und mehr, so daß man im Handumdrehen nichts mehr von der Erde sah."

Sie wiederholte seufzend ihre frühere Bewegung, als ob sie mit der Hand etwas Häßliches aus ihrem Gedächtnis scheuchen wollte.

„Und dann, man glaubt gar nicht, was dann losging ... Die Leute schienen seit drei Tagen marschiert zu sein und hatten sich eben bei Beaumont wie Verrückte geschlagen. Sie starben auch vor Hunger, und die Augen traten ihnen aus dem Kopfe, als wären sie halb wahnsinnig ... Die Offiziere versuchten gar nicht, sie zurückzuhalten, alle stürzten sie sich in die Häuser und Läden, sie schlugen Fenster und Türen ein und zerbrachen die Sachen, während sie nach Essen und Trinken suchten, und schlangen alles hinuter, was ihnen in die Hände fiel ... Bei dem Krämer Herrn Simonot habe ich gesehen, wie einer mit seinem Helm aus einem Faß Sirup schöpfte. Andere bissen in rohe Stücke Speck. Wieder andere kauten Mehl. Es hieß, es wäre schon nichts mehr dagewesen, nachdem die Soldaten achtundvierzig Stunden lang durchgezogen seien; und trotzdem fanden sie noch was, sicher verborgene Vorräte; darüber wurden sie so wütend, daß sie alles kaputtschlugen, weil sie glaubten, man wollte ihnen nichts geben. In weniger als einer Stunde waren in den Läden, den Bäckereien, den Schlächtereien, selbst in den Bürgerhäusern alle Scheiben zerschlagen, alle Schränke geplündert und die Keller aufgebrochen und ausgeleert ... Beim Doktor, man kann es sich gar nicht vorstellen, da habe ich einen Dicken dabei getroffen, wie er alle Seife auffraß. Aber vor allem haben sie im Keller gewütet. Wir hörten sie oben wie die wilden Tiere heulen, sie zerbrachen die Flaschen, öffneten die Hähne der Fässer, so daß der Wein auslief, daß es sich an-

hörte wie ein Brunnen. Sie kamen mit ganz roten Händen wieder herauf, so hatten sie in dem ausgeflossenen Wein herumgepatscht ... Und sehen Sie, was dabei herauskommt, wenn sie so wild werden, einen versuchte Doktor Dalichamp vergeblich abzuhalten, einen Liter Opiumlösung zu trinken, die er gefunden hatte. Jetzt ist der Unglücksmensch sicher schon tot, so fürchterlich hatte er zu leiden, als ich wegging."

Sie wurde von einem gewaltigen Schauder ergriffen und drückte beide Hände vor die Augen, um nichts mehr zu sehen.

„Nein, nein! ich hab' schon zuviel davon gesehen, es erstickt mich!"

Vater Fouchard, der immer noch auf der Straße stand, trat ans Fenster heran, um zuzuhören; die Geschichte dieser Plünderung machte ihn besorgt: er hatte sagen hören, die Preußen bezahlten alles; fingen die jetzt auch an, Diebe zu werden? Auch Jean und Maurice wurden hitzig bei diesen Einzelheiten über den Feind, den dies Mädchen da eben noch gesehen hatte und den sie in dem einen Monat, den man sich schon herumschlug, wohl auch hätten treffen können; Honoré aber saß gedankenvoll, mit einem Leidenszug um den Mund da und hatte nur für sie Teilnahme, dachte nur an die unglückliche alte Geschichte, die sie getrennt hatte.

In diesem Augenblick aber öffnete sich die Tür der anstoßenden Kammer, und Karlchen wurde sichtbar. Er mußte die Stimme seiner Mutter gehört haben und kam im Hemd, um ihr einen Kuß zu geben. Er sah hell und rosig aus, war sehr dick und hatte einen hellblonden wirren Schopf und große blaue Augen. Silvine erbebte, als sie ihn so plötzlich wiedersah, wie überrascht über die Ähnlichkeit, die er an sich

hatte. Kannte sie denn ihr geliebtes Kind nicht wieder, daß sie es so bestürzt ansah wie die Erscheinung eines Alpdrucks? Dann brach sie in Tränen aus.

„Mein armer Kleiner!“

Betäubt zog sie ihn in ihre Arme, an ihren Hals, während Honoré leichenblaß die außerordentliche Ähnlichkeit Karlchens mit Goliath feststellte: da war derselbe viereckige Blondkopf, die ganze germanische Rasse in schöner, lächelnder, frischer Kindergesundheit. Der Sohn des Preußen, der Preuße, wie die Witzbolde von Remilly ihn nannten! Und da diese französische Mutter preßte ihn an ihr noch ganz überwältigtes und vom Schauspiel des feindlichen Einbruchs blutendes Herz!

„Mein armer Kleiner, sei vernünftig, leg dich wieder hin! Geh wieder in die Heia, mein armer Kleiner!“

Sie trug ihn weg. Als sie dann aus dem Zimmer nebenan wieder zurückkam, weinte sie nicht länger; sie hatte ihr ruhiges, kluges, mutiges Aussehen wiedergewonnen.

Nun fing Honoré mit bebender Stimme wieder an:

„Und die Preußen? ...“

„Ach ja! die Preußen ... Sie zerschlugen und plünderten alles, sie aßen und tranken alles. Sie stahlen auch Wäsche, Tischtücher und Bettlaken, ja sogar Vorhänge, die sie in lange Streifen zerrissen, um sich die Füße zu verbinden. Ich habe welche gesehen, deren ganzer Fuß nichts als eine einzige blutende Wunde war, so weit waren sie marschiert. Vor dem Hause des Doktors stand ein ganzer Haufen am Straßenrande, die sich die Schuhe auszogen und die Hacken mit spitzenbesetzten Frauenhemden umwickelt hatten, die sie zweifellos der schönen Frau Lefèvre, der Frau des Fabrikanten, gestohlen hatten ... Bis in die Nacht hinein dauerte die Plün-

derung. Die Häuser hatten keine Türen mehr, alle Öffnungen im Erdgeschoß standen nach der Straße hin offen, und man konnte die Überreste der Sachen im Innern sehen, eine richtige Metzelei, die die ruhigen Leute in Wut brachte ... Ich war auch wie verrückt, ich konnte nicht mehr dableiben. Sie gaben sich Mühe, mich zurückzuhalten, und sagten mir, die Straßen wären versperrt und sie würden mich ganz gewiß totschlagen; ich bin weggerannt und habe mich gleich, wie ich aus Raucourt herauskam, rechts querfeldein geworfen. Wagen mit Haufen von Franzosen und Preußen kamen von Beaumont. Zwei kamen in der Dunkelheit ganz nahe bei mir vorbei. Ach! dieses Geschrei und dies Seufzen, ich lief, ich bin quer durch Felder und Wälder gerannt, ich weiß gar nicht wo überall, ich habe einen großen Umweg nach Villers herüber gemacht ... Dreimal habe ich mich versteckt, weil ich glaubte, ich hörte Soldaten. Aber ich habe bloß eine andere Frau getroffen, die auch lief; sie hatte sich aus Beaumont gerettet; die hat mir Sachen erzählt, daß mir die Haare zu Berge standen ... Und nun bin ich hier, und bin so unglücklich, ach! so unglücklich!"

Tränen erstickten sie von neuem. Wie besessen kam sie immer wieder auf die Geschichten zurück, die ihr die Frau aus Beaumont erzählt hatte. Die Frau, die in der Hauptstraße wohnte, hatte seit Tagesanbruch deutsche Artillerie durchkommen sehen. An beiden Straßenrändern hielt eine Reihe Soldaten Pechfackeln, die die Straße wie eine Feuersbrunst so rot überstrahlten. Und in der Mitte tobte der Strom von Pferden, Geschützen und Protzen wie ein Zug aus der Hölle in wütender Hetzjagd dahin. Das war die wütende Hast des Sieges, die teuflische Verfolgung der französischen Truppen, die da unten in irgendeinem Hohlweg vernichtet, zerschmet-

tert werden sollten. Auf nichts wurde Rücksicht genommen, alles wurde zerbrochen, unter allen Umständen mußte es weitergehen. Den Pferden, die fielen, schnitten sie sofort die Stränge ab und warfen und stießen ihre sich überschlagenden, blutenden Körper zur Seite. Menschen, die über die Straße wollten, wurden auch umgestoßen und von den Rädern in Stücke gehackt. Die Fahrer, die vor Hunger starben, hielten in all diesem Sturmeswüten doch nicht an; im Fluge fingen sie Brotstücke auf, die andere ihnen zuwarfen; und die Fackelträger reichten ihnen auf ihren Bajonettspitzen Stücke Fleisch zu. Dann stachen sie mit demselben Eisen auf die Pferde ein, die vor Angst vorwärts stürzten und schneller dahinjagten. Und es wurde späte Nacht, und immer noch kam Artillerie unter wildem Hurrageschrei durch mit einer zum Sturmesrasen gesteigerten Schnelligkeit.

Maurice hatte trotz aller Aufmerksamkeit, die er dieser Erzählung schenkte, nach dem Hinunterschlingen seines Imbisses, von Müdigkeit übermannt, den Kopf zwischen seinen Armen auf den Tisch fallen lassen. Jean kämpfte noch einen Augenblick, ehe er seinerseits überwältigt am andern Ende einschlief. Vater Fouchard war wieder auf die Straße hinausgestiegen, und Honoré befand sich allein mit Silvine, die jetzt unbeweglich dem immer noch weit offenen Fenster gegenübersaß.

Nun erhob sich der Wachtmeister und trat ans Fenster. Die Nacht war so weit und schwarz und voll von dem schweren Atem der Truppen. Aber nun wurden dumpfere Geräusche, Stöße und Krachen hörbar. Dort unten begann jetzt Artillerie über die halb untergetauchte Brücke hinüberzugehen. Manche Pferde bäumten sich aus Schreck vor dem fließenden Wasser. Munitionswagen glitten halb herunter, so daß man

sie vollends in den Fluß stürzen mußte. Und als der junge Mann diesen Rückzug auf das andere Ufer betrachtete, der in so peinvoller Langsamkeit schon seit dem Abend andauerte und am nächsten Tage sicher noch nicht vollendet sein würde, da mußte er an die andere Artillerie denken, deren wilder Strom sich, alles kopfüber stürzend, Tiere und Menschen zermalmend, durch Beaumont ergoß, um nur rascher vorwärts zu kommen.

Honoré trat auf Silvine zu, und seine Stimme tönte bei der von wilden Schauern erfüllten Finsternis so sanft:

„Seid Ihr unglücklich?"

„Ach! so unglücklich!"

Sie fühlte, daß er über die Geschichte, die abscheuliche Geschichte sprechen wolle, und senkte den Kopf.

„Sagt, wie kam es? ... Ich möchte wissen ..."

Aber sie konnte nicht antworten.

„Hat er Euch gezwungen? ... Habt Ihr Euch ihm gegeben?"

Da stammelte sie mit erstickter Stimme:

„Mein Gott! ich weiß nicht, ich schwöre Euch, ich weiß es selber nicht ... aber seht, es wäre so schlecht, wenn ich lügen wollte! und ich kann mich auch nicht entschuldigen, nein! ich kann nicht einmal sagen, daß er mich geschlagen hat ... Ihr wart fort, ich war wie verrückt, und da kam es, ich weiß nicht, ich weiß nicht wie!"

Schluchzen erstickte sie, und er wartete eine Minute, blaß, mit gleichfalls zusammengeschnürter Kehle. Der Gedanke, daß sie nicht lügen mochte, beruhigte ihn indessen. Er fuhr fort, sie zu fragen, und zerbrach sich den Kopf über all das, was er noch nicht verstehen konnte.

„Mein Vater hat Euch also hier behalten?"

Sie erhob nicht einmal die Augen, aber sie wurde ruhiger und gewann ihr mutig ergebungsvolles Aussehen wieder.

„Ich arbeite ja für ihn, ich habe ihn nie viel gekostet mit dem Essen, und da ich doch nun noch einen Mund bei mir hatte, hat er sich das zunutze gemacht und meinen Lohn heruntergesetzt ... Jetzt weiß er ganz sicher, daß ich alles tun muß, was er angibt."

„Aber warum seid Ihr denn geblieben?"

Hier zeigte sie sich so überrascht, daß sie ihn anblickte.

„Ich? Wo sollte ich denn hin? Hier essen wir doch wenigstens, mein Kleiner und ich, hier werden wir doch in Ruhe gelassen."

Wieder trat Schweigen ein; Auge in Auge standen sich nun die beiden gegenüber; aus der Ferne, aus dem dunklen Tal tönte das Stöhnen der Massen jetzt lauter, während das Rollen der Geschütze auf der Schiffsbrücke sich ins Endlose verlängerte. Da ertönte ein lauter Schrei, der hinsterbende Schrei eines Menschen oder eines Tieres, in unendlichem Jammer durch die Finsternis.

„Hört, Silvine," fing nun Honoré langsam wieder an, „Ihr habt mir da einen Brief geschickt, der mir große Freude gemacht hat ... Ich wäre nie wiedergekommen. Dieser Brief aber — ich habe ihn noch heute abend gelesen —, der sagt mir etwas, was sich gar nicht besser aussprechen läßt ..."

Erst war sie blaß geworden, als er davon zu sprechen anfing. Vielleicht war er wütend gewesen, daß so ein freches Weib wie sie ihm zu schreiben wagte. Als er sich aber weiter erklärte, wurde sie ganz rot.

„Daß Ihr nicht lügen mögt, weiß ich wohl, und deshalb glaube ich auch, was hier auf diesem Papier steht ... Ja, jetzt glaube ich es ganz gewiß ... Es war recht von Euch,

daß Ihr dachtet, wenn ich im Kriege fiele, ohne Euch wiedergesehen zu haben, daß das schrecklich für mich gewesen wäre, so fortzugehen und mir sagen zu müssen, daß Ihr mich nicht mehr liebhättet ... Wenn Ihr mich nun aber doch noch liebhabt, wenn Ihr nie jemand anders geliebt habt ..."

Die Sprache versagte ihm; er fand keine Worte, so schüttelte ihn die Rührung.

„Silvine, höre! Wenn diese Schweinehunde von Preußen mich nicht totschlagen, dann möchte ich dich doch noch haben, ja! dann wollen wir heiraten, sobald ich aus dem Dienst bin."

Kerzengerade erhob sie sich, sie stieß einen Schrei aus und fiel dem jungen Mann in die Arme. Sprechen konnte sie nicht; alles Blut ihrer Adern war ihr ins Gesicht getreten. Er setzte sich auf den Stuhl und nahm sie auf die Knie.

„Ich habe gedacht, ich müßte dir das doch sagen, als ich hierher kam ... Wenn mein Vater uns seine Zustimmung verweigert, gehen wir, die Erde ist groß ... Und deinen Kleinen, mein Gott! den können wir doch nicht erwürgen; es werden auch schon mehr kommen, und ich werde ihn schließlich in dem Haufen gar nicht mehr erkennen."

Das war die Vergebung. Sie kämpfte noch gegen dies gewaltige Glück; endlich aber murmelte sie:

„Nein, das ist unmöglich, das ist zuviel. Du wirst es vielleicht eines Tages bereuen ... Aber gut bist du, Honoré, und ich liebe dich!"

Ein Kuß, den er ihr auf die Lippen drückte, brachte sie zum Schweigen. Sie hatte auch schon nicht mehr die Kraft, das Glück, das über sie kam, von sich zu stoßen, das ganze Leben voll von dem Glück, das sie gestorben wähnte. In einem unwillkürlichen, unwiderstehlichen Antriebe warf sie die Arme um ihn und drückte ihn nun ihrerseits mit der ganzen Kraft

ihrer Weiblichkeit unter Küssen an sich, als hätte sie ihn nun ganz für sich allein wiedergewonnen, und niemand sollte ihr ihn wieder rauben. Er war ihr, die sie ihn verloren hatte, ein ganz Neuer, und sie wollte eher sterben, als ihn sich wieder nehmen lassen.

In diesem Augenblick aber ertönte lautes Geräusch, die mächtige Unruhe eines Aufbruchs, und erfüllte die dichte Nacht. Befehle und Hörner ertönten, und schattenhaft erhob es sich von der nackten Erde, ein undeutlich sich bewegendes Meer, dessen Flut sich bereits gegen die Straße hinab ergoß. Die Feuer unten an den beiden Ufern waren nahe am Erlöschen; man sah nur noch wirre Massen dahinziehen, ohne mit Sicherheit angeben zu können, ob die Strömung dieses Flusses noch anhalte. Noch nie war die Finsternis von solcher Angst, von einer so furchtbaren Bestürzung erfüllt gewesen.

Vater Fouchard war wieder ans Fenster herangetreten und rief hinein, es ginge weiter. Jean und Maurice erwachten schaudernd und schlaftrunken und standen auf. Honoré hatte lebhaft beide Hände Silvines zwischen seine genommen.

„Der Schwur gilt ... warte auf mich."

Sie fand kein Wort, aber sie sah ihn mit ganzer Seele an, mit einem letzten, langen Blick, wie er durchs Fenster sprang, um im Laufschritt seine Batterie wieder einzuholen.

„Leb' wohl, Vater!"

„Leb' wohl, mein Junge!"

Und das war alles; der Bauer und der Soldat verließen sich abermals, wie sie sich wiedergefunden hatten, ohne Umarmung, als Vater und Sohn, die sich nicht zu sehen brauchten, um leben zu können.

Als auch sie den Hof verlassen hatten, rannten Jean und Maurice die steilen Abhänge herunter. Sie fanden unten die

106er nicht mehr; alle Regimenter waren schon in Bewegung, und sie mußten immer weiter laufen; überall wurden sie wieder umgeschickt, nach rechts und nach links. Als sie endlich in der fürchterlichen Verwirrung schon den Kopf verloren hatten, fielen sie mitten in ihre Kompanie, die Leutnant Rochas führte; Hauptmann Beaudouin und das Regiment selbst mußten zweifellos wohl woanders sein. Und Maurice war ganz baff, als er feststellte, daß dieser Knäuel von Menschen, Tieren und Geschützen sich aus Remilly heraus und in der Richtung nach Sedan auf der linken Uferstraße weiterwälzte. Was bedeutete das? Was ging vor? Es ging nicht mehr über die Maas, sie zogen sich weiter nach Norden zurück!

Ein Jägeroffizier, der sich, niemand wußte wie, zu ihnen gefunden hatte, sagte ganz laut:

„Herrgott nochmal! Am 28. hätten wir so ausreißen sollen, als wir in le Chêne waren!"

Andere Stimmen versuchten Sinn in die Bewegung hineinzubringen; Neuigkeiten trafen ein. Gegen zwei Uhr morgens hatte ein Adjutant des Marschalls Mac Mahon dem General Douay die Meldung überbracht, die ganze Heeresgruppe habe Befehl, sich, ohne eine Minute zu verlieren, auf Sedan zurückzuziehen. Das bei Beoumant vernichtete fünfte Korps riß die drei andern in sein Unglück mit hinein. Der General, der in diesem Augenblick bei der Schiffsbrücke aufpaßte, war verzweifelt, als er sah, daß erst seine dritte Division über den Fluß gegangen war. Der Tag brach an, und er konnte von einem Augenblick zum andern angegriffen werden. So ließ er die ihm unterstellten Führer benachrichtigen, es solle jeder auf eigene Rechnung Sedan auf dem kürzesten Wege gewinnen. Er selbst zog, nachdem er die Schiffsbrücke aufge-

geben und zu zerstören befohlen hatte, mit seiner zweiten Division und der Reserveartillerie am linken Ufer entlang; die dritte folgte dem rechten Ufer, und die erste, bei Beaumont zerbröckelte, floh aufgelöst auf unbekannten Wegen dahin. So bestanden vom siebenten Korps, das noch gar nicht gefochten hatte, nur noch zerstreute Trümmer, die sich auf den Wegen verloren und in der Finsternis dahinjagten.

Es war noch nicht drei Uhr und die Nacht war noch dunkel. Obwohl Maurice das Land kannte, wußte er doch nicht mehr, wo es hinging, da es ihm in dem ausgetretenen Strom, der in närrischem Gewühl die ganze Breite der Straße einnahm, unmöglich war, sich klar zu werden.

Viele dem Gemetzel bei Beaumont entronnene Mannschaften aller Waffengattungen, in Lumpen, mit Schweiß und Blut bedeckt, vermischten sich mit den Regimentern und verbreiteten Furcht. Aus dem ganzen Tale, auch von jenseits des Flusses, stieg ein gleichmäßiges Geräusch empor, dasselbe Herdengetrappel, die gleiche Flucht, das erste Korps, das gerade Carignan und Douzy verlassen hatte, das zwölfte, das mit den Resten des fünften aus Mouzon kam, alle erschüttert und von derselben zwingenden, unüberwindlichen Gewalt mitgerissen, die seit dem 28. die Armee nach Norden trieb, sie in die Klemme hineinzwang, in der sie umkommen sollte.

Der Tag graute indessen, als die Kompanie Beaudouin durch Pont-Maugis kam; und nun fand sich Maurice wieder zurecht, nun die Höhen des Liry sich links und die Maas sich rechts an der Straße entlangzogen.

Aber mit unendlicher Traurigkeit erhellte diese graue Dämmerung Bazeilles und Balan, die am Rande der Wiesen auftauchten, während Sedan am Horizont blaß wie ein trauer-

voller Alp auf dem riesigen Hintergrunde der Wälder erschien. Und als sie hinter Wadelincourt endlich das Tor von Torcy erreichten, mußten sie alle erdenklichen Künste der Überredung anwenden, sie mußten flehen und wütend werden, ja den Platz fast belagern, um den Gouverneur dazu zu bringen, daß er ihnen die Brücke herunterließ. Es war fünf Uhr. Das siebente Korps zog trunken vor Ermattung, Hunger und Kälte in Sedan ein.

## 8

Am Ende der Landstraße von Wadelincourt wurde Jean in dem Gedränge auf dem Platz de Torcy von Maurice getrennt; und so lief er weiter und verirrte sich in dem dahintrabenden Knäuel, ohne ihn wiederfinden zu können. Das war wirklich ein unglücklicher Zufall, denn er war auf das Angebot des jungen Mannes, ihn mit zu seiner Schwester zu nehmen, eingegangen: da wollten sie sich ausruhen, sie würden sogar in einem guten Bett schlafen. Die Unordnung war so groß, alle Regimenter so miteinander verschmolzen und dabei weder Marschbefehle noch Führung vorhanden, daß die Mannschaften fast tun konnten, was sie wollten. Wenn sie nur erst mal ein paar Stunden geschlafen hätten, würden sie immer noch Zeit genug haben, um sich zurechtzufinden und die Kameraden wieder zu treffen.

Ganz bestürzt fand Jean sich auf der Hochbrücke von Torcy wieder, hoch über den weiten Wiesen, die der Gouverneur durch das Wasser des Flusses hatte überstauen lassen. Nachdem er dann noch ein anderes Tor durchschritten hatte, kam er über die Maasbrücke, und da war ihm, als fange trotz der zunehmenden Helligkeit die Nacht wieder an in dieser engen,

in ihren Wällen zusammengepferchten Stadt mit ihren feuchten, von hohen Häusern eingefaßten Straßen. Er erinnerte sich nicht einmal des Namens von Maurices Schwager; er wußte nur, daß seine Schwester Henriette hieß. Wo sollte er hin? Wen konnte er fragen? Seine Füße trugen ihn nur noch mit der rein triebhaften Bewegung des Gehens weiter; er fühlte, daß er fallen würde, sobald er anhielte. Wie ein Ertrinkender hörte er nur noch ein dumpfes Brausen; er empfand nur noch das unaufhörliche Brausen dieser Flut von Menschen und Tieren, in der er mitgeführt wurde. Nachdem er in Remilly gegessen hatte, fühlte er jetzt vor allem ein Bedürfnis nach Schlaf; rund um ihn herum überwog gleichfalls die Müdigkeit über den Hunger; die Menge der Schatten stolperte nur noch durch die unbekannten Straßen. Bei jedem Schritt stürzte ein Mann auf dem Fußsteig zusammen oder fiel gegen eine Tür, wo er wie ein Toter festschlafend liegenblieb.

Jean sah in die Höhe und las auf einem Schilde: Avenue de la Souspréfecture. An ihrem Ende stand ein Denkmal in einer Gartenanlage. Und an der Ecke der Avenue sah er einen Reiter, einen Chasseur d'Afrique, der ihm bekannt vorkam. War das nicht Prosper, der Bursche aus Remilly, den er in Vouziers mit Maurice gesehen hatte? Er war von seinem Pferde abgesessen, und das magere Pferd, das zitternd auf den Beinen stand, hatte solchen Hunger, daß es mit vorgestrecktem Hals die Bretter eines der Gepäckwagen benagte, der neben dem Fußsteige stand. Seit zwei Tagen hatten die Pferde kein Futter mehr bekommen; sie starben vor Erschöpfung. Ihre starken Zähne brachten auf dem Holz ein raspelndes Geräusch hervor, und der Jäger weinte.

Als Jean, der weitergegangen war, dann zurückkam in dem

Gedanken, der Bursche werde die Wohnung von Maurices Verwandten noch wissen, fand er ihn nicht mehr. Nun war er verzweifelt und irrte von Straße zu Straße umher; er fand sich auf dem Platz vor der Unterpräfektur wieder und ging bis zum Turenneplatz weiter. Dort hielt er sich einen Augenblick für gerettet, als er vor dem Stadthause unmittelbar am Fuße des Denkmals den Leutnant Rochas mit ein paar Leuten der Kompagnie erblickte. Wenn er seinen Freund nicht wiederfinden konnte, wollte er sich wenigstens seinem Regiment wieder anschließen und im Zelte schlafen. Hauptmann Beaudouin hatten sie noch nicht wiedergesehen; der war für sich allein verschlagen und anderswo gescheitert; der Leutnant versuchte seine Leute wieder zusammenzubringen und durch vergebliche Fragen den Standort seiner Division zu erfahren. Aber je weiter er in die Stadt hineinkam, desto kleiner wurde die Kompanie, anstatt zuzunehmen. Ein Soldat lief mit irrsinnigen Gebärden in eine Herberge und kam nicht wieder. Drei andere blieben vor der Tür eines Ladens stehen, wo sie von Zuaven festgehalten wurden, die einem Fäßchen Branntwein den Boden eingeschlagen hatten. Viele lagen schon im Rinnstein, andere wollten weiter und fielen vernichtet, blöde zusammen. Chouteau und Loubet stießen sich mit dem Ellbogen an und verschwanden dann sofort in der Tiefe einer dunklen Gasse hinter einer dicken Frau, die ein Brot trug. So waren bei dem Leutnant nur noch Pache und Lapoulle und ein Dutzend Kameraden.

Am Fuß des Bronzestandbildes Turennes machte Rochas gewaltige Anstrengungen, um sich mit offenen Augen aufrechtzuhalten. Als er Jean erkannte, sagte er leise:

„Ach, Sie sind's, Korporal! Und Ihre Leute?"

Jean machte eine ausweichende Bewegung, wie um zu

sagen, das wüßte er nicht. Pache aber wies auf Lapoulle und antwortete, von einem Tränenstrom überwältigt:

„Da sind wir, wir sind nur noch zwei Mann ... Möge der liebe Gott sich unser erbarmen; das ist zu jammervoll!"

Der andere, der Freßsack, sah mit einem gefräßigen Blick nach Jeans Händen, außer sich darüber, daß er sie jetzt immer leer fand. Vielleicht hatte er in seiner Schlaftrunkenheit geträumt, der Korporal sei zur Verteilung gegangen.

„Verfluchte Geschichte!" brummte er, „muß man sich wieder mal den Bauch zusammenschnüren!"

Der Hornist Gaude, der auf den Befehl zum Sammeln zu blasen wartete, glitt mit einem Rutsch aus und schlief auf dem Rücken ausgestreckt ein. Einer nach dem andern fielen sie alle um und schnarchten mit geballten Fäusten. Nur der Sergeant Sapin mit seiner kleinen spitzen Nase in dem blassen Gesicht hielt die Augen noch weit offen, als lese er vom Horizont dieser unbekannten Stadt sein Schicksal ab.

Nun gab auch Leutnant Rochas dem unwiderstehlichen Zwang nach, sich auf die Erde zu setzen. Er wollte einen Befehl geben.

„Sergeant, es muß ... es muß ..."

Er fand keine Worte mehr, der Mund war von Müdigkeit wie verklebt, und plötzlich streckte er sich, vom Schlaf übermannt, gleichfalls aus.

Auch Jean fürchtete aufs Pflaster niederzufallen und ging weiter. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, ein Bett zu suchen. Auf der andern Seite des Platzes hatte er in einem Fenster des Wirtshauses Zum goldenen Kreuz den General Bourgain-Desfeuilles gesehen, der schon in Hemdsärmeln bereit war, zwischen seine schönen weißen Bettücher zu rutschen. Was sollte er sich noch quälen und sich weiter Gewalt

antun? Da empfand er eine plötzliche Freude, ein Name sprang in seinem Gedächtnis empor, der des Tuchfabrikanten, bei dem Maurices Schwager angestellt war: Herr Delaherche, jawohl! das war es ja. Er hielt einen alten Mann an, der vorübergig.

„Herr Delaherche?"

„Rue Maqua, dicht an der Ecke der Rue au Beurre, ein schönes großes Haus mit Bildhauereien."

Dann lief der alte Mann hinter ihm her und holte ihn ein.

„Sagen Sie mal, Sie sind ja 106er ... Wenn Sie Ihr Regiment suchen, das liegt beim Schloß, da unten ... Ich hab' eben den Oberst getroffen, Herrn von Vineuil, den ich ganz gut kannte, als er noch in Mézières stand."

Aber Jean ging mit einer wütenden, ungeduldigen Gebärde weiter. Nein, nein! jetzt, wo er sicher war, Maurice wiederzufinden, wollte er nicht auf der harten Erde schlafen. Aber im Innern quälten ihn Gewissensbisse, denn er sah den Oberst mit seiner hohen Figur vor sich, wie er trotz seines Alters hart gegen jede körperliche Müdigkeit gleich seinen Leuten im Zelte schlief. Schleunigst lief er in die Große Straße und verlor sich abermals in dem wachsenden Gewirr der Stadt, um sich schließlich an einen kleinen Jungen zu wenden, der ihn nach der Rue Maqua brachte.

Ein Großonkel des jetzigen Delaherche hatte dort im letzten Jahrhundert eine wirklich sehenswerte Fabrik gebaut, die seit hundertundsechzig Jahren nicht aus der Familie gekommen war. So gibt es in Sedan noch Tuchfabriken aus den ersten Jahren Ludwigs XV., wie der Louvre so groß, mit Außenseiten von königlicher Pracht. Die in der Rue Maqua hatte drei Stockwerke mit hohen Fenstern, die von ernsten Bildhauerarbeiten eingerahmt waren; ein Palasthof im Innern

war noch mit gewaltigen alten Ulmenbäumen aus der Zeit der Gründung bepflanzt. Drei Geschlechter von Delaherches hatten hier beträchtliche Vermögen erworben. Da Julius, der Vater des jetzigen Inhabers, die Fabrik von einem kinderlos verstorbenen Vetter geerbt hatte, herrschte jetzt ein jüngerer Zweig. Dieser Vater hatte viel für das Gedeihen des Hauses getan, aber er war von lockeren Sitten und hatte seine Frau sehr unglücklich gemacht. Als diese daher Witwe geworden war, bestrebte sie sich, in dem Gedanken, ihr Sohn könne dieselben Dummheiten beginnen, ihn bis über sein fünfzigstes Jahr hinaus wie einen großen, vernünftigen Jungen in Abhängigkeit zu halten, nachdem sie ihn mit einer sehr einfachen und frommen Frau verheiratet hatte. Nun ist es aber schlimm, daß das Leben sich schrecklich zu rächen pflegt. Als seine Frau kaum gestorben war, verliebte sich Delaherche, der ja nun seine Jugend hinter sich hatte, rasend in eine junge Witwe aus Charleville, die hübsche Frau Maginot, über die man sich allerlei Geschichten zutuschelte, und heiratete sie schließlich im letzten Herbst trotz der Einwendungen seiner Mutter. Das äußerst puritanische Sedan hat Charleville, die Stadt des Lachens und der Feste, immer mit großer Strenge beurteilt. Die Heirat wäre übrigens auch nie zustande gekommen, wenn Frau Maginot nicht den Oberst von Vineuil zum Onkel gehabt hätte, der vor seiner Beförderung zum General stand. Diese Verwandtschaft, vor allem der Gedanke, in eine Soldatenfamilie hineinzukommen, waren dem Tuchfabrikanten höchst schmeichelhaft.

Als Delaherche am Morgen hörte, daß das Heer durch Mouzon kommen werde, hatte er mit seinem Buchhalter Weiß in seinem Wagen die Spazierfahrt dorthin gemacht, von der Vater Fouchard Maurice erzählt hatte. Dick und groß, mit

kräftigen Farben, starker Nase und dicken Lippen, war er sehr mitteilsam veranlagt und besaß die vergnügte Neugierde des bürgerlichen Franzosen, der eine schöne Truppenschau so sehr liebt. Nachdem er von dem Apotheker von Mouzon erfahren hatte, daß der Kaiser sich auf dem Hofe Baybel befinde, war er dort hinaufgestiegen und hatte ihn gesehen, hatte beinahe sogar mit ihm gesprochen, eine ganz riesige Geschichte, und er wurde seit seiner Rückkehr nicht müde, sie zu erzählen. Wie schrecklich aber war diese Rückkehr inmitten der Panik von Beaumont auf den von Flüchtlingen vollgestopften Wegen! Wieder und wieder war sein leichter Wagen fast in den Graben gestoßen worden. Infolge immer neu auftretender Schwierigkeiten kamen die beiden Männer erst nachts wieder nach Hause. Und diese Vergnügungsfahrt, dieser zwei Meilen lange Vorbeimarsch der Truppen, den Delaherche sich ansehen wollte und der ihn dann in die rasende Hetzjagd ihres Rückzuges hineinzog, dies ganze unvorgesehene, tieftraurige Abenteuer ließ ihn zehnmal nacheinander auf dem Wege wiederholen:

„Und dabei glaubte ich, sie wären auf dem Marsch nach Verdun und wollte nur die Gelegenheit nicht verpassen, sie vorbeimarschieren zu sehen! ... Na ja, gesehen hab' ich sie, und ich glaube, wir werden in Sedan noch mehr von ihnen sehen als uns lieb ist!"

Als er um fünf Uhr morgens durch das laute Brausen wie von einer geöffneten Schleuse, das das siebente Korps beim Durchzug durch die Stadt verursachte, aufgeweckt war, hatte er sich schleunigst angezogen; und in dem ersten Menschen, den er auf dem Turenneplatz traf, hatte er Hauptmann Beaudouin erkannt. Das Jahr vorher in Charleville war der Hauptmann einer der Vertrauten der hübschen Frau Maginot ge-

wesen; so vertraut, daß Gilberte ihn ihm vor der Hochzeit vorgestellt hatte. Die Geschichte, die man sich damals zuraunte, besagte, daß dem Hauptmann nichts mehr zu wünschen übriggeblieben sei, und daß er sich jetzt vor dem Tuchfabrikanten aus Zartgefühl zurückgezogen habe, da er seine Freundin nicht des sehr beträchtlichen Vermögens habe berauben wollen.

„Was? Sie sind's?“ schrie Delaherche, „und in was für einem Zustande, lieber Gott!“

Beaudouin, der für gewöhnlich so ordentlich und hübsch aussah, machte in der Tat einen bejammernswerten Eindruck in seiner schmutzigen Uniform und mit schwarzem Gesicht und Händen. Voller Verzweiflung hatte er den Weg mit Turkos zurücklegen müssen, ohne sich erklären zu können, wie er seine Kompanie verloren habe. Wie alle übrigen kam er vor Hunger und Mattigkeit um; aber das brachte seine Verzweiflung nicht so auf den Höhepunkt; er litt am meisten darunter, daß er seit Reims sein Hemd nicht hatte wechseln können.

„Denken Sie sich,“ war gleich sein erster Seufzer, „in Vouziers haben sie mir mein Gepäck weggebracht. Die Schädel möchte ich ihnen einschlagen, diesen Irrsinnigen, diesen Lumpen, wenn ich sie nur fassen könnte! ... Nichts habe ich mehr, kein Taschentuch, kein Paar Strümpfe! Verrückt könnte man werden, auf Ehre!“

Delaherche bestand darauf, ihn sofort mit zu sich zu nehmen. Aber dem widersprach er: nein, nein! er sah ja gar nicht mehr wie ein Mensch aus, er wollte niemand bange machen. Der Fabrikant mußte ihm schwören, daß weder seine Mutter noch seine Frau schon auf wären. Übrigens würde er ihm Wasser, Seife, Wäsche, kurz alles Nötige geben.

Es schlug sieben Uhr, als Hauptmann Beaudouin gewaschen und abgebürstet, mit einem Hemd des Ehemanns unter der Uniform, in das mit grauem Holz getäfelte Speisezimmer mit seiner hohen Decke trat. Die alte Frau Delaherche war schon da, denn sie stand trotz ihrer siebzig Jahre immer mit Tagesanbruch auf. Sie war ganz weiß, ihre Nase wurde schon schärfer, und der Mund in dem langen, mageren Gesicht lachte nicht mehr. Sie erhob sich und lud den Hauptmann sehr höflich ein, vor einer der schon eingeschenkten Tassen Kaffee mit Milch Platz zu nehmen.

„Vielleicht würden Sie nach all diesen Anstrengungen lieber etwas Fleisch und Wein mögen, mein Herr?"

Dagegen erhob er lauten Einspruch.

„Nein, danke tausendmal, gnädige Frau, etwas Milch mit Brot und Butter würde mir das Liebste sein."

In diesem Augenblick wurde eine Tür lebhaft geöffnet und Gilberte trat mit ausgestreckter Hand herein. Delaherche hatte ihr wohl Bescheid gesagt, denn für gewöhnlich stand sie nie vor zehn Uhr auf. Sie war groß, mit schmiegsamem, kräftigem Körper, schönen schwarzen Haaren und Augen und dabei rosiger Hautfarbe; ihr Gesicht zeigte ein etwas albernes, aber keineswegs boshaftes Lachen. Ihr Morgenrock aus ungefärbter Wolle mit roter Seidenstickerei kam aus Paris.

„Ach, Herr Hauptmann!" sagte sie lebhaft, als sie dem jungen Manne die Hand schüttelte, „wie nett von Ihnen, daß Sie in unserer armen Provinzecke halt gemacht haben!"

Sie war übrigens die erste, die über diesen unbedachten Ausdruck lachte.

„Was? Bin ich dumm! Sie würden sicher lieber was anderes tun, als unter diesen Umständen durch Sedan zu kommen. Aber ich freue mich ja so, Sie wiederzusehen!"

Wirklich strahlten ihre Augen vor Vergnügen. Und Frau Delaherche, der die Reden der bösen Zungen von Charleville bekannt sein mußten, beobachtete die beiden unausgesetzt mit starrer Miene. Der Hauptmann gab sich im übrigen nur als taktvoller Mensch, der dem Hause, in dem er ehemals so gastlich aufgenommen worden war, ein gutes Andenken bewahrt hatte.

Sie frühstückten, und Delaherche kam sofort wieder auf seine Spazierfahrt vom Tage vorher; er konnte dem Gelüst, sie abermals zu erzählen, nicht länger widerstehen.

„Wissen Sie, daß ich in Baybel den Kaiser gesehen habe?"

Er schoß los; jetzt konnte ihn nichts mehr zurückhalten. Zuerst kam eine Beschreibung des Hofes, ein großes viereckiges Gebäude mit einem durch ein Gitter abgeschlossenen Hof im Innern, das Ganze auf einem Mouzon überragenden kleinen Hügel links an der Straße nach Carignan. Dann kam er auf das zwölfte Korps zurück, das er durchkreuzt hatte, als es zwischen den Weinbergen an den Hügeln lagerte, die Truppen, prächtig, im Sonnenschein leuchtend, so daß ihr Anblick ihn mit mächtiger, patriotischer Freude erfüllt hatte.

„Da stand ich nun, Herr Hauptmann, als der Kaiser mit einemmal aus dem Hofe trat, wo er hatte haltmachen lassen, um sich auszuruhen und zu frühstücken. Er hatte einen Überzieher über seine Generalsuniform geworfen, obwohl es in der Sonne sehr heiß war. Ein Diener trug hinter ihm einen Klappstuhl ... Ich fand, er sah nicht gut aus, ach nein! Er ging so gebückt und so langsam, sein Gesicht war so gelb, kurz: ein kranker Mann ... Und das überraschte mich auch nicht, denn der Apotheker von Mouzon, der mir riet, bis Baybel weiterzugehen, der hatte mir schon erzählt, ein Adjutant wäre

angelaufen gekommen und hätte Medizin gekauft ... na, Sie wissen wohl, Medizin gegen ..."

Die Anwesenheit seiner Mutter und seiner Frau hielten ihn davon ab, die Dysenterie klarer zu bezeichnen, an der der Kaiser seit le Chêne litt und die ihn zwang, in den Höfen am Wege derart haltzumachen.

„Kurz, da stellte nun der Diener den Klappstuhl auf am Rande eines Kornfeldes, an der Ecke eines großen Busches, und da setzte der Kaiser sich hin ... Er blieb unbeweglich vornübergebeugt; wie ein kleiner Rentier sah er aus, der seine Schmerzen in den warmen Sonnenschein bringt. Mit seinem traurigen Blick sah er über den weiten Horizont, wie unten die Maas durchs Tal lief, und drüben über die Waldhügel, deren Gipfel sich in der Ferne verlieren, den Gipfel der Wälder von Dieulet links, den Kopf von Sommauthe rechts ... Adjutanten und höhere Offiziere standen um ihn herum, und ein Dragoneroberst, der sich schon bei mir nach dem Gelände erkundigt hatte, machte mir schon ein Zeichen, ich sollte nicht weggehen. Da plötzlich ..."

Delaherche stand auf, denn jetzt kam er zu dem Höhepunkt seiner Geschichte und mußte etwas Gebärdenspiel mit seinen Worten verbinden.

„... plötzlich ertönten Kanonenschläge, und man sah gerade gegenüber von dem Walde von Dieulet Granaten in hohem Bogen durch den Himmel fliegen ... Auf mein Wort! mir kam's vor wie ein künstliches Feuerwerk, das sie am hellichten Tage abbrannten ... In der Umgebung des Kaisers fingen sie natürlich an zu rufen und unruhig zu werden. Mein Dragoneroberst kam schon auf mich zugerannt, ob ich ihm nicht genau sagen könnte, wo das Gefecht stattfinde. Ich sagte sofort: ‚Das ist bei Beaumont, da gibt's gar keinen Zweifel.'

Er wendet sich wieder zu dem Kaiser, auf dessen Knien ein Adjutant eine Karte ausbreitete. Der Kaiser wollte nicht glauben, daß sie sich bei Beaumont schlugen. Aber, nicht wahr? ich konnte doch nur dabei bleiben, um so mehr, als die Granaten, die durch den Himmel flogen, an der Straße von Mouzon entlang immer näher kamen ... Und da, so klar wie ich Sie selbst sehe, Herr Hauptmann, da sah ich, wie der Kaiser sein blasses Gesicht nach mir herumdrehte. Ja, er sah mich einen Augenblick mit seinen trüben Augen an, die sehr trotzig und traurig aussahen. Und dann sank ihm der Kopf wieder auf die Karte und er rührte sich nicht mehr."

Obwohl Delaherche zur Zeit des Plebiszits glühender Bonapartist gewesen war, gab er nach den ersten Niederlagen doch zu, daß das Kaiserreich Fehler gemacht hätte. Das Herrscherhaus verteidigte er aber noch und beklagte Napoleon III., weil ihn alle Welt betröge. Wenn man ihn so reden hörte, waren die wirklichen Urheber unseres Unglücks niemand anderes als die republikanischen Abgeordneten der Minderheit, die verhindert hatten, daß ihm die nötigen Mannschaften und Vorschüsse bewilligt wurden.

„Und ging der Kaiser nach dem Hofe zurück?" fragte Hauptmann Beaudouin.

„Wirklich, Herr Hauptmann, das weiß ich nicht, ich habe ihn auf seinem Klappstuhl sitzen lassen ... Es war Mittag, die Schlacht kam näher, und ich fing an, mir Gedanken über meinen Rückweg zu machen ... Alles, was ich weiter sagen kann, ist, daß ein General, dem ich Carignan von weitem in der Ebene zeigte, ganz verdutzt schien, als er merkte, daß die belgische Grenze da drüben in ein paar Kilometer Entfernung läge ... Ach, der arme Kaiser, der hat tüchtige Leute!"

Gilberte lächelte; sie beschäftigte sich mit dem Hauptmann und fühlte sich so wohl wie in ihrem Witwengemach, in dem sie ihn ehemals empfing, und reichte ihm geröstetes Brot und Butter. Sie verlangte unbedingt, daß er ein Zimmer und ein Bett annehme; aber er weigerte sich, und sie kamen überein, daß er sich nur ein paar Stunden auf dem Sofa im Zimmer Delaherches ausruhen solle, ehe er wieder zu seinem Regiment ginge. In dem Augenblick, als er aus den Händen der jungen Frau den Zuckertopf nahm, sah Frau Delaherche, die die Augen nicht von ihnen abwandte, ganz deutlich, wie sie sich die Finger drückten; nun zweifelte sie nicht länger.

Da trat ein Dienstmädchen ein.

„Herr, unten steht ein Soldat, der nach der Wohnung von Herrn Weiß fragt."

Delaherche war nicht hochmütig, wie es hieß; er liebte es, sich mit den Geringen dieser Welt zu unterhalten, denn er neigte dazu, sich durch solches Schwatzen volkstümlich zu machen.

„Weiß, Wohnung, wart' mal! das ist doch komisch ... Lassen Sie den Soldaten mal reinkommen."

Jean trat herein, so erschöpft, daß er schwankte. Als er seinen Hauptmann mit zwei Damen bei Tische sah, kam eine leichte Überraschung über ihn, und er zog die Hand zurück, die er schon ganz gedankenlos ausgestreckt hatte, um sich auf einen Stuhl zu stützen. Dann beantwortete er kurz die Fragen des Fabrikanten, der sich als guter Kerl und Soldatenfreund gab. Er erklärte mit einem Wort seine Kameradschaft mit Maurice und warum er ihn suche.

„Das ist ein Korporal aus meiner Kompanie", sagte schließlich der Hauptmann, um die Sache kurz zu machen.

Er fragte ihn nun auch, weil er gern wissen wollte, was aus dem Regiment geworden sei. Und als Jean erzählte, er habe den Oberst an der Spitze des Restes seiner Leute durch die Stadt reiten sehen, um im Norden Lager zu beziehen, da fing Gilberte wie alle niedlichen Frauen wieder an, ohne jedes Nachdenken loszuplappern.

„Ach, mein Oheim, warum ist denn der nicht zum Frühstück zu uns gekommen? Wir hätten ihm doch ein Zimmer eingerichtet... Sollen wir ihn holen lassen?"

Frau Delaherche aber gab durch eine Handbewegung ihre unbedingte Machtvollkommenheit zu erkennen. In ihren Adern rollte das alte Bürgerblut der Grenzstädte mit all den männlichen Tugenden einer starren Heimatsliebe. So brach sie ihr strenges Schweigen jetzt nur zu der Äußerung:

„Lassen Sie doch Herrn von Vineuil, der tut nur seine Pflicht."

Das rief Unbehagen hervor. Delaherche brachte den Hauptmann in sein Zimmer, wo er ihn persönlich auf dem Sofa unterbringen wolllte; und Gilberte ging mit der Lehre, die sie erhalten hatte, von dannen wie ein Vogel, der trotz des Gewitters vergnügt die Flügel schüttelt; das Dienstmädchen aber, dem Jean anvertraut wurde, führte diesen über den Fabrikhof durch ein Gewirr von Gängen und Treppen.

Die Weiß wohnten in der Rue des Voyards; das Haus, das Delaherche gehörte, stand jedoch mit dem Prachtbau in der Rue Maqua in Verbindung. Die Rue des Voyards war eine der allerschmalsten in Sedan, ein enges, feuchtes, durch die benachbarten Wälle, an denen es sich entlangzog, verdunkeltes Gäßchen. Die Dächer der hohen Vorderseiten berührten sich beinahe; die schwarzen Hausflure sahen wie

Kellermündungen aus, vor allem an der Ecke, wo sich die hohe Mauer der Schule aufbaute. Weiß hatte hier freie Wohnung und Heizung; er bewohnte den ganzen dritten Stock und war infolgedessen ganz zufrieden; er hatte seine Diensträume in der Nähe und konnte in Pantoffeln dorthin gelangen, ohne über die Straße gehen zu müssen. Er war ein glücklicher Mann seit der Hochzeit mit Henriette, nach der er sich lange hatte sehnen müssen, seit er sie in le Chêne bei ihrem Vater, dem Lehrer, kennengelernt hatte, wo sie schon mit sechs Jahren den Haushalt führte und ihre tote Mutter vertrat; er war in die Raffinerie Générale fast als Hausknecht eingetreten, bildete sich aber weiter und schwang sich in der Buchführung durch harte Arbeit empor. Um seinen Traum zu verwirklichen, mußte aber zuerst noch der Vater sterben und der Bruder, eben dieser Maurice, in Paris grobe Dummheiten machen; als dessen Zwillingsschwester fühlte sie sich ein wenig als seine Dienerin und hatte sich gänzlich aufgeopfert, um aus ihm einen Herrn zu machen. Sie war als Aschenbrödel im Hause erzogen und konnte, wenn es hoch kam, lesen und schreiben, und hatte nun gerade das Haus und Einrichtung verkauft, ohne doch den vor den Torheiten des jungen Mannes sich auftuenden Schlund füllen zu können, als der gute Weiß herbeigelaufen kam und ihr seine ganze Habe zugleich mit seinen gesunden Armen und seinem Herzen anbot; bis zu Tränen gerührt von seiner Zuneigung war sie darauf eingegangen, ihn zu heiraten, voll verständiger Überlegung und zarter Hochschätzung, wenn auch nicht gerade verliebter Leidenschaft. Jetzt lachte ihnen das Glück, denn Delaherche sprach davon, Weiß zum Teilhaber des Hauses zu machen. Wenn nun nur erst Kinder da sein würden, wäre ihr Glück vollkommen.

„Vorsicht!“ sagte das Dienstmädchen zu Jean, „die Treppe ist steil!“

Tatsächlich wuchs die Dunkelheit, je höher sie kamen, bis eine plötzlich geöffnete Tür die Stufen mit einer Flut von Licht überströmte. Und er hörte, wie eine sanfte Stimme sagte:

„Er ist's!“

„Frau Weiß,“ rief das Dienstmädchen, „hier ist ein Soldat, der nach Ihnen fragt.“

Er lachte leise vor sich hin vor Befriedigung, und die sanfte Stimme antwortete:

„Gut! gut! Ich weiß, wer es ist.“

Dann stand der Korporal verlegen und atemlos auf der Schwelle.

„Kommen Sie herein, Herr Jean ... Maurice ist schon zwei Stunden hier, und wir warten auf Sie, oh! mit solcher Ungeduld.“

Bei dem bleichen Licht, das im Zimmer herrschte, fand er eine treffende Ähnlichkeit zwischen ihr und Maurice, die merkwürdige Ähnlichkeit von Zwillingen, die wie die Verdoppelung eines Gesichtes wirkt. Sie war nur noch kleiner, noch zarter und sah mit ihrem etwas großen Munde, den feinen Zügen unter ihrem wunderschönen Blondhaar, das das helle Blond reifen Hafers trug, noch gebrechlicher aus. Was sie vor allem von ihm unterschied, waren ihre grauen Augen, in deren ruhiger Tapferkeit die ganze Heldenseele ihres Großvaters, des Helden der großen Armee, wieder auflebte. Sie sprach wenig, ging ohne jedes Geräusch, aber mit steter Geschäftigkeit und einer lächelnden Sanftheit umher, so daß die Luft, wenn sie an einem vorbeiging, sich wie eine Liebkosung anfühlte.

„Warten Sie, kommen Sie hier herein, Herr Jean," wiederholte sie. „Gleich ist alles fertig."

In seiner Rührung über diesen brüderlichen Empfang stotterte er und fand keine Worte, um ihr auch nur zu danken. Seine Augenlider schlossen sich auch schon, und in der unüberwindlichen Schläfrigkeit, die ihn gepackt hatte, sah er nur noch eine Art Nebel, in dem sie undeutlich, von der Erde losgelöst, umherschwebte. War das nicht eine entzückende Erscheinung, diese hilfreiche junge Frau, die ihm mit solcher Selbstverständlichkeit zulächelte? Es kam ihm vor, als berührte sie seine Hand, als faßte er die ihrige, so klein und fest, aber von der Zuverlässigkeit eines alten Freundes.

Von diesem Augenblick an verlor Jean jedes klare Bewußtsein für die Dinge um ihn her. Sie waren im Speisezimmer, Brot und Fleisch standen auf dem Tische; aber er fand nicht mehr die Kraft, einen Bissen zum Munde zu führen. Da war ein Mann, der auf einem Stuhle saß. Dann erkannte er Weiß, den er bei Mülhausen gesehen hatte. Aber er begriff nicht, was der Mann in so kummervoller Weise, mit so langsamen, müden Bewegungen erzählte. In einem vor dem Ofen aufgeschlagenen Feldbett schlief Maurice bereits mit unbeweglichen Zügen wie ein Toter. Und Henriette war eifrig an einem Ruhebett beschäftigt, auf das sie eine Matratze gelegt hatte; sie brachte ein Schrägpfühl, ein Kopfkissen und Decken; dann breitete sie mit geschickten, raschen Händen weiße Laken, wundervolle Laken, weiß wie Schnee, darüber.

Ach! diese weißen Laken, diese so heißersehnten weißen Laken! Jean sah nichts mehr als sie. Seit sechs Wochen hatte er sich nicht mehr ausgezogen, in keinem Bett mehr geschlafen. Ein Gelüst, eine kindliche Ungeduld, eine unwider-

stehliche Leidenschaft überkam ihn, in diese Weiße, diese Frische zu gleiten und sich darin zu verlieren. Sowie sie ihn allein gelassen hatten, stand er barfuß im Hemde und legte sich mit dem befriedigten Grunzen eines sich wohlfühlenden Tieres nieder. Das blasse Morgenlicht fiel durch das hohe Fenster; und als er schon ganz vom Schlaf überwältigt die Augen noch einmal halb öffnete, hatte er wieder eine Erscheinung Henriettes, einer unbestimmteren, wesenloseren Henriette, die auf den Fußspitzen hereinkam, um auf den Tisch neben ihm eine Wasserflasche und ein Glas zu setzen, die vergessen worden waren. Sie schien einige Sekunden dort stehenzubleiben und sie beide, ihren Bruder und ihn, mit ihrem stillen, so unendlich gütigen Lächeln zu betrachten. Dann zerging sie. Und er schlief in seinen weißen Laken wie ein Toter.

Stunden, Jahre vergingen. Traumlos, ohne Bewußtsein des schwachen Klopfens ihrer Adern bestanden Jean und Maurice gar nicht länger. Zehn Jahre oder zehn Minuten, die Zeit hat aufgehört zu zählen; es war, als verlange der Körper für seine Überanstrengung Genugtuung und fände sie in dem Aufhören ihres ganzen Wesens. Plötzlich fuhren beide unter demselben Antrieb wach in die Höhe. Was war denn los? Was ging da vor, wie lange schliefen sie denn schon? Dieselbe bleiche Helligkeit strömte durch das hohe Fenster. Sie fühlten sich zerbrochen, die Gelenke steif, die Glieder matter und im Munde eine größere Bitterkeit als beim Niederlegen. Glücklicherweise konnten sie erst eine Stunde geschlafen haben. Sie wunderten sich auch gar nicht, Weiß auf dem gleichen Stuhl vorzufinden; er schien mit seiner gleichbleibenden, niedergeschlagenen Miene auf ihr Erwachen zu warten.

„Donner ja!" stammelte Jean, „wir müssen doch wohl aufstehen und vor Mittag wieder zum Regiment gehen."

Mit einem leisen Schmerzensschrei sprang er auf die Fliesen und zog sich an.

„Vor Mittag!" wiederholte Weiß. „Wissen Sie wohl, daß es sieben Uhr abends ist und daß Sie fast zwölf Stunden geschlafen haben?"

Sieben Uhr, lieber Gott! Das gab eine Bestürzung. Jean war schon angezogen und wollte weglaufen, während Maurice noch im Bette lag und jammerte, er könne kein Glied rühren. Wie sollten sie die Kameraden wiederfinden? War denn die Armee nicht weitergezogen? Und sie waren beide ärgerlich; man hätte sie nicht so lange schlafen lassen sollen. Aber da machte Weiß eine Gebärde der Verzweiflung.

„Lieber Gott, bei dieser Entwicklung der Dinge hätten Sie auch ruhig liegenbleiben können."

Er war seit dem Morgen durch Sedan und die Umgebung gerannt. Er war gerade nach Hause gekommen, ganz trostlos über die Untätigkeit der Truppen an diesem so kostbaren 31., den man in unerklärlichem Warten verlor. Eine einzige Erklärung war nur möglich, die hochgradige Abmattung der Truppen, die unbedingt Ruhe verlangten; und er konnte dennoch nicht begreifen, warum der Rückzug nicht nach ein paar notwendigen Stunden Schlaf weiter fortgesetzt worden sei.

„Ich erhebe ja gar nicht den Anspruch," fuhr er fort, „mich darauf zu verstehen, aber ich fühle, jawohl! ich fühle, daß das Heer in Sedan sehr schlecht untergebracht ist ... Das zwölfte Korps steht in Bazeilles, wo sie heute morgen auch schon ein wenig gefochten haben; das erste liegt an der Givonne entlang, von dem Dorfe Moncelle bis an das Garenne-Gehölz; und das siebente lagert auf der Hochebene von Floing, wäh-

rend das halbvernichtete fünfte sich unter den Wällen nach der Seite des Schlosses zusammendrängt ... Und gerade das macht mich bange, wenn ich sie so in Erwartung der Preußen um die Stadt herum aufgestellt sehe. Oh! ich wäre unbedingt sofort auf Mézières weitergezogen. Ich kenne das Gelände, es gibt gar keine andere Rückzugslinie, wenn man sich nicht nach Belgien hineinjagen lassen will ... Und dann! Kommen Sie mal, ich will Ihnen mal was zeigen ..."

Er hatte Jean bei der Hand genommen und ihn zum Fenster geführt.

„Sehen Sie mal da hinten, oben auf den Hügeln."

Über die Wälle und die benachbarten Häuser hinweg ging das Fenster nach dem Süden von Sedan über das Maastal hinaus. Da wälzte sich der Fluß durch die weiten Wiesen, dort links lag Remilly, Pont-Maugis und Wadelincourt gerade gegenüber, rechts davon Frénois; und die Hügel breiteten ihre grünen Abhänge aus, zuerst der Liry, dann die Marfée und die Croix-Piau mit ihren mächtigen Wäldern. In dem schwindenden Tageslicht lag eine tiefe Süße über dem weiten Horizont, der so durchsichtig wie Kristall war.

„Sehen Sie nicht da hinten an den Gipfeln entlang diese sich bewegenden schwarzen Striche, diese kribbelnden Ameisenhaufen?"

Jean strengte seine Augen an, während Maurice im Bette kniete und den Hals vorbeugte.

„Ah ja!" riefen sie beide zugleich. „Da ist so 'n Strich, und da noch einer, und noch einer, und noch einer! Überall sind sie."

„Na ja!" sagte Weiß, „das sind die Preußen ... Seit heute morgen beobachte ich sie, und es werden immer, immer mehr. Das kann ich Ihnen sagen, wenn unsere Soldaten auf

die da warten, die haben es eilig genug, heranzukommen! ... Und alle Leute in der Stadt haben es ebensogut gesehen wie ich; nur die Generale haben die Augen zu. Gerade eben sprach ich mit einem General, der zuckte die Achseln und sagte, der Marschall Mac Mahon wäre fest überzeugt, er hätte kaum sechzigtausend Mann vor sich. Wollte Gott, er wäre gut unterrichtet! ... Aber sehen Sie doch mal, die ganze Erde ist voll von ihnen, sie kommen, sie kommen, die schwarzen Ameisen!"

Maurice warf sich in diesem Augenblick auf sein Bett zurück und brach in lautes Weinen aus. Henriette kam mit ihrem Lächeln wie am Abend vorher herein. Voller Unruhe trat sie lebhaft auf ihn zu.

„Was ist denn?"

Aber er stieß sie mit einer Bewegung zurück.

„Nein, laß mich, geh weg von mir, ich habe dir immer nur Kummer gemacht. Wenn ich bedenke, daß du dir keine Kleider gönntest und ich dafür studierte! Ach, jawohl! von meiner Bildung habe ich viel gehabt! Und dann, unsern Namen hätte ich beinahe in Unehre gebracht; ich wüßte gar nicht, wo ich jetzt wäre, wenn du dir nicht alle vier Gliedmaßen blutig gearbeitet hättest, um meine Dummheiten wieder gutzumachen."

Da kam ihr Lächeln wieder.

„Du wachst wirklich nicht gerade vergnügt auf, mein armes Kerlchen ... Das ist doch alles längst vorbei und vergessen! Tust du denn jetzt nicht deine Pflicht als guter Franzose? Ich versichere dich, seit du dich gestellt hast, bin ich sehr stolz auf dich."

Sie wandte sich zu Jean, wie um seine Hilfe zu erbitten. Der sah sie etwas überrascht an, da er sie nicht so hübsch fand

wie am Morgen vorher, kleiner und blasser, jetzt, wo er sie nicht mehr durch den Nebelschleier seiner Mattigkeit sah. Was auf ihn einen dauernden Eindruck machte, war die Ähnlichkeit mit ihrem Bruder; dabei machte sich aber der Unterschied in ihrer Veranlagung gerade jetzt sehr stark geltend: er unterlag mit seiner weiblichen Nervosität, von der Zeitkrankheit ergriffen, der geschichtlichen, sozialen Umwälzung seines Volkes, das von einem Augenblick zum andern der höchsten Begeisterung und der schlimmsten Entmutigung fähig ist; sie, so schmächtig in ihrer Aschenbrödel-Zurückgezogenheit, mit der sich bescheidenden Miene der kleinen Hausfrau, bei ihrer starken Stirn über den tapfern Augen, war von dem heiligen Holze, aus dem Märtyrer geschnitzt werden.

„Stolz auf mich!" schrie Maurice. „Das ist ja ganz unmöglich, wahrhaftig! Seit einem Monat fliehen wir da herum, wir Feiglinge."

„Das wäre schön!" sagte Jean mit seinem gesunden Menschenverstand. „Wir sind doch nicht die einzigen, wir machen es doch auch nur wie die andern."

Aber die Abspannung des jungen Mannes mußte sich noch heftiger austoben.

„Weiß Gott, ich habe genug davon! ... Sollte man nicht blutige Tränen weinen über diese ewigen Niederlagen, diese schwachsinnigen Führer, die Soldaten, die man stumpfsinnig wie Herden ins Schlachthaus treibt? ... Da stecken wir nun in einer schönen Sackgasse. Ihr seht ja selbst ganz genau, wie die Preußen von allen Seiten herankommen; und wir müssen uns vernichten lassen, das Heer ist verloren ... Nein, nein! ich bleibe hier, ich lasse mich lieber als Fahnenflüchtiger erschießen ... Jean, du kannst nur ohne mich gehen. Nein! ich komme nicht mit, ich bleibe hier."

Ein neuer Tränenstrom warf ihn auf sein Kopfkissen nieder. Es war eine unwiderstehliche, nervöse Abspannung, die alles über den Haufen wirft, in der er plötzlich in die tiefste Verzweiflung stürzte, in Verachtung der Welt und seiner selbst, wie das so häufig bei ihm vorkam. Seine Schwester kannte ihn indessen zu gut und blieb ganz ruhig.

„Das wäre sehr häßlich, mein lieber Maurice, wenn du im Augenblick der Gefahr deinen Posten verließest."

Mit einem Stoß setzte er sich aufrecht.

„Na gut, dann gib mir mein Gewehr, ich will mir selbst das Gehirn ausblasen, das geht ebensoschnell."

Dann zeigte er mit ausgestrecktem Arm auf Weiß, der schweigend und unbeweglich dastand:

„Seht, der da ist der einzig vernünftige Mensch, jawohl! der einzige, der klar gesehen hat... Weißt du noch, Jean, was er vor einem Monat vor Mülhausen zu mir sagte?"

„Ja, das ist wahr," bestätigte der Korporal, „der Herr hat gesagt, wir würden geschlagen werden."

Und die Vorgänge wurden wieder vor ihm lebendig, die ängstliche Nacht, das angstvolle Warten, das ganze Unglück von Fröschweiler, das schon an dem trüben Himmel daherzog, während Weiß ihnen seine Befürchtungen auseinandersetzte, wie Deutschland vorbereitet, besser geführt, besser bewaffnet sei, von riesiger vaterländischer Begeisterung erhoben, während Frankreich voller Bestürzung, der Unordnung ausgeliefert, zu spät komme, sittlich verderbt dastände und weder Führer noch Mannschaften noch die notwendigen Waffen habe. Und nun verwirklichte sich diese entsetzliche Vorhersage.

Weiß hob seine zitternden Hände. Sein gutes Hundegesicht drückte tiefen Schmerz aus.

„Ach! ich fühle mich gar nicht wie ein Sieger, weil ich recht gehabt habe," murmelte er. „Ich bin nur ein Dummkopf; aber es war ja so klar für jeden, der nur etwas Sinn und Verstand hat ... Aber wenn wir auch geschlagen sind, deshalb können wir doch noch genug von diesen Unglückspreußen totschlagen. Das ist noch ein Trost, und ich glaube auch, daß wir auch diesmal wieder dabei liegenbleiben; aber ich möchte, daß auch ein Haufen Preußen da liegenbliebe, ganze Haufen Preußen, seht ihr! so daß man dahinten die Erde damit bedecken kann."

Er war aufgestanden und zeigte mit einer Handbewegung über das Maastal. In seinen kurzsichtigen Augen, die ihn verhindert hatten zu dienen, schlug eine helle Flamme empor.

„Gottsdonnerwetter, ja! ich würde fechten, wenn ich frei wäre ... Ich weiß nicht, ob das daher kommt, weil sie jetzt Herren in meiner Heimat sind, in dem Elsaß, in dem die Kosaken schon soviel Unheil angerichtet haben; aber ich kann nicht an sie denken oder sie mir bei uns vorstellen, in unsern Häusern, ohne daß mich sofort die wütende Lust packt, ein Dutzend von ihnen abzuschlachten ... Ach, wenn man mich doch nicht zurückgewiesen hätte, wenn ich doch Soldat wäre!"

Und dann nach einem kurzen Stillschweigen:

„Aber wer weiß übrigens? ..."

Das war die Hoffnung, das Bedürfnis, immer noch an die Möglichkeit eines Sieges zu glauben, auch bei denen, die die Augen am weitesten geöffnet hielten. Maurice schämte sich bereits seiner Tränen, als er ihn hörte, und klammerte sich jetzt gleichfalls an diesen Traum. War nicht am Abend vorher tatsächlich das Gerücht umgelaufen, Bazaine stände bei Verdun? Das Glück schuldete Frankreich, das es solange mit Ruhm bedeckt hatte, ein Wunder. Henriette war stumm so-

gleich wieder verschwunden; und als sie wieder hereintrat, wunderte sie sich gar nicht, ihren Bruder angezogen und marschbereit dastehen zu sehen. Sie wollte sie aber erst unbedingt essen sehen, Jean und ihn. Sie mußten sich an den Tisch setzen, aber die Bissen erstickten sie, sie fühlten einen Brechreiz, so betäubt waren sie noch von ihrem tiefen Schlafe. Als vorsichtiger Mann schnitt Jean ein Brot entzwei und steckte die eine Hälfte in Maurices, die andere in seinen eigenen Tornister. Der Tag neigte sich, sie mußten gehen. Henriette, die vor dem großen Fenster stehengeblieben war, um in der Ferne auf der Marfée die preußischen Truppen, die schwarzen Ameisen, ohne Unterlaß heranziehen und sich allmählich auf dem dunkler werdenden Grunde verlieren zu sehen, brach jetzt unwillkürlich in Klagen aus.

„Ach, der Krieg, der gräßliche Krieg!"

Nun scherzte Maurice über sie und holte sich Genugtuung.

„Was denn? Schwesterlein, du verlangst, daß wir fechten, und dann verwünschst du den Krieg!"

Sie wandte sich um und antwortete ihm ins Gesicht mit ihrer gewöhnlichen Tapferkeit:

„Gewiß, ich verabscheue ihn, ich finde ihn unrecht und gräßlich ... Vielleicht kommt das einfach, weil ich eine Frau bin. Solche Schlachtereien stoßen mich ab. Warum kann man sich nicht auseinandersetzen, sich verständigen?"

Jean, der tapfere Kerl, stimmte ihr mit einem Kopfnicken zu. Nichts schien ihm einfacher, ihm, dem Ungebildeten, als daß alle miteinander übereinstimmen würden, wenn sie nur erst mal ihre guten Gründe ausgetauscht hätten. Maurice aber, aufs neue von seiner Wissenschaft gepackt, dachte wie notwendig der Krieg sei, wie der Krieg das Leben selbst, das Gesetz der Welt darstelle. Hat nicht erst der Mensch mit seinem

Mitleid die Gedanken an Gerechtigkeit und Frieden eingeführt, während die empfindungslose Natur nichts als ein fortgesetztes Schlachtfeld darstellt?

„Sich verständigen!" schrie er. „Ja, in Jahrhunderten. Wenn alle Völker nur noch ein Volk bilden, dann könnte man im Ernst an das Heraufkommen dieses goldenen Zeitalters denken; würde aber nicht wieder das Ende des Krieges das Ende der Menschheit selbst bedeuten? ... Ich war eben ein Schwachkopf; wir müssen kämpfen, da das ein Gesetz ist."

Nun lachte er seinerseits und wiederholte Weiß' Worte.

„Aber wer weiß übrigens ...?"

Von neuem fesselte ihn seine lebhafte Einbildungskraft, ein wahrer Zwang, nichts sehen zu wollen bei der krankhaften Übertreibungssucht seiner nervösen Reizbarkeit.

„Bei der Gelegenheit," fing er wieder an, „was macht denn Vetter Günther?"

„Vetter Günther steht doch in der preußischen Garde," sagte Henriette. „Ist die Garde auch hier in der Nähe?"

Weiß gab durch eine Bewegung zu erkennen, daß er das nicht wisse, und die beiden Soldaten machten es ebenso, denn sie konnten keine Antwort geben, da selbst die Generale nicht wußten, was für feindliche Truppen sie vor sich hatten.

„Wir wollen gehen, ich will euch führen," erklärte er. „Ich habe gerade eben erfahren, wo die 106er liegen."

Und dann sagte er zu seiner Frau, er werde nicht nach Hause kommen, da er in Bazeilles schlafen wolle. Er hatte dort gerade ein kleines Haus gekauft und es eben fertig eingerichtet, um bis zum Eintritt der kalten Zeit dort wohnen zu können. Es lag neben einer Herrn Delaherche gehörenden Färberei. Er empfand Unruhe wegen der Vorräte, die er bereits in den Keller gebracht hatte, ein Faß Wein, zwei Säcke

Kartoffeln, und war sicher, daß die Plünderer, wie er sagte, das Haus berauben würden, wenn es leer bliebe, während er es zweifellos retten könne, wenn er diese Nacht selbst dabliebe. Während er sprach, sah seine Frau ihn fest an.

„Sei ruhig," sagte er lächelnd, „ich will wirklich nur auf unsere Siebensachen aufpassen. Und ich verspreche dir, ich komme sofort zurück, falls die Stadt angegriffen wird oder irgendwelche Gefahr sich zeigt."

„Geh!" sagte sie. „Aber komm wieder, oder ich hole dich."

In der Tür umarmte Maurice Henriette zärtlich. Dann gab sie Jean die Hand und hielt die seine ein paar Sekunden mit einem freundschaftlichen Druck fest.

„Ich vertraue Ihnen meinen Bruder wieder an ... Ja, er hat mir viel davon erzählt, wie rührend Sie gegen ihn gewesen sind, und ich habe Sie sehr lieb."

Er war so bewegt, daß er sich darauf beschränken mußte, ihr die kleine zierliche, feste Hand zu drücken. Und die Empfindung bei seiner Ankunft kam wieder über ihn, die Henriette mit Haaren wie reifer Hafer, so leicht, so freundlich in ihrer Zurückgezogenheit, daß sie die Luft um sich her wie mit Liebkosungen erfüllte.

Unten fielen sie nun wieder in das dunkle Sedan des Morgens. Dämmerung erfüllte schon die engen Gassen und ein wüstes Getriebe versperrte die Fußsteige. Die meisten Läden waren geschlossen, die Häuser schienen wie tot, während man sich draußen mordete. Sie hatten indessen den Platz vor dem Stadthause ohne besondere Beschwerden erreicht, als sie Delaherche trafen, der neugierig umherbummelte. Sofort rief er sie an und war scheinbar entzückt, Maurice wiederzusehen; er erzählte ihnen, er hätte gerade Hauptmann Beaudouin nach Floing hinübergebracht, wo das Regiment läge; seine

gewohnheitsmäßige Zufriedenheit wuchs noch, als er hörte, daß Weiß in Bazeilles schlafen wolle; denn er selbst hatte sich, wie er eben noch dem Hauptmann erzählt hatte, dahin entschlossen, gleichfalls die Nacht in seiner Färberei zuzubringen, um dort nach dem Rechten zu sehen.

„Weiß, wir gehen zusammen ... Aber vorher könnten wir noch mal bis zur Unterpräfektur gehen; vielleicht sehen wir den Kaiser."

Seit er bei dem Hofe von Baybel beinahe mit ihm gesprochen hatte, beschäftigte er sich nur noch mit Napoleon III.; und so schleppte er schließlich sogar die beiden Soldaten mit. Nur ein paar Gruppen standen flüsternd auf dem Platze vor der Unterpräfektur, aus der von Zeit zu Zeit Offiziere voller Verstörtheit herausstürzten. Ein melancholisches Dunkel nahm den Bäumen schon ihre Färbung, und laut tönte das Rauschen der rechts am Fuße dahinfließenden Maas. In der Menge erzählte man sich, wie man den Kaiser am Abend vorher mit Mühe zu dem Entschluß hätte bringen können, gegen elf Uhr aus Carignan wegzugehen, und daß er sich unbedingt geweigert hätte, bis Mézières weiterzugehen, weil er die Soldaten nicht entmutigen, sondern ihre Gefahren teilen wollte. Andere sagten wieder, er selbst wäre gar nicht mehr da, er wäre geflohen und hätte als Strohmann einen seiner Leutnants dagelassen, der seine Uniform angezogen hätte und ihm so treffend ähnlich sähe, daß das Heer dadurch getäuscht würde. Wieder andere versicherten auf ihr Ehrenwort, sie hätten gesehen, wie der kaiserliche Schatz in den Garten der Unterpräfektur gebracht worden sei, hundert Millionen in Gold, in lauter neuen Zwanzigfrancsstücken. In Wirklichkeit war das nichts anderes als das Gerät für den kaiserlichen Haushalt, der Jagdwagen, die beiden Kutschen,

die zwölf Gepäckwagen, deren Durchkommen ja auch die Dörfer Courcelles, le Chêne, Raucourt auf den Kopf gestellt hatte und die in der Einbildung immer größer wurden; sie wuchsen sich zu einem Riesenschwanz aus, der überall im Wege war, die Truppen aufhielt, um nun endlich hier, mit Fluch und Schmach bedeckt, zu scheitern und sich vor den Blicken der Öffentlichkeit hinter den Fliederbüschen des Unterpräfekten zu verstecken.

Delaherche reckte sich in die Höhe, um die Fenster des Erdgeschosses zu beobachten, und eine alte Frau neben ihm, wohl eine Tagelöhnerin aus der Nachbarschaft, mit schiefen Hüften und krummen, zerarbeiteten Händen, brummte zwischen den Zähnen:

„Ein Kaiser ... ich möchte wohl mal einen sehen ... ja, bloß um zu sehen ..."

Plötzlich packte Delaherche Maurice am Arm und stieß einen Ruf aus:

„Sehen Sie! das ist er ... da, sehen Sie, am Fenster links ... Oh, ich irre mich nicht, ich habe ihn gestern so nahe gesehen, ich erkenne ihn sehr gut wieder ... Er hat den Vorhang aufgezogen, jawohl, das blasse Gesicht da an der Fensterscheibe."

Die alte Frau hatte zugehört und blieb mit offenem Munde stehen. Da wurde wirklich an der Fensterscheibe ein leichenhaftes Gesicht mit erloschenen Augen und verwesten Zügen sichtbar; der Schnurrbart war in dieser letzten Todesangst gebleicht. Die Alte war ganz baff; sie drehte sich sofort um und ging weg mit einer äußerst mißachtenden Bewegung.

„Das ein Kaiser! Ein Biest ist das."

Da stand eine Zuave, einer der versprengten Soldaten, die keine Eile hatten, wieder zu ihrer Truppe zu kommen. Er

schwang seinen Chassepot unter drohenden Flüchen; und zu einem Kameraden sagte er:

„Wart', ich jage ihm eine Kugel durch den Schädel!"

Delaherche fuhr zornig dazwischen. Der Kaiser war aber schon verschwunden. Das laute Rauschen der Maas tönte fort, eine Klage voll unendlicher Traurigkeit schien durch die wachsende Dunkelheit daherzuschweben. In der Ferne wurden hier und da andere Rufe laut. War es das: Vorwärts! vorwärts! der schreckliche Befehl aus Paris, der den Mann dort Schritt für Schritt weiterstieß, der das Spottbild seiner kaiserlichen Umgebung auf dem Wege zur Niederlage mit sich schleppte, der nun in das gräßliche Unglück hineingedrängt wurde, das er kommen sah und an dem er seinen Anteil suchte? Wieviel tapfere Männer mußten um seines Fehlers willen sterben, wie mußte sich in diesem Kranken, in diesem gefühlvollen, schweigsamen Träumer sein ganzes Wesen bei der traurigen Erwartung seines Schicksals umkehren!

Weiß und Delaherche begleiteten die beiden Soldaten bis auf die Hochebene von Floing.

„Lebewohl!" sagte Maurice, als er seinen Schwager umarmte.

„Nein, zum Teufel, auf Wiedersehen!" rief der Fabrikant lustig.

Jean fand mit seiner Witterung sofort die 106er, deren Zelte sich am Abhange der Hochebene hinter dem Friedhof ausdehnten. Es war fast Nacht geworden; aber man erkannte noch an den großen Massen die schwarzen Gruppen der Dächer in der Stadt, dann weiterhin Balan und Bazeilles in den Wiesen, die sich bis an die Hügelreihe von Remilly bis Frénois dahinzogen; zur Linken dehnte sich dagegen die dunkle Masse des Garennegehölzes aus und rechts unten leuchtete

das breite, blasse Band der Maas. Maurice sah einen Augenblick, wie dieser weite Rundblick sich in der Finsternis auflöste.

„Ah, da ist ja der Korporal!“ sagte Chouteau. „Kommt er wohl von der Verteilung?“

Es wurde laut. Den ganzen Tag hatten sich die Mannschaften, die einzeln, andere wieder in kleinen Gruppen in einer solchen Verwirrung zusammengefunden, daß schließlich auch die Führer darauf verzichteten, Erklärungen zu verlangen. Sie drückten ein Auge zu und waren froh, wenigstens die wieder zu bekommen, die gutwillig zurückkamen.

Hauptmann Beaudouin war übrigens eben erst gekommen, und Leutnant Rochas hatte erst gegen zwei Uhr die aufgelöste Kompanie, die nur noch zwei Drittel ihrer Stärke hatte, heraufgeführt. Jetzt war sie wieder beinahe vollzählig. Einige Soldaten waren betrunken, andere hatten noch nichts gegessen, da sie sich nicht einmal ein Stückchen Brot hatten verschaffen können; und eine Verteilung hatte wieder mal nicht stattgefunden. Loubets Erfindergeist war indessen darauf gekommen, Kohl zu kochen, den er in einem benachbarten Garten ausgerissen hatte; da er aber weder Salz noch Fett hatte, schrien ihre Magen doch noch vor Hunger.

„Sehen Sie mal, Herr Korporal, was Sie für ein Schlaukopf sind!“ wiederholte Chouteau spöttisch. „Oh, es ist ja nicht meinetwegen, ich habe ja mit Loubet sehr fein bei einer Dame gegessen.“

Angsterfüllte Gesichter wandten sich Jean zu; die Korporalschaft hatte auf ihn gewartet, vor allen Lapoulle und Pache, die kein Glück gehabt und nichts bekommen hatten und nun auf ihn zählten, der Mehl aus den Steinen ziehen konnte, wie sie sagten. Jean überkam Mitleid, und außerdem quälte ihn sein Gewissen, daß er seine Leute verlassen hatte,

und er teilte ihnen die Hälfte des Brotes aus seinem Tornister zu.

„Herrgott nochmal! Herrgott nochmal!" wiederholte Lapoulle, als er es herunterschlang, denn andere Worte fand er nicht vor befriedigtem Grunzen, während Pache ganz leise ein Pater und ein Ave hersagte, um sicher zu sein, daß der Himmel ihm auch morgen wieder seine Nahrung schicken würde.

Der Hornist Gaude hatte soeben mit aller Kraft zum Appell geblasen. Aber Zapfenstreich gab es nicht; das Lager verfiel sofort in tiefes Schweigen. Da war es, daß der Sergeant Sapin, der eben die Vollzähligkeit seines Halbzuges festgestellt hatte, mit seinem winzigen, kränklichen Gesicht und der spitzen Nase in sanftem Tone sagte:

„Morgen abend werden welche fehlen."

Als Jean ihn ansah, fügte er dann mit ruhiger Bestimmtheit, die Augen weit in die dunkle Ferne gerichtet, hinzu:

„Oh, ich bin morgen auch tot."

Es war neun Uhr, die Nacht drohte eisig kalt zu werden, denn aus der Maas hatte sich bereits der Nebel erhoben und verdeckte die Sterne. Und Maurice, der dicht neben Jean hinter einer Hecke lag, schauerte zusammen und meinte, sie legten sich doch wohl besser im Zelt hin. Aber ganz zerbrochen und zerschlagen, wie sie nach der genossenen Ruhe waren, konnte weder der eine noch der andere schlafen. Sie beneideten Leutnant Rochas neben ihnen, der unbekümmert um jeden Schutz, bloß in seinen Mantel eingewickelt, wie ein Held auf der feuchten Erde schnarchte. Lange Zeit beobachteten sie noch voller Aufmerksamkeit die kleine Flamme einer Kerze, die in einem großen Zelte brannte, wo der Oberst und einige Offiziere wachten. Herr von Vineuil war scheinbar

den ganzen Abend sehr unruhig gewesen, weil keine Befehle für den nächsten Morgen kamen. Er fühlte sein Regiment in der Luft hängen, zu sehr vorgeschoben, obwohl er sich von dem am Morgen eingenommenen, noch weiter vorgeschobenen Posten bereits zurückgezogen hatte. Der General Bourgain-Desfeuilles war nicht erschienen; er lag, wie es hieß, krank im Wirtshause Zum Goldenen Kreuz, und der Oberst mußte sich entscheiden, einen Offizier zu ihm zu schicken und ihm zu melden, daß ihm seine neue Stellung bei der Verzettelung des siebenten Korps zu gefährlich scheine, daß er eine zu dünn auseinandergezogene Linie von der Maasschleife bis zum Garennegehölz verteidigen müsse. Bei Tagesanbruch würde die Schlacht sicher beginnen. Man hatte nur noch sechs oder sieben Stunden tiefer, ruhiger Dunkelheit vor sich. Nachdem das kleine Flämmchen im Zelte des Obersten verlöscht war, merkte Maurice zu seinem großen Erstaunen, wie der Hauptmann Beaudouin nahe bei ihm an der Hecke entlang mit verstohlenem Schritt vorbeiging und in der Richtung auf Sedan verschwand.

Die Nacht verdichtete sich mehr und mehr, da die starken, vom Flusse aufsteigenden Dünste sie mit einem trüben Nebel verdunkelten.

„Schläfst du, Jean?"

Jean schlief, und Maurice blieb nun allein. Der Gedanke, zu Lapoulle und den andern ins Zelt zu kriechen, machte ihn übel. Er hörte ihr Schnarchen, mit dem sie Rochas Antwort gaben, und beneidete sie. Wenn große Führer am Abend vor der Schlacht gut schlafen, ist das vielleicht einfach nichts weiter als ihre Abspannung. Aus dem riesigen, in Finsternis getauchten Lager hörte er weiter nichts als diesen mächtigen Atem des Schlummers, diesen gewaltigen, sanften Hauch.

Weiter gab es nichts mehr; er wußte nur, daß das fünfte Korps dort unter den Wällen lagern mußte, daß das erste sich vom Garennegehölz bis an das Dorf la Moncelle erstreckte, während das zwölfte auf der andern Seite die Stadt Bazeilles besetzt hielt; und dies Ganze schlief; von den ersten bis zu den letzten Zelten stieg über eine Meile hin diese ruhige, leichte Bewegung aus dem unbestimmten Grunde des Dunkels empor. Auf der andern Seite lag dann ein anderes Unbekanntes, von dem zuweilen so ferne, leichte Geräusche zu ihm hinübertönten, daß er sie für sein eigenes Ohrensausen hätte halten mögen: verhallender Galopp von Kavallerie, schwaches Rollen von Artillerie und vor allem der gewichtige Marschtritt von Menschen, das Hinüberquellen dieses schwarzen, menschlichen Ameisenhaufens über die Höhen, diese Einschnürung, die auch die Nacht nicht aufhalten konnte. Und verlöschten dort unten nicht ganz plötzlich Feuer, tönten nicht hier und da Schreie, wuchs nicht die Angst und erfüllte diese letzte Nacht mit furchtbarer Erwartung des Tages?

Maurice hatte tastend Jeans Hand gefaßt. Nun endlich fühlte er sich ruhiger und schlief ein. Und nun tönten nur noch aus der Ferne von einem Glockenturm in Sedan die Stunden eine nach der andern herüber.

# Zweiter Teil

## I

Eine heftige Erschütterung ließ Weiß in der kleinen, dunklen Kammer in Bazeilles aus dem Bette springen. Er horchte; das waren Geschütze. Mit tastender Hand mußte er Licht machen, um nach der Uhr sehen zu können: vier Uhr, der Tag brach gerade an. Lebhaft griff er nach seinem Kneifer und warf einen Blick über die große, quer durch den Ort nach Douzy führende Straße; aber die war voll einer Art dicken Dunstes, und es war nichts zu erkennen. Er ging daher in das andere Zimmer, dessen Fenster über die Wiesen nach der Maas hinausging; und nun sah er, daß es vom Flusse aufsteigende Morgennebel waren, die den Horizont bedeckten. Dort hinten, von der andern Seite des Flusses, hinter diesem Vorhang her, donnerte das Geschütz noch stärker. Mit einem Male antwortete eine französische Batterie aus so großer Nähe und mit derartigem Getöse, daß die Mauern des kleinen Hauses erzitterten.

Das Haus der Weiß lag ungefähr in der Mitte von Bazeilles, etwas rechts, ehe man an den Kirchenplatz kommt. Die Hauptseite lag etwas zurück und ging mit ihrem einzigen, von einem Boden überragten Stockwerk nach der Straße

hinaus; hinter ihm aber lag ein ziemlich großer Garten, der nach dem Flusse hin abfiel und von dem aus man einen weiten Rundblick über die Hügel von Remilly bis Frénois besaß. Weiß hatte sich in der Hitze als neuer Hauseigentümer erst gegen zwei Uhr morgens hingelegt, nachdem er alle Vorräte im Keller versteckt und alles mit vieler Überlegung so gut wie möglich gegen Kugeln geschützt hatte, indem er die Fenster mit Matratzen verstellte. Der Zorn stieg in ihm empor, wenn er daran dachte, die Preußen könnten dies Haus plündern, nach dem er sich so lange gesehnt hatte, das so schwer erworben war und an dem er erst so wenig Freude gehabt hatte.

Aber von der Straße her rief eine Stimme nach ihm:

„He, Weiß, hören Sie wohl?"

Er entdeckte unten Delaherche, der auch in seiner Färberei hatte schlafen wollen, einem großen, unmittelbar an sein Haus anstoßenden Backsteinbau. Alle Arbeiter waren übrigens geflohen und hatten durch die Wälder belgisches Gebiet gewonnen; als Wächterin war nur die Schließerin dageblieben, die Witwe eines Maurers, Françoise Quittard mit Namen. Auch sie wäre wohl zitternd und bestürzt mit den andern geflohen, wäre nicht ihr Junge, der kleine August, ein zehnjähriges Kind, so schwer an Typhus erkrankt, daß sie ihn nicht wegbringen konnte.

„Hören Sie," wiederholte Delaherche, „es geht offenbar los ... Das Vernünftigste ist wohl, wir gehen sofort nach Sedan zurück."

Weiß hatte seiner Frau fest versprochen, beim ersten Anzeichen ernster Gefahr Bazeilles zu verlassen, und er war auch bestimmt entschlossen, sein Wort zu halten. Aber das war ja erst ein Artilleriekampf auf große Entfernung, bei diesem Morgennebel etwas auf gut Glück.

„Ach zum Teufel," antwortete er, „lassen Sie uns doch warten, das eilt ja nicht."

Delaherches Neugier war übrigens so lebhaft erregt, daß sie ihn ganz tapfer machte. Er hatte kein Auge geschlossen, solchen Anteil nahm er an den Vorbereitungen zur Verteidigung. General Lebrun, der das zwölfte Korps befehligte, hatte die Nachricht bekommen, er würde in aller Frühe angegriffen werden, und hatte die Nacht dazu benutzt, sich in Bazeilles zu verschanzen, da er vom Kaiser den Befehl erhalten hatte, es um jeden Preis zu halten. Barrikaden versperrten Wege und Straßen; Besatzungen von ein paar Mann hielten alle Häuser; jedes Gäßchen und jeder Garten war in eine Festung umgewandelt. Und seit drei Uhr standen die ohne jedes Geräusch geweckten Truppen in ihren Gefechtsstellungen, die Chassepots waren frisch eingefettet und die Patronentaschen mit den vorschriftsmäßigen achtzig Patronen gefüllt. Der erste Kanonenschuß des Feindes hatte denn auch niemand überrascht, und die weiter rückwärts zwischen Balan und Bazeilles aufgestellten französischen Batterien hatten sofort geantwortet, um zu zeigen, daß sie da waren, denn sie schossen bei dem Nebel lediglich nach dem Gefühl.

„Wissen Sie," fing Delaherche wieder an, „die Färberei wird kräftig verteidigt werden ... Ich habe einen ganzen Zug drin. Sehen Sie sich das mal an."

Tatsächlich hatte man einige vierzig Marineinfanteristen dort untergebracht, an deren Spitze ein Leutnant stand, ein großer, blonder, noch recht junger Bursche von tatkräftigem, hartnäckigem Aussehen. Seine Leute hatten schon von dem Gebäude Besitz ergriffen; einige waren dabei, Schießscharten in die Fensterläden im ersten Stock nach der Straße hinaus anzubringen; andere schlugen unten Schar-

ten in die Hofmauer, die die Wiesen nach hinten hinaus beherrschte.

Mitten im Hofe fanden Delaherche und Weiß hier den Leutnant, der zusah und den Morgennebel in der Ferne beobachtete.

„Der verfluchte Nebel!" murmelte er. „Wir können uns doch nicht nach dem Gefühl schlagen."

Nach einer Pause sagte er dann ohne jeden augenscheinlichen Übergang:

„Was für einen Tag haben wir eigentlich heute?"

„Donnerstag", antwortete Weiß.

„Richtig, Donnerstag ... Hol' mich der Teufel, so lebt man ohne jede Ahnung, als wäre die ganze Welt gar nicht mehr da!"

In diesem Augenblick tönte in das ununterbrochen fortdauernde Grollen der Geschütze lebhaftes Gewehrfeuer hinein, unmittelbar am Rande der Wiesen in ungefähr fünf- oder sechshundert Meter Entfernung. Und da war es wie auf dem Theater: die Sonne ging auf, die Maasnebel flogen wie in feinen Tüllfetzen davon, der blaue Himmel erschien und breitete sich in fleckenloser Klarheit aus. Es war der ausgesucht schöne Morgen eines wunderbaren Sommertages.

„Ach!" rief Delaherche, „sie kommen über die Eisenbahnbrücke. Sehen Sie, wie sie am Bahndamm entlang vorwärtszukommen suchen ... Das ist aber doch zu dumm, daß die Brücke nicht gesprengt worden ist!"

Der Leutnant gab seinen Zorn durch eine stumme Bewegung zu erkennen. Die Minenschächte waren schon geladen, erzählte er; nachdem man aber gestern vier Stunden um den Wiederbesitz der Brücke gefochten hatte, war vergessen worden, sie anzuzünden.

„Das ist so unser Glück", sagte er in seiner kurzen Art.

Weiß sah hinüber und versuchte sich klar zu werden. Die Franzosen hielten in Bazeilles eine sehr feste Stellung besetzt. Das auf beiden Seiten der Straße nach Douzy erbaute Dorf beherrschte die Ebene; um zu ihm zu gelangen, gab es, wenn man sich links am Schlosse vorbei hielt, nur diese eine Straße, während eine andere, die rechts nach der Eisenbahnbrücke führte, sich am Kirchenplatze gabelte. Die Deutschen mußten also über Wiesen und Äcker, deren weite Flächen, ohne irgendwelchen Schutz zu bieten, sich an der Maas und der Eisenbahnlinie entlangzogen. Bei ihrer wohlbekannten, gewohnheitsmäßigen Klugheit war es daher wenig wahrscheinlich, daß der vorauszusehende Angriff sich auf dieser Seite vollziehen werde. In immer tieferen Massen entwickelten sie sich trotz des Gemetzels, das die am Eingang von Bazeilles aufgestellten Mitrailleusen in ihren Reihen anrichteten, auf die Eisenbahnbrücke zu; die hinüber waren, schwärmten sofort in Schützenlinien zwischen den wenigen Weiden aus, zogen sich zu Abteilungen wieder zusammen und gingen vor. Dorther kam das zunehmende Gewehrfeuer.

„Aha!" bemerkte Weiß, „das sind Bayern. Ich erkenne ganz deutlich ihre Raupenhelme."

Er glaubte aber auch zu bemerken, daß weitere hinter der Eisenbahnlinie halb verborgene Gruppen sich gegen ihre Rechte hinzogen und einige entfernt stehende Bäume zu gewinnen suchten, um sich von dort aus durch eine schräg gerichtete Bewegung wieder gegen Bazeilles zu wenden. Gelang es ihnen, sich derart in den Schutz des Parkes von Montivilliers zu bringen, dann konnte der Ort genommen werden. Das fuhr ihm rasch und ohne bestimmte Form anzunehmen durch den Sinn. Es verwischte sich

aber, als nun der von vorn kommende Angriff kräftiger wurde.

Er hatte sich lebhaft nach den Höhen von Floing umgedreht, die man sich im Norden über der Stadt erheben sah. Von dorther hatte gerade eine Batterie ihr Feuer eröffnet, der Pulverqualm stieg in den klaren Sonnenschein, während jeder Knall ganz deutlich herübertönte. Es mochte fünf Uhr sein.

„Na ja!" murmelte er, „der Tanz wird allgemein."

Der Leutnant der Marineinfanterie, der ebenfalls dort hinübersah, machte eine höchst bestimmte Handbewegung, während er sagte:

„Der Schlüsselpunkt ist Bazeilles. Hier muß sich das Schicksal der Schlacht entscheiden."

„Glauben Sie?" rief Weiß.

„Ganz zweifellos. Der Marschall glaubt das auch ganz sicher. Er kam gestern abend noch und befahl uns, uns eher bis auf den letzten Mann totschlagen zu lassen, als die Stadt besetzen zu lassen."

Weiß nickte mit dem Kopfe und ließ seinen Blick rundum schweifen; dann sagte er mit stockender Stimme wie zu sich selbst:

„Jawohl! nein, gar nicht jawohl! hier nicht ... Ich habe Angst vor was anderm, ja! ich mag es gar nicht mal recht sagen ..."

Und dann schwieg er. Er öffnete nur seine Arme weit wie die Backen eines Schraubstockes; und indem er sich gegen Norden wandte, brachte er seine Hände wieder zusammen, als ob die Backen des Schraubstockes sich plötzlich schlössen.

Seit gestern war diese Befürchtung in ihm emporgestiegen, da er die Umgebung kannte und sich über die Bewegungen

der beiden Heere klar geworden war. Und auch jetzt wieder, wo die weite Ebene sich in strahlendem Sonnenschein ausbreitete, richteten sich seine Blicke auf die Hügel am linken Flußufer, über die einen Tag und eine Nacht lang das schwarze Ameisengekribbel der deutschen Truppen hinübergeströmt war. Eine Batterie feuerte von oberhalb Remilly. Eine andere, deren erste Granaten jetzt herüberkamen, hatte bei Pont-Maugis am Flußufer Stellung genommen. Er legte seinen Kneifer zusammen, so daß ein Glas über das andere kam, um die bewaldeten Abhänge besser absuchen zu können; er fand aber nur die kleinen hellen Rauchwölkchen der Geschütze, mit denen sich jetzt von Minute zu Minute die Höhen umsäumten: wo mochte sich augenblicklich der Menschenstrom anstauen, der dort hinten heruntergeflossen war? Nur auf der Marfée oberhalb von Noyers und Frénois fand er schließlich an der Ecke eines Fichtenwaldes eine Gruppe von Uniformen und Pferden heraus, ohne Zweifel Offiziere eines Stabes. Weiterhin schnitt dann die Maasschleife den Rundblick ab, und auf dieser Seite gab es keine andere Rückzugslinie als über eine enge, dem Passe von Saint-Albert folgende Straße zwischen dem Flusse und dem Ardennenwalde. Gestern hatte er auch gewagt, einen General, den er zufällig in einem Hohlwege im Givonnegrunde getroffen hatte, auf diese einzige Rückzugslinie hin anzureden; er hatte nachher erfahren, daß es General Ducrot, der Führer des ersten Korps, gewesen sei. Falls das Heer sich nicht sofort über diese Straße zurückzöge, wenn es abwartete, bis die Preußen bei Donchery über die Maas gingen und ihm diesen Durchgang abschnitten, dann würde es sicherlich festgenagelt und gegen die Grenze in die Enge getrieben werden. Am Abend war es schon zu spät, es wurde mit Bestimmtheit behauptet, Ulanen

hätten sich der Brücke bemächtigt; wieder ein Fall, in dem eine Brücke nicht gesprengt wurde, diesmal, weil man nicht an das nötige Pulver gedacht hatte. Voller Verzweiflung sagte Weiß sich, der Menschenstrom, das schwarze Ameisengewimmel müsse sich in der Ebene von Donchery auf dem Marsche gegen den Paß von Saint-Albert befinden und seine Vorhut auf Saint-Menges und Floing vorschieben, wohin er gestern abend Jean und Maurice gebracht hatte. In dem blendenden Sonnenschein kam ihm der Kirchturm von Floing sehr weit entfernt, wie eine feine, weiße Nadel vor.

Im Osten lag dann die andere Backe des Schraubstockes. Wenn er im Norden die Schlachtlinie des siebenten Korps von der Hochebene von Illy bis zu der von Floing verfolgte, die vom fünften, das man als Reserve unter den Wällen aufgestellt hatte, nur schwach unterstützt wurde, dann konnte er unmöglich ahnen, was am Givonnegehölz entlang vorging, wo das erste Korps vom Garennegrunde bis zu dem Dorfe Daigny eingesetzt war. Aber das Geschütz donnerte auch aus dieser Richtung, der Kampf mußte im Chevaliergehölz vor dem Dorfe entbrannt sein. Er fühlte sich dadurch beunruhigt, daß seit gestern Bauern durch Zeichen die Ankunft von Preußen in Francheval gemeldet hatten, so daß also die Bewegung, die sich im Westen bei Donchery vollzog, im Osten bei Francheval in gleicher Weise stattfand und die Backen des Schraubstockes sich also dort hinten im Norden auf dem Kalvarienberge von Illy schließen mußten, falls der doppelte Umgehungsmarsch nicht aufgehalten würde. Von Militärwissenschaft verstand er nichts, er besaß lediglich seinen gesunden Menschenverstand; aber er zitterte, wenn er auf dies Riesendreieck sah, dessen eine Seite die Maas bildete, während die andern beiden im Norden durch das siebente, im Osten

durch das erste Korps dargestellt wurden, wogegen das zwölfte im Süden in Bazeilles den äußersten Winkel hielt, und alle drei sich den Rücken zudrehten und, wie oder warum wußte man nicht, auf einen Feind warteten, der von allen Seiten herankam. Mitten drin lag wie auf dem Grunde eines Verließes die Stadt Sedan mit ihrer Bewaffnung von nichtgebrauchsfähigen Geschützen und ohne Schießbedarf und Lebensmittel.

„Verstehen Sie wohl," sagte Weiß und wiederholte seine Bewegung, indem er die Arme weit auseinanderbreitete und die Hände dann wieder zusammenbrachte, „so wird's gehen, wenn unsere Generäle sich nicht vorsehen ... Mit Ihnen hier in Bazeilles treiben sie nur ihren Scherz ..."

Aber er drückte sich schlecht und unklar aus, und der Leutnant, der das Gelände nicht kannte, vermochte ihn nicht zu verstehen. Er zuckte also ungeduldig die Achseln und sah voller Mißachtung auf diesen Bürger im Überzieher und Kneifer, der es besser wissen wollte als der Marschall. Als Weiß wieder davon redete, der Angriff auf Bazeilles bezwecke nichts weiter als eine Ablenkung und die Verheimlichung des wirklichen Planes, wurde er ärgerlich und rief schließlich:

„Lassen Sie uns doch in Ruh'! ... Wir werden Ihre Bayern schon in die Maas schmeißen, und Sie werden ja sehen, wie wir mit uns spaßen lassen!"

Seit einiger Zeit schienen die feindlichen Schützen näher heranzuschwärmen; mit mattem Geräusch trafen einzelne Kugeln auf das Ziegelmauerwerk der Färberei; und durch die kleine Hofmauer geschützt, begannen die Soldaten nun zu antworten. Jede Sekunde ertönte der Knall eines Chassepots trocken und scharf.

„Sie in die Maas schmeißen, ja, natürlich!" murmelte

Weiß, „und ihnen über ihre Leichen weg den Weg nach Carignan wiedernehmen, das wäre sehr fein!"

Dann wendete er sich zu Delaherche, der sich hinter der Pumpe versteckt hatte, um die Kugeln zu vermeiden:

„Einerlei, der richtige Plan wäre gewesen, gestern abend nach Mézières durchzubrennen; ich stände in ihrer Stelle lieber da hinten ... Aber schließlich müssen sie jetzt fechten, da nun der Rückzug ja doch unmöglich geworden ist."

„Kommen Sie mit?" fragte Delaherche, der trotz seiner brennenden Neugierde allmählich blaß wurde. „Wenn wir noch länger warten, kommen wir nicht mehr nach Sedan hinein."

„Ja, eine Minute noch, und ich gehe mit Ihnen."

Trotz der Gefahr reckte er sich in die Höhe, denn er wollte sich unbedingt Klarheit verschaffen. Zur Rechten schützten die auf Befehl des Gouverneurs überschwemmten Wiesen die Stadt, ein weiter See, der sich von Torcy bis Balan ausdehnte: eine unbewegliche, in der Morgensonne zart blau erscheinende Wasserfläche. Aber am Eingange von Bazeilles hörte das Wasser auf, und die Bayern rückten tatsächlich durch die Büsche vor, indem sie sich jeden kleinsten Graben und den dünnsten Baum zunutze machten. Sie mochten fünfhundert Meter entfernt sein; was ihn am meisten in Erstaunen versetzte, war die Langsamkeit ihrer Bewegungen, die Geduld, mit der sie Boden gewannen, indem sie sich so wenig Blößen wie möglich gaben. Eine mächtige Artillerie unterstützte sie übrigens, und die frische, reine Luft war vom Sausen der Granaten erfüllt. Er sah wieder auf und bemerkte, daß nicht nur die Batterie von Pont-Maugis auf Bazeilles feuerte: zwei andere auf der halben Höhe des Liry aufgestellte hatten ihr Feuer eröffnet und bestrichen den Ort, ja, sie fegten sogar

noch über ihn hinweg auf die nackten Äcker von la Moncelle, wo die Reserven des zwölften Korps lagen, und bis an die bewaldeten Abhänge von Daigny heran, das eine Division des ersten Korps besetzt hielt. Schließlich waren alle Gipfel auf dem linken Ufer in Flammen gehüllt. Die Geschütze schienen aus dem Boden hervorzuwachsen, es war wie ein sich immer mehr erweiternder Gürtel: eine Batterie bei Noyers feuerte auf Balan, eine bei Wadelincourt auf Sedan, eine ganz furchtbare Batterie bei Frénois unterhalb der Marfée, deren Granaten über die Stadt weggingen und unter den Truppen des siebenten Korps barsten, auf die Hochebene von Floing. Diese Hügel, die er so liebte, diese Reihe von Gipfeln, die er immer nur als zum Vergnügen geschaffen angesehen hatte, wie sie das Tal in der Ferne so mit ihrem fröhlichen Grün abschlossen, die sah Weiß jetzt nur noch mit Schrecken und Angst an, denn sie waren mit einem Schlage zu einer schrecklichen, riesenhaften Festung geworden, die sich anschickte, die nutzlosen Befestigungen von Sedan zu vernichten.

Ein leichtes Herabrieseln von Putz ließ ihn den Kopf heben. Eine Kugel hatte eine Ecke seines Hauses mitgenommen, dessen Schauseite er jenseits der gemeinschaftlichen Brandmauer sehen konnte. Das brachte ihn sehr auf, und er brummte:

„Wollen die Räuber mir das zerstören!"

Aber noch ein mattes Geräusch hinter ihm setzte ihn in Erstaunen. Und als er sich umdrehte, sah er einen Soldaten mitten ins Herz getroffen auf den Rücken fallen. Die Beine zuckten noch einmal leicht zusammen; das Gesicht aber behielt, wie bei einem vom Blitze Erschlagenen, seine jugendliche Ruhe. Das war der erste Tote, und er fühlte sich beson-

ders durch das Geräusch des auf das Pflaster des Hofes aufschlagenden Chassepots erschüttert.

„Ach nein, ich gehe!“ stotterte Delaherche. „Wenn Sie nicht kommen, gehe ich allein.“

Der Leutnant, den sie nervös machten, fuhr dazwischen.

„Sie täten sicher am besten, wenn Sie gingen, meine Herren ... Wir können jeden Augenblick angegriffen werden.“

Weiß entschloß sich nun, nachdem er noch einen Blick auf die Wiesen geworfen hatte, wo die Bayern Boden gewannen, Delaherche zu folgen. Sowie er aber in der Straße war, wollte er erst noch sein Haus doppelt abschließen; und er hatte seinen Teilhaber schon eingeholt, als ein neues Schauspiel sie beide festhielt.

Am Ende der Straße, ungefähr dreihundert Meter von ihnen, wurde der Kirchenplatz in diesem Augenblick von einer starken bayerischen Abteilung angegriffen, die aus dem Wege von Douzy hervorbrach. Das mit der Verteidigung des Platzes betraute Marineinfanterieregiment schien einen Augenblick sein Feuer zu verlangsamen, wie um sie vorwärtskommen zu lassen. Als sie dann ihm unmittelbar gegenüber in dichten Massen herankamen, führte es mit einem Male eine ungewöhnliche und unvorgesehene Bewegung aus: die Mannschaften drückten sich auf beiden Seiten der Straße an die Häuser, viele warfen sich auch auf den Boden; und durch den so plötzlich entstandenen Zwischenraum spien am andern Ende in Batterien aufgestellte Mitrailleusen ihren Kugelhagel. Die feindliche Abteilung war von ihm wie weggefegt. Die Mannschaften waren mit einem Satze wieder auf den Beinen und gingen mit dem Bajonett auf die verstreuten Bayern los, die sie über Kopf hinauswarfen. Zweimal wiederholte sich dieser Vorgang mit dem gleichen Erfolge.

In einem kleinen Hause an der Straßenecke waren drei Frauen zurückgeblieben; mit vergnügten Gesichtern lachten sie wie bei einem Schauspiel und klatschten von einem der Fenster aus Beifall.

„Ach verflucht!" sagte Weiß mit einem Male. „Ich habe vergessen, die Kellertür zuzumachen und den Schlüssel mitzunehmen ... Warten Sie, das dauert nur eine Minute."

Dieser erste Angriff schien abgeschlagen, und Delaherche, den die Neugier wieder packte, empfand weniger Eile. Er stand vor seiner Färberei und plauderte mit der Schließerin, die einen Augenblick auf die Schwelle des von ihr bewohnten Zimmers im Erdgeschoß getreten war.

„Meine arme Françoise, Sie sollten mit uns kommen. Eine Frau mitten unter diesen Greueln, das ist doch schrecklich!"

Zitternd hob sie die Arme.

„Ach, Herr! wenn mein kleiner August nicht so krank wäre, wäre ich ja ganz sicher ausgerissen ... Kommen Sie doch mal herein, Herr, Sie sollen ihn mal sehen."

Er ging nicht hinein, sondern streckte nur den Kopf vor und nickte, als er den Jungen mit fieberglühendem Gesicht in einem schönen weißen Bett liegen sah, von wo aus er seine Mutter starr mit brennenden Augen ansah.

„Ja natürlich!" fing er wieder an, „aber warum bringen Sie ihn nicht weg? Ich werde Sie schon in Sedan unterbringen ... Wickeln Sie ihn in eine warme Decke und kommen Sie mit uns."

„Ach nein, Herr! das ist nicht möglich. Der Doktor hat mir gesagt, ich würde ihn umbringen ... Wenn sein armer Vater doch noch lebte! Aber wir beiden sind ganz allein, wir müssen einer für den andern leben ... Und die Preußen da werden

doch einer alleinstehenden Frau mit einem kranken Kinde nichts zuleide tun."

In diesem Augenblicke kam Weiß zurück und war sehr befriedigt darüber, wie er alles bei sich verrammelt hatte.

„Wenn sie da hereinkommen wollen, müssen sie erst alles zerschlagen ... Nun vorwärts! und das wird gar nicht mal sehr angenehm sein, lassen Sie uns an den Häusern entlanggehen, wenn wir nichts abkriegen wollen."

Der Feind mußte wohl tatsächlich einen neuen Angriff vorbereiten, denn das Gewehrfeuer verdoppelte sich und das Sausen der Granaten hörte gar nicht auf. Zwei waren schon in etwa hundert Metern von ihnen auf die Straße gefallen; eine andere grub sich in die weiche Erde eines Gartens neben ihnen ein, ohne zu platzen.

„Ach warten Sie mal, Françoise," begann er wieder, „ich möchte nur Ihrem kleinen August einen Kuß geben ... Aber heute geht's ihm ja gar nicht so schlecht, noch ein paar Tage so, und er ist außer Gefahr ... Behalten Sie nur guten Mut, vor allem aber gehen Sie schnell wieder hinein und stecken Sie nicht die Nase heraus."

Endlich gingen die beiden Männer.

„Auf Wiedersehen, Françoise."

„Auf Wiedersehen, meine Herren."

In derselben Sekunde gab es einen fürchterlichen Krach. Eine Granate hatte erst den Schornstein eines Nachbarhauses von Weiß abgeschlagen und war dann auf den Fußsteig gefallen, wo sie mit einem derartigen Knall barst, daß alle Fensterscheiben der Nachbarschaft zersprangen. Zunächst verhinderte dicker Staub, ein schwerer Rauch jede Sicht. Dann kam die aufgerissene Hauswand zum Vorschein; und dort lag Françoise tot über die Schwelle geworfen mit zerbrochenen

Hüften und zerschmettertem Kopf, ein über und über roter, gräßlich anzusehender Haufen Menschenfleisch.

Wütend rannte Weiß ihr zu hin. Er stotterte und konnte nur noch fluchen.

„Herrgott nochmal! Herrgott nochmal!"

Ja, sie war vollständig tot. Er beugte sich nieder und befühlte ihre Hände; und als er sich wieder aufrichtete, traf er auf das Gesicht des kleinen August, der den Kopf erhoben hatte, um nach seiner Mutter zu sehen. Er sagte nichts, er weinte nicht, er riß nur seine fiebrigen Augen unmäßig weit auf vor diesem schrecklichen Gebilde, das er nicht kannte.

„Herrgott nochmal!" schrie Weiß endlich, „jetzt morden sie schon Frauen!"

Er stand wieder aufrecht und schüttelte seine Faust gegen die Bayern, deren Helme jetzt wieder neben der Kirche zu erscheinen begannen. Und als er sah, daß das Dach seines Hauses durch den Schornstein halb eingeschlagen war, wurde er vollends wie verrückt vor Verzweiflung.

„Dreckige Schufte! Weiber bringt ihr um und mein Haus zerstört ihr! ... Nein! das geht nicht, ich kann nicht so weglaufen, ich bleibe!"

Er stürzte vorwärts und kam mit einem Satz mit dem Chassepot und der Patronentasche des getöteten Soldaten wieder. Um bei großen Gelegenheiten besonders deutlich sehen zu können, hatte er immer eine Brille bei sich, die er aus einer Art gefallsüchtigen, rührenden Schamgefühls mit Rücksicht auf seine junge Frau für gewöhnlich nicht trug. Mit sicherer Hand riß er seinen Kneifer ab und ersetzte ihn durch die Brille; und nun begann der dicke Bürger im Überzieher mit seinem gutmütigen, von Zorn entstellten Gesicht, fast komisch und doch großartig in seiner Vaterlandsliebe, in den

Haufen der Bayern am Ende der Straße hineinzufeuern. Das läge ihm so im Blut, behauptete er; infolge der Erzählungen von 1814, mit denen er von Kindheit auf dort unten im Elsaß großgepäppelt war, brannte er vor Begierde, ein paar von ihnen niederzustrecken.

„Oh, die dreckigen Schufte! Diese dreckigen Schufte!"

Und er schoß immerzu, so rasch, daß der Lauf seines Chassepots ihm schließlich die Finger verbrannte.

Der Angriff mußte furchtbar werden. Von den Wiesen her hatte das Gewehrfeuer aufgehört. Die Bayern hatten sich in den Besitz eines schmalen, von Weiden und Pappeln umsäumten Baches gesetzt und gingen nun daran, ihren Angriff gegen die den Kirchenplatz verteidigenden Häuser vorzutragen; ihre Schützenschwärme hatten sich vorsichtig zurückgezogen; nur die Sonne lag wie ein goldener Schleier auf der riesigen Wiesenfläche, in der die Körper ein paar gefallener Soldaten dunklere Flecken bildeten. Der Leutnant kam gerade aus dem Hofe der Färberei heraus; er hatte nur einen Posten dort gelassen, da er begriff, daß die Hauptgefahr nunmehr von der Straßenseite drohte. Rasch stellte er seine Leute an dem Fußsteige entlang auf und befahl ihnen, wenn der Feind sich des Platzes bemächtigen sollte, sich im ersten Stock des Gebäudes zu verschanzen und sich dort bis zur letzten Patrone zu verteidigen. Auf der Erde liegend, hinter sich den Prellstein deckend und die kleinsten Erhöhungen ausnützend, schossen die Leute ganz selbständig; und über den breiten, sonnenüberströmten verlassenen Weg fegte ein bleierner Orkan zwischen Rauchstreifen hin wie ein von starker Brise gejagter Hagelschauer. Da sah man ein junges Mädchen in kopflosem Rennen über den Weg laufen, ohne getroffen zu werden. Dann erhielt ein alter Mann, ein in seine Bluse ge-

kleideter Bauer, der unbedingt sein Pferd in den Stall bringen wollte, eine Kugel mitten in die Stirn, und zwar mit solcher Gewalt, daß er bis mitten auf die Straße geschleudert wurde. Nun wurde das Kirchendach durch einen Granattreffer abgedeckt. Zwei andere setzten ein paar Häuser in Brand, die unter dem Krachen ihres Gebälkes in hellen Flammen aufgingen. Und die arme, neben ihrem kranken Kinde zerschmetterte Françoise, der Bauer mit seiner Kugel im Schädel, die Zerstörungen dieser Brände brachten die paar Einwohner, die lieber hier sterben als sich nach Belgien retten wollten, vollends außer sich. Bürger, Arbeiter, Leute im Überzieher und im Bauernkittel schossen wie verrückt aus den Fenstern.

„Oh, die Banditen!" schrie Weiß, „sie haben uns umgangen ... Ich habe es wohl gemerkt, wie sie sich an der Bahn entlang schlichen ... Halt! sehen Sie sie da hinten links?"

Tatsächlich brach jetzt Gewehrfeuer hinter dem Park von Montivilliers los, dessen Bäume bis an die Straße heranreichten. Wenn die Feinde sich dieses Parks bemächtigten, war Bazeilles genommen. Aber die Heftigkeit des Feuers allein bewies schon, daß der Kommandant des zwölften Korps die Bewgung hatte kommen sehen und daß der Park verteidigt wurde.

„Passen Sie doch auf, Tolpatsch!" rief der Leutnant und zwang Weiß, sich gegen die Mauer zu drücken, „Sie werden ja mitten durchgeschnitten."

Der dicke, so tapfere Mensch mit seiner Brille hatte schließlich doch seine Teilnahme erweckt, wenn er auch über ihn lachen mußte; und als er eine Granate kommen hörte, brachte er ihn in Sicherheit, als ob er sein Bruder wäre. Das Geschoß fiel etwa zehn Schritt von ihnen nieder und überdeckte sie

beide beim Platzen mit Sprengstücken. Der Bürger blieb ohne jegliche Schramme stehen, dem Leutnant aber waren beide Beine zerschmettert.

„Na, schön!“ flüsterte er. „Ich hab' mein Teil!“

Er lag auf den Fußsteig hingestreckt und ließ sich gegen die Mauer lehnen, dicht neben der über ihre Schwelle hingestreckten Frau. Sein junges Gesicht aber behielt seinen tatkräftigen und hartnäckigen Ausdruck bei.

„Das macht nichts, Jungens, hört ihr wohl ... Schießt ganz ruhig, beeilt euch nicht. Ich werde euch schon sagen, wenn ihr mit dem Bajonett auf sie losgehen müßt.“

Und aufrechten Hauptes fuhr er fort, ihnen seine Befehle zu erteilen und den Feind in der Ferne zu beobachten. Ein anderes Haus ihnen gegenüber fing Feuer. Das Knattern des Gewehrfeuers und das Krachen der Granaten zerrissen die Luft, die sich mit Staub und Rauch anfüllte. An jeder Straßenecke stürzten Soldaten über Kopf, und Tote, hier einzelne, da in Haufen, bildeten dunkle, mit Rot überspritzte Flecken. Jenseits des Ortes stieg ein betäubender Lärm empor, die Drohung von Tausenden von Menschen, die sich auf die paar hundert zum Sterben entschlossenen Tapferen stürzen wollten.

Nun fragte Delaherche, der unaufhörlich nach Weiß gerufen hatte, noch ein letztes Mal:

„Kommen Sie nicht mit? ... Um so schlimmer! dann lasse ich Sie allein, leben Sie wohl!“

Es war jetzt ungefähr sieben Uhr, und er hatte schon zu lange gewartet. Solange er an den Häusern entlang kriechen konnte, benutzte er jede Tür und jeden Mauervorsprung und drückte sich bei jedem Schusse in die kleinsten Winkel. Er hätte nie geglaubt, daß er noch so jung und so beweglich wäre, mit

einer solchen hasenartigen Geschmeidigkeit flitzte er den Weg entlang. Aber am Ende von Bazeilles, als er auf ungefähr dreihundert Meter über die nackte, einsame Straße mußte, die die Batterien vom Liry fegten, da fühlte er, wie er klapperte, trotzdem er schweißüberströmt war. Einen Augenblick noch, und er kroch niedergebückt in einem Graben entlang. Dann rannte er wie toll geradeaus, die Ohren von donnergleichem Krachen erfüllt. Die Augen brannten ihm, und er glaubte in Flammen vorwärts zu laufen. Das ging so eine Ewigkeit. Plötzlich entdeckte er links ein kleines Haus; er stürzte sich auf diesen Schlupfwinkel los und fühlte seine Brust von einem Riesengewicht erleichtert. Leben umgab ihn, Menschen und Pferde. Zuerst erkannte er niemand. Aber was er dann sah, setzte ihn in Erstaunen.

War das nicht der Kaiser mit seinem ganzen Stabe? Er schwankte noch, obwohl er sich so damit brüstete, ihn zu kennen, seit er in Baybel beinahe zu ihm gesprochen hatte; dann aber blieb er mit offenem Munde stehen. Allerdings war das Napoleon III., und er kam ihm zu Pferde viel größer vor; sein Schnurrbart war derart gewichst und seine Backen hatten eine so lebhafte Farbe, daß er die Verjüngungsmittelchen sofort wie bei einem Schauspieler erkannte. Sicher hatte er sich schminken lassen, um seinen Truppen nicht den ganzen Schrecken seines blassen, von Leiden zerstörten Gesichts mit der spitzen Nase und den trüben Augen vorzuführen. Und da er nach fünf Uhr von dem Kampf um Bazeilles benachrichtigt worden war, kam er nun und sah aus wie ein stummes, trübseliges Gespenst, dessen Fleischfarbe man mit Hilfe von Zinnober wieder aufmuntern wollte.

Da lag eine Ziegelei, die Schutz bot. Der Kugelregen hatte von der andern Seite her ihre Mauern durchlöchert, und

Granaten schlugen jede Sekunde auf die Straße nieder. Die ganze Bedeckung hatte haltgemacht.

„Sire," murmelte eine Stimme, „es ist wirklich gefährlich hier."

Aber der Kaiser wandte sich um und befahl seiner Begleitung durch eine Handbewegung, in dem engen Gäßchen Stellung zu nehmen, das an der Ziegelei entlang lief. Dort mußten Menschen und Tiere vollständig in Deckung sein.

„Wahrhaftig, Sire, das ist Torheit ... Sire, wir flehen Sie an ..."

Er wiederholte nur seine Handbewegung, wie um anzudeuten, die Anwesenheit einer Gruppe von Uniformen auf dieser nackten Straße werde sicherlich die Aufmerksamkeit der Batterien auf dem linken Ufer auf sich ziehen. Und ganz allein ging er unter dem Kugel- und Granatenregen, ohne sich zu beeilen, weiter vor immer mit derselben trüben, gleichgültigen Miene, als ritte er seinem Schicksal entgegen. Zweifellos hörte er hinter sich die erbarmungslose Stimme, die ihn vorwärts trieb, den Ruf aus Paris: „Vorwärts! vorwärts! stirb als Held auf dem Leichenhügel deines Volkes. Zwinge die ganze Welt zu Rührung und Bewunderung, auf daß dein Sohn herrschen möge!" Er ritt weiter und trieb sein Pferd mit kleinen Schritten vorwärts. Ungefähr hundert Meter ging er so noch vorwärts. Dann hielt er und wartete auf das Ende, das er suchte. Wie ein Äquinoktialsturm pfiffen die Kugeln um ihn her, eine berstende Granate bewarf ihn mit Erde. Er wartete weiter. Sein Pferd sträubte die Mähne, ihm zitterte das ganze Fell in dem gefühlsmäßigen Zurückweichen vor dem Tode, der jede Sekunde an ihnen vorbeizog, aber weder den Herrn noch das Tier haben wollte. Nach unendlichem Warten begriff dann der Kaiser in seinem

ergebungsvollen Glauben an das Schicksal, hier werde es sich nicht erfüllen, und er ritt ruhig zurück, als hätte er nichts weiter gewollt, als die genaue Stellung der deutschen Batterien festzustellen.

„Sire, welcher Mut! ... Um Gottes willen, setzen Sie sich nicht weiter aus ..."

Aber mit einer neuen Handbewegung forderte er seinen Stab auf, ihm zu folgen, ohne ihn jedoch diesmal zu schonen, da er ja auch sich selbst nicht schonte; und so ritt er nach La Moncelle hinauf, querfeldein über die nackten Felder von La Rapaille. Ein Hauptmann wurde getötet, zwei Pferde brachen nieder. Die Regimenter des zwölften Korps, vor denen er vorbeizog, sahen ihn kommen und verschwinden wie eine Geistererscheinung, ohne ihn auch nur mit einem Zuruf zu begrüßen.

Diesen Vorgängen hatte Delaherche beigewohnt. Und er zitterte vor allem bei dem Gedanken, daß, sobald er die Ziegelei verlassen müßte, er sich wieder voll im Bereich der Geschosse befinden würde. Daher zögerte er und hörte einigen abgesessenen Offizieren zu, die dageblieben waren.

„Ich sage Ihnen, er ist glatt getötet worden. Eine Granate hat ihn mitten auseinandergerissen."

„Nein, ich habe ihn doch wegtragen sehen ... 'ne ganz harmlose Wunde, ein Riß im Hintern ..."

„Wann war es?"

„Um halb sieben ungefähr, vor einer Stunde ... Da oben dicht bei La Moncelle, in einem Hohlwege ..."

„Dann ist er also nach Sedan gebracht?"

„Gewiß, er ist in Sedan."

Von wem sprachen die wohl? Plötzlich begriff Delaherche, daß sie vom Marschall Mac Mahon sprachen, der bei einem

Gange zu den Vorposten verwundet worden war. Der Marschall verwundet! Da hatten wir wieder mal unser Glück, wie der Leutnant von der Marineinfanterie gesagt hatte. Und er überlegte noch die Folgen dieses Unglücksfalles, als ein Meldereiter mit verhängten Zügeln an ihm vorbeisauste und einem Kameraden, den er erkannt hatte, zuschrie:

„General Ducrot ist Oberbefehlshaber... Die ganze Armee soll sich auf Illy zu sammeln, um auf Mézières zurückzugehen!"

Der Meldereiter sauste bereits in der Ferne dahin und kam schon nach Bazeilles hinein, als das Feuer sich verdoppelte; währenddessen faßte Delaherche, voller Bestürzung über die außergewöhnlichen Nachrichten, die er so Schlag auf Schlag erfahren hatte, und angesichts des drohenden Umstandes, daß er in den Rückzug der Truppen mit hineingerissen werden könnte, den Entschluß, seinerseits bis Balan weiterzurennen, von wo er Sedan endlich ohne übermäßige Anstrengung erreichte.

In Bazeilles raste der Meldereiter auf der Suche nach Führern, denen er die Befehle überbringen konnte, immer weiter. Und die Nachrichten flogen auch, der Marschall Mac Mahon verwundet, General Ducrot zum Oberbefehlshaber ernannt, die ganze Armee auf dem Rückzug gegen Illy.

„Was? was heißt das?" schrie Weiß, der schon ganz schwarz von Pulverdampf war. „Jetzt sich auf Mézières zurückziehen! Aber das ist ja Wahnsinn! Nie kommen wir da durch!"

Er geriet in Verzweiflung und machte sich Gewissensbisse darüber, daß er dies gestern gerade dem General Ducrot empfohlen habe, der nun mit dem Oberbefehl betraut war. Gestern, gewiß, da gab es keinen andern Plan zu befolgen als den: den Rückzug, den sofortigen Rückzug durch den Paß von

Saint-Albert. Aber heute mußte der Weg ja doch versperrt sein, all das schwarze Ameisengewimmel von Preußen war doch dort hinten in der Ebene von Donchery versammelt. Und Torheit über Torheit, jetzt gab es nur noch eine Möglichkeit für ihre verzweifelte Tapferkeit, nämlich die, die Bayern in die Maas zu werfen und über sie hinweg den Weg auf Carignan zu gewinnen.

Weiß, der seinen Kneifer alle Augenblicke mit einer kleinen trockenen Handbewegung wieder zurechtrücken mußte, erklärte diese Sachlage dem Leutnant, der immer noch mit seinen zerbrochenen Beinen gegen die Tür gelehnt dasaß und leichenblaß gegen die Wirkung des Blutverlustes ankämpfte.

„Herr Leutnant, ich versichere Sie, ich habe recht ... Sagen Sie Ihren Leuten, daß sie nicht nachlassen. Sie sehen selbst, daß wir siegen. Noch eine Anstrengung, und wir werfen sie in die Maas!"

Tatsächlich war soeben der zweite Angriff der Bayern zurückgeschlagen worden. Von neuem hatten die Mitrailleusen den Kirchenplatz gefegt, und Haufen Toter überdeckten im Sonnenschein sein Pflaster; aus allen Gäßchen jagte man den fliehenden Feind mit dem Bajonett in einzelnen Gruppen über die Wiesen gegen den Fluß, und ganz gewiß wäre es zu vollster Auflösung gekommen, wenn frische Truppen die schon entkräfteten und stark mitgenommenen Mariner unterstützt hätten. Auf der andern Seite im Park von Montivilliers kam das Gewehrfeuer auch nicht recht in Gang, was bewies, daß auch auf dieser Seite Verstärkungen das Holz entsetzt hatten.

„Sagen Sie Ihren Leuten, Herr Leutnant ... Pflanzt das Bajonett auf! Pflanzt das Bajonett auf!"

Wachsbleich hatte der Leutnant nur noch die Kraft, mit

sterbender Stimme zu flüstern: „Hört ihr, Jungens, pflanzt das Bajonett auf!"

Das war sein letzter Atemzug; er starb, das Gesicht hartnäckig geradeaus gerichtet, die offenen Augen immer noch in die Schlacht starrend. Fliegen summten schon umher und setzten sich auf die zerschmetterte Stirn Françoises, während der kleine August sie in seinem Fieberwahn vom Bett aus rief und mit leiser, flehender Stimme um etwas zu trinken bat.

„Mutter, steh' doch auf, steh' doch auf ... Ich habe Durst, ich bin so durstig."

Aber der Befehl lautete ganz bestimmt, die Offiziere mußten zum Rückzug blasen lassen, wenn sie auch trostlos darüber waren, daß sie den Vorteil, den sie gerade zu erringen begannen, nicht weiter ausbeuten konnten. Augenscheinlich war General Ducrot von Furcht vor einer Umgehungsbewegung des Feindes besessen und opferte alles dem närrischen Versuch, sich seiner Umklammerung zu entziehen. Der Kirchenplatz wurde geräumt, von Gasse zu Gasse zogen die Truppen sich zurück, und bald war die Straße leer. Die Frauen fingen an zu schreien und zu seufzen, die Männer fluchten und schwenkten die Fäuste vor Zorn, als sie sich derart aufgegeben sahen. Viele schlossen sich in ihrem Hause ein mit dem Entschluß, es zu verteidigen und in ihm zu sterben.

„Ach was! ich werde doch nicht ausreißen!" schrie Weiß. „Nein, dann lasse ich mein Fell lieber hier ... Laß sie nur kommen und meine Sachen zerschlagen und meinen Wein trinken!"

Für ihn gab es in seiner Raserei nichts mehr als unauslöschlichen Kampfeszorn bei dem Gedanken, daß der Fremdling in sein Haus eindringen, sich in seinen Stuhl setzen, aus seinem Glase trinken könnte. Das hob ihn über sich selbst hin-

aus und wischte sein ganzes gewöhnliches Dasein, seine Frau, sein Geschäft, seine Klugheit als kleiner, verständiger Bürger vollkommen aus. Und so schloß er sich in seinem Hause ein und verschanzte sich drinnen, rannte wie ein Tier im Käfig aus einem Zimmer ins andere, um sicher zu sein, daß alle Öffnungen gut verstopft seien. Er zählte seine Patronen nach, er hatte noch etwa vierzig. Als er dann einen letzten Blick auf die Maaswiesen werfen wollte, um sich zu vergewissern, daß von den Wiesen her kein Angriff zu befürchten sei, hielt ihn der Anblick der Höhen auf dem linken Ufer abermals einen Augenblick fest. Rauchumhüllungen zeigten ganz klar die Stellungen der preußischen Batterien an. Und oberhalb der furchtbaren Batterie von Frénois, an der Ecke eines kleinen Gehölzes auf der Marfée, fand er die Gruppe von Uniformen wieder, zahlreicher jetzt und derart im hellen Sonnenscheine funkelnd, daß, als er seinen Kneifer über die Brille setzte, er ganz deutlich das Gold der Epauletten und der Helme unterscheiden konnte.

„Dreckige Schufte! dreckige Schufte!" wiederholte er mit ausgestreckter Faust.

Da oben auf der Marfée, das war der König Wilhelm mit seinem Stabe. Etwa um sieben Uhr war er von Vendresse herübergekommen, wo er geschlafen hatte, und befand sich dort oben außerhalb jeder Gefahr, denn vor ihm lag das ganze Maastal, ein schrankenloses Schlachtfeld. Wie ein riesiger Reliefplan reichte es von einem Ende des Horizontes zum andern; er aber stand auf seinem Hügel wie auf einem für ihn in dieser Riesenprunkloge bereitgehaltenen Throne und schaute zu.

In der Mitte hob sich von dem dunklen Hintergrunde des Ardenner Waldes, der wie ein altgrüner Vorhang am Hori-

zont aufgespannt schien, Sedan mit den geometrischen Linien seiner Befestigungen, die im Süden und Westen die überschwemmten Wiesen und der Fluß bespülten. In Bazeilles flammten bereits Häuser empor, der Staub der Schlacht hüllte den Ort mit seinem Dunst. Im Osten von La Moncelle bis La Givonne sah man sodann nur ein paar Regimenter des zwölften und des ersten Korps wie Insektenzüge sich über die Stoppelfelder hinziehen und zeitweilig in dem engen Tale verschwinden, in dem diese Weiler verborgen lagen; gegenüber lag die Rückseite der feindlichen Stellung auf hell erscheinenden Feldern, die das Chevaliergehölz mit seinen grünen Massen durchsetzte. Am besten aber konnte man im Norden das siebente Korps sehen, das mit seinen beweglichen schwarzen Punkten die Hochebene von Floing besetzt hielt, einen breiten Streifen rötlichen Geländes, der sich vom Garennegehölz bis zu den Büschen am Rande des Wassers hinabzog. Darüber hinaus lagen noch Floing, Saint-Menges, Fleigneur, Illy, lauter in den Wellen des Geländes versteckte Dörfer, die ganze Landschaft durchaus hügelig, von steilen Böschungen durchschnitten. Nach links kam dann auch die Maasschleife, deren ruhiges Wasser in der hellen Sonne wie blankes Silber erglänzte; sie versperrte mit ihrem weiten, träge fließenden Bogen den Weg nach Mézières vollständig und ließ zwischen ihrem Uferrande und den undurchdringlichen Wäldern nur den Paß von Saint-Albert als Durchgang offen.

Da lagen nun die hunderttausend Mann und fünfhundert Geschütze des französischen Heeres in diesem Dreieck übereinandergehäuft und umzingelt; und wenn der König von Preußen sich nach Westen wendete, dann erblickte er eine andere Ebene, die von Donchery, deren abgeerntete Felder sich gegen

Briancourt, Marancourt und Vrignes-aux-Bois erstreckten, eine Unendlichkeit grauer Felder, von denen der Staub in den blauen Himmel emporstieg; und wenn er sich nach Osten wendete, dann lag auch dort vor den eingezwängten französischen Linien die freie Unendlichkeit mit einem Gewimmel von Dörfern, Douzy und Carignan zunächst, dann sich allmählich gegen La Chapelle dicht an der Grenze hinaufziehend Rubécourt, Pourru-aux-Bois, Francheval, Villers-Cernay. Rings herum beherrschte er die Gegend, nach Gutdünken schob er die zweihundertundfünfzigtausend Mann und achthundert Geschütze seiner Heere vor und umspannte mit einem einzigen Blick ihren ungestümen Marsch. Von der einen Seite ging schon das elfte Korps gegen Saint-Menges vor, während das fünfte bei Vrignes-aux-Bois lag und die württembergische Division in der Nähe von Donchery wartete; und wenn ihm auch auf der andern Seite die Bäume im Wege waren, so ahnte er hier doch die Bewegungen des zwölften Korps und würde es bald aus dem Chavaliergehölz hervordringen sehen; und er wußte, die Garde müsse Villers-Cernay erreicht haben. Dies waren die Backen des Schraubstockes, die Heeresgruppe des Kronprinzen von Preußen links, die des Kronprinzen von Sachsen rechts, die sich öffneten und mit einer unwiderstehlichen Bewegung wieder schlossen, während die beiden bayrischen Korps sich auf Bazeilles stürzten.

Zu Füßen König Wilhelms donnerten von Frénois bis Remilly die Batterien fast ununterbrochen, ohne nachzulassen, und bedeckten La Moncelle und Daigny mit Granaten, fegten jenseits der Stadt Sedan die Hochebenen im Norden. Und es war kaum acht Uhr, und er wartete auf das unausbleibliche Ergebnis der Schlacht, die Augen auf dies Riesen-

schachbrett, das Gewimmel seiner Leute und die Wut der paar inmitten der ewig lächelnden Natur sich verlierenden schwarzen Punkte geheftet.

2

In dichtem Nebel blies der Hornist Gaude beim ersten Tagesgrauen auf der Hochebene von Floing mit aller Kraft zum Wecken. Aber die Luft war so mit Feuchtigkeit durchtränkt, daß die fröhlichen Klänge erstickten. Und die Mannschaften der Kompagnie, die nicht einmal mehr den Mut gehabt hatten, ihre Zelte aufzuschlagen, sondern sich in die Zeltbahnen gewickelt zum Schlafen in den Dreck gelegt hatten, wachten gar nicht auf; sie lagen mit blassen, von Ermattung und Schläfrigkeit verhärteten Gesichtszügen schon wie Leichen da. Man mußte sie einzeln aufrütteln und ihrem Nirwana entreißen; wie Auferstandene erhoben sie sich, leichenblaß, die Augen mit Schrecken vor dem Leben erfüllt.

Jean hatte Maurice geweckt.

„Was denn? Wo sind wir?"

Verstört sah er um sich und erblickte nichts als ein graues Meer, in dem die Schatten seiner Kameraden zu schwimmen schienen. Auf zwanzig Meter voraus konnte er nichts unterscheiden. Da er jede Möglichkeit verloren hatte, sich zurechtzufinden, wäre er nicht imstande gewesen zu sagen, auf welcher Seite Sedan läge. In diesem Augenblick aber schlug irgendwoher aus der Ferne Geschützdonner an sein Ohr.

„Ach ja, heute sollen wir ja fechten ... Um so besser, dann gibt's Schluß!"

Stimmen um ihn her sagten dasselbe; es lag wie eine düstere Genugtuung, wie Erlösung von einem Alpdruck in ihnen,

daß sie nun endlich die Preußen sehen sollten, die sie ja suchten und vor denen sie schon soviel tödlich lange Stunden flohen! Nun sollten sie also auf sie schießen und sich endlich der Patronen entledigen, die sie von so weither geschleppt hatten, ohne eine einzige abzubrennen. Diesmal, das fühlten alle, war die Schlacht unvermeidlich.

Aber von Bazeilles her tönte das Geschütz immer lauter, und Jean horchte im Stehen.

„Wo schießen sie?"

„Wahrhaftig!" antwortete Maurice, „mir kommt's vor, als wäre es nach der Maas hinüber ... Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich 'ne Ahnung habe, wo ich bin!"

„Höre, Junge," sagte der Korporal, „du gehst mir nicht von der Seite, denn das muß man verstehen, wenn man nicht böse eins abkriegen will ... Ich habe das ja schon gesehen und will die Augen für dich und mich offenhalten."

Die Korporalschaft fing indessen an zu brummen, weil sie sich ärgerte, daß sie nichts Warmes in den Magen zu bringen hatte. Keine Möglichkeit, ein Feuer anzuzünden ohne trockenes Holz und bei dem Dreckwetter! In demselben Augenblick, in dem die Schlacht begann, trat die Magenfrage gebieterisch, entscheidend wieder an sie heran. Helden waren sie vielleicht, aber erst kamen ihre Bäuche. Essen war ihr einziges Bedürfnis; und mit welcher Liebe schäumten sie den Topf an den Tagen ab, wenn es schöne Suppe gab! Wie kindisch, blindwütig waren sie, wenn es mal an Brot fehlte!

„Wenn's nichts zu essen gibt, kann man nicht fechten," erklärte Chouteau. „Gottes Donnerwetter soll mich erschlagen, wenn ich heute mein Fell dran wage!"

Der Umstürzler kam bei dem langen Teufel von Anstreicher, diesem Schwätzer vom Montmartre, wieder durch, bei dem

Kneipengelehrten, der seine paar hier und da aufgepickten verständigen Gedanken durch die Vermischung mit den schauderhaftesten Eseleien und Lügen verdarb.

„Haben sie uns übrigens nicht mit ihren Erzählungen von den verhungerten und todkranken Preußen veralbert, die nicht mal ein Hemd auf dem Leibe hätten und die man in dreckigen Lumpen wie Bettelvolk auf den Straßen fände?" fuhr er fort.

Loubet begann als richtiger Pariser Straßenbengel, der sich mit allen möglichen kleinen Geschäften der Hallen auf den Straßen herumgetrieben hatte, zu lachen.

„Ach Quatsch! Wir hier klappen vor Elend zusammen, und man sollte lieber uns einen Sou geben, wenn wir in unsern zerplatzten Pantinen und unsern beschissenen Klatern daherkommen . . . Und dann ihre großen Siege! Reizende Spaßvögel, wahrhaftig, wenn sie uns vorerzählen, Bismarck wäre beinahe gefangen worden und ein ganzes Heer wäre in einen Steinbruch geschmissen . . . Nein, die haben uns schön veralbert!"

Pache und Lapoulle hörten mit geballten Fäusten zu und nickten wütend mit dem Kopfe. Auch andere ärgerten sich, denn die Wirkung der ewigen Lügen der Tageszeitungen war endlich verhängnisvoll geworden. Jedes Zutrauen war ertötet, sie glaubten nichts mehr. Die Einbildungskraft dieser großen Kinder, die zuerst so reich an außerordentlichen Hoffnungen gewesen war, verfiel nun in ganz närrische Spukträume.

„Verflucht nochmal, das war nicht dumm!" fing Chouteau wieder an, „das ist doch klar, wir sind eben verkauft . . . Das wißt ihr alle ganz genau."

Lapoulle geriet mit seiner bäuerlichen Einfalt bei diesem Wort jedesmal ganz außer sich.

„Verkauft! Oh, müssen das Beester sein!"

„Verkauft, wie Judas seinen Herrn verkauft hatte", flüsterte Pache, dem Erinnerungen an die Heilige Geschichte in den Sinn kamen.

Chouteau triumphierte.

„Das ist doch ganz einfach, mein Gott! Wir wissen ja die Summen ... Mac Mahon hat drei Millionen gekriegt und die andern Generale jeder eine, dafür, daß sie uns hierher geschleppt haben ... Letzten Frühling haben sie das in Paris abgemacht; und heute nacht haben sie eine Rakete abgeschossen, um ihnen das Zeichen zu geben, daß alles fertig wäre und daß sie uns holen könnten."

Maurice wurde übel bei der Dummheit dieser Erfindung. Dank seiner Vorstadtkodderschnauze hatte Chouteau ihm zuerst Spaß gemacht, ihn beinahe gewonnen. Aber jetzt hielt er es mit diesem Wortverdreher nicht länger aus, dem schlechten Arbeiter, der jede Beschäftigung begeiferte, um sie andern zu verekeln.

„Was schwatzen Sie solche Dummheiten?" schrie er. „Sie wissen ganz genau, daß das nicht wahr ist."

„Was, nicht wahr? ... Also das ist nicht wahr, daß wir verkauft sind? ... He, sag' mal, du feiner Junge, gehörst du auch zu der Dreckbande von Schweinehunden, die uns verraten haben?"

Drohend kam er auf ihn zu.

„Weißt du, ich muß dir wohl mal erst sagen, mein Herr Bourgeois, daß wir mit dir auch noch fertig werden, ohne auf deinen Freund Bismarck zu warten."

Auch die andern fingen nun an zu brummen, und Jean glaubte dazwischenkommen zu müssen.

„Ruhe! Den ersten, der sich rührt, melde ich!"

Aber Chouteau grinste ihn an und gröhlte. Er kümmerte sich auch noch um seine Meldung! Er würde fechten oder nicht, wie es ihm paßte; und man brauchte ihm gar nicht erst dumm zu kommen, denn er hatte seine Patronen nicht bloß für Preußen. Nun die Schlacht begann, schmolz der Rest von Manneszucht, der bis dahin noch durch die Furcht aufrechterhalten war, dahin: was könnte man ihm denn tun? Er würde ausreißen, sowie er genug davon hätte. Und er wurde grob und hetzte die andern gegen den Korporal auf, der sie vor Hunger sterben ließe. Ja, es war nur seine Schuld, wenn die Korporalschaft seit drei Tagen nichts zu essen hatte, während die Kameraden Suppe und Fleisch gehabt hätten. Aber der Herr hatte sich mit dem feinen Jungen da bei Mädels herumgetrieben. Man hätte sie in Sedan wohl gesehen.

„Du hast das Geld der Korporalschaft durchgebracht; wag's doch mal und behaupte das Gegenteil, du altes Leckermaul!"

Dadurch verschlimmerte sich die Lage. Lapoulle ballte die Fäuste, und Pache, der trotz seines Sanftmutes vor Hunger den Verstand verlor, verlangte Erklärungen. Der Vernünftigste war noch Loubet, der mit seiner pfiffigen Miene zu lachen anfing und meinte, es wäre doch zu dumm, wenn Franzosen sich gegenseitig auffräßen, solange noch Preußen da wären. Er liebte keine Auseinandersetzungen, weder mit der Faust noch mit Flintenschüssen, und indem er auf die paar hundert Francs anspielte, die er als militärischer Ersatzmann bekommen hatte, fügte er hinzu:

„Ne wirklich, wenn sie glauben, daß mein Fell mir nicht mehr wert ist als das! ... Ich werde ihnen schön was verabreichen für ihr Geld!"

Aber Jean und Maurice waren durch diese letzten albernen Angriffe gereizt und entschuldigten sich mit einer hef-

tigen Erwiderung, als eine starke Stimme durch den Nebel tönte:

„Was ist da los? Was ist da los? Was sind das für dreckige Hanswurste, die sich da kabbeln?“

Und Leutnant Rochas erschien mit seinem vom Regen ausgewaschenen Käppi, an seinem Rocke fehlten die Knöpfe, und seine ganze magere, schlotterige Gestalt befand sich in einem bejammernswerten Zustande von Vernachlässigung und Elend. Trotzdem hatte er aber seine siegesgewisse Keckheit beibehalten, seine Augen leuchteten und sein Schnurrbart sträubte sich in die Höhe.

„Herr Leutnant, hier sind Leute, die herumschreien, wir wären verkauft ...“ antwortete Jean ganz außer sich. „Jawohl, unsere Generäle hätten uns verkauft ...“

Rochas' engem Schädel erschien dieser Gedanke an Verrat durchaus keine ganz unnatürliche Erklärung für alle die Niederlagen, die er nicht zugestehen wollte.

„Na ja! was geht das die denn an, ob sie verkauft sind? ... Ist das ihre Sache? ... Das hindert doch aber nicht, daß die Preußen nun da sind und daß wir ihnen eine 'runterhauen wollen, daß sie dran denken sollen.“

In der Ferne bei Bazeilles hinter dem dichten Nebelschleier kam das Geschütz gar nicht mehr zum Schweigen. Und mit einer großartigen Gebärde reckte er den Arm vor.

„Nicht wahr? diesmal geht's los! ... Nun wollen wir sie mal mit dem Kolben nach Hause jagen!“

Für ihn war alles ausgewischt, seit er Geschützdonner hörte: die Langsamkeit und Unbestimmtheit ihrer Märsche, die Entmutigung der Truppen, das Unglück bei Beaumont und schließlich die Todesqual dieses letzten, erzwungenen Rückzuges auf Sedan. War denn der Sieg nicht sicher, nun es end-

lich zum Schlagen kam? Er hatte nichts vergessen und nichts zugelernt, er blieb bei seiner prahlerischen Mißachtung des Feindes, seiner vollständigen Unkenntnis neuerer Kriegsverhältnisse in der hartnäckigen Sicherheit, ein alter Soldat aus Afrika, der Krim und Italien könne nicht geschlagen werden. Das wäre wirklich zu komisch gewesen, in seinem Alter noch mit so etwas anzufangen!

Ein plötzlicher Lachausbruch riß ihm förmlich die Kinnbacken auseinander. Und dann gab er eines der Zeichen von Zuneigung von sich, die ihm die Anbetung seiner Leute verschafften, trotz aller Rippenstöße, die er zuweilen austeilte.

„Hört mal, Kinder, anstatt zu zanken wäre es besser, ihr nehmt mal einen Schluck ... Ja, ich will euch einen ausgeben, und ihr trinkt auf meine Gesundheit."

Er zog aus der tiefen Tasche seines Rockes eine Flasche Branntwein und setzte mit triumphierender Miene hinzu, das wäre das Geschenk einer Dame. In der Tat hatte man ihn am Tage vorher am Tische einer Kneipe in Floing sich sehr unternehmend gegen eine der Kellnerinnen benehmen sehen, die er auf den Knien hielt. Jetzt lachten die Soldaten gutherzig und hielten ihre Eßnäpfe hin, in die er ihnen lustig einschenkte.

„Auf unsere guten Freundinnen müßt ihr trinken, Kinder, wenn ihr eine habt, und auf das Wohl Frankreichs ... Was anderes weiß ich nicht, es lebe die Freude!"

„Das ist wahr, Herr Leutnant! Auf Ihr Wohl und aufs Wohl aller Welt!"

Alle tranken versöhnt und wurden wieder warm. Das war nett, dieser Tropfen so in der Morgenfrische, wenn es gegen den Feind gehen sollte. Auch Maurice fühlte es sich durch die Adern rinnen, wie es ihn wärmte und in die Halbtrunkenheit

der Einbildung versetzte. Warum sollten sie die Preußen auch nicht schlagen? Sparte nicht jede Schlacht mancherlei Überraschungen auf, bewahrte die Geschichte nicht manches Beispiel dafür auf, wie die Welt über einen unerwarteten Glückswechsel in Erstaunen geraten war? Und der Teufelskerl fügte noch hinzu, Bazaine sei auf dem Marsche, vor Abend noch werde er erwartet; ach! die Vereinigung sei ganz sicher, das wußte er von dem Adjutanten eines Generals; und wenn er auch nach Belgien zeigte, um die Richtung anzugeben, aus der Bazaine käme, Maurice überließ sich doch einer dieser Aufwallungen von Hoffnung, ohne die er nicht leben konnte. Vielleicht käme es jetzt doch zur Genugtuung.

„Worauf warten wir denn noch, Herr Leutnant?" erlaubte er sich zu fragen. „Wir marschieren ja noch nicht!"

Rochas machte eine Handbewegung, wie um zu sagen, es sei noch kein Befehl dazu da. Nach einer Pause fragte er dann:

„Hat niemand den Herrn Hauptmann gesehen?"

Kein Mensch antwortete. Jean fiel es ein, daß er gesehen hatte, wie er sich nachts in der Richtung auf Sedan entfernte; aber ein kluger Soldat muß den Vorgesetzten außerhalb des Dienstes nicht immer sehen. Er schwieg und sah, als er sich umdrehte, einen Schatten an der Hecke entlang kommen.

„Hier kommt er", sagte er.

Tatsächlich war es Hauptmann Beaudouin. Er setzte alle durch die Sauberkeit seines Anzuges in Erstaunen, seine Uniform war abgebürstet, seine Schuhe gewichst, was von dem jammervollen Zustande des Leutnants außerordentlich abstach. Zudem lag noch so etwas wie eine gewisse gefallsüchtige Sorgfalt auf ihm, liebevolle Fürsorge haftete seinen weißen Händen und seinem aufgezwirbelten Schnurrbart an, ein unbestimmter Duft von persischem Flieder, so daß es nach

dem gut eingerichteten Ankleidezimmer einer niedlichen Frau roch.

„Aha!“ spottete Loubet, „der Hauptmann hat sein Gepäck wiedergefunden!“

Aber niemand lachte, denn sie wußten, es war nicht mit ihm zu spaßen. Sie verabscheuten ihn, weil er sie sich vom Leibe hielt. Ein Korinthenkacker, wie Rochas sagte. Nach den ersten Niederlagen sah er geradezu beleidigt aus; und das von allen vorausgesehene Unglück kam ihm besonders unzeitig vor. Als überzeugtem Bonapartisten war ihm ein gutes Vorwärtskommen sicher, zumal er sich auf verschiedene Salons stützen konnte; nun sah er sein ganzes Glück hier in den Dreck fallen. Es hieß, er besitze einen sehr netten Tenor und habe ihm auch schon viel zu verdanken. Übrigens war er nicht ohne Kenntnisse, wenn er auch von seinem Beruf nichts verstand und einzig und allein gefallen wollte; aber er war recht tapfer, wenn es darauf ankam, allerdings ohne übermäßigen Eifer.

„Was für ein Nebel!“ sagte er nur, innerlich froh, daß er seine Kompanie wiedergefunden hatte; denn er suchte sie schon eine halbe Stunde voller Furcht, sie verloren zu haben. Sofort rückte nun das Bataillon vor, denn es war endlich der Befehl dazu gekommen. Es mußten wohl neue Nebelschwaden aus der Maas aufgestiegen sein, denn sie marschierten fast nach dem Gefühl inmitten einer Art weißlichen Taues, der sich als leichter Regen niederschlug. Und da hatte Maurice eine packende Erscheinung, nämlich die des Oberst von Vineuil, der plötzlich zu Pferde unbeweglich an einer Straßenkreuzung blaß und riesengroß wie das Marmorbild der Verzweiflung dastand, das Tier schaudernd in der Kälte des Morgens und die Nüstern weit offen dort unten gegen den Geschützdonner hin gerichtet. Aber zehn Schritte hinter ihm

schwebte hoch in der Luft die bereits aus ihrem Überzeug genommene Fahne des Regiments, die ein diensttuender Unterleutnant trug, und in den weißen, hin und her schwebenden Dünsten erschien sie ihm auf diesem traumhaften Hintergrunde wie ein Sinnbild des Ruhmes, das zitternd verschwinden wollte. Der goldene Adler war mit Feuchtigkeit beschlagen, während die dreifarbige Seide, in die die Namen ihrer Siege eingestickt waren, verblaßt, verräuchert und von alten Wunden durchlöchert war; und nur das an das Fahnenband geheftete Kreuz der Ehrenlegion verlieh dem verblaßten Ganzen durch seine schmelzgezierten Arme lebhafteren Glanz.

Fahne und Oberst verschwanden, von einer neuen Welle verschlungen, und das Bataillon rückte immer weiter vor, ohne zu sehen wohin, wie in feuchte Watte eingehüllt. Es war einen Abhang heruntergegangen, und jetzt ging es über einen schmalen Weg wieder bergauf. Dann ertönte der Befehl: Halt! Und da standen sie, das Gewehr bei Fuß, die Schultern vom Tornister beschwert, ohne rühren zu dürfen. Sie mußten sich auf einer Hochebene befinden; da man aber auf zwanzig Schritt noch nichts sehen konnte, war durchaus nichts zu erkennen. Es war sieben Uhr und der Geschützdonner schien näherzukommen, neue Batterien feuerten von der andern Seite, von Sedan herüber, näher und näher heran.

„Ach, ich werde heute fallen!" sagte der Sergeant Sapin ganz unvermittelt zu Jean und Maurice.

Seit dem Wecken hatte er den Mund noch nicht geöffnet und schien in Träumereien versunken mit seinem winzigen Gesicht mit den schönen großen Augen und der kleinen spitzen Nase.

„Ist das ein Einfall!" rief ihm Jean wieder zu. „Wer kann

vorher sagen, was man abkriegt? ... Wissen Sie, für manche gibt's gar nichts, und doch gibt's was für alle Welt."

Aber der Sergeant nickte mit dem Kopfe wie zum Ausdruck unbedingter Gewißheit.

„Oh, mir ist's, als wäre es schon vorbei ... Ich falle heute."

Köpfe fuhren nach ihm herum und man fragte, ob er das im Traume gesehen hätte. Nein, er hatte überhaupt nicht geträumt; er fühlte nur, daß es so wäre.

„Und doch ist es eigentlich zu dumm, denn ich wollte heiraten, wenn ich jetzt nach Hause käme."

Von neuem irrten seine Augen umher und er überblickte sein Leben. Als Sohn kleiner Kolonialwarenhändler in Lyon war er von seiner Mutter, die er verloren hatte, verzogen worden; mit seinem Vater hatte er sich nicht verstehen können, und so war er trotz seines Widerwillens beim Regiment geblieben und hatte sich auch nicht loskaufen lassen; und während eines Urlaubes war er mit einer seiner Kusinen zu einem Einverständnis gekommen, da er den Glauben ans Dasein wiedergefunden hatte, und machte nun glücklich mit ihr Pläne für einen kleinen Handel, den sie mit Hilfe der paar Kröten ihrer Mitgift errichten wollten. Er hatte guten Unterricht im Schreiben, Rechtschreibung und Rechnen genossen. Seit einem Jahre lebte er nur noch in der Freude über diese Zukunft.

Er schauerte zusammen und schüttelte sich, wie um aus seiner Zwangsvorstellung herauszukommen, während er ganz ruhig wiederholte:

„Ja, es ist zu dumm, heute falle ich."

Niemand sprach mehr, und die Spannung dauerte fort. Man wußte sogar nicht mehr, ob man dem Feinde den Rücken

oder die Stirn zukehrte. Von Zeit zu Zeit kamen unbestimmte Geräusche aus dem in Nebel gehüllten Unbekannten: das Rollen von Rädern, Getrappel großer Massen, der weit entfernte Trab von Pferden. Es waren das Bewegungen im Nebel verborgener Truppen, die Entwicklung des ganzen siebenten Korps, das seine Gefechtsstellungen bezog. Seit ein paar Augenblicken aber schien es, als würden die Nebelschwaden leichter. Wie Tüllfetzen flog es in die Höhe, einzelne Ausschnitte der Umgebung wurden sichtbar, allerdings noch trübe, etwa wie das ernste Blau tiefen Wassers. Und da in einem dieser Lichtblicke zogen wie ein Gespensterzug die Regimenter der Chasseurs d'Afrique an ihnen vorüber, die einen Teil der Division Margueritte bildeten. Hochaufgerichtet in ihren Sätteln trieben sie mit ihren kurzen Jacken und den breiten roten Gürteln ihre Pferde vorwärts, kleine, unter ihrem Riesengepäck halb verschwindende Tiere. Erst eine Schwadron, dann wieder eine; und so schienen sie alle in dem feinen Sprühregen wegzuschmelzen, aus dem Ungewissen kommend, um wieder in ihm zu verschwinden. Sie waren zweifellos nur im Wege und wurden weiter weggeschickt, weil man nichts mit ihnen anzufangen wußte, genau wie es auch im Beginn des Feldzuges gewesen war. Als Aufklärer waren sie kaum jemals verwendet worden, und sowie die Schlacht sich entwickelte, führte man sie aus einem Tal ins andere spazieren, denn sie waren zu kostbar und unnütz.

Maurice sah zu ihnen hinüber und dachte an Prosper.

„Sieh," murmelte er, „vielleicht ist er auch da hinten."

„Wer denn?" fragte Jean.

„Der Bursche aus Remilly, weißt du, dessen Bruder wir in Oches trafen."

Aber die Jäger waren vorbei, als wieder ein heftiger Galopp ertönte, ein Stab, der den abschüssigen Weg ins Tal hinabsauste. Diesmal erkannten Jean und Maurice ihren Brigadegeneral Bourgain-Desfeuilles, der heftig den Arm schwenkte. Endlich hatte er sich also herabgelassen, aus dem Wirtshause zum Goldenen Kreuz aufzubrechen; seine schlechte Laune drückte deutlich genug seinen Ärger darüber aus, daß er so früh hatte aufstehen müssen, und das unter so jammervollen Unterkunfts- und Nahrungsverhältnissen.

Seine Donnerstimme tönte klar herüber.

„He! Gottsdonnerwetter! Mosel oder Maas, endlich ist doch das Wasser da!"

Der Nebel stieg indessen in die Höhe. Genau wie in Bazeilles war es wie das plötzliche Sichtbarwerden eines Bühnenbildes hinter dem langsam zum Bühnenhimmel emporschwebenden Vorhang. Heller Sonnenschein rieselte vom blauen Himmel herab. Und sogleich erkannte Maurice nun auch, wo sie gelegen hatten.

„Ah, wir sind auf der Algier-Ebene ..." sagte er zu Jean. „Siehst du auf der andern Seite des Tales uns gegenüber das Dorf, das ist Floing, und da unten das ist Saint-Menges; und noch weiter, das ist Fleigneux ... Dann ganz im Hintergrunde da im Ardennerwalde die mageren Bäume am Horizont, das ist die Grenze ..."

Mit ausgestreckter Hand fuhr er fort. Die Algier-Hochebene, eine etwa drei Kilometer lange Fläche rötlichen Grundes, fiel sanft vom Garennegehölz nach der Maas hin ab, von der sie durch Wiesen getrennt wurde. Hier hatte General Douay das siebente Korps voller Verzweiflung über den Mangel genügender Leute zur Verteidigung einer so ausgedehnten Linie aufgestellt und um sich fest gegen das erste Korps

anzulehnen, das rechtwinklig zu ihm den Givonnegrund vom Garennegehölz bis nach Daigny besetzt hielt.

„Nicht wahr? ist das großartig, ist das großartig!"

Und Maurice drehte sich herum und fuhr mit der Hand am Horizont entlang. Vor der Algierebene entfaltete sich das ganze gewaltige Schlachtfeld gegen Süden und Westen; zunächst Sedan, von dem man die die Dächer überragende Zitadelle sah; dann Balan und Bazeilles in einem hartnäckigen trüben Dunst, im Hintergrunde schließlich die Hügel des linken Ufers, den Liry, die Marfée, die Croix-Piau. Aber vor allem dehnte sich der Blick nach Westen gegen Donchery aus. Die Maasschleife umschloß mit ihrem blassen Bande die Halbinsel von Iges; und jetzt konnte man hier auch ganz genau sehen, wie die enge Straße nach Saint-Albert entlang lief zwischen dem Ufer und einem steil abfallenden Hügel, der weiterhin von dem Gehölz von Seugnon gekrönt war, einem Ausläufer des Waldes von la Falizette. Bei dem Kreuzweg oben auf dem Hügel ging der Weg nach Vrignes-aux-Bois und Donchery ab.

„Siehst du, dort hinten hätten wir auf Mézières zurückgehen können."

Genau in dieser Minute fiel der erste Schuß von Saint-Menges her. In der Tiefe trieben noch Nebelfetzen einher, und es war nichts zu erkennen als eine unbestimmte, sich gegen den Paß von Saint-Albert hinziehende Masse.

„Ach, da sind sie!" rief Maurice wieder und ließ gefühlsmäßig die Stimme sinken, ohne die Preußen näher zu bezeichnen. „Jetzt sind wir abgeschnitten, es ist aus."

Es war noch nicht acht Uhr. Der Geschützdonner, der nach Bazeilles hinüber sich verdoppelte, machte sich jetzt auch im Osten, im Givonnegrunde, hörbar, den man nicht sehen

konnte; das war der Augenblick, in dem die Gruppe des Kronprinzen von Sachsen sich beim Austritt aus dem Chevaliergehölz vor Daigny an das erste Korps heranmachte. Und als nun das elfte auf dem Marsche gegen Floing befindliche preußische Korps das Feuer auf die Truppen General Douays eröffnete, da war die Schlacht in vollem Umfange von Süden bis Norden auf einem Durchmesser von mehreren Meilen im Gange.

Der nicht wieder gut zu machende Fehler, den man beging, indem man sich nicht während der Nacht auf Mézières zurückzog, war Maurice zu vollem Bewußtsein gekommen. Die Folgen aber blieben auch ihm einstweilen noch unklar. Nur ein unbestimmtes Gefühl von Gefahr ließ ihn die benachbarten Höhen, die die Algierhochebene beherrschten, mit Unruhe betrachten. Wenn man keine Zeit mehr zum Rückzug hatte, warum konnte man sich dann nicht entschließen, diese Höhen zu besetzen und den Rücken gegen die Grenze zu lehnen, um für den Fall, daß man dazu gezwungen würde, nach Belgien übertreten zu können? Zwei Punkte erschienen vor allem drohend, die Kuppe des Hattoy oberhalb Floing zur Linken und der Kalvarienberg von Illy mit seinem Steinkreuz zwischen zwei Linden zur Rechten. General Douay hatte am Tage vorher den Hattoy durch ein Regiment besetzen lassen, das sich aber beim ersten Tagesgrauen zurückgezogen hatte, weil es zu sehr in der Luft hing. Der Kalvarienberg von Illy würde wohl vom linken Flügel des ersten Korps verteidigt werden. Dies Gelände dehnte sich zwischen Sedan und dem Ardennerwalde aus, weit und kahl, von tiefen Tälern durchzogen; und der Schlüssel lag ersichtlich dort am Fuße des Kreuzes zwischen den beiden Linden, von wo man die ganze umliegende Gegend bestreichen konnte.

Wieder ertönten drei Schüsse. Dann kam eine ganze Salve. Diesmal hatte man eine Rauchwolke von einem kleinen Hügel links von Saint-Menges aufsteigen sehen.

„Na ja!" sagte Jean, „jetzt kommen wir dran."

Es geschah indessen nichts. Die Mannschaften, die immer noch unbeweglich das Gewehr bei Fuß dastanden, hatten indessen kein anderes Vergnügen, als sich die schöne Anordnung der zweiten Division anzusehen, die vor Floing aufgestellt war und deren linker hakenförmig angeordneter Flügel sich gegen die Maas wendete, um einen Angriff von dieser Seite her abzuwehren. Nach Osten hin entwickelte sich die dritte Division bis zum Garennegehölz unterhalb von Illy, während die erste bei Beaumont geschlagene in zweiter Linie stand. Die Pioniere hatten über Nacht an Befestigungswerken gearbeitet. Selbst als das Feuer der Preußen schon begann, hoben sie noch Unterstände aus uud bauten Schulterwehren.

Unterhalb von Floing ertönte jetzt plötzlich Gewehrfeuer, das übrigens sofort erstickt wurde, und die Kompanie Beaudouin erhielt Befehl, sich dreihundert Meter zurückzuziehen. Sie kamen jetzt in ein riesiges viereckiges Kohlfeld, als der Hauptmann mit seiner kurzen Art rief:

„Alles niederlegen!"

Sie mußten sich hinwerfen. Die Kohlköpfe waren reichlich mit Tau befeuchtet; ihre dicken, goldgrünen Blätter hielten die Tropfen fest, so daß sie wie klare, glänzende, dicke Brillanten aussahen.

„Visier vierhundert Meter!" rief der Hauptmann wieder.

Maurice lehnte nun den Lauf seines Chassepots auf einen Kohlkopf, den er vor sich hatte. Aber so platt auf der Erde sah man nichts mehr: das Gelände dehnte sich in wirrer Un-

terschneidung mit grünen Blättern vor ihm aus. Und er stieß den rechts neben ihm liegenden Jean mit dem Ellbogen an und fragte ihn, was sie da sollten. Jean, der erfahrene, zeigte ihm auf einer benachbarten Anhöhe eine Batterie, die gerade eben auffuhr. Offenbar waren sie hier zur Deckung dieser Batterie hergeschickt worden. Von Neugierde ergriffen, stand Maurice auf, um zu sehen, ob nicht Honoré mit seinem Geschütz auch dabei wäre; aber die Reserveartillerie stand noch hinten im Schutz einer Gruppe von Bäumen.

„Herrgott!" brüllte Rochas, „wollen Sie sich wohl hinlegen!"

Und Maurice lag noch nicht wieder, als eine Granate pfeifend über ihn hinwegfuhr. Von jetzt an hörten sie gar nicht mehr auf. Sie schossen sich nur langsam ein, die ersten fielen weit über die Batterie hinaus, die nun ihrerseits auch zu schießen anfing. Außerdem platzten viele Geschosse auch gar nicht, sondern gruben sich so in die weiche Erde ein; und da gab es zunächst nicht endenwollende Späße über die Ungeschicklichkeit der Sauerkrautfresser.

„Na ja!" sagte Loubet, „das geht ja nicht los, denen ihr Feuerwerk!"

„Sie haben sicher draufgeschifft!" fügte Chouteau spottend zu.

Leutnant Rochas mischte sich auch mit hinein.

„Wenn ich euch doch gesagt habe, daß diese Erzdummköpfe nicht mal ein Geschütz richten können."

Aber eine Granate platzte zehn Meter vor ihnen und bedeckte die Kompagnie mit Erde. Während aber Loubet sich noch dicke tat und den Kameraden riet, sie sollten ihre Bürsten aus den Tornistern holen, wurde Chouteau blaß und schwieg. Er hatte noch kein Feuer gesehen, Pache und Lapoulle übri-

gens auch noch nicht, niemand aus der Korporalschaft außer Jean. Die Augenlider klappten über den etwas trübe werdenden Augen, die Stimmen klangen hoch, als ob sie ihnen in der Kehle steckenblieben. Maurice behielt noch genügend Selbstbeherrschung, um sich zu zwingen, Untersuchungen anzustellen; noch war er nicht bange, denn er hielt sich noch nicht für gefährdet; er empfand nur ein gewisses Unbehagen in der Magengegend, während ihm das Blut aus dem Kopfe zurückströmte und er sich unfähig fühlte, zusammenhängend zu denken. Seine Hoffnung stieg indessen zu einer Art Trunkenheit, seit er die schöne Ordnung der Truppen bewundern konnte. Er kam soweit, daß er gar nicht mehr an dem Siege zweifelte, wenn man nur erst mal mit dem Bajonett an den Feind herankäme.

„Sieh!" sagte er leise, „hier ist's voll von Fliegen!"

Dreimal war es ihm schon so vorgekommen, als ob ein Bienenschwarm vorbeisummte.

„Nein, nein," sagte Jean und lachte, „das sind ja Kugeln!"

Wieder zog es wie leichtes Summen von Flügeln vorbei. Die ganze Korporalschaft drehte jetzt voller Aufmerksamkeit die Köpfe danach herum. Unwiderstehlich fühiten sich die Leute gezwungen, sich umzudrehen, sie konnten nicht ruhig liegenbleiben.

„Hör' mal," sagte Loubet zu Lapoulle, um sich über seine Einfalt lustig zu machen, „wenn du eine Kugel kommen siehst, brauchst du nur so den Finger vor die Nase zu halten; das zerschneidet die Luft und die Kugel fliegt rechts oder links vorbei."

„Aber ich sehe sie ja gar nicht", erwiderte Lapoulle.

Ein riesiges Gelächter platzte rund um ihn her los.

„Oh, der Döskopf sieht sie gar nicht . . . Sperr' doch deine

Lichter auf, Idiot! ... Siehst du, da ist eine ... sieh, da wieder eine ... hast du die denn nicht gesehen? Die war doch grün."

Und Lapoulle riß die Augen auf und hielt den Finger vor die Nase, während Pache nach dem Skapulier fühlte, das er bei sich trug und es am liebsten in die Länge gezogen hätte, um es sich wie einen Panzer vor die Brust zu hängen.

Rochas war stehengeblieben und rief in seiner Spaßmacherweise:

„Kinder, die Granaten dürft ihr ruhig grüßen! Die Kugeln, das ist nicht nötig, davon gibt's zu viele."

In diesem Augenblicke zerschmetterte eine Granate einem Mann in der ersten Reihe den Kopf. Er konnte nicht einmal mehr einen Schrei von sich geben; nur ein Aufspritzen von Blut und Gehirnmasse, das war alles.

„Armer Teufel!" sagte einfach der Sergeant Sapin ganz ruhig und sehr blaß. „Nun der Nächste."

Aber man hörte nichts mehr, Maurice litt ganz besonders unter dem Höllenlärm. Die Batterie neben ihnen schoß ohne Unterbrechung, und von dem fortgesetzten Rollen bebte die Erde; die Mitrailleusen zerrissen die Luft mit einem noch viel weniger zu ertragenden Geräusch. Sollten sie lange so mitten unter den Kohlköpfen liegen bleiben? Sie sahen und hörten nichts mehr. Es war unmöglich, sich auch nur die geringste Vorstellung von der Schlacht zu machen; war es denn wohl wirklich eine große Schlacht? Jenseits der kahlen Felder konnte Maurice nur den runden, bewaldeten Kopf des Hattoy erkennen, sehr weit weg und noch leer. Übrigens zeigte sich in der ganzen Runde kein Preuße. Nur Rauchwolken erhoben sich, um einen Augenblick im Sonnenschein zu schweben. Und als er den Kopf wandte, bemerkte er zu

seinem höchsten Erstaunen auf dem Grunde eines abgelegenen, von jäh abfallenden Wänden geschützten Tales einen Bauer, der in aller Gemächlichkeit sein Feld bestellte und seinen mit einem großen weißen Pferd bespannten Pflug niederdrückte. Wozu einen Tag verlieren? Weil sie dort fochten, würde das Getreide doch nicht aufhören zu wachsen und die Welt zu leben.

Von Ungeduld übermannt, stand Maurice auf. Mit einem einzigen Blick übersah er wieder die Batterien von Saint-Menges, die sie beschossen, und vor allem den von Saint-Albert herführenden Weg schwarz von Preußen, ein undeutliches Gewimmel auf sie hereindringender Horden. Aber schon packte Jean ihn bei den Beinen und brachte ihn unsanft wieder auf den Boden.

„Bist du verrückt? Willst du wohl hier bleiben!"

Auch Rochas fluchte.

„Wollen Sie sich wohl hinlegen! Wer schickt mir bloß solche Schafsköpfe her, die sich totschlagen lassen, ehe sie den Befehl dazu haben!"

„Herr Leutnant, Sie liegen ja auch nicht!" erwiderte Maurice.

„Ja, mit mir ist das was anderes; ich muß doch wissen, was los ist."

Auch Hauptmann Beaudouin stand tapfer aufrecht. Aber ihn verband nichts mit seinen Mannschaften und er brachte die Lippen nicht mehr voneinander; es sah so aus, als könne er nicht ruhig mehr auf einer Stelle stehenbleiben, denn er trippelte von einem Ende des Feldes zum andern.

Weiteres Warten, nichts geschah. Maurice erstickte unter dem Gewicht seines Tornisters, der ihm in dieser auf die Dauer so peinlichen liegenden Stellung Rücken und Brust zu-

sammenpreßte. Es war den Leuten dringend anempfohlen, den Tornister nur im äußersten Notfall abzulegen.

„Sag' mal, müssen wir hier so den ganzen Tag liegen bleiben?" fragte er Jean schließlich.

„Möglich ... Bei Solferino lagen wir fünf Stunden lang in einem Wurzelfelde mit der Nase auf der Erde."

Als praktischer Kerl fügte er dann noch hinzu:

„Was klagst du denn? Hier haben wir es doch nicht schlecht. Es ist immer noch Zeit, sich mehr auszusetzen. Laß nur, jeder kommt dran. Wenn wir uns alle gleich im Anfang totschlagen lassen, gibt's ja keine mehr für den Schluß."

„Oh!" unterbrach Maurice ihn heftig, „sieh mal den Rauch da auf dem Hattoy ... Sie haben den Hattoy genommen, jetzt wird der Tanz fein losgehen!"

Während eines Augenblicks hatte nun seine angespannte Neugierde, in die sich jedoch ein Schauer seiner früheren Furcht wieder hineinmischte, etwas Nahrung. Seine Blicke wandten sich nicht mehr ab von dem runden Kopfe, der einzigen Bodenerhöhung, die er sich bei seiner Augenhöhe über die Flucht der weiten Felder erheben sah. Der Hattoy war viel zu weit entfernt, als daß er die Bedienung der Batterie hätte erkennen können, die die Preußen dort gerade aufstellten; und er sah tatsächlich nur bei jeder Entladung eine kleine Rauchwolke über einer Reihe von Büschen, die ihm die Stücke selbst verdeckten. Wie er es im Gefühl gehabt hatte, war die Besetzung dieser Stellung durch den Feind, nachdem General Douay ihre Verteidigung aufgegeben hatte, eine ernste Sache. Sie beherrschte die umliegenden Hochebenen. Die Batterien, die jetzt ihr Feuer auf die zweite Division des siebenten Korps eröffneten, schwächten diese sofort empfindlich. Jetzt hatten sie sich eingeschossen, und die französische Bat-

terie, neben der die Kompanie Beaudouin lag, verlor Schlag auf Schlag zwei Mann ihrer Bedienung. Ein Einschlag verwundete sogar einen Mann der Kompanie, einen Schreiber, dem der linke Hacken weggerissen wurde und der nun in einer Art plötzlichen Wahnsinns wütende Schmerzensschreie ausstieß.

„Vieh, sei doch still!" brüllte Rochas ihn mehrmals an. „Ist denn da noch Vernunft drin, um etwas Wehweh am Fuß derartig zu brüllen?"

Der Mann wurde plötzlich ruhig und schwieg; er verfiel in eine stumpfsinnige Unbeweglichkeit, seinen Fuß in der Hand.

Und der fürchterliche Artilleriezweikampf ging weiter, wurde schlimmer über die Köpfe der liegenden Truppen hinweg auf den traurigen versengten Feldern, auf denen in dem brennenden Sonnenschein kein lebendes Wesen zu erblicken war. Nur der Orkan der Vernichtung tobte donnernd über diese Einsamkeit hinweg. Stunden würden so hingehen, und das würde nicht aufhören. Aber schon ließ sich die Überlegenheit der deutschen Artillerie erkennen; ihre Granaten mit Aufschlagzündern platzten auf die Riesenentfernung fast alle, während die französischen Granaten mit Brandsatz viel zu kurz flogen und sich sehr häufig in der Luft entzündeten, ehe sie ans Ziel kamen. Und in dem Wirbel, vor dem man sich hätte in die Erde einwühlen mögen, gab es keinen andern Schutz, als sich recht klein zu machen. Nicht mal den Trost, die Trunkenheit, sich durch Gewehrfeuer zu betäuben; denn auf wen sollten sie schießen? Sie sahen ja noch immer keine Menschenseele an dem leeren Horizont.

„Fangen wir denn nicht endlich an zu schießen?" sagte Maurice immer wieder ganz außer sich. „Hundert Sous würde ich geben, wenn ich einen sehen könnte. Das ist ja zum

Verzweifeln, so beschossen zu werden und nicht antworten zu können."

„Warte, das kommt wohl noch", sagte Jean friedlich.

Aber ein Galopp zu ihrer Linken ließ sie den Kopf drehen. Sie erkannten General Douay, der von seinem Stabe gefolgt herankam, um sich von der Festigkeit seiner Truppen unter dem furchtbaren Feuer von Hattoy her zu überzeugen. Er schien befriedigt und gab einige Befehle, als seitlich aus einem Hohlwege der Geneal Bourgain-Desfeuilles auch noch dazukam. Dieser letztere, der reine Hofsoldat, trabte inmitten des Geschoßhagels unbekümmert dahin; er hatte den Kopf voll von seinen afrikanischen Angewohnheiten und hatte nichts zugelernt. Er schrie und gebärdete sich wie Rochas.

„Ich erwarte sie, jeden Augenblick erwarte ich sie Mann gegen Mann."

Dann erkannte er General Douay und ritt auf ihn zu.

„Herr General, ist das wahr, die Verwundung des Marschalls?"

„Ja, unglücklicherweise... Ich bekomme gerade eben einen Brief von General Ducrot, in dem er mir schreibt, der Marschall habe ihn als den bezeichnet, der den Oberbefehl der Armee übernehmen soll."

„Oh! Also General Ducrot ist es... Und was sind seine Befehle?"

Der General machte eine verzweifelte Handbewegung. Seit gestern fühlte er, daß das Heer verloren sei; vergeblich hatte er darauf gedrungen, die Stellungen von Saint-Menges und Illy zu besetzen, um sich den Rückzug auf Mézières zu sichern.

„Ducrot nimmt unsern Plan wieder auf, alle Truppen sollen sich nach der Hochebene von Illy zusammenziehen."

Und er wiederholte seine vorige Bewegung, wie um anzudeuten, daß es zu spät sei.

Der Lärm der Geschütze verschlang seine Worte, aber ihr Sinn gelangte doch ganz klar zu Maurices Ohren, der darüber ganz verstört war. Was? Marschall Mac Mahon verwundet, General Ducrot an seiner Stelle Oberbefehlshaber, das ganze Heer auf dem Rückzuge nach dem Norden von Sedan? Und von diesen ernsten Tatsachen wußten die armen Teufel von Soldaten, die sich hier totschlagen ließen, nichts! Und dies schreckliche Spiel baute sich also nach der Laune einer neuen Leitung auf dem Gelingen eines Zufalls auf! Er fühlte, wie die Truppen ohne Führer, ohne Plan, in jedem Sinne „aufgezogen", in Verwirrung, in endgültige Unordnung verfielen; die Deutschen dagegen gingen in ihrer Geradheit unverrückt auf ihr Ziel los, mit uhrwerkmäßiger Genauigkeit. General Bourgain-Desfeuilles hatte sich schon wieder entfernt, als General Douay, der gerade eine neue Meldung von einem mit Staub bedeckten Husaren erhielt, ihn heftig zurückrief.

„Herr General! Herr General!"

Seine Stimme klang vor Überraschung und innerer Bewegung so laut, so donnernd, daß sie den Lärm der Artillerie übertönte.

„Herr General, Ducrot befiehlt nicht mehr, Wimpffen ist es! Ja, er ist gestern mitten in die Flucht von Beaumont hineingekommen und hat de Failly als Führer des fünften Korps ersetzt ... Er schreibt mir, er habe einen Brief aus dem Kriegsministerium erhalten, der ihn für den Fall, daß der Oberbefehl frei werde, an die Spitze der Truppen stelle ... Es geht nicht weiter zurück; der Befehl lautet, unsere ersten Stellungen wieder zu nehmen und zu behaupten."

General Bourgain-Desfeuilles hörte mit großen runden Augen zu.

„Herrgott nochmal! das hätten wir doch wissen müssen!“ sagte er endlich. „Mir ist's übrigens wurscht!“

Und er jagte davon, wirklich im Grunde ganz unbekümmert, denn er sah den Krieg nur als ein Mittel an, um schleunigst Divisionsgeneral zu werden, und beeilte sich nur, damit dieser dumme Feldzug möglichst rasch zu Ende ginge, da er ja so wie so recht wenig zur Zufriedenheit der ganzen Welt ausfiel.

Da brach unter den Leuten der Kompanie Beaudouin ein mächtiges Gelächter los. Maurice sagte nichts, aber innerlich stimmte er mit Loubet und Chouteau überein, die ihrer Verachtung durch Spott Luft machten. Hü! Hott! lauf', wohin's dir paßt! So also verstanden sich die Führer untereinander! Sie steckten alle unter einer Decke. Wäre es nicht das beste, man legte sich hin und schliefe, wenn man solche Führer hatte? Drei Oberbefehlshaber in zwei Stunden, drei Schlauköpfe, die nicht mal wußten, was denn eigentlich los war, und ganz verschiedene Befehle gaben! Nein wahrhaftig, das war genug, um den lieben Gott selbst in Wut zu bringen und ihm den Mut zu nehmen! Und wieder wurden die verhängnisvollen Anschuldigungen von Verrat laut: Ducrot und Wimpffen verlangten ebensogut ihre drei Millionen von Bismarck wie Mac Mahon.

General Douay war allein vor seinem Stabe in einer unendlich traurigen Träumerei haltengeblieben; er hielt den Blick auf die preußischen Linien in der Ferne gerichtet. Lange beobachtete er den Hattoy, von dem her die Granaten zu seinen Füßen niederfielen. Nachdem er sich dann zur Hochebene von Illy gewandt hatte, rief er einen Offizier heran, um einen Befehl an die Brigade des fünften Korps zu über-

bringen, die er am Abend vorher vom General von Wimpffen verlangt hatte und die seine Verbindung mit dem linken Flügel General Ducrots darstellte. Und sie hörten ihn noch ganz deutlich sagen:

„Wenn die Preußen sich des Kalvarienberges bemächtigen, können wir uns hier keine Stunde länger halten, wir werden dann nach Sedan hineingedrängt."

Beim Abreiten verschwand er mit seiner Begleitung an einer Biegung des Hohlweges, und das Feuer verdoppelte seine Stärke. Man hatte ihn offenbar bemerkt. Die Granaten, die bis dahin nur von vorn gekommen waren, fingen nun auch querüber von links her an zu regnen. Das waren die Batterien von Frénois und eine andere nahe der Halbinsel von Iges aufgestellte, die nun ihre Salven mit denen vom Hattoy kreuzten. Die ganze Algierhochebene wurde von ihnen bestrichen. Nun wurde die Lage der Kompanie furchtbar. Die Mannschaften, die sich bis dahin mit Beobachtung der Dinge vor ihnen beschäftigt hatten, fühlten nun diese neue Beunruhigung im Rücken und wußten nicht, wie sie sich ihr entziehen sollten. Schlag auf Schlag wurden drei Mann getötet und zwei heulten verwundet.

Jetzt fand nun auch der Sergeant Sapin den erwarteten Tod. Er hatte sich umgewendet, sah eine Granate kommen, konnte ihr aber nicht mehr ausweichen.

„Ah, da kommt's", sagte er bloß.

Sein kleines Gesicht mit den schönen großen Augen sah nur tief traurig, aber nicht erschreckt aus. Sein ganzer Leib lag offen. Dann begann er zu jammern.

„Oh, laßt mich nicht hier, bringt mich doch zum Verbandplatz, bitte, bitte ... bringt mich doch weg!"

Rochas wollte ihn zum Schweigen bringen. Ganz roh

wollte er ihm zuerst sagen, daß man mit so einer Wunde den zwei andern Kameraden keine unnützen Scherereien mehr mache. Dann überkam ihn das Mitleid:

„Mein lieber Junge, warten Sie einen Augenblick, bis die Krankenträger kommen und Sie mitnehmen.“

Aber der Unglückliche fuhr fort; er weinte jetzt vor Kummer darüber, daß er den Traum seines Glückes mit seinem Blute dahinfließen fühlte.

„Bringt mich doch weg, bringt mich doch weg ...“

Und Hauptmann Beaudouin, dem seine Klagen die so schon aufsässigen Nerven vollends in Aufruhr brachten, rief zwei Freiwillige vor, um ihn in ein kleines benachbartes Gehölz zu bringen, in dem sich ein fliegender Verbandplatz befinden mußte. Mit einem Satze waren Chouteau und Loubet, ehe die andern soweit waren, hochgesprungen und hatten den Sergeanten der eine bei den Schultern, der andere bei den Füßen gefaßt; und in raschem Trabe trugen sie ihn fort. Unterwegs fühlten sie aber, wie er steif wurde und mit einer letzten Zuckung seinen Atem aushauchte.

„Sag' mal, der ist ja tot,“ sagte Loubet. „Wir wollen ihn liegen lassen.“

Chouteau drängte ihn wütend vorwärts.

„Willst du wohl laufen, Schafskopf! Ich werde den hier schon liegen lassen, daß sie uns gleich zurückholen!“

So setzten sie ihren Lauf mit dem Leichnam fort bis an das kleine Holz; hier warfen sie ihn am Fuß eines Baumes nieder und entfernten sich. Sie wurden vor Abend nicht wieder gesehen.

Das Feuer verdoppelte sich, die benachbarte Batterie war um zwei Stücke verstärkt worden; und in dem wachsenden Lärm bemächtigte sich Maurices Furcht, närrische Furcht.

Zuerst hatte er den kalten Schweiß, dies schmerzhafte Schwächegefühl in der Magengrube, gar nicht gehabt, dies unwiderstehliche Bedürfnis, aufzustehen und heulend im Galopp von dannen zu rennen. Auch jetzt handelte es sich bei ihm zweifellos nur um eine Wirkung seiner Betrachtungen, wie man das wohl bei verfeinerten, nervösen Veranlagungen findet. Aber Jean hatte ihn beobachtet und packte ihn mit starker Hand; er hielt ihn stramm neben sich nieder, denn er las diese Aufwallung von Feigheit in dem Flackern seiner trübe werdenden Augen. Ganz leise schalt er ihn väterlich aus und versuchte mit heftigen Worten sein Schamgefühl zu erwecken, denn er wußte, daß man den Leuten mit Fußtritten wieder Mut einflößen kann. Auch andere zitterten so. Pache standen die Augen voller Tränen, und er jammerte unwillkürlich leise vor sich hin wie ein Kind, das sein Weinen nicht unterdrücken kann. Lapoulle hatte ein Unglück; sein Eingeweide entlud sich derartig, daß er die Hosen herunterriß, ehe er die benachbarte Hecke gewinnen konnte. Man verulkte ihn und warf ihm Hände voll Erde vor die Blöße, die er Kugeln und Granaten preisgab. Viele wurden von ihm angesteckt und erleichterten sich unter tollen Scherzen, die allen wieder Mut machten.

„Verdammter Feigling!" sagte Jean wieder zu Maurice, „du willst doch wohl nicht krank werden wie die da ... Ich haue dir eine in die Fresse, wenn du dich nicht gut hältst."

Durch dies Anschnauzen machte er ihn wieder warm, als sie plötzlich in vierhundert Metern vor sich etwa zehn in dunkle Uniformen gekleidete Leute aus einem kleinen Holz herauskommen sahen. Das waren also endlich die Preußen, und sie erkannten nun auch ihre Pickelhauben, die ersten Preußen, die sie seit Beginn des Feldzuges auf Schußweite ihrer Ge-

wehre zu sehen bekommen hatten. Andere Züge folgten dem ersten, und vor ihnen sah man kleine Staubwölkchen, die die Granaten vom Boden auffegten. Alles das war klar und scharf, die Preußen standen in feinster Deutlichkeit gezeichnet wie kleine, gut geordnete Bleisoldaten vor ihnen. Als die Granaten dann stärker zu regnen begannen, zogen sie sich zurück und verschwanden von neuem hinter den Bäumen.

Aber die Kompanie Beaudouin hatte sie gesehen und sah sie dort immer noch. Die Chassepots gingen von selbst los. Maurice brannte seinen zuerst los. Jean, Pache, Lapoulle, alle kamen ihm nach. Es gab keine Ordnung mehr, der Hauptmann wollte das Feuer stopfen; und er ließ erst auf eine kräftige Bewegung Rochas' davon ab, die besagen sollte, sie hätten diesen Trost nötig. Endlich schossen sie also und verwendeten ihre Patronen, die sie seit einem Monat herumschleppten, ohne eine einzige abzubrennen. Maurice vor allen wurde wieder munter, da seine Angst in diesen Entladungen Beschäftigung fand und durch sie betäubt wurde. Der Rand des Gehölzes blieb stumm; kein Blatt rührte sich, kein Preuße kam wieder zum Vorschein; und sie feuerten immer weiter auf die unbeweglichen Bäume.

Als er dann den Kopf hob, war er erstaunt, in ein paar Schritt Entfernung den Oberst von Vineuil auf seinem großen Pferde halten zu sehen, Mann und Roß unerschütterlich, wie von Stein. Das Gesicht dem Feinde zugekehrt, hielt der Oberst im Kugelregen. Die ganzen 106er mußten sich hier befinden, denn andere Kompanien lagen in den benachbarten Feldern, und das Gewehrfeuer nahm mehr und mehr zu. Und der junge Mann sah auch etwas weiter zurück die Fahne in dem starken Arm ihres Trägers, des Unterleutnants. Aber das war nicht länger das von den Morgennebeln

durchtränkte Gespenst einer Fahne. In der brennenden Sonne strahlte der goldene Adler, die dreifarbige Seide leuchtete in lebhaften Tönen trotz der ruhmreichen Abnutzung durch viele Schlachten. Unter dem strahlend blauen Himmel flatterte sie im Winde des Geschützfeuers wie eine wahre Siegesfahne.

Warum sollten sie nicht siegen, nun sie sich endlich schlugen? Und Maurice und alle andern verbrannten wütend ihr Pulver im Feuer auf das entfernte Gehölz, in dem langsam und schweigend ein Regen von kleinen Zweigen niederfiel.

## 3

Henriette konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Der Gedanke, ihren Mann in Bazeilles so nahe den preußischen Linien zu wissen, quälte sie. Vergeblich wiederholte sie sich, daß er ihr ja versprochen habe, bei den ersten Anzeichen von Gefahr wiederzukommen; alle Augenblicke spitzte sie das Ohr und glaubte ihn zu hören. Als sie sich gegen zehn Uhr hinlegen wollte, öffnete sie das Fenster; sie lehnte sich hinaus und vergaß alles um sich her.

Die Nacht war sehr dunkel; sie konnte kaum das Pflaster in der Rue des Voyards erkennen, einem engen, zwischen alten Häusern eingepferchten Gange. Nur weit weg nach der Schule hinüber sah sie den dunstumhüllten Stern einer Gaslaterne. Der salpetrige Dunst von Kellerräumen stieg empor, dann das Miauen einer wütenden Katze, dumpfe Schritte eines umherirrenden Soldaten. Aber in ganz Sedan, hinter ihr, ertönten ungewohnte Geräusche; rasches Galoppieren, fortgesetztes Rollen zogen wie Todesschauer an ihr vorüber.

Sie horchte, ihr Herz schlug gewaltig, aber noch immer konnte sie den Schritt ihres Mannes an der Straßenecke nicht erkennen.

Stunden vergingen, und sie beunruhigte sich jetzt über einen Feuerschein in der Ferne, den sie jenseits der Wälle in der Umgebung wahrnahm. Es war so dunkel, daß es ihr Mühe machte, sich zu vergegenwärtigen, wo es sein könne. Die große blasse Fläche dort unten waren jedenfalls die überschwemmten Wiesen. Was konnte denn das wohl für ein Feuer sein, das sie dort oben, sicher auf der Marfée, aufleuchten und wieder zusammensinken sah? Und auf allen Seiten flammten andere empor, bei Pont-Maugis, bei Noyers, bei Frénois, geheimnisvolle Feuer, die wie über einer unzählbaren Menge umhertanzten und aus dem Dunkel aufschossen. Dann bestärkten wieder ungewöhnliche Geräusche sie in ihrer Angst, Tritte wie von einem ganzen dahinmarschierenden Volke, Stöhnen von Tieren, Rasseln von Waffen, eine wahre Völkerwanderung unten in der höllischen Finsternis. Plötzlich ertönte ein Kanonenschuß, ein einziger, bei dem darauffolgenden Schweigen von fürchterlicher, schrecklicher Wirkung. Ihr Blut erstarrte zu Eis. Was hieß das? Sicher ein Zeichen, das das Gelingen einer Bewegung deuten sollte, das ankündigen sollte, sie wären da unten fertig und die Sonne könne nun aufgehen.

Gegen zwei Uhr warf Henriette sich in vollen Kleidern auf ihr Bett und vergaß sogar das Fenster zuzumachen. Müdigkeit und Besorgnis nahmen ihr jede Kraft. Warum zitterte sie wie im Fieber, die sonst doch so ruhig und so leichten Schrittes einherging, daß man ihre Gegenwart gar nicht bemerkte? Von Schläfrigkeit übermannt, verfiel sie in peinvolle Träumereien, in denen sie dauernd das Gefühl eines in

der schwarzen Nacht auf sie lauernden drohenden Unglückes hatte. Tief in ihren schweren Träumen fing mit einem Male mit schwerem, weit entferntem Getöse das Geschützfeuer wieder an; und nun kam es gar nicht mehr zum Schweigen, sondern fuhr mit hartnäckiger Regelmäßigkeit fort. Schaudernd setzte sie sich aufrecht. Wo war sie denn? Sie erkannte nichts, sie konnte nicht einmal ihre Kammer sehen, die von dichtem Rauch erfüllt schien. Dann kam es ihr zum Bewußtsein: der vom nahen Flusse aufgestiegene Nebel mußte ins Zimmer gedrungen sein. Draußen verdoppelte der Geschützdonner seine Stärke. Sie sprang aus dem Bett und lief ans Fenster, um zu horchen.

Auf einem der Türme in Sedan schlug es vier. Der junge Tag brach trübe und unklar vor rötlichem Nebel an. Es war unmöglich, irgend etwas zu sehen, und sie erkannte selbst das Schulgebäude auf die paar Meter nicht. Mein Gott, wo konnten diese Schüsse herkommen? Ihr erster Gedanke war an ihren Bruder Maurice, denn die Schüsse tönten so dumpf, daß sie aus dem Norden, von der andern Seite der Stadt zu kommen schienen. Aber dann konnte sie nicht länger zweifeln, die Schüsse fielen dort vor ihr, und nun zitterte sie für ihren Mann. Sicherlich war das in Bazeilles. Ein paar Minuten lang glaubte sie dann sicher zu sein, der Knall käme zeitweilig von rechts. Vielleicht fand das Gefecht bei Donchery statt, wo, wie sie wußte, die Brücke nicht mehr hatte gesprengt werden können. Und dann bemächtigte sich ihrer wieder die grausame Ungewißheit: war es bei Donchery oder bei Bazeilles? Bei dem Brummen, das ihr den Kopf erfüllte, wurde es ihr unmöglich, sich darüber klar zu werden. Ihre Qual wuchs so, daß sie fühlte, sie könne unmöglich länger hier bleiben und warten. Bebend vor Verlangen nach

sofortiger Klarheit warf sie ein Tuch um die Schultern und ging fort, um sich Nachricht zu holen.

Unten in der Rue des Voyards schwankte Henriette einen Augenblick, so schwarz kam ihr die Stadt in dem dichten Nebel vor, der sie einhüllte. Das schwache Tageslicht hatte seinen Weg noch nicht bis auf das feuchte Pflaster zwischen den alten verräucherten Hauswänden hinab gefunden. Nur in einer düsteren Kneipe in der Rue au Beurre entdeckte sie im Hintergrunde, wo eine Kerze flackerte, zwei betrunkene Turkos mit einem Mädchen. Sie mußte erst wieder in die Rue Macqua einbiegen, um ein wenig Leben zu finden; Schatten verstohlen entlangschleichender Soldaten glitten auf den Fußsteigen vorbei, vielleicht Feiglinge, die sich ein Versteck suchten; ein langer Kürassier, der auf die Suche nach seinem Rittmeister geschickt war, hatte sich verirrt und klopfte wütend an alle Türen; ein ganzer Strom von Bürgern, die vor Angst, zu spät zu kommen, schwitzten — sie hatten beschlossen, doch noch zu versuchen, mit einem vollgepfropften Wagen nach Bouillon in Belgien durchzukommen, wohin halb Sedan seit zwei Tagen ausgewandert war. Gefühlsmäßig wandte sie sich nach der Unterpräfektur, als ob sie dort sicher Auskunft erhalten würde; und da sie jede Begegnung zu vermeiden wünschte, kam sie auf den Gedanken, einen Richtweg durch Nebenstraßen einzuschlagen. An der Rue du Four und Rue des Laboureurs konnte sie nicht durchkommen: hier standen Geschütze in endloser Reihe mit Protzen und Munitionswagen; sie mußten wohl gestern in diesem Winkel untergebracht worden sein und waren nun scheinbar vergessen worden. Auch nicht ein einziger Mann war zu ihrer Bewachung da. Ihr Herz erkältete sich beim Anblick all dieser unnützen, trübselig aussehenden Geschütze, die hier unten in diesen ein=

samen Straßen den Schlummer der Verwahrlosung schließen. Sie mußte also über den Schulplatz nach der Großen Straße umkehren, wo vor dem Gasthaus de l'Europe Meldereiter auf höhere Offiziere warteten, deren laute Stimmen aus dem blendend erhellten Speisesaal tönten, und ihre Pferde an der Hand hielten. Auf dem Turenneplatz und dem Uferplatz sah sie noch mehr Leute; voller Unruhe standen hier Einwohner gruppenweise zusammen, und Frauen und Kinder mischten sich unter die aufgelösten, verstört dreinblickenden Truppen; hier sah sie auch einen General fluchend aus dem Wirtshause Zum goldenen Kreuz herauskommen und wütend davongaloppieren auf die Gefahr hin, alles über den Haufen zu reiten. Einen Augenblick war ihr so, als sollte sie ins Stadthaus gehen; dann aber schlug sie die Maasbrückenstraße ein, um bis zur Unterpräfektur zu gelangen.

Noch nie war ihr Sedan so traurig vorgekommen, als wie es jetzt bei dem schwachen, trüben Tageslicht im Nebel versank. Die Häuser sahen wie tot aus, viele standen seit zwei Tagen verlassen und leer, andere blieben infolge der ängstlichen Schlaflosigkeit ihrer Einwohner luftdicht verschlossen. Es war ein frostiger Morgen, an dem die noch halbleeren Straßen nur von angsterfüllten, sich jäh voneinander losreißenden Schatten belebt schienen, sowie von allerhand verdächtigem Gesindel, das seit gestern schon herumschlich. Aber das Tageslicht mußte zunehmen und die dem Unglück geweihte Stadt sich beleben. Es war halb sechs; der Geschützdonner war kaum zu hören, so wurde er zwischen den hohen, schwarzen Häusern gedämpft.

Henriette kannte die Tochter der Schließerin in der Unterpräfektur, die kleine blonde Rosa mit ihrem niedlichen, zarten Gesicht, die in Delaherches Fabrik arbeitete. Sie ging so-

fort in ihr Gelaß. Die Mutter war nicht da, aber Rosa nahm sie freundlich auf.

„Ach, meine liebe Frau Weiß, wir können uns nicht mehr auf den Beinen halten, Mutter hat sich eben ein wenig hingelegt. Denken Sie mal, die ganze Nacht haben wir auf sein müssen bei dem ewigen Herein und Heraus!"

Und ohne irgendwelche Frage abzuwarten, erzählte sie wie im Fieber von all den außergewöhnlichen Vorgängen, die sie seit gestern mit angesehen hatte.

„Der Marschall, der hat gut geschlafen. Aber der arme Kaiser! Nein, Sie können sich nicht denken, was der leidet! ... Denken Sie nur, gestern abend ging ich hinauf, um beim Wäscheausgeben zu helfen. Wie ich da an dem Zimmer vorbeikam, das an sein Ankleidezimmer stößt, habe ihn ich stöhnen hören! Stöhnen, als ob einer im Sterben läge. Ich bin vor Zittern stehengeblieben; das Herz wurde mir wie Eis, als ich merkte, daß das der Kaiser wäre ... Er leidet scheinbar an einer scheußlichen Krankheit, daß er so schreien muß. Wenn jemand bei ihm ist, ist er still; aber sowie er allein ist, dann ist es ihm über und er muß schreien und jammern, daß einem die Haare zu Berge stehen."

„Wo wird denn heut' morgen gefochten, wissen Sie das?" fragte Henriette und versuchte sie zu unterbrechen.

Rosa wies die Frage mit einer Handbewegung von sich und fuhr fort:

„Nun können Sie sich wohl denken, ich wollte doch gern was wissen und bin vier- oder fünfmal in der Nacht nach oben gegangen und habe das Ohr an die Wand gelegt ... Er jammerte immer weiter, unaufhörlich, ohne die Augen auch nur eine Minute zuzumachen, bin ich sicher ... Nicht wahr? Ist das nicht schrecklich, so leiden zu müssen bei all dem Ärger,

der ihm durch den Kopf gehen muß! Denn das ist ein Durcheinander und ein Geschubse! Sie sehen wahrhaftig alle aus, als ob sie verrückt wären! Und immer neue Leute kommen, und die Türen werden geschlagen und die Menschen werden ärgerlich und manche heulen, und es geht im Hause zu wie bei einer Plünderung, die Offiziere trinken aus der Flasche und liegen mit den Stiefeln in den Betten! ... Ganz gewiß, der Kaiser ist noch der Höflichste und nimmt am wenigsten Platz ein in seiner Ecke, wo er sich versteckt und jammert." Als Henriette dann ihre Frage wiederholte:

„Wo sie fechten? Das ist Bazeilles, da schlagen sie sich seit heute morgen ... Ein Soldat zu Pferde kam und sagte dem Marschall Bescheid, und der ist gleich zum Kaiser gegangen und hat es ihm erzählt ... Vor zehn Minuten ist der Marschall fortgeritten, und ich glaube wohl, der Kaiser will ihn treffen, denn er zieht sich da oben an ... Ich habe einen Augenblick gesehen, wie sie ihn mit allen möglichen Geschichten im Gesicht bemalten und aufputzten."

Aber Henriette wußte nun, was sie wollte, und entschlüpfte ihr.

„Danke schön, Rosa! Ich habe große Eile."

Und das junge Mädchen begleitete sie bis auf die Straße und rief ihr noch freundlich nach:

„Ganz zu Ihren Diensten, Frau Weiß. Ich weiß wohl, daß ich Ihnen alles sagen darf."

Rasch ging Henriette wieder nach ihrer Wohnung in der Rue des Voyards zurück. Sie war überzeugt, sie würde ihren Mann dort schon vorfinden; sie dachte sogar, er würde, wenn er sie nicht in der Wohnung fände, sich beunruhigen, und das beschleunigte ihren Schritt noch mehr. Als sie sich dem Hause näherte, hob sie den Kopf und glaubte auch ihn sich oben zum

Fenster herauslehnen zu sehen, um ihre Rückkehr abzuwarten. Aber das immer noch weit offene Fenster war leer. Und als sie dann nach oben gegangen war und einen Blick in alle drei Zimmer geworfen hatte, blieb sie wie gebannt stehen; das Herz schnürte sich ihr zusammen, als sie sie bei dem fortdauernden Kanonengebrüll nur von eisigem Nebel angefüllt fand. Das Geschieße dort hinten ging immer weiter. Einen Augenblick trat sie wieder ans Fenster. Nun sie Bescheid wußte, gab sie sich, trotzdem der Morgennebel immer noch wie eine undurchdringliche Mauer dastand, bei dem Krachen der Mitrailleusen und dem Getöse der Salven der französischen Batterien, die auf die entfernten der deutschen antworteten, ganz klar Rechenschaft darüber, daß der Kampf in Bazeilles stattfand. Es war, als ob die einzelnen Knalle näher kämen und die Schlacht sich von Minute zu Minute steigerte.

Warum kam Weiß nur nicht wieder? Er hatte ihr so fest versprochen, beim ersten Angriff heimzukommen. Und Henriettes Unruhe wuchs, sie malte sich Hindernisse aus, wie die Straße abgeschnitten wäre und die Granaten den Rückweg zu gefährlich machten. Vielleicht war ihm auch ein Unglück zugestoßen. Diesen Gedanken scheuchte sie von sich, da sie nur in der Hoffnung eine feste Stütze für ihre Tatkraft fand. Dann überlegte sie einen Augenblick den Plan, hinunterzugehen, ihrem Manne entgegen. Aber ein Gefühl von Unsicherheit hielt sie zurück: vielleicht würden sie sich kreuzen; und was sollte aus ihr werden, wenn sie ihn verfehlte? Und wie würde er seinerseits sich quälen, wenn er heimkäme und sie nicht fände? Im übrigen aber erschien ihr das Tollkühne eines Ganges nach Bazeilles gerade jetzt vollständig natürlich, ohne jedes unangebrachte Heldentum; es paßte durchaus zu ihrer Auffassung der Tätigkeit einer Frau, die schwei-

gend vollbrachte, was ihr für den richtigen Gang ihres Haushaltes nötig erschien. Sie gehörte einfach dorthin, wo ihr Mann war.

Aber da machte sie ganz unvermittelt eine Bewegung, und während sie vom Fenster zurücktrat, sagte sie ganz laut:

„Aber Herr Delaherche ... den muß ich erst sehen ..."

Es kam ihr wieder ins Gedächtnis, daß ja auch der Tuchfabrikant in Bazeilles geschlafen hätte und daß sie von ihm, falls er schon zurück wäre, Auskunft erhalten könnte. Anstatt wieder durch die Rue des Voyards zu gehen, schritt sie über den engen Hof des Gebäudes, der einen Durchgang für die weiten, mit ihrer Hauptseite nach der Rue Macque hinausgehenden Fabrikgebäude bildete. Als sie in den früheren Garten des Mittelhofes hinaustrat, der jetzt gepflastert war und nur noch einen von prächtigen, riesenhaften Ulmenbäumen aus dem vorigen Jahrhundert umgebenen Rasen aufwies, da sah sie zu ihrem Erstaunen als erstes einen vor der geschlossenen Tür eines Wagenschuppens auf und abgehenden Posten; dann erinnerte sie sich, gestern gehört zu haben, die Kriegskasse des siebenten Korps sei dort untergebracht; und das wirkte auf sie nun ganz sonderbar ein, all dies Gold, Millionen, wie es hieß, in diesem Schuppen versteckt, während sie sich draußen um die Stadt herum schon mordeten. Aber im Augenblick, wo sie eine zum Schlafzimmer Gilbertes hinaufführende Nebentreppe betreten wollte, hielt eine neue Überraschung sie fest, ein so unvorhergesehenes Zusammentreffen, daß sie die drei Stufen, die sie schon hinaufgestiegen war, wieder herunterging, weil sie nicht recht wußte, ob sie jetzt wohl noch hinaufgehen könnte. Ein Soldat, ein Hauptmann, schlüpfte leicht wie eine Geistererscheinung an ihr vorbei und war sogleich verschwunden; sie

hatte aber doch Zeit genug gehabt, ihn wieder zu erkennen, da sie ihn in Charleville bei Gilberte gesehen hatte, als diese dort noch als Frau Maginot lebte. Sie ging ein paar Schritte durch den Hof, dann sah sie nach den beiden hohen Fenstern des Schlafzimmers hinauf, deren Läden noch geschlossen waren. Nun entschloß sie sich, trotzdem hinaufzugehen.

Als alte Freundin aus der Kinderzeit, als Vertraute, die manchmal so des Morgens zum Plaudern herüberkam, wollte sie im ersten Stock an die Tür des Ankleidezimmers klopfen. Diese Tür aber war bei dem eiligen Abschied schlecht geschlossen worden und stand halb offen. Sie brauchte sie nur ganz zu öffnen und befand sich in dem kleinen Raume, dann im Schlafzimmer. Es war dies ein Raum mit sehr hoher Decke, von dem reiche rote Samtvorhänge herabfielen, die das große Bett vollständig umschlossen. Kein Laut, nur das müde Schweigen nach einer seligen Nacht, nur leichtes, kaum merkliches Atmen in dem schwachen Duft zerstäubten Flieders.

„Gilberte!" rief Henriette leise.

Die junge Frau war sofort wieder eingeschlafen; und in dem schwachen, durch die roten Fenstervorhänge hereindringenden Tageslicht zeigte sich ihr niedlicher runder Kopf, der vom Kopfkissen heruntergerutscht war, in der wundervollen Flut ihres aufgelösten schwarzen Haares auf einen ihrer nackten Arme aufgestützt.

„Gilberte!"

Sie geriet in Bewegung und streckte sich, ohne die Augenlider zu öffnen.

„Ja, lebe wohl ... Oh! bitte ..."

Dann hob sie den Kopf und erkannte Henriette:

„Ach! Du bist es ... wieviel Uhr ist es denn?"

Als sie dann hörte, es sei nach sechs, wurde sie etwas verlegen, und um das zu verbergen, meinte sie scherzhaft, das wäre doch keine Tageszeit, zu der man die Leute weckte. Bei der ersten Frage nach ihrem Mann erwiderte sie dann:

„Ach, der ist noch nicht wieder da, der kommt auch nicht vor neun Uhr, glaube ich ... Warum sollte er denn so früh wiederkommen?"

Wie Henriette sie so schlaftrunken nach ihrer Glücksnacht lächeln sah, glaubte sie, sie etwas drängen zu müssen.

„Ich sage dir doch, in Bazeilles wird seit Tagesanbruch gefochten, und weil ich in großer Sorge um meinen Mann bin ..."

„Ach, Liebste!" rief Gilberte, „wie unrecht! ... Meiner ist so vorsichtig, der wäre längst wieder hier, wenn auch nur die geringste Gefahr bestände ... Solange du den nicht zu sehen kriegst, kannst du ganz ruhig sein."

Diese Überlegung wirkte auf Henriette sehr stark ein. Tatsächlich war Delaherche nicht der Mann danach, sich unnötig auszusetzen. Sie fühlte sich ganz beruhigt und machte sich daran, die Fenstervorhänge aufzuziehen und die Läden zu öffnen; und das Zimmer erfüllte sich mit starkem, rötlichem Tageslicht, das die allmählich den Nebel mit ihren goldenen Strahlen durchdringende Sonne hervorbrachte. Eines der Fenster war halb offen geblieben, und sie hörten jetzt in dem großen, lauen, so schwülen, stickigen Zimmer den Donner der Geschütze.

Gilberte hatte sich halb aufgerichtet und einen Ellbogen auf das Kopfkissen gestützt; sie sah mit ihren hübschen hellen Augen nach dem Himmel.

„Also jetzt fechten sie", flüsterte sie.

Das Hemd war ihr heruntergeglitten und eine ihrer zarten,

rosigen Schultern zeigte sich nackt zwischen den wirren Locken ihres schwarzen Haares; ihr ganzes Erwachen strömte einen durchdringenden Duft, den Duft der Liebe aus.

„So früh schlagen sie sich schon, mein Gott! Wie lächerlich ist diese Fechterei!"

Aber gerade jetzt fielen Henriettes Blicke auf ein Paar Diensthandschuhe, ein Paar Männerhandschuhe, die auf einem Leuchtertischchen liegengeblieben waren; sie konnte eine Bewegung nicht zurückhalten. Da wurde Gilberte dunkelrot; mit einer verwirrten, schmeichelnden Bewegung zog sie sie auf den Bettrand nieder. Dann verbarg sie ihr Gesicht an ihrer Schulter:

„Ja, ich merkte wohl, du wüßtest es, du hättest ihn gesehen ... Liebste, du mußt nicht so streng über mich urteilen. Er ist doch ein alter Freund von mir, ich hatte dir doch damals in Charleville meine Torheit gestanden, weißt du noch ..."

Ihre Stimme wurde noch leiser, und sie fuhr mit einer Art Rührung fort, aus der aber doch ein leises Lachen klang:

„Er bat mich gestern so, als ich ihn wiedersah ... Denk' mal, heute morgen muß er sich schlagen, und am Ende bringen sie ihn um ... Konnte ich es ihm da abschlagen?"

In ihrer gerührt-fröhlichen Stimmung gewann dies letzte Liebesgeschenk, diese am Abend vor der Schlacht gewährte selige Nacht einen Anstrich entzückender Tapferkeit. Das war's, worüber sie trotz ihrer Verwirrung mit der Unbesonnenheit eines kleinen Vogels lächelte. Sie hätte es nie übers Herz gebracht, ihre Tür abzuschließen, wo alle Umstände ein Wiedersehen so förderten.

„Verdammst du mich?"

Henriette hatte sie sehr ernst angehört. Diese Geschichten kamen ihr so überraschend vor, weil sie sie gar nicht verstand.

Seit dem frühen Morgen schlug ihr Herz nur für ihren Mann, ihren Bruder da hinten im Kugelregen. Wie war es nur möglich, so friedlich zu schlafen, sich derartig an diesen Liebesgeschichten zu erfreuen, während die geliebtesten Wesen sich in Gefahr befanden?

„Aber dein Gatte, Liebste, und der Mensch da auch, dreht sich dir denn nicht das Herz im Leibe herum, daß du nicht bei ihnen sein kannst? ... Denkst du denn gar nicht daran, daß sie dir jede Minute mit zerschmettertem Kopfe wiedergebracht werden können?"

Gilberte scheuchte dies Schreckbild mit ihrem entzückenden nackten Arme von sich.

„O Gott! Was sagst du da? wie häßlich von dir, mir den Morgen so zu verderben! ... Nein, nein, ich will nicht daran denken, das ist zu traurig!"

Wider Willen mußte nun Henriette selbst lachen. Sie mußte an ihre Kinderzeit denken, als Gilbertes Vater, der Major von Vineuil, der infolge schwerer Verwundungen zum Zolldirektor von Charleville ernannt worden war, seine Tochter auf einen kleinen Hof nahe bei Chêne-Populeux geschickt hatte und sich immer schon beunruhigte, wenn er sie nur husten hörte, da er ständig von dem Gedanken an den Tod seiner ihm durch die Lungenschwindsucht in aller Jugend entrissenen Frau gepeinigt wurde. Die Kleine war erst neun Jahre, aber bereits von einer wilden Gefallsucht; sie spielte Theater, wollte stets die Königin darstellen, wickelte sich in jeden alten Plunder, den sie auftreiben konnte, und hob alles Silberpapier von ihrer Schokolade auf, um sich Armbänder und Kronen daraus zu machen. Auch später war sie immer die gleiche geblieben, als sie mit zwanzig Jahren den Forstinspektor Maginot heiratete. Das in seine Wälle eingeengte

Mézières mißfiel ihr und sie blieb in Charleville wohnen, dessen großes Leben mit seinen heitern Festlichkeiten sie liebte. Ihr Vater war nicht mehr, sie erfreute sich gänzlicher Freiheit bei ihrem bequemen Gatten, dessen Nichtigkeit keine Gewissensbisse in ihr hochkommen ließ. Die Bosheit der Provinz schrieb ihr bereits viele Liebhaber zu; in Wirklichkeit hatte sie sich aber in dem Gewirr von Uniformen, in dem sie dank alter Beziehungen und der Verwandtschaft ihres Vaters mit dem Obersten von Vineuil lebte, nur mit dem Hauptmann Beaudouin eingelassen. Sie war innerlich weder liederlich noch verdorben, sondern liebte nur ihr Vergnügen; und sie glaubte ganz bestimmt, daß, wenn sie sich einen Liebhaber nähme, sie damit nur ihrem unwiderstehlichen Hang nach Schönheit und Vergnügen nachgäbe.

„Es ist sehr schlecht von dir, daß du wieder mit ihm angebunden hast", sagte Henriette endlich in ihrer ernsten Weise.

Gilberte schloß ihr schon den Mund mit einer ihrer reizenden, liebkosenden Bewegungen.

„Ach, Liebste! wenn ich aber doch nicht anders konnte, und wo es doch nur dies einzige Mal ist ... Du weißt, ich würde lieber sterben, als meinen jetzigen Mann betrügen."

Keine von beiden sprach mehr, sie hielten sich in einer zärtlichen Umarmung umschlungen, so tiefe Unterschiede sie auch in ihrem Innersten trennten. Sie hörten ihre Herzen aneinander schlagen und hätten sich auch verstanden, hätten sie fremde Sprachen gesprochen, die eine ganz Freude, sich ausgebend, zersplitternd, die andere ganz versenkt in ihre einzige Hingebung, ihr stummes Heldentum starker Seelen.

„Wahrhaftig, sie schlagen sich!" rief endlich Gilberte. „Ich muß mich schnell anziehen."

Seit sie verstummt waren, schien der Lärm der Schüsse

tatsächlich lauter zu werden. Sie sprang aus dem Bett und ließ sich helfen, denn sie wollte nicht gern ihre Kammerfrau rufen; dann zog sie ihre Schuhe an und warf rasch ein Kleid über, um fertig zu sein, wenn sie jemand empfangen und hinuntergehen mußte. Als sie sich rasch das Haar machte, klopfte es, und sie lief hin, um zu öffnen, da sie die Stimme der alten Frau Delaherche erkannte.

„Aber selbstverständlich kannst du hereinkommen, liebe Mutter!"

Mit ihrer gewöhnlichen Unbesonnenheit führte sie sie ins Zimmer, ohne daran zu denken, daß die Diensthandschuhe da noch auf dem Leuchtertischchen lägen. Henriette stürzte sich vergeblich auf sie, um sie hinter einen Lehnstuhl zu werfen. Frau Delaherche mußte sie gesehen haben, denn sie blieb ein paar Sekunden wie erstickt stehen, als ob sie Atem schöpfen müsse. Unwillkürlich warf sie ihre Blicke durch den Raum und ließ sie auf dem rotausgeschlagenen Bett haften, das in vollster Unordnung weit offengeblieben war.

„Also Frau Weiß kam herauf, um dich zu wecken ... Du konntest schlafen, liebe Tochter ..."

Augenscheinlich war sie nicht gekommen, um ihr grade das zu sagen! Ach! diese Ehe, die ihr Sohn gegen ihren Willen an der Wende der Fünfzig eingegangen war, nach zwanzig Jahren eines eisigen Zusammenlebens mit einer unfreundlichen, mageren Frau, ihr Sohn, der bis dahin so verständig gewesen war und sich nun von seiner Sehnsucht nach Jugend zu dieser reizenden, so leichtsinnigen und fröhlichen Witwe hinreißen ließ! Auf die Gegenwart wollte sie schon achthaben, aber nun kam die Vergangenheit zurück! Und durfte sie denn sprechen? Sie lebte in diesem Hause nur noch wie ein stiller Vorwurf und hielt sich dauernd in tiefer,

starrer Frömmigkeit in ihrer Kammer eingeschlossen. Diesmal indessen war der Anstoß so groß, daß sie sich entschloß, ihren Sohn aufzuklären.

Gilberte antwortete errötend:

„Ja, trotz allem habe ich ein paar Stunden gut geschlafen ... Du weißt, Julius ist noch nicht wieder da ..."

Frau Delaherche unterbrach sie durch eine Handbewegung. Seit die Geschütze donnerten, war sie in Sorge um ihren Sohn und wartete auf seine Rückkehr. Aber sie war auch eine Heldenmutter. Und sie erinnerte sich, weswegen sie heraufgekommen wäre.

„Dein Onkel, der Oberst, schickt uns den Stabsarzt Bouroche mit einem Bleistiftzettel, um uns zu fragen, ob wir hier nicht ein Lazarett einrichten lassen könnten ... Er weiß, wir haben in der Fabrik Platz genug, und ich habe den Herren schon den Hof und den Trockenraum zur Verfügung gestellt ... Du solltest jetzt aber auch herunterkommen."

„O sofort! sofort!" sagte Henriette und trat näher. „Wir wollen helfen."

Gilberte selbst war ganz aufgeregt und bewies eine wahre Leidenschaft für ihren neuen Beruf als Krankenpflegerin. Sie nahm sich kaum die Zeit, um sich ein Spitzentuch über das Haar zu knoten; dann gingen die drei Frauen hinunter. Als sie unten unter den großen Torweg kamen, sahen sie auf der Straße durch die beiden offenstehenden Türflügel eine Menschenansammlung. Langsam kam ein niedriges Fuhrwerk heran, eine Art Karren mit einem einzigen Pferde davor, das ein Zuavenleutnant am Zügel führte. Und sie glaubten, das wäre schon der erste Verwundete, den man ihnen brächte.

„Ja, ja! hier ist es, kommen Sie nur herein!"

Aber rasch wurden sie aus ihrer Täuschung gerissen. Der Verwundete, der auf dem Boden des Fuhrwerks lag, war Marschall Mac Mahon, dem die linke Gesäßhälfte halb abgerissen war und der nach der Unterpräfektur zurückgeschafft wurde, nachdem ihm in einem kleinen Gärtnerhause ein Notverband angelegt worden war. Er war ohne Kopfbedeckung und nur halb angezogen; die Goldstickerein seiner Uniform waren mit Staub und Blut beschmutzt. Ohne zu sprechen hatte er den Kopf gehoben und sah mit irren Blicken umher. Als er dann merkte, wie die drei Frauen ergriffen mit gefalteten Händen dies große Unglück vorüberziehen sahen, das das ganze Heer schon nach den ersten paar Schüssen in ihrem Führer traf, da neigte er mit einem schwachen väterlichen Lächeln leicht den Kopf. Ein paar danebenstehende Neugierige nahmen den Hut ab. Andere erzählten sich ganz geschäftig, General Ducrot sei zum Oberbefehlshaber ernannt worden. Es war halb acht.

„Und der Kaiser?" fragte Henriette einen vor seiner Tür stehenden Buchhändler.

„Vor einer halben Stunde ungefähr ist er vorbeigekommen," antwortete der Nachbar. „Ich bin mitgelaufen und habe ihn durch das Tor nach Balan reiten sehen ... Es heißt gerüchtweise, eine Kugel hätte ihm den Kopf abgerissen."

Aber da wurde der Krämer auf der andern Seite wütend.

„Hören Sie doch auf! Lügenkram! Nur tapfere Leute lassen dabei ihr Fell!"

Der Karren, der den Marschall barg, verlor sich gegen den Schulplatz hin in einer wachsenden Menge, unter der bereits die abenteuerlichsten Nachrichten vom Schlachtfelde umliefen. Der Nebel zerging und die Straßen füllten sich mit Sonnenschein.

Aber vom Hofe her rief eine rauhe Stimme:

„Meine Damen, hier drinnen werden Sie gebraucht, nicht da draußen!“

Alle drei gingen sie wieder hinein und fanden sich dem Stabsarzt Bouroche gegenüber, der seine Uniform bereits in eine Ecke geworfen hatte, um eine weiße Schürze vorzubinden. Sein Riesenkopf mit den struppigen wirren Haaren, sein ganzer Löwenkopf flammte vor Eile und Tatkraft über dieser noch fleckenlosen Weiße. Er kam ihnen so schrecklich vor, daß sie ihm sofort ganz willig gehorchten; sie achteten auf jedes seiner Zeichen und drängten sich, um ihn zu befriedigen.

„Wir haben hier nichts ... Geben Sie mir Leinen, versuchen Sie noch mehr Matratzen aufzutreiben, zeigen Sie meinen Leuten, wo die Pumpe ist ...“

Sie rannten, sie rissen sich in Stücke und wurden gänzlich zu seinen Dienerinnen.

Mit der Fabrik war eine sehr gute Wahl zu einem Lazarett getroffen. Da war allein schon der Trockenraum, ein riesiger, mit großen Fenstern versehener Saal, wo man leicht gegen hundert Betten aufstellen konnte; daneben lag ein Schuppen, unter dem Operationen ganz wunderbar auszuführen waren: ein langer Tisch war schon in ihm aufgestellt, die Pumpe war nur ein paar Schritte entfernt, die Leichtverwundeten konnten auf dem Rasen nebenan warten. Und dann waren die schönen hundertjährigen Ulmen, die köstlichen Schatten gewährten, eine wahrhafte Annehmlichkeit.

Bouroche hatte es vorgezogen, sich sogleich in Sedan einzurichten, da er das kommende Gemetzel, den schrecklichen Andrang vorhersah, der die Truppen dort hineintreiben müßte. Er hatte sich damit begnügt, beim siebenten Korps hinter Floing nur zwei fliegende Ambulanzen und Hilfsver-

bandsplätze zu lassen, von wo ihm die Verwundeten zugeschickt werden sollten, nachdem sie oberflächlich verbunden worden waren. Alle Korporalschaften von Krankenträgern waren dort draußen und mußten die Gefallenen im Feuer auflesen; die nötigen Fuhrwerke und Packwagen hatten sie bei sich. Bouroche hatte außer zwei auf dem Schlachtfelde zurückgelassenen Gehilfen seine ganzen Hilfskräfte mitgebracht, zwei Stabsärzte zweiter Klasse und drei Unterärzte, die für die Operationen zweifellos genügten. Außerdem waren noch drei Apotheker und ein Dutzend Lazarettgehilfen da.

Aber sein Zorn wurde nicht gelinder, denn ohne Leidenschaftsausbrüche konnte er nicht arbeiten.

„Was machen Sie da? Schieben Sie mir die Matratzen mehr zusammen! ... In die Ecke kann Stroh gelegt werden, wenn es nötig wird."

Die Geschütze brummten; er wußte recht gut, seine Arbeit könnte von einem Augenblick zum andern beginnen; Wagen voll von blutendem Menschenfleisch; und heftig brachte er Ordnung in den noch leeren großen Saal. Unter dem Schuppen wurden dann andere Vorbereitungen notwendig, Verbands- und Arzneikisten wurden auf einem Brette nebeneinander gestellt, Haufen von zerzupftem Leinen, Binden, Wattebäusche und Leinenzeug nebst Schienen für Knochenbrüche; auf einem andern Brette breiteten neben einem großen Topf Wachssalbe und einer Chloroformflasche Bestecke den blitzenden Stahl ihrer Werkzeuge aus, die Sonden, Pinzetten, Messer, Scheren, ein Rüstzeug in allen möglichen scharfen und schneidenden Formen, die zum Untersuchen und Zertrennen dienen. Aber es fehlte an Schalen.

„Sie haben doch gewiß Näpfe, Eimer, Kochtöpfe, was

Ihnen nur einfällt ... Wir wollen uns doch wahrhaftig nicht bis zur Nase mit Blut beschmieren! ... Und Schwämme, versuchen Sie mir Schwämme zu verschaffen!"

Frau Delaherche beeilte sich und kam bald mit drei Mädchen zurück, die ihre ganzen Arme voll von sämtlichen Suppenschüsseln hatten, die sie hatte auftreiben können. Gilberte stand vor den Bestecken und rief Henriette durch ein Zeichen heran, um sie ihr mit einem leichten Schauder zu zeigen. Alle beide faßten sich bei den Händen und blieben schweigend stehen; in ihrem Händedruck lag ein dumpfer Schrecken, ein angsterfülltes Mitleid überwältigte sie.

„Ach, Liebste, wenn man bedenkt, daß sie einem da was abschneiden könnten!"

„Die armen Menschen!"

Bouroche hatte gerade eine Matratze auf den großen Tisch legen und sie mit Wachstuch umkleiden lassen, als das Getrappel von Pferden unter dem Torwege hörbar wurde. Das war die erste Verwundetenfuhre, die im Hofe eintraf. Sie enthielt aber nur zehn Leichtverwundete, die sich, meist mit einem Arm in der Binde, gegenübersaßen; einige waren auch am Kopfe getroffen und trugen die Stirn umwunden. Sie brauchten nur etwas Hilfe beim Aussteigen, und die Untersuchung begann.

Als Henriette einem sehr jungen Soldaten, dem eine Kugel die Schulter durchbohrt hatte, vorsichtig beim Ausziehen seines Rockes half, wobei ihm ein Schrei entfuhr, bemerkte sie seine Regimentsnummer.

„Ach, Sie sind 106er! Sind Sie von der Kompanie Beaudouin?"

Nein, er gehörte zur Kompanie Ravaud. Aber den Korporal Jean Macquart kannte er trotzdem und glaubte sagen

zu können, seine Korporalschaft sei bisher noch nicht eingesetzt. Wenn diese Auskunft auch recht unbestimmt war, so war es doch genug, um der jungen Frau Freude zu machen: ihr Bruder lebte, und sie würde sich ganz getröstet fühlen, wenn sie nur erst ihren Gatten umarmen könnte, den sie immer noch von Minute zu Minute erwartete.

Als Henriette in diesem Augenblick den Kopf hob, packte es sie, denn sie sah Delaherche ein paar Schritte von ihr entfernt in einer Gruppe stehen, der er von den furchtbaren, auf dem Wege von Bazeilles bis Sedan ausgestandenen Gefahren erzählte. Wie kam er hierher? Sie hatte ihn nicht hereinkommen sehen.

„Und mein Mann ist nicht bei Ihnen?"

Aber Delaherche, den seine Mutter und seine Frau, um ihm einen Gefallen zu tun, ausfragten, hatte keine Eile.

„Warten Sie, gleich."

Und dann nahm er seine Erzählung wieder auf:

„Von Bazeilles bis Balan bin ich unendlich oft beinahe totgeschossen worden. Ein Hagel, ein Orkan von Kugeln und Granaten! ... Und ich habe den Kaiser getroffen, oh! der war sehr tapfer ... Schließlich bin ich von Balan bis hier glatt gerannt ..."

Henriette schüttelte ihn am Arm.

„Mein Gatte?"

„Weiß? Weiß ist doch da draußen geblieben!"

„Was? dort draußen?"

„Ja, er hat sich das Gewehr eines toten Soldaten geholt und kämpft mit."

„Er kämpft mit? Warum denn aber?"

„Ach, so ein Wüterich! Er wollte unter keinen Umständen mitkommen, und da habe ich ihn natürlich dagelassen."

Henriette sah ihn mit starren, großen Augen an. Alles schwieg. Da faßte sie ruhig einen Entschluß.

„Schön, dann gehe ich hin."

Was? Dort wollte sie hingehen? Aber das war ja unmöglich, das war verrückt. Delaherche fing wieder an, von den über die Straßen fegenden Kugeln und Granaten zu reden. Gilberte ergriff ihre Hände, um sie festzuhalten, und auch Frau Delaherche erschöpfte sich in Beweisen für die blinde Tollkühnheit ihres Planes. In ihrer sanften, einfachen Art wiederholte sie nur:

„Nein, das nützt nichts, ich gehe hin."

Dabei blieb sie und nahm nur das schwarze Spitzentuch an, das Gilberte auf dem Kopfe hatte. Delaherche, der sie immer noch zu überzeugen hoffte, erklärte schließlich, er wolle sie begleiten, wenigstens bis zum Tor nach Balan. Aber da bemerkte er gerade den Posten, der in allem durch die Einrichtung des Lazarettes verursachten Gedränge immer weiter mit kleinen Schritten vor dem Schuppen auf und ab ging, in dem sich die Kriegskasse des siebenten Korps eingeschlossen befand; voller Furcht dachte er an diese Millionen und ging, um sich durch Augenschein zu vergewissern, daß sie auch noch da wären. Henriette stand schon unter dem Torweg.

„Warten Sie doch auf mich! Sie sind wahrhaftig gerade so ein Wüterich wie Ihr Mann!"

Es kam übrigens gerade wieder ein Wagen mit Verwundeten herein, den sie erst vorbeilassen mußten. Dieser war kleiner und enthielt zwei Schwerverwundete, die auf Gurtmatratzen gebettet waren. Der erste, den man mit aller erdenklichen Vorsicht herabhob, bildete nur noch eine blutige Fleischmasse; eine Hand war zerrissen, eine Seite durch eine platzende Granate aufgerissen. Dem zweiten war das rechte

Bein zerschmettert. Diesen ließ Bouroche sofort auf das Wachstuch der Matratze legen und begann die erste Operation inmitten des unaufhörlichen Kommens und Gehens seiner Gehilfen und der Lazarettgehilfen. Frau Delaherche und Gilberte saßen neben dem Rasen und wickelten Binden auf.

Delaherche hatte Henriette draußen wieder eingeholt.

„Aber meine liebe Frau Weiß, sehen Sie mal, Sie sollten nicht so unsinnig sein ... Wie wollen Sie denn Weiß da draußen finden? Er ist wahrscheinlich gar nicht mehr da, ganz sicher ist er querfeldein gerannt, um wieder hierherzukommen ... Ich versichere Sie, Sie können nicht nach Bazeilles hinein."

Aber sie hörte gar nicht nach ihm hin, sie ging nur schneller und bog schon in die Rue du Ménil ein, um nach dem Tore von Balan zu kommen. Es war fast neun Uhr, und Sedan lebte nicht länger in den düstern Schauern des Morgens, wie bei dem öden, ungewissen Erwachen im dichten Nebel. Drückender Sonnenschein schnitt die Schatten der Häuser scharf auf dem Pflaster aus, auf dem sich eine angsterfüllte, unaufhörlich von dahinjagenden Meldereitern durchschnittene Menschenmasse drängte. Vor allem bildeten sich Gruppen um schon wieder hereingekommene waffenlose Soldaten, einige leicht verwundet, andere nur in ungewöhnlicher Aufregung die Arme schwenkend und schreiend. Und trotzdem hätte die Stadt allmählich wohl ihr alltägliches Aussehen wieder angenommen, hätten nicht so viele Geschäfte ihre Läden geschlossen gehabt und so manche Häuser wie tot dagestanden, weil kein Fensterladen sich in ihnen öffnete. Dann der Geschützdonner, der ununterbrochene Geschützdonner, von dem selbst die Steine, der Erdboden, die Mauern bis zu den Dachschiefern hinauf erzitterten.

Delaherche wurde einem höchst unbehaglichen, starken inneren Kampfe zur Beute und fühlte sich zwischen seiner Pflicht als tapferer Mann, die ihn Henriette nicht verlassen hieß, und dem Schrecken hin- und hergerissen, daß er den Weg nach Bazeilles noch einmal im Granatenhagel zurücklegen sollte. Als sie das Tor nach Balan erreichten, kam plötzlich ein Strom berittener Offiziere herein und trennte sie. Vor dem Tore drängten sich viele Menschen, um auf Nachricht zu warten. Vergeblich lief er und suchte die junge Frau: sie mußte schon außerhalb der Umwallung sein und draußen ihren Schritt beschleunigen. Ohne seinen Eifer noch weiter zu treiben, ertappte er sich dabei, wie er ganz laut sagte:

„Um so schlimmer! Das ist zu dämlich!"

Nun bummelte Delaherche in Sedan herum wie manch anderer neugieriger Bürger, der ja nichts von dem Schauspiel verlieren will, aber er fühlte sich von einer wachsenden Unruhe ergriffen. Was sollte aus alledem werden? Und wenn das Heer geschlagen war, würde dann die Stadt nicht sehr zu leiden haben? Die Antworten auf diese Fragen blieben ihm unklar, denn sie hingen zu sehr von zukünftigen Ereignissen ab. Nichtsdestoweniger begann er um seine Fabrik zu zittern, sein in der Rue Macqua gelegenes Grundstück, auf dem er übrigens auch seine ganzen Wertsachen an sicherer Stelle verborgen hatte. Er begab sich nach dem Stadthause und fand dort, daß der Gemeinderat eine Dauersitzung abhalte; dann vertrödelte er lange Zeit, ohne irgend etwas Neues zu erfahren, außer daß die Schlacht sehr schlecht stehe. Die Truppen wußten nicht mehr, wem sie zu gehorchen hätten, da sie von General Ducrot in den zwei Stunden, die er den Oberbefehl innehatte, zurückgezogen und darauf von General Wimpffen, der sein Nachfolger wurde, wieder vor-

geführt worden waren; dies ganz unverständliche Schwanken, bei dem Stellungen wieder genommen werden mußten, die erst aufgegeben waren, dies gänzliche Fehlen jedes Planes und jeder tatkräftigen Leitung beschleunigten das Unglück.

Nun drang Delaherche bis zur Unterpräfektur vor, um zu erfahren, ob der Kaiser wieder hereingekommen sei. Man konnte ihm dort aber nur über den Marschall Mac Mahon berichten, dem ein Chirurg seine nicht sehr gefährliche Wunde verbunden hatte und der nun ruhig im Bette lag. Als er aber gegen elf wieder über das Pflaster lief, wurde er in der Großen Straße vor dem Gasthause de l'Europe einen Augenblick durch einen langsam daherkommenden Reiterzug aufgehalten, dessen Pferde traurig im Schritt gingen. An ihrer Spitze erkannte er den Kaiser, der nach vierstündigem Aufenthalt auf dem Schlachtfelde zurückkehrte. Der Tod hatte ihn entschieden nicht haben wollen. Der Angstschweiß dieses Rittes durch die Niederlage hatte die Schminke von seinen Backen verschwinden lassen, die aufgewichsten Schnurrbartenden waren weich geworden und hingen herunter, sein erdfarbiges Gesicht zeigte die schmerzverzerrte Stumpfheit des Todeskampfes. Ein Offizier sprang vor dem Gasthause ab und erklärte der zusammengelaufenen Menge den Weg, den sie von La Moncelle bis Givonne an dem ganzen kleinen Tal entlang unter den Soldaten des ersten Korps zurückgelegt hatten, das die Sachsen auf das rechte Ufer des Baches zurückdrängten; und wie sie durch den Hohlweg des Givonnegrundes bereits in einem derartigen Gedränge geritten wären, daß, selbst wenn der Kaiser an die Spitze seiner Truppen hätte zurückkehren wollen, er dies nur mit größter Schwierigkeit hätte ausführen können. Wozu übrigens auch?

Während Delaherche diese Einzelheiten erzählen hörte, erschütterte ein heftiges Krachen das ganze Viertel. Eine Granate hatte in der Rue Sainte-Barbe, nahe beim Donjon, einen Schornstein herabgerissen. Ein allgemeines Rette-sich-wer-kann folgte und laute Schreie von Frauen ertönten. Er drückte sich gegen eine Mauer, als ein zweiter Krach alle Fensterscheiben des Hauses neben ihm zerschmetterte. Wenn Sedan beschossen würde, müßte es furchtbar werden; und er kehrte im Laufschritt zur Rue Macqua zurück; ein derartiger Drang nach Gewißheit packte ihn, daß er sich nirgends aufhielt, sondern schleunigst aufs Dach stieg, wo eine kleine Plattform ihm einen Überblick über die Stadt und ihre Umgebung gewährte.

Er fühlte sich sofort etwas sicherer. Der Kampf fand außerhalb der Stadt statt; die deutschen Batterien auf der Marfée und bei Frénois fegten über die Stadt weg die Algierhochebene; selbst der Flug der Granaten mit dem riesigen Bogen leichten Rauches, den sie über Sedan stehen ließen, erregte seine Teilnahme, und sie kamen ihm vor wie unsichtbare Vögel mit grauem Gefieder. Es war ihm nun zunächst ganz augenscheinlich, daß es sich bei den paar Granaten, die auf den Dächern um ihn herum geplatzt waren, nur um verirrte Geschosse handelte. Die Stadt wurde noch nicht beschossen. Als er dann genauer zusah, glaubte er zu verstehen, sie sollten als Antwort auf die wenigen Schüsse aus den Festungsgeschützen dienen. Er wandte sich nach Norden und beobachtete die Zitadelle, all dies verwickelte, furchtbare Gewirr von Festungswerken, das schwarze Mauerwerk, die grünen Flächen der Glacis, das geometrische Liniengewirr der Bastionen, vor allen die drei Hauptschanzen der Schotten, am Großen Garten und la Rochette mit ihren drohend vorspringenden

Winkeln; und schließlich nach Westen herüber wie eine Verlängerung aus Zyklopenmauerwerk das Fort Nassau, an das sich jenseits der Vorstadt von Mênil das Fort Pfalz anschloß. Sie machten auf ihn gleichzeitig einen Eindruck von Riesenhaftigkeit und Kindlichkeit. Was nutzten sie jetzt noch gegen Geschütze, deren Geschosse von einem Ende des Himmels zum andern flogen? Übrigens war der Platz gar nicht befestigt, denn er hatte weder die nötigen Geschütze noch Schießbedarf noch Besatzung. Vor kaum drei Wochen hatte der Gouverneur aus freiwilligen Bürgern eine Art Nationalgarde zur Bedienung der paar gebrauchsfähigen Geschütze geschaffen. Und so kam es, daß von der Pfalz her drei Geschütze feuerten, während beim Pariser Tor etwa ein halbes Dutzend standen. Allein es standen für jedes Geschütz nur sieben oder acht Ladungen zur Verfügung, so daß sie sparsam mit ihnen umgingen und nur alle halbe Stunden einen Schuß abfeuerten, gleichsam der Ehre halber, denn die Geschosse reichten nicht weit und fielen in die gegenüberliegenden Wiesen. Die feindlichen Batterien mißachteten sie auch offenbar und antworteten nur von Zeit zu Zeit wie aus Mitleid.

Diese Batterien da hinten waren es, die Delaherches Neugier erregten. Mit lebhaften Blicken durchfolgte er die Hügel der Marfée, als ihm plötzlich der Gedanke kam, sein Fernrohr, mit dem er sonst die Umgegend zu seinem Vergnügen durchforcht hatte, auf der Plattform aufzustellen. Er ging hinunter, um es zu suchen, und kam dann wieder herauf und stellte es auf; als er es dann eingestellt hatte und mit kurzen Rucken die Landschaft mit ihren Bäumen und Häusern an sich vorbeigleiten ließ, da kam er oberhalb Frénois auf die Gruppe von Uniformen, die Weiß von Bazeilles aus am Rande eines Kieferngehölzes ausfindig gemacht hatte. Er

aber hätte bei der Vergrößerung seines Glases die Offiziere dieses Stabes zählen können, so klar sah er sie vor sich. Mehrere lagen halb ins Gras hingestreckt, andere standen in Gruppen aufrecht; vor ihnen stand ein einzelner Mann von trokkenem, unbedeutendem Aussehen in ganz unauffälliger Uniform, in dem er aber doch den Herrn herausfühlte. Es war auch der König von Preußen, kaum einen halben Finger hoch, wie so ein winziger Bleisoldat, mit dem die Kinder spielen. Er wurde sich hierüber indessen erst später klar und ließ ihn nicht mehr aus den Augen; immer wieder kam er auf diesen winzigen Zwerg zurück, dessen Gesicht nur wie ein linsengroßer blasser Fleck gegen den blauen Himmel stand.

Noch war es nicht Mittag, und der König stellte den mathematisch unerbittlichen Marsch seiner Heere in den letzten neun Stunden fest. Sie marschierten und marschierten immer weiter auf den vorgeschriebenen Wegen und bildeten mit ihrer Mauer von Menschen und Geschützen einen sich Schritt für Schritt enger schließenden Kreis um Sedan. Der linke Flügel, der über die nackte Ebene von Donchery gekommen war, quoll immer weiter aus dem Paß von Saint-Albert hervor, durchschritt Saint-Menges und begann sich Fleigneux zu bemächtigen; und hinter dem elften Korps, das sich in heftigem Handgemenge mit den Truppen General Douays befand, sah er deutlich das fünfte hervorbrechen, das sich die Waldungen zunutze machte, um sich auf den Kalvarienberg von Illy zu werfen; während dessen fügte sich Batterie an Batterie zu einer immer länger werdenden Linie ohne Unterlaß donnernder Geschütze, so daß allmählich der ganze Horizont in Flammen stand. Jetzt hatte die rechte Heeresgruppe den Givonnegrund besetzt, das zwölfte Korps hatte sich La Moncelles bemächtigt, die Garde begann gerade Daigny zu

durchschreiten und stieg schon am Bache aufwärts, wobei sie sich gleichzeitig auch gegen den Kalvarienberg wandte, nachdem sie General Ducrot gezwungen hatte, sich bis hinter das Garennegehölz zurückzuziehen. Eine Anstrengung noch, und der Kronprinz von Preußen konnte dem Kronprinzen von Sachsen auf diesen kahlen Feldern unmittelbar am Rande des Ardennerwaldes die Hand reichen. Südlich der Stadt konnte man Bazeilles vor dem Rauch vieler Brände und dem gelblichen Staub eines wütenden Kampfes nicht mehr sehen.

Und der König sah ruhig zu, wie seit dem Morgen schon. Eine, zwei Stunden noch, vielleicht auch drei; es war nur eine Frage der Zeit, ein Rad trieb das andere an, der Steinbrecher war im Gange und mußte sein Werk vollenden. Unter dem unendlichen, sonnendurchströmten Himmel verengerte sich das Schlachtfeld förmlich mit all diesem wütenden Gemenge schwarzer Punkte, die sich um Sedan herum stießen und drängten. In der Stadt leuchteten Fensterscheiben auf; nach links gegen die Cassine-Vorstadt schien ein Haus zu brennen. Jenseits, wo die Felder nach Donchery und Carignan hinüber dann wieder einsam dalagen, herrschte in der mächtigen Mittagshitze ein heißer, leuchtender Friede über den klaren Wassern der Maas, den lebensfrohen Bäumen, den weiten, fruchtbaren Ländereien und grünen Wiesen.

Der König hatte einsilbig um eine Auskunft gefragt. Er wollte den von ihm befehligten Menschenstaub auf diesem Riesenschachbrett in der Hand behalten und über ihn Bescheid wissen. Zu seiner Rechten schwirrte ein Taubenschwarm, vom Geschützdonner erschreckt, hoch in die Lüfte empor und verschwand gen Süden.

## 4

Auf der Straße nach Balan konnte Henriette zunächst noch mit raschem Schritt vorwärtskommen. Es war kaum neun Uhr; die breite, von Häusern und Gärten eingefaßte Straße war einstweilen noch leer; aber je näher der Vorstadt, desto mehr wurde sie von flüchtenden Einwohnern und Truppenbewegungen gesperrt. Bei jeder neuen Menschenmasse drückte sie sich an die Mauern und kam so doch gleitend weiter vorwärts. Winzig und unscheinbar in ihrem dunklen Kleide, mit ihren blonden Haaren und dem kleinen, unter dem schwarzen Spitzentuche halb verschwindenden Gesicht entging sie allen Blicken, und nichts hielt ihren raschen, schweigenden Gang auf.

In Balan verlegte aber ein Regiment Marineinfanterie ihr den Weg. Die fest zusammengeschlossene Menschenmasse wartete im Schutze deckender Bäume auf Befehle. Sie stellte sich auf die Fußspitzen, konnte aber kein Ende absehen. Nun versuchte sie sich ganz klein zu machen, um sich so durchzuschmuggeln. Die Ellbogen stießen sie zurück und sie fühlte Gewehrkolben in der Seite. Aber als sie eine Anzahl Schritte gemacht hatte, erhoben sich laute Einwendungen. Ein Hauptmann drehte sich um und wurde wütend.

„He! Frau, sind Sie verrückt? ... Wo wollen Sie hin?"

„Ich will nach Bazeilles."

„Was? Nach Bazeilles?"

Allgemeines Lachen ertönte. Sie zeigten unter lauten Scherzen auf sie. Der Hauptmann fühlte sich ebenfalls belustigt und entgegnete ihr:

„Nach Bazeilles, Kleine, da könnten Sie uns wohl mitnehmen! ... Bis jetzt waren wir drin und ich hoffe auch,

wir kommen wieder hinein; aber ich sage Ihnen vorher, kalt ist's da nicht."

„Ich will in Bazeilles meinen Mann suchen", erklärte Henriette mit ihrer sanften Stimme, wobei ihre hellblauen Augen ruhige Entschlossenheit erkennen ließen.

Das Lachen verstummte; ein alter Sergeant machte sie frei und zwang sie zum Umkehren.

„Mein armes Kind, Sie sehen doch, es ist nicht möglich, hier durchzukommen ... Das ist nichts für eine Frau, gerade jetzt nach Bazeilles zu gehen ... Sie werden Ihren Mann später schon wiederfinden. Kommen Sie, seien Sie vernünftig!"

Sie mußte nachgeben und blieb still stehen; alle Augenblicke stellte sie sich auf die Fußspitzen, um in die Ferne zu sehen, denn ihr Entschluß, ihren Weg fortzusetzen, stand bei ihr fest. Was sie um sich herum erzählen hörte, diente ihr als Auskunft. Die Offiziere klagten bitter über den Rückzugsbefehl, der sie um ein Viertel nach acht zur Aufgabe von Bazeilles zwang, als General Ducrot, der Nachfolger des Marschalls, es für angezeigt hielt, die gesamten Truppen auf der Hochebene von Illy zusammenzuziehen. Das Schlimmste war, daß das erste Korps sich zu früh zurückzog und den Deutschen den Givonnegrund überließ, so daß das zwölfte Korps, das schon heftig von vorn angegriffen wurde, auch in der linken Seite entblößt wurde. Nachdem aber jetzt General Wimpffen auf General Ducrot gefolgt war, wurde der erste Plan wieder aufgenommen, und es kam Befehl, Bazeilles, koste es was es wolle, wiederzunehmen und die Bayern in die Maas zu jagen. War das nicht verrückt, ihnen erst eine Stellung zu überlassen, die man jetzt wiedernehmen mußte? Sie wollten sich wohl totschlagen lassen, aber wahrhaftig doch nicht zum Spaß.

Es entstand ein mächtiges Gedränge von Menschen und Pferden. General Wimpffen erschien; in den Steigbügeln stehend, rief er in höchster Erregung mit glühendem Gesicht:

„Freunde, wir können nicht zurückgehen, das bedeutete das Ende ... Wenn wir uns aber doch durchschlagen müssen, gehen wir über Carignan und nicht über Mézières ... Aber wir werden siegen, ihr habt sie heute morgen schon geschlagen, und jetzt werdet ihr sie wieder schlagen!"

Im Galopp entfernte er sich auf einem nach La Moncelle führenden Wege. Es lief das Gerücht, er hätte eine heftige Auseinandersetzung mit General Ducrot gehabt, jeder hätte auf seinem Plane bestanden und den des andern bekämpft, der eine hätte erklärt, der Rückzug über Mézières wäre schon am Morgen undurchführbar gewesen, der andere hätte geweissagt, wenn sich nicht alles auf der Hochebene von Illy zusammenzöge, würde das Heer vor Abend noch eingeschlossen sein. Und sie warfen sich gegenseitig vor, sie kennten weder das Land noch die wirkliche Lage der Truppen. Das Schlimmste war, daß alle beide recht hatten.

Aber seit ein paar Augenblicken fand sich Henriette von ihrer Eile, vorwärts zu kommen, abgelenkt. Sie erkannte am Straßenrande zusammengebrochen eine ganze Familie aus Bazeilles, arme Weber, Vater, Mutter und drei Mädchen, von denen das älteste erst neun Jahr alt war. Sie waren zerschlagen, so von Müdigkeit und Verzweiflung erschöpft, daß sie nicht weiter konnten und gegen eine Wand gesunken waren.

„Ach liebe Dame," wiederholte die Frau zu Henriette, „wir haben nichts mehr ... Sie wissen, unser Haus stand auf dem Kirchenplatz. Da steckte eine Granate es in Brand. Ich weiß nicht, wie die Kinder und wir selbst davongekommen sind ..."

Bei dieser Erinnerung fingen die drei kleinen Mädchen wieder an zu weinen und zu schreien, während die Mutter sich unter halbverrückten Gebärden in Einzelheiten erging.

„Ich sah unsern Webstuhl wie einen Haufen trockenes Holz brennen ... Das Bett und die Sachen flammten schneller auf als eine Handvoll Stroh ... Und die Uhr, jawohl, nicht mal so viel Zeit hatte ich, daß ich die Uhr auf dem Arme mitnehmen konnte."

„Himmeldonnerwetter!" fluchte der Mann, dem die Augen voll dicker Tränen standen, „was soll nun aus uns werden?"

Um sie zu beruhigen, sagte Henriette zu ihnen schlicht mit etwas zitteriger Stimme:

„Sie sind doch alle beide gesund und wohlbehalten beieinander und haben noch ihre kleinen Mädels: was klagen Sie denn da noch?"

Dann fragte sie sie aus und wollte wissen, wie es in Bazeilles zuginge, ob sie ihren Mann gesehen hätten und wie ihr Haus ausgesehen hätte. Aber sie zitterten vor Furcht und ihre Aussagen widersprachen sich. Nein, Herrn Weiß hatten sie nicht gesehen. Eins der kleinen Mädchen schrie dazwischen, sie hätte ihn aber doch gesehen, auf dem Fußwege, mit einem großen Loch mitten vor der Stirn; ihr Vater gab ihr eine Ohrfeige, um sie zum Schweigen zu bringen, weil sie ganz sicher löge, wie er meinte. Das Haus, ja, das hatte noch gestanden, als sie geflohen wären; sie erinnerten sich sogar, im Vorbeilaufen gesehen zu haben, daß Fenster und Türen sorgfältig geschlossen gewesen wären, als ob keine Seele mehr drin wäre. Zu der Zeit hätten die Bayern übrigens auch erst den Kirchenplatz besetzt gehabt und hätten den Ort, Straße für Straße, Haus bei Haus, erkämpfen müssen. Allein sie wären wohl vorwärts gekommen, denn jetzt brannte sicher

schon ganz Bazeilles. Und so fuhren die unglücklichen Leute fort, ihre Geschichte zu erzählen, und beschworen mit ihrem vor Furcht unsicher gewordenen Gebärden dies gräßliche Gesicht wieder herauf, wie die Dächer flammten, das Blut in Bächen floß und Tote die Erde bedeckten.

„Und mein Mann?“ fragte Henriette wieder.

Sie antworteten nicht mehr, sondern schluchzten nur noch zwischen den gefalteten Händen. Da hielt sie sich in grausiger Angst, aber ohne schwach zu werden, aufrecht; nur ihre Lippen bewegte ein leichtes Zittern. Was sollte sie glauben? Was nutzte es, daß sie sich einredete, das Kind hätte sich getäuscht; sie sah ihren Mann doch mit von einer Kugel durchbohrter Stirn auf der Straße liegen. Dann beunruhigte sie wieder dies völlige Abgeschlossensein ihres Hauses; warum? War er denn nicht mehr da? Die Gewißheit, daß er getötet sei, ließ ihr Herz mit einem Schlage zu Eis erstarren. Aber vielleicht war er nur verwundet; und der Drang, zu ihm zu gehen, dort zu sein, ergriff sie wiederum so gewaltig, daß sie aufs neue versucht hätte, sich ihren Weg zu bahnen, wenn nicht in diesem Augenblick die Hörner das Zeichen zum Vorrücken gegeben hätten.

Viele dieser jungen Mannschaften kamen aus Toulon, Rochefort oder Brest, waren nur kurz ausgebildet und hatten noch keinen Schuß abgefeuert; seit heute morgen aber schlugen sie sich mit der Tapferkeit und Festigkeit alter Soldaten. Sie, die von Reims bis Mouzon unter der Last des Ungewohnten so schlecht marschiert waren, zeigten jetzt vor dem Feinde um so besser Manneszucht und schienen um so fester durch ein brüderliches Band von Pflicht und Selbstverleugnung verbunden. Die Hörner brauchten nur zu ertönen, und sie kehrten ins Feuer zurück, sie nahmen den Angriff wieder auf,

wenn ihre Herzen auch von Zorn geschwellt waren. Dreimal war ihnen eine frische Division zu ihrer Unterstützung versprochen worden und kam nicht. Sie fühlten sich verlassen, hingeopfert. Das Leben eines jeden von ihnen wurde verlangt, indem sie so wieder nach Bazeilles hineingeschickt wurden, nachdem sie es vorher hatten aufgeben müssen. Und das wußten sie und gaben ihr Leben doch ohne Widerspruch hin; sie schlossen ihre Reihen und traten hinter den schützenden Bäumen hervor, um aufs neue gegen die Kugeln und Granaten vorzustürmen.

Henriette entrang sich ein tiefer Seufzer der Erleichterung. Endlich gingen sie vor! Sie folgte ihnen und hoffte mit ihnen hineinzukommen, sie wollte laufen, wenn sie liefen. Aber sie mußten schon wieder halten. Jetzt regnete es Geschosse, und um Bazeilles wieder zu besetzen, wurde es notwendig, jeden Meter Weges zu erkämpfen, jedes Gäßchen, jedes Haus, jeden Garten rechts und links zu erobern. Die ersten Reihen hatten das Feuer eröffnet, es ging aber nur sprungweise weiter, die geringsten Hindernisse verursachten den Verlust langer Minuten. So würde sie nie hinkommen, wenn sie so hintenan bliebe und auf ihren Sieg wartete. Entschlossen warf sie sich rechts zwischen zwei Hecken auf einen nach den Wiesen hinunterführenden Pfad.

Henriettes Plan war jetzt, Bazeilles über die weiten, die Maas einfassenden Wiesen zu erreichen. Übrigens war sie sich über das Wie selbst noch nicht ganz klar. Plötzlich blieb sie am Rande eines kleinen unbeweglichen Meeres stehen, das ihr auf dieser Seite den Weg versperrte. Das war die Überschwemmung, die Verwandlung des tiefliegenden Geländes in einen See zu Verteidigungszwecken, und an die hatte sie gar nicht gedacht. Einen Augenblick wollte sie um-

kehren; dann setzte sie ihren Weg fort auf die Gefahr hin, ihre Schuhe dabei einzubüßen, und ging in dem feuchten Gestrüpp, in dem sie bis an die Knöchel einsank, am Rande hin. Etwa hundert Meter weit war das durchführbar. Dann stieß sie auf eine Gartenmauer; hier senkte sich das Gelände, und das Wasser schlug ungefähr zwei Meter tief gegen die Mauer. Keine Möglichkeit, durchzukommen. Ihre kleinen Fäuste ballten sich; mit aller Kraft mußte sie sich straff halten, um nicht in Tränen zu vergehen. Nach dem ersten Anfall ging sie an der Einfriedung entlang und fand schließlich einen zwischen den zerstreut liegenden Häusern hindurchlaufenden Pfad. Diesmal hielt sie sich für gesichert, denn sie kannte dies Labyrinth, dies Gewirr verschlungener Pfade, dessen Knäuel sich schließlich am Ende des Ortes wieder entwirrte.

Dort aber fielen Granaten nieder. Ganz blaß und taub blieb Henriette nach einem entsetzlichen Krach wie erstarrt stehen, als der Luftdruck sie umwehte. Wenige Meter vor ihr war ein Geschoß geplatzt. Sie wandte den Kopf und beobachtete die Höhen auf dem linken Ufer, von wo der Rauch der deutschen Geschütze aufstieg; nun wurde ihr die Lage klar und sie setzte, die Augen auf den Horizont gerichtet, ihren Weg fort und spähte nach den Granaten aus, um ihnen ausweichen zu können. Trotz aller verrückten Tollkühnheit führte sie ihr Unternehmen doch mit großer Kaltblütigkeit durch, mit all der ruhigen Tapferkeit, deren ihre gute, kleine Hausfrauenseele fähig war. Sie wollte sich nicht umbringen lassen, sie wollte ihren Mann wiederfinden, ihn mitnehmen und glücklich mit ihm weiterleben. Die Granaten fielen ununterbrochen, sie glitt an der Mauer entlang, warf sich hinter Ecksteinen nieder und nutzte die geringsten Schutzmöglichkeiten aus.

Aber da kam ein ungedeckter Zwischenraum, wo eine Strecke des Weges schon durch einschlagende Granaten aufgewühlt war; hier blieb sie hinter der Ecke eines Schuppens stehen, als sie vor sich am Rande einer Art Grube den Kopf eines Jungen bemerkte, der sich die Sache ansah. Es war ein zehnjähriger kleiner Kerl mit nackten Füßen, nur mit einem Hemd und einer zerlumpten Hose bekleidet, ein richtiger Straßenjunge, dem die Schlacht großen Spaß machte. Seine kleinen schwarzen Augen funkelten, und bei jedem Krach schrie er vor Vergnügen laut auf.

„Oh, sind sie ulkig! ... Nicht rühren, da kommt wieder eine an! ... Bumm! Hat die aber gepupt! ... Nicht rühren, nicht rühren!“

Bei jedem Geschoß tauchte er so auf den Boden seines Loches nieder, kam wieder hoch, streckte seinen Kopf über den Rand, pfiff wie ein Vogel und verschwand wieder.

Nun bemerkte Henriette, daß die Granaten nur vom Liry herüberkamen, während die Batterien bei Pont-Maugis und Noyers nur auf Balan feuerten. Bei jeder Entladung sah sie ganz deutlich den Rauch; dann hörte sie fast sofort das Pfeifen und das darauffolgende Bersten. Dann gab es jedesmal einen Augenblick Ruhe, und langsam zergingen leichte Rauchwölkchen.

„Die nehmen sicher einen!“ schrie der Kleine. „Schnell, schnell, geben Sie mir die Hand, wir wollen auswichsen!“

Er packte ihre Hand und zwang sie, mit ihm zu laufen; Seite an Seite rannten sie so beide mit gekrümmten Rücken über den freien Zwischenraum. Als sie sich an seinem Ende hinter einen Heuschober warfen und sich umdrehten, sahen sie gerade wieder eine Granate kommen und genau auf den Schuppen fallen, auf die Stelle, wo sie eben noch gestanden

hatten. Der Lärm war furchtbar und der Schuppen brach in sich zusammen.

Das fand der Bengel höchst spaßig und fing vor Freuden an wie besessen herumzutanzen.

„Bravo! da gibt's aber Brennholz! ... Was? einerlei, Zeit war's doch!"

Aber zum zweiten Male stieß Henriette auf ein unübersteigbares Hindernis, eine Gartenmauer ohne jeden Durchgang. Ihr kleiner Gefährte lachte immerfort und meinte, wenn sie nur wollten, würden sie schon hinüberkommen. Er kletterte auf die Mauer hinauf und half ihr dann nach. Sie sprangen wieder herunter und befanden sich in einem Gemüsegarten zwischen Erbsen- und Bohnenbeeten. Überall neue Einfriedungen. Um herauszukommen, mußten sie durch ein niedriges Gärtnerhaus gehen. Er ging pfeifend und die Arme schlenkernd voran und ließ sich durch nichts verblüffen. Er stieß eine Tür auf, stand in einer Kammer und ging weiter in eine andere, in der eine alte Frau stand, offenbar die einzige zu Hause gebliebene Seele. Sie schien ganz verdutzt, wie sie so neben dem Tische stand. Sie sah diese beiden ihr ganz unbekannten Menschen durch ihr Haus gehen, sagte aber kein Wort zu ihnen, und die redeten sie auch nicht an. Sie traten bereits auf der andern Seite in ein kleines Gäßchen hinaus, dem sie einen Augenblick folgen konnten. Dann boten sich neue Schwierigkeiten, und so ging es fast einen Kilometer weit über Mauern hinweg, durch Hecken hindurch, alle möglichen Richtwege, durch Türen von Schuppen und Fenster von Wohnungen, wie der Zufall ihnen gerade einen Weg bahnte. Hunde heulten, und fast wären sie von einer Kuh umgerannt worden, die in wütender Jagd davonsauste. Sie mußten aber doch wohl näher herankommen,

Brandgeruch schlug ihnen entgegen, große rötliche Wolken verhüllten alle Augenblicke wie leicht schwebende Schleier die Sonne.

Mit einem Male blieb der Junge stehen und pflanzte sich vor Henriette auf.

„Sagen Sie mal, meine Dame, wo wollen Sie denn eigentlich hin?"

„Das siehst du doch, ich gehe nach Bazeilles."

Er pfiff und lachte laut auf wie ein Taugenichts, der die Schule schwänzt und recht vergnügt ist.

„Nach Bazeilles ... Ach ne! das ist nichts für mich ... Ich geh' woandershin! n' Abend auch!"

Er drehte sich auf den Hacken um und ging wie er gekommen war, ohne daß sie hätte sagen können, wo er herkam oder wo er hinging. In einem Loche hatte sie ihn gefunden und an einer Mauerecke verlor sie ihn aus den Augen; nie sollte sie ihn wiedersehen.

Als sie nun allein war, empfand sie ein eigenartiges Angstgefühl. Dieser schwatzhafte Junge war ihr ja kaum ein Schutz gewesen; aber mit seinem Gerede betäubte er sie. Nun zitterte sie, trotzdem sie von Haus aus doch so mutig war. Es fielen keine Granaten mehr; die Deutschen hatten ihr Feuer auf Bazeilles eingestellt, da sie zweifellos befürchteten, ihre eigenen Leute zu treffen, die jetzt Herren von Bazeilles waren. Aber seit ein paar Minuten hörte sie Kugeln pfeifen; es war ihr erzählt worden, sie summten wie große Fliegen, und daran erkannte sie sie. In der Ferne erschallte ein so wütendes Getöse, daß sie bei der Heftigkeit des Lärmes selbst das Gewehrfeuer nicht klar unterscheiden konnte. Als sie um eine Hausecke bog, hörte sie dicht neben ihrem Ohr ein mattes Geräusch, dem das Herabrieseln von Putz folgte, so daß sie

wie angewurzelt stehenblieb: eine Kugel hatte neben ihr eine Kante aus dem Hause herausgeschlagen, und sie blieb ganz blaß stehen. Ehe sie sich dann noch fragen konnte, ob sie wohl Mut genug habe, um weiter vorzudringen, empfand sie etwas wie einen Hammerschlag vor die Stirn und fiel betäubt in die Knie. Eine zweite Kugel war abgeprallt und hatte sie etwas über der linken Augenbraue gestreift, hinterließ aber nur eine starke Quetschung. Als sie die Hände von der Stirn wieder wegnahm, waren sie rot von Blut. Sie fühlte indessen mit den Fingern, daß der Schädel noch heil und fest sei, und sagte ein paarmal ganz laut, um sich wieder Mut zu machen:

„Das ist ja nichts, das ist ja nichts ... Paß mal auf, ich habe keine Angst, nein! ich habe keine Angst ..."

Und das war wahr, sie schritt von jetzt an durch den Kugelregen mit der Unbekümmertheit eines gänzlich von allem losgelösten Wesens dahin, das überhaupt nicht mehr überlegt, das einfach sein Leben dahingibt. Sie suchte sich auch gar nicht mehr zu schützen, sondern ging erhobenen Hauptes geradeaus, und wenn sie sich beeilte, geschah es bloß, um rascher hinzukommen. Rund um sie herum schlugen Geschosse ein; sehr oft hätte sie getötet werden können und schien es gar nicht zu bemerken. Ihre leichtfüßige Eile, die ihr eigene Geschäftigkeit einer schweigsamen Frau schienen ihr zu Hilfe zu kommen und sie in ihrer zarten Gebrechlichkeit durch die Gefahr zu geleiten, so daß sie ihr entging. Endlich war sie in Bazeilles und schlug einen Richtweg durch ein Kleefeld ein, um wieder auf ihren Weg, die große, durch den ganzen Ort laufende Straße zu kommen. Als sie in diese einbog, sah sie rechts vor sich, in etwa zweihundert Metern, ihr Haus brennen, ohne daß sie bei dem hellen Sonnenschein Flammen entdecken konnte; das Dach war schon halb eingebrochen und die offenen Fen-

ster spien Wirbel von schwarzem Rauch aus. Da riß es sie wie rasend vorwärts und sie lief, daß ihr der Atem ausging.

Seit acht Uhr war Weiß hier eingeschlossen gewesen, von den sich zurückziehenden Truppen getrennt. Mit einem Schlage war ihm nun der Rückweg nach Sedan unmöglich gemacht, denn die aus dem Park von Montivillers hervorbrechenden Bayern schnitten ihm seine Rückzugslinie ab. Er war mit seinem Gewehr und den ihm verbliebenen Patronen ganz allein, als er vor seiner Tür etwa ebenso wie er zurückgebliebene Soldaten bemerkte, die von ihren Kameraden abgeschnitten waren und mit den Augen einen Unterschlupf suchten, um ihre Haut wenigstens so teuer wie möglich zu verkaufen. Rasch ging er hinab, um ihnen aufzumachen, und nun bekam das Haus ein Besatzung, einen Hauptmann, einen Korporal und acht Mann, alle außer sich vor Wut und entschlossen, sich nicht zu ergeben.

„Sieh mal, Laurent! Sie sind auch dabei!" rief Weiß überrascht, als er einen großen, mageren Burschen unter ihnen erblickte, der ein einem Toten abgenommenes Gewehr in der Hand hielt.

Laurent mit seiner blauleinen Jacke und Hose war ein Gärtnerbursche aus der Nachbarschaft; er war ungefähr dreißig Jahre alt und hatte kürzlich seine Mutter und seine Frau verloren, die von dem gleichen bösartigen Fieber hingerafft waren.

„Warum soll ich nicht auch dabei sein?" antwortete er. „Ich habe ja nichts als meinen Kadaver, und den kann ich ja wohl hingeben ... Und dann, wissen Sie, es macht mir Spaß, denn ich schieße nicht schlecht, und es ist zu ulkig, mit jedem Schuß einen von diesen Teufeln da kaputt zu machen!"

Der Hauptmann und der Korporal sahen sich bereits das

Haus an. Im Erdgeschoß war nichts zu machen; sie mußten sich damit begnügen, hier nur Möbel vor Türen und Fenster zu schieben, um sie so fest wie möglich zu verrammeln. Dann aber brachten sie in den drei kleinen Zimmern im ersten Stock und auf dem Boden die Verteidigung in Ordnung, wobei sie übrigens die von Weiß bereits getroffenen Vorbereitungen völlig billigten; er hatte Matratzen hinter die Fensterläden gestellt und an einzelnen Stellen Schießscharten zwischen den Brettern angebracht. Als der Hauptmann wagte, sich vorzubeugen, um die Umgegend zu prüfen, hörte er ein Kind jämmerlich weinen.

„Was ist denn das?" fragte er.

Da sah Weiß wieder in der benachbarten Färberei den kleinen kranken August mit seinem purpurroten Fiebergesicht in den weißen Laken, wie er zu trinken haben wollte und nach seiner Mutter rief, die ihm nicht mehr antworten konnte, denn sie lag mit zerschmettertem Schädel auf den Steinen. Diese Erinnerung veranlaßte ihn zu einer schmerzhaften Bewegung und er antwortete:

„Ein armes Kerlchen da drüben, dessen Mutter von einer Granate totgeschlagen ist und der nun weint."

„Herrgottsdonnerwetter!" murmelte Laurent. „Dafür sollen sie aber teuer bezahlen."

Vorläufig trafen nur verirrte Kugeln das Haus. Weiß und der Hauptmann waren mit dem Gärtnerburschen und zwei Mann auf den Boden gestiegen, von wo sie die Straße besser übersehen konnten. Sie sahen schräg über sie hinweg nach dem Kirchplatz. Dieser war jetzt im Besitz der Bayern; aber sie gingen immer noch nur vorsichtig und mit äußerster Klugheit vor. Fast eine Viertelstunde lang hielt eine Handvoll Infanteristen an einer Straßenecke sie noch im Schach,

die ein derartiges Feuer unterhielten, daß die Toten in Haufen dalagen. Dann lag noch in der andern Ecke ein Haus, dessen sie sich erst bemächtigen mußten, ehe sie weiter vorstoßen konnten. Hin und wieder konnte man in dem Rauche eine Frau erkennen, die mit einem Gewehr aus einem der Fenster feuerte. Es war das Haus eines Bäckers; ein paar Soldaten waren in ihm zurückgeblieben und hatten sich mit den Einwohnern zusammengetan; als das Haus genommen war, hörten sie Geschrei, und ein entsetzliches Gedränge wälzte sich bis an die Mauer gegenüber in einem Strom, aus dem der Rock der Frau, eine Männerjacke, gesträubtes weißes Haar hervorsahen; dann rollte eine Salve, und Blut spritzte bis auf die Mauerkrone hinauf. Die Deutschen waren unerbittlich: jedes mit den Waffen in der Hand ergriffene menschliche Wesen, das zu keinem kriegführenden Truppenteil gehörte, wurde als außerhalb des Völkerrechts stehend auf der Stelle erschossen. Durch den wütenden Widerstand wuchs ihr Zorn noch, und die schrecklichen Verluste, die sie seit fast fünf Stunden zu erleiden hatten, reizten sie zu grausigen Vergeltungsmaßregeln. Die Rinnsteine liefen rot dahin, Tote versperrten die Straße, einzelne Plätze glichen reinen Leichenhaufen, aus denen Röcheln hervortönte. Dann sah man, wie sie in jedes Haus, das sie mit Gewalt nahmen, sofort angezündetes Stroh hineinwarfen; andere Soldaten liefen mit Fackeln umher, wieder andere besprengten die Mauern mit Petroleum; bald standen ganze Straßenzüge in Brand, und Bazeilles ging in Flammen auf.

Mitten im Orte stand jetzt nur noch Weiß' Haus mit seinen geschlossenen Fensterläden und bewahrte sein drohendes Aussehen einer Zitadelle, die sich unter keinen Umständen ergeben will.

„Achtung! Da sind sie!“ rief der Hauptmann.

Eine aus dem Boden und dem ersten Stock hervorbrechende Salve streckte drei der sich an den Mauern entlang vordrängenden Bayern zu Boden. Die andern wichen zurück und legten sich hinter allen Vorsprüngen, die die Straße bot, auf die Lauer. Und nun begann die Belagerung; ein derartiger Kugelregen peitschte die Vorderseite des Hauses, daß man an einen Hagelsturm hätte glauben können. Fast zehn Minuten lang brach dies Gewehrfeuer nicht ab und drang durch das Mauerwerk, ohne indes viel Schaden anzurichten. Aber einer der Leute, die der Hauptmann mit sich auf den Boden genommen hatte, beging die Unvorsichtigkeit, sich an einer Luke zu zeigen, und wurde durch eine Kugel mitten in die Stirn glatt getötet.

„Hundepack! Wieder einer weniger!“ schimpfte der Hauptmann. „Nehmt euch doch in acht, wir sind nicht genug, um uns zum Spaß totschießen zu lassen!“

Er selbst hatte ein Gewehr ergriffen und feuerte, durch einen Fensterladen gedeckt. Laurent, der Gärtnerbursche, aber erregte seine höchste Bewunderung. Auf den Knien liegend, stützte er den Lauf seines Gewehres auf den schmalen Spalt einer Schießscharte auf und schoß nur, wenn er seiner Sache unbedingt sicher war; das Ergebnis kündigte er jedesmal zum voraus an.

„Der kleine blaue Offizier da hinten, Herzschuß. Der andere, etwas weiter, der lange, dürre, zwischen die Augen ... Dem Dicken mit dem roten Bart, der ärgert mich, in den Bauch ...“

Und jedesmal fiel der Betreffende, wie vom Blitze erschlagen, genau an der Stelle getroffen, die er bezeichnet hatte; und er fuhr ruhig ohne Übereilung fort; jetzt hatte er

etwas zu tun, wie er meinte, denn das kostete Zeit, sie alle derart, einen nach dem andern, umzubringen.

„Ach, hätte ich doch Augen!" sagte Weiß immer wieder voller Wut.

Er hatte eben seine Brille zerbrochen und war ganz verzweifelt darüber. Sein Kneifer blieb ihm noch, aber den konnte er nicht dazu bringen, daß er fest auf der Nase saß, da sein Gesicht von Schweiß überströmt war; und häufig schoß er mit fieberhaft zitternden Händen auf gut Glück. Die wachsende Leidenschaft hatte seine gewöhnliche Ruhe ganz verschwinden lassen.

„Beeilen Sie sich nicht, das ist vollständig unnütz," sagte Laurent. „Sehen Sie mal, nehmen Sie mal den da ohne Helm, an der Ecke beim Krämer, genau aufs Korn . . . Aber das ist ja ausgezeichent, Sie haben ihm die Pfote zerbrochen, und da tanzt er in seinem Blute herum."

Weiß war etwas blaß geworden und sah hin. Er flüsterte:

„Machen Sie Schluß mit ihm."

„Eine Kugel vergeuden? Haha, nein, wissen Sie! Besser schmeißen wir noch einen andern damit um."

Die Angreifer mußten bemerkt haben, daß das furchtbare Feuer aus den Bodenluken hervorbrach. Kein Mann konnte vorgehen, ohne liegenzubleiben. Sie ließen deshalb frische Truppen in Linie antreten, die das Dach mit ihren Kugeln wie ein Sieb durchlöchern mußten. Daraufhin wurde der Boden unhaltbar: die Schieferplatten wurden so leicht wie ein Blatt Papier durchschlagen, überall drangen Geschosse durch und summten wie ein Bienenschwarm. Jede Sekunde lief man Gefahr, getötet zu werden.

„Wir wollen hinuntergehen," sagte der Hauptmann. „Im ersten Stock können wir uns noch halten."

Als er sich aber nach der Leiter umdrehte, traf ihn eine Kugel in die Leistengegend und warf ihn nieder.

„Zu spät, Schwerenot!"

Weiß und Laurent wollten ihn mit Hilfe des noch übriggebliebenen Soldaten unbedingt hinunterbringen, obwohl er ihnen zurief, sie sollten keine Zeit damit verlieren, daß sie sich um ihn kümmerten: er hätte sein Teil weg und könnte genau so gut da oben verrecken wie unten. Als sie ihn indessen in einem Zimmer im ersten Stock auf ein Bett gelegt hatten, wollte er die Verteidigung noch von dort aus leiten.

„Schießt in den Haufen und kümmert euch nicht um die übrigen. Solange euer Feuer nicht langsamer wird, sind sie viel zu vorsichtig, um sich vorzuwagen."

In der Tat zog die Belagerung des kleinen Hauses sich eine Ewigkeit hin. Immer wieder schien es von dem ihn treffenden Eisenhagel weggefegt zu werden; und doch stand es in dem Schloßensturm mitten im Rauch immer noch aufrecht, durchlöchert, zerfetzt, ober trotzdem aus allen Ritzen noch Kugeln speiend. Die Angreifer waren verzweifelt über den langen Aufenthalt vor so einer Baracke und den Verlust so vieler Leute; sie brüllten und schossen von weitem, ohne es doch zu wagen, vorwärts zu stürzen und die untern Türen und Fenster einzubrechen.

„Achtung!" schrie der Korporal. „Da kommt ein Fensterladen herunter!"

Die Gewalt der Kugeln hatte einen der Fensterläden aus seinen Angeln gerissen. Aber Weiß stürzte sich vor und schob einen Schrank gegen das Fenster, so daß Laurent dahinter hervor sein Feuer fortsetzen konnte. Ein Soldat lag mit zerbrochenem Kiefer zu seinen Füßen und verlor viel Blut. Ein anderer erhielt eine Kugel in die Kehle und rollte gegen die

Wand, wo er unter krampfhaften Zuckungen des ganzen Körpers endlos röchelte. Sie waren nur noch acht, wenn sie den Hauptmann nicht mitzählten, der gegen das Fußende des Bettes gelehnt dasaß, und weil er zum Sprechen zu schwach war, seine Befehle durch Bewegungen ausdrückte. Ebenso wie der Boden begannen jetzt aber die drei Zimmer des ersten Stockes unhaltbar zu werden, denn die in Fetzen gegangenen Matratzen hielten keine Kugel mehr auf: große Stücke Putz sprangen aus den Wänden und der Decke, die Möbel verloren ihre Kanten, die Wände der Schränke klafften wie von Axthieben gespalten. Und das Schlimmste war, daß es ihnen an Schießbedarf zu fehlen begann.

„Ist das schade!" brummte Laurent. „Das ging so fein."

Weiß hatte eine plötzliche Eingebung.

„Warten Sie!"

Er hatte an den toten Soldaten oben auf dem Boden denken müssen. Er kletterte hinauf und durchsuchte ihn nach den Patronen, die er noch bei sich haben mußte. Eine ganze Seite des Daches war abgedeckt, er sah den blauen Himmel wie ein fröhlich leuchtendes Tuch über sich ausgespannt, worüber er in große Verwunderung geriet. Um nicht getötet zu werden, kroch er auf den Knien vorwärts. Als er dann die etwa dreißig Patronen hatte, krabbelte er schleunigst wieder hinunter.

Wie er aber unten diesen neuen Vorrat mit dem Gärtnerburschen teilte, stieß ein Soldat einen Schrei aus und fiel auf den Bauch. Sie waren nur noch sieben und gleich darauf nur noch sechs, da der Korporal eine Kugel ins linke Auge erhielt, so daß das Gehirn umherspritzte.

Von diesem Augenblick kam Weiß nichts mehr zum klaren Bewußtsein. Er und die fünf andern fuhren fort, wie Verrückte zu feuern, und brachten ihre Patronen zu Ende, ohne

auch nur daran zu denken, daß sie sich ergeben müßten. Der Fußboden war in den drei kleinen Zimmern durch Möbelbruchstücke versperrt. Tote lagen vor den Türen, in einer Ecke stieß ein Verwundeter ein schreckliches, unausgesetztes Jammern aus. Überall klebte Blut unter ihren Sohlen. Ein roter Faden lief die Treppe hinunter. Die Luft war nicht mehr zu atmen, so dick war sie von dem Rauch des verbrannten Pulvers, ein scharfer, brechreizerregender Staub, eine fast völlige Nacht, durch die die Flammen der Schüsse hindurchzuckten.

„Gottsdonnerwetter!“ schrie Weiß. „Sie bringen Geschütze ran!“

Es war wahr. Vor Verzweiflung, daß sie mit dieser Handvoll Besessener, die sie so sehr aufhielten, nicht fertig werden konnten, gingen die Bayern daran, an der Ecke des Kirchenplatzes ein Geschütz in Stellung zu bringen. Dann würden sie ja wohl weiterkommen, wenn sie dies Haus mit Kanonenkugeln dem Boden gleichgemacht hätten. Und daß man ihnen soviel Ehre antat, Artillerie gegen sie zu richten, versetzte die Belagerten vollends in wütende Fröhlichkeit; sie spotteten voller Verachtung. Ach! diese verfluchten Feiglinge mit ihrer Kanone! Immer noch kniend zielte Laurent sorgfältig auf die Artilleristen und legte jedesmal seinen Mann um; so gut, daß die Geschützbedienung nicht weiterkommen konnte und fünf oder sechs Minuten vergingen, ehe der erste Schuß fiel. Er ging übrigens zu hoch und nahm nur ein Stück des Daches mit.

Aber das Ende kam näher. Vergeblich durchsuchten sie die Toten, sie hatten keine einzige Patrone mehr. Erschöpft, verstört tasteten die sechs umher und suchten nach Gegenständen, die sie aus den Fenstern herunterwerfen könnten, um den Feind zu erschlagen. Einer von ihnen, der sich flu-

chend und die Fäuste schwingend zeigte, fiel von einem Blei-hagel durchlöchert; und sie blieben nur noch fünf. Was tun? Heruntergehen und versuchen, durch den Garten und die Wiesen zu entkommen? In diesem Augenblick ertönte unten wüster Lärm, und ein wütender Strom toste die Treppe herauf; das waren die Bayern, die sie endlich umgangen hatten und nun durch die eingebrochene Hintertür das Haus betraten. In den kleinen Zimmern entspann sich zwischen den herumliegenden Leichen und Möbelstücken ein furchtbares Handgemenge. Einem der Soldaten wurde die Brust durch einen Bajonettstich durchbohrt, die beiden andern wurden gefangengenommen; der Hauptmann, der gerade seinen letzten Atemzug getan hatte, blieb mit offenem Munde und erhobenem Arme liegen, als ob er noch einen letzten Befehl geben wollte.

Indessen hatte ein Offizier, ein dicker blonder, mit einem Revolver bewaffneter Mann, dessen blutunterlaufene Augen aus ihren Höhlen zu treten schienen, Weiß und Laurent bemerkt, den einen im Überzieher, den andern in seiner blauen Leinenbluse; wütend redete er sie auf Französisch an:

„Wer sind Sie? Was haben Sie hier zu tun?"

Als er dann sah, wie schwarz sie von Pulver waren, begriff er den Zusammenhang und überschüttete sie mit vor Wut stotternder Stimme auf Deutsch mit Flüchen. Er hob schon seine Pistole, um ihnen den Schädel zu zerschmettern, als die von ihm befehligten Soldaten sich auf sie stürzten und sie nach der Treppe hindrängten. In einer Menschenwelle wurden die beiden Männer nun vorwärts geschoben und getragen, um auf die Straße geworfen zu werden; hier rollten sie unter einem derartigen Geschimpfe bis an die gegenüberliegende Mauer, daß die Stimme des Führers nicht mehr zu verstehen

war. Während zwei oder drei Minuten, in denen der dicke Offizier sie loszumachen versuchte, um sie sogleich hinrichten zu lassen, konnten sie wieder aufstehen und sich umsehen.

Weitere Häuser gingen in Flammen auf, Bazeilles war nur noch ein Scheiterhaufen. Durch die hohen Kirchenfenster begannen Flammenbündel hervorzubrechen. Soldaten jagten eine alte Dame aus ihrem Hause und zwangen sie, ihnen Streichhölzer zu geben, mit denen sie dann ihr Bett und ihre Fenstervorhänge in Brand steckten. Die Feuersbrunst gewann infolge umhergeworfener Strohbündel und der Ströme vergossenen Petroleums mehr und mehr Raum; es war die Kriegführung von Wilden, die vor Wut über die lange Dauer des Kampfes ihre Toten rächen wollten, die Haufen von Toten, über die sie hinwegzuschreiten hatten. Durch Rauch und Funkenregen heulten ihre Banden in all dem aus den verschiedensten Geräuschen, Todesschreien, Schüssen, Einstürzen, zusammengesetzten furchtbaren Lärm. Nur mit Mühe war bei dem alles umhüllenden bleigrauen Staube, der sogar die Sonne verhüllte, noch irgend etwas zu erkennen, und es herrschte ein unerträglicher Geruch nach Schweiß und Blut, wie geschwängert mit allen Greueln dieses Gemetzels. Immer noch wurde in allen Ecken gemordet: das war das losgelassene Tier, der blinde Zorn, die rasende Wut des Menschen, der den Menschen verzehrt.

Nun endlich sah Weiß sein brennendes Haus vor sich. Einige Soldaten rannten mit Fackeln herbei, andere fachten die Flammen durch Hineinwerfen von zerbrochenen Möbeln an. Das Erdgeschoß flammte rasch auf, Rauch strömte aus allen Wunden der Vorderseite und des Daches. Aber bereits fing die benachbarte Färberei gleichfalls Feuer; und es war gräßlich, wie man immer noch die Stimme des kleinen August

hören konnte, der in seinen Fieberqualen im Bette lag und nach seiner Mutter rief; die Kleider der Unglücklichen, die mit zerschmettertem Schädel über ihre Schwelle hingestreckt lag, fingen währenddessen Feuer.

„Mutter, ich bin so durstig ... Mutter, gib mir Wasser ..."

Die Flammen brausten, die Stimme erstarb, und es war nichts mehr zu unterscheiden als das betäubende Hurra der Sieger.

Aber all den Lärm und das Getobe übertönte plötzlich ein furchtbarer Schrei. Das war Henriette, die jetzt eben herbeikam und ihren Mann einer ihre Waffen schußbereit machenden Schützenreihe gegenüber an der Mauer stehen sah.

Sie stürzte ihm an den Hals.

„Mein Gott! Was geht hier vor? Sie wollen dich doch nicht umbringen?"

Weiß sah sie stumpfsinnig an. Sie, sein Weib, nach der er sich solange gesehnt hatte, die er mit so abgöttischer Verehrung anbetete! Ein Schauer weckte ihn aus seiner Erstarrung. Was hatte er getan? Warum war er dageblieben und hatte mit geschossen, anstatt zu ihr zu gehen, wie er es ihr geschworen hatte? Schwindelnd sah er nun sein ganzes Glück vor sich versinken, die gewaltsame Trennung auf ewig. Da versetzte ihn das Blut vor ihrer Stirn in Bestürzung; ganz gedankenlos stotterte er:

„Bist du verwundet? ... Wie unklug, daß du hierher kamst ..."

Mit einer verzweifelten Bewegung unterbrach sie ihn.

„Ach, das ist nichts, bloß eine Schramme ... Aber du! du! Warum halten sie dich hier fest? Sie sollen dich nicht morden!"

Der Offizier befahl den Schützen, auf der versperrten

Straße etwas weiter zurückzutreten. Als er am Halse eines der Gefangenen eine Frau hängen sah, fing er auf Französisch wütend wieder an:

„Ach was! Keine Dummheiten hier! ... Wo kommen Sie her? Was wollen Sie hier?"

„Meinen Mann will ich."

„Ihren Mann, den Mann da? ... Der ist verurteilt, die Gerechtigkeit muß ihren Lauf nehmen."

„Meinen Mann will ich."

„Na, seien Sie vernünftig ... Treten Sie beiseite, wir möchten Ihnen kein Leid antun."

„Meinen Mann will ich."

Nun verzichtete der Offizier darauf, sie zur Vernunft zu bringen, und befahl, sie aus den Armen des Gefangenen zu reißen, als Laurent, der bis dahin schweigend mit teilnahmlosem Gesicht dagestanden hatte, sich dazwischen zu treten erlaubte.

„Herr Hauptmann, sehen Sie, ich habe die vielen Leute erschossen, und daß ich dafür getötet werde, ist nur recht. Um so mehr, als ich ja doch niemand habe, weder Mutter noch Frau oder Kinder ... Sagen Sie, lassen Sie den doch laufen und dann können Sie ja mit mir abrechnen ..."

Außer sich brüllte der Offizier:

„Schöne Geschichten! Wollen Sie mir noch Flausen vormachen? .. Wer will die Frau hier freiwillig wegbringen?"

Er mußte den Befehl auf Deutsch wiederholen. Da trat ein Soldat vor, ein dickbäuchiger Bayer mit gewaltigem, von Bart und roten Haaren umstarrtem Kopf, unter denen nichts als eine mächtige, klobige Nase und dicke blaue Augen zu erkennen waren. Beschmiert mit Blut, sah er gräßlich aus, wie ein Höhlenbär, eins dieser haarigen Raubtiere, wenn sie von

der Beute, der sie gerade die Knochen zerbrochen haben, noch ganz blutig sind.

Mit einem herzzerreißenden Schrei rief Henriette wieder:

„Meinen Mann will ich, bringt mich mit meinem Mann um."

Aber der Offizier schlug sich heftig mit der Faust vor die Brust und sagte, er sei kein Henker und gehöre nicht zu denen, die Unschuldige töteten. Sie wäre nicht verurteilt, und er würde sich eher die Hand abhacken, als ein Haar auf ihrem Kopfe anrühren.

Als der Bayer dann herantrat, klammerte Henriette sich ganz betäubt mit allen Gliedmaßen an Weiß' Körper.

„Liebster, halt' mich fest, bitte! bitte! Laß mich mit dir sterben ..."

Weiß weinte dicke Tränen; ohne zu antworten, versuchte er die festgekrampften Finger der Unglücklichen von seinen Schultern und Hüften loszumachen.

„Dann liebst du mich nicht mehr, wenn du ohne mich sterben willst ... Halt' mich fest, dann werden sie müde und töten uns zusammen."

Er hatte eine ihrer kleinen Hände losgemacht und drückte sie an den Mund und küßte sie, während er sich abmühte, der andern ihren Halt zu nehmen.

„Nein, nein, halt' mich fest ... ich will sterben!"

Mit großer Mühe hielt er endlich ihre beiden Hände. Bis dahin hatte er sich bezwungen, nicht zu sprechen, und war stumm geblieben; jetzt sagte er nur das eine Wort:

„Leb' wohl, liebstes Weib."

Und schon warf er selbst sie dem Bayern in die Arme, der sie nun davontrug. Sie wehrte sich und schrie, während der Soldat, offenbar um sie zu trösten, sie mit einer Flut rauher

Worte überschüttete. Mit einer heftigen Anstrengung machte sie den Kopf frei und sah nun alles.

Er dauerte keine drei Sekunden. Weiß war beim Abschied sein Kneifer abgerutscht, und er setzte ihn gerade mit einer heftigen Bewegung wieder auf, wie um dem Tode schärfer ins Antlitz sehen zu können. Er trat zurück und lehnte sich mit gekreuzten Armen gegen die Mauer; und mit seinem zerfetzten Rock bot der dicke, friedfertige Bursche mit seinem aufgeregten Gesicht einen Anblick von bewundernswert schönem Mute. Laurent neben ihm hatte nur die Hände in den Taschen vergraben. Er ärgerte sich scheinbar über die Grausamkeit des Vorganges, über die Abscheulichkeit dieser Wilden, die Männer vor den Augen ihrer Frauen töteten. Er richtete sich hoch auf, sah sie an und spie ihnen voller Verachtung entgegen:

„Dreckige Schweinehunde!"

Aber der Offizier hatte seinen Degen gehoben, und die beiden Männer fielen, der Gärtnerbursche mit dem Gesicht auf die Erde, der andere, der Werkführer, an der Mauer auf die Seite. Vor seinem letzten Atemzuge zuckte er noch einmal krampfhaft zusammen, die Augenlider zitterten ihm, der Mund verzog sich. Der Offizier trat heran und stieß ihn mit dem Fuß an, um zu sehen, ob er auch nicht mehr lebe.

Henriette hatte alles gesehen, die brechenden Augen, die sie noch suchten, den schrecklichen letzten Todeskampf, den großen Stiefel, der den Körper anstieß. Sie schrie nicht mehr, sie biß nur, so stark sie konnte, in schweigender Wut in eine Hand, die ihre Zähne gerade fanden. Der Bayer stieß einen wilden Schmerzensschrei aus. Er warf sie nieder und hätte sie fast umgebracht. Ihre Gesichter berührten sich; nie konnte sie diesen roten Bart und die roten, mit Blut beschmierten

Haare, die weit aufgerissenen, vor Wut ganz verdrehten Augen vergessen.

Henriette konnte sich später nicht mehr klar an das erinnern, was dann vorgegangen war. Sie hatte nur den einen Wunsch, wieder zu dem Leichnam ihres Gatten zurückzukehren, ihn zu umfassen und zu bewachen. Aber wie in einem Alpdruck erhoben sich alle möglichen Hindernisse vor ihr und hielten sie bei jedem Schritt auf. Von neuem brach lebhaftes Gewehrfeuer los, und eine mächtige Bewegung entstand unter den deutschen Truppen, die Bazeilles besetzt hatten: das war das endliche Eintreffen der Marineinfanterie; und der Kampf ging mit derartiger Heftigkeit wieder los, daß die junge Frau unter einen Haufen vor Furcht ganz närrisch gewordener Einwohner nach links in ein Gäßchen mit fortgerissen wurde. Das Ergebnis des Kampfes konnte übrigens nicht zweifelhaft sein; es war zu spät, die aufgegebenen Stellungen wieder zu nehmen. Noch eine halbe Stunde lang setzte die Infanterie alles daran und ließ sich mit wunderbarer Hingebung hinschlachten; aber unaufhörlich erhielt der Feind Verstärkungen, überall her aus den Wiesen, den Straßen und dem Park von Montivillers brachen sie hervor. Jetzt hätte nichts ihn wieder aus dem Orte herausgebracht, der teuer damit erkauft war, daß Tausende der Seinigen in ihm in Blut und Flammen lagen. Jetzt mußte die Zerstörung ihr Werk vollenden; nur noch ein Beinhaus voll zerstreuter Gliedmaßen und rauchender Überreste stand da, Bazeilles war erwürgt, vernichtet und zerfiel in Asche.

Ein letztes Mal sah Henriette von weitem noch ihr kleines Haus, dessen Fußböden gerade unter einem Wirbel kleiner Flämmchen zusammenstürzten. Immer noch sah sie sich gegenüber den Körper ihres Mannes an der Mauer liegen.

Aber von neuem ergriff sie die Strömung, Hörner ertönten zum Rückzuge; und ohne zu wissen wie, wurde sie von den zurückflutenden Truppen mitgerissen. Jetzt war sie nur noch ein Ding, ein hin und her rollendes Wrack, das in dem undeutlichen Getrappel der Menge, die sich über die ganze Straßenbreite ergoß, mitgeführt wurde. Sie fühlte nichts mehr und fand sich schließlich in Balan bei unbekannten Menschen wieder, wie sie in der Küche den Kopf auf den Tisch gelegt hatte und schluchzte.

## 5

Die Kompanie Beaudouin lag um zehn Uhr morgens auf der Algierhochebene immer noch im Kohl, in demselben Felde, aus dem sie sich seit dem Morgen nicht gerührt hatte. Das Kreuzfeuer der Batterien vom Hattoy und von der Halbinsel von Iges hatte sich an Heftigkeit noch verdoppelt und noch zwei ihrer Leute getötet; aber es kam kein Befehl zum Vorrücken: sollten sie den ganzen Tag da liegenbleiben und sich beschießen lassen, ohne selbst zu fechten?

Die Leute hatten nicht einmal mehr den Trost, ihre Chassepots losbrennen zu dürfen. Es war Hauptmann Beaudouin endlich gelungen, das Feuer zu stopfen, die wütende, unnütze Schießerei auf das kleine Holz ihnen gegenüber, in dem scheinbar kein Preuße dringeblieben war. Der Sonnenschein wurde niederdrückend, die Leute verbrannten so auf der Erde, unter dem flammenden Himmel hingestreckt.

Als Jean sich umdrehte und sah, daß Maurice den Kopf mit der Backe gegen den Erdboden hatte fallen lassen und seine Augen geschlossen waren, wurde er unruhig. Er war sehr blaß, sein Gesicht unbeweglich.

„Na? was ist denn?“

Aber Maurice war lediglich eingeschlafen. Die ermattende Spannung hatte ihn überwältigt, trotzdem der Tod von allen Seiten um ihn herumflog. Ungestüm fuhr er auf, seine weit geöffneten Augen schienen ganz ruhig, aber sogleich trübten sie sich wieder aus Entsetzen vor der Schlacht. Er hatte keine Ahnung, wie lange er geschlafen hatte. Es schien ihm, als käme er aus einem unendlichen, köstlichen Nichts.

„Sieh, wie spaßhaft, ich habe geschlafen,“ sagte er leise; „ach! das hat wir gutgetan.“

Tatsächlich fühlte er in den Schläfen und in der Seite den schmerzhaften Druck jetzt weniger, dies Einschnüren, mit der die Furcht den Leuten die Knochen bricht. Er scherzte über Lapoulle, der seit Chouteaus und Loubets Verschwinden sich sehr besorgt um sie zeigte und davon redete, er wollte sie suchen. Ein prächtiger Gedanke, sich so hinter einem Baum in Sicherheit zu bringen und eine Pfeife zu rauchen! Pache tat so, als glaubte er, sie wären auf dem Verbandplatz zurückbehalten worden, weil es an Krankenträgern fehle. Doch auch kein bequemes Geschäft, so im Feuer die Verwundeten aufsammeln! Dann beunruhigte ihn sein heimatlicher Aberglaube, und er setzte hinzu, das brächte Unglück, wenn man Tote anfaßte: man stürbe selbst davon.

„Schweigen Sie doch still, Gottsdonnerwetter!“ schrie Leutnant Rochas. „Wer stirbt denn da gleich?“

Oberst von Vineuil auf seinem großen Pferde wandte den Kopf. Seit dem Morgen lächelte er zum erstenmal. Dann verfiel er wieder in seine Unbeweglichkeit und wartete gänzlich unempfindlich im Granatenregen auf weitere Befehle.

Maurice beobachtete jetzt aufmerksam die Träger, und er

verfolgte ihr Suchen in den Geländefalten. Hinter einem Gehölz am Ende des Hohlweges mußte ein fliegender Verbandplatz als erste Hilfe eingerichtet sein, dessen Bedienung jetzt die Hochebene abzusuchen begann. Rasch hatten sie ein Zelt aufgeschlagen und aus einem Gepäckwagen das nötige Arbeitszeug hervorgeholt, ihre Werkzeuge, Hilfsgeräte und Leinen für schleunige Verbände, ehe sie die Verwundeten nach Sedan hereinbrachten, was nach Maßgabe der Fuhrwerke geschah, die man sich verschaffen konnte und die bald zu fehlen begannen. Es waren nur Hilfsärzte dort. Vor allen die Krankenträger lieferten hier Beweise hartnäckigen, ruhmlosen Heldentums. In ihrer grauen Kleidung mit dem roten Kreuz auf Mütze und Armbinde konnte man überall sehen, wie sie sich vorsichtig und ruhig durch den Geschoßhagel bis zu den Gefallenen vorschoben. Auf den Knien krochen sie vorwärts und suchten Gräben, Hecken und jeden andern Vorteil des Geländes auszunutzen, ohne sich irgendwie prahlerisch unnötig auszusetzen. Sobald sie dann jemand am Boden fanden, begann ihr harter Beruf; denn viele waren ohnmächtig geworden, und sie mußten die Verwundeten von den Toten unterscheiden. Einige lagen mit dem Gesicht auf der Erde in einer Blutlache, dem Ersticken nahe; andere hatten den Schlund voller Schmutz, als ob sie in die Erde hätten beißen wollen; wieder andere lagen haufenweise durcheinander, mit zusammengezogenen Armen und Beinen und halb zerrissener Brust. Sorgfältig machten die Träger sie los und nahmen die noch Atmenden mit, nachdem sie sie ausgestreckt und ihnen den Kopf unterstützt hatten, den sie so gut wie möglich säuberten. Jeder von ihnen hatte eine Feldflasche mit frischem Wasser bei sich, mit dem sie äußerst geizig umgingen. Häufig konnte man sie minutenlang knien sehen,

wenn sie versuchten, einen Verwundeten wieder zu beleben, und darauf warteten, daß er die Augen öffnete.

Etwa fünfzig Meter nach links konnte Maurice einen beobachten, der die Verwundung eines kleinen Soldaten ausfindig zu machen suchte, aus dessen linkem Ärmel ein blutiger Faden tropfenweise heraussickerte. Es war eine starke Blutung, aber der Mann mit dem roten Kreuz fand sie schließlich doch und stillte sie durch Zusammendrücken der Schlagader. In dringenden Fällen leisteten sie eine Art erste Hilfe, verhüteten bei Brüchen falsche Bewegungen, schienten die Gliedmaßen und machten sie unbeweglich, so daß sie die Leute ohne Gefahr wegbringen konnten. Dies Wegbringen war dann ihre Hauptaufgabe: sie unterstützten die, die noch gehen konnten, trugen andere wie kleine Kinder auf den Armen oder auch wohl Huckepack auf dem Rücken, während sie ihre Arme sich selbst um den Hals legten; oder auch sie bildeten je nach der Schwierigkeit zu zweien, dreien, vieren einen Sitz, indem sie ihre Hände verschränkten, oder trugen sie an Schultern und Beinen fort. Außer den ordnungsmäßigen Tragbahren wandten sie auch manche kluge Erfindung an und stellten Bahren aus mit Hosenträgern zusammengebundenen Gewehren her. Überall waren sie auf der flachen, von Granaten umgewühlten Ebene zu sehen, wie sie einzeln oder in Gruppen ihre Last mit gesenktem Kopfe fortbrachten, den Boden mit dem Fuße untersuchten, vorsichtige, bewundernswerte Helden.

Während Maurice rechts von sich einen beobachtete, einen mageren, schmächtigen Burschen, wie er einen schweren Sergeanten wegbrachte, der ihm mit zerschmetterten Beinen am Halse hing, so daß er wie eine Arbeiterameise aussah, die ein zu großes Getreidekorn fortschleppt, da sah er sie beide über

Kopf gehen und in der Sprengwolke einer Granate verschwinden. Als der Rauch sich verzogen hatte, erschien der Sergeant auf dem Rücken liegend, ohne eine neue Verwundung, aber der Träger lag mit aufgerissener Seite da. Da kam eine andere fleißige Ameise heran, wendete ihren toten Kameraden um und untersuchte ihn, nahm dann den Verwundeten an ihren Hals und brachte ihn fort.

Jetzt neckte Maurice Lapoulle wieder.

„Na, wenn das Geschäft dir besser gefällt, dann geh' doch hin und hilf ihnen!"

Seit ein paar Augenblicken wüteten die Batterien von Saint-Menges mit zunehmendem Geschoßhagel; schließlich ging Hauptmann Beaudouin, der bis dahin fortwährend nervös vor seiner Kompanie auf und ab gegangen war, auf den Oberst zu. Es wäre doch ein Jammer, den Mut der Leute derart stundenlang zu vergeuden, ohne sie zu verwenden.

„Ich habe keinen Befehl", entgegnete der Oberst voller Gemütsruhe.

Sie sahen General Douay abermals von seinem Stabe gefolgt vorbeigaloppieren. Er hatte gerade General Wimpffen wieder getroffen, der ihn flehentlich bat, auszuhalten, und das hatte er geglaubt zugestehen zu können, aber nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der Kalvarienberg von Illy zu seiner Rechten verteidigt werde. Ginge die Stellung von Illy verloren, so übernehme er keine weitere Verantwortung, denn der Rückzug müsse ihm zum Verhängnis werden. General Wimpffen erklärte, daß bereits Truppen des ersten Korps im Begriff seien, den Kalvarienberg zu besetzen; tatsächlich sahen sie fast im selben Augenblick ein Zuavenregiment sich dort einnisten, und nun fühlte sich General

Douay wieder sicherer und gab seine Einwilligung, die Division Dumont dem arg bedrängten ersten Korps zu Hilfe zu schicken. Als er aber eine Viertelstunde später die Festigkeit seines linken Flügels aufs neue feststellen wollte, schrie er laut auf, als er in die Höhe sah und den Kalvarienberg leer fand: kein Zuave mehr da, die Hochebene, die das Höllenfeuer der Batterien von Fleigneux übrigens auch unhaltbar machte, geräumt. Verzweifelt sah er das Unglück nun kommen und eilte zu seinem rechten Flügel hinüber, aber nur, um in die Flucht der Division Dumont hineinzugeraten, die sich in kopfloser Auflösung, mit den Truppen des ersten Korps durchsetzt, zurückzog. Dieses letztere hatte nach seinem Rückzug am Morgen die verlorenen Stellungen nicht wieder nehmen können und hatte Daigny dem zwölften sächsischen Korps und Givonne der preußischen Garde überlassen müssen, wobei es gezwungen wurde, sich nördlich unter dem Feuer der überall auf den Höhenzügen am ganzen Talgrunde entlang aufgestellten feindlichen Batterien durch das Garennegehölz hinaufzuziehen. Der schreckliche Kreis von Eisen und Flammen verengerte sich, ein Teil der Garde setzte seinen Marsch auf Illy von Osten nach Westen fort, indem er die Höhen umging; hinter dem elften Korps dagegen, das sich Saint-Menges bemächtigt hatte, setzte das fünfte seinen Weg von Westen nach Osten fort, durchschritt Fleigneux und schob seine Geschütze mit geradezu unverschämter Tollkühnheit unaufhaltsam weiter vor, als sei es von dem Unverstand und der Ohnmacht der französischen Truppen so überzeugt, daß es gar nicht erst die Unterstützung seiner Infanterie abzuwarten brauche. Es war Mittag, der ganze Horizont stand in Flammen und lenkte sein donnerndes Kreuzfeuer auf das siebente und erste Korps.

Während nun die feindliche Artillerie den entscheidenden Angriff auf den Kalvarienberg vorbereitete, entschloß sich General Douay, einen letzten Versuch zu seiner Wiedererobe-rung zu unternehmen. Er traf seine Anordnungen und warf sich persönlich den Flüchtlingen der Division Dumont ent-gegen, so daß es ihm auch wirklich gelang, eine Abteilung zu bilden, die er wieder auf die Hochebene jagte. Ein paar Mi-nuten hielt sie sich hier tapfer; aber die Kugeln pfiffen so dicht und ein derartiger Gewittersturm von Granaten fegte über die nackte, baumlose Ebene, daß sich sofort eine Panik bemerkbar machte und die Leute wie vom Gewitter überfalle-nes Stroh über die Abhänge herunterrollten. Der General aber versteifte sich auf sein Vorhaben und führte neue Regi-menter vor.

Ein im Galopp vorbeijagender Meldereiter rief dem Oberst von Vineuil in dem tosenden Lärm einen Befehl zu. Schon richtete der Oberst sich mit glühendem Gesicht in den Bügeln auf; und mit einer mächtigen Bewegung wies er auf den Kalvarienberg:

„Endlich kommen wir dran, Kinder! ... Vorwärts, dort hinauf!"

Die 106er fühlten sich hingerissen und setzten sich in Be-wegung. Die Kompanie Beaudouin war als eine der ersten aufgesprungen; die Leute scherzten und meinten, sie wären ganz steif vor so viel Erde in den Gelenken. Nach den ersten Schritten aber mußten sie sich in einen zufällig vorgefun-denen Laufgraben werfen, so lebhaft wurde das Feuer. Mit gebogenen Knien ging es weiter.

„Achtung, mein Junge!" sagte Jean mehrfach zu Maurice gewandt, „dies ist der richtige Scheuersack ... Laß die Nasen-spitze nicht herausgucken, sie schlagen sie dir sicher kaputt ...

Und nimm die Knochen gehörig in acht, wenn du sie nicht hier liegen lassen willst. Wer diesmal hier rauskommt, der ist ein ordentlicher Kerl."

Bei dem Sausen und dem Geschrei der Masse, das ihm den Kopf anfüllte, konnte Maurice ihn kaum verstehen. Er wußte gar nicht mehr, ob er Angst habe, und lief mitgerissen, ohne jeden persönlichen Willen, in dem Galopp der übrigen mit, nur in dem einen Gedanken, es möchte gleich zu Ende sein. Er war so sehr zu einem Wassertropfen in diesem dahinbrausenden Strome geworden, daß, als sich am Ende des Laufgrabens vor dem nackten, nun zu überschreitenden Gelände ein Zurückstauen bemerkbar machte, er sich sofort von der allgemeinen Panik erfaßt fühlte und drauf und dran war, die Flucht zu ergreifen. Der Naturtrieb in ihm war entfesselt, seine Muskeln lehnten sich auf und gaben auch der unbestimmtesten Eingebung nach.

Schon wandten sich einzelne Leute um, als der Oberst sich ihnen entgegenwarf.

„Kinder, hört mal, ihr werdet mir doch den Schmerz nicht machen und euch wie Feiglinge benehmen ... Denkt daran, daß die 106er noch nie zurückgegangen sind und daß ihr die ersten sein würdet, die unsere Fahne durch den Schmutz zögen ..."

Er trieb sein Pferd an und versperrte den Flüchtlingen den Weg; für jeden fand er ein Wort und sprach zu ihnen von Frankreich mit einer Stimme, in der es von Tränen zitterte.

Leutnant Rochas fühlte sich derart gepackt, daß er in furchtbaren Zorn geriet und mit erhobenem Degen wie mit einem Knüppel auf die Leute loshieb.

„Dreckschweine, mit Fußtritten in den Hintern werde ich

euch da hinaufbringen! Wollt ihr gehorchen, oder ich breche dem ersten, der sich umdreht, den Hals!"

Aber diese Heftigkeit, dies Insfeuerbringen der Soldaten mit Fußtritten war dem Oberst zuwider.

„Nein, nein, Herr Leutnant, sie gehen schon mit mir ... Nicht wahr, Kinder, ihr werdet doch nicht euren alten Oberst sich ganz allein mit den Preußen herumschlagen lassen? ... Vorwärts, dort hinauf!"

Wieder ging er voran, und tatsächlich folgten ihm alle; er hatte in so prächtig väterlicher Weise zu ihnen gesprochen, daß sie ihn nicht im Stiche lassen konnten, wenn sie sich nicht wie Nichtswürdige benehmen wollten. Er ritt übrigens auf seinem großen Gaul ganz allein über die kahlen Felder, während die Leute sich zerstreuten und in Schützenlinien unter Ausnutzung jeder vorhandenen Deckung vorgingen. Das Gelände stieg an, und sie hatten fünfhundert Meter Stoppelacker und Felder mit roten Rüben vor sich, ehe sie an den Kalvarienberg herankamen. Anstatt des vorbildlichen Angriffs, wie er im Manöver vorkommt, sah man die Soldaten bald nur noch mit gekrümmtem Rücken über die Erde dahingleiten; einzeln oder in kleinen Gruppen kletterten sie mit plötzlichen Insektensprüngen vorwärts, und geschickt und gerissen gewannen sie den Gipfel. Die feindlichen Batterien mußten sie gesehen haben, denn jetzt wühlten Granaten die Erde in solcher Anzahl auf, daß ihr Bersten gar nicht mehr aufhörte. Fünf Leute wurden getötet, ein Leutnant wurde mitten durchgerissen.

Maurice und Jean hatten das Glück, eine Hecke zu finden, hinter der sie weiterrennen konnten, ohne gesehen zu werden. Einem ihrer Kameraden wurde indessen die Schläfe von einer Kugel durchbohrt und er fiel ihnen zwischen die Beine.

Sie mußten ihn mit dem Fuße beiseite schieben. Aber Tote wurden gar nicht mehr gezählt, es wurden zu viele. Schließ-sich berührte sie der Schrecken des Schlachtfeldes mit all den furchtbaren Todeskämpfen gar nicht mehr; sie sahen einen Verwundeten, der seine Eingeweide brüllend zurückhielt, ein Pferd schleppte sich mit zerbrochenen Schenkeln weiter. Sie litten nur unter der erdrückenden Hitze der Mittagssonne auf ihren Schultern.

„Hab' ich einen Durst!" stotterte Maurice. „Ich glaube, ich habe Ruß in der Kehle. Merkst du nicht auch diesen Brandgeruch, wie von verbrannter Wolle?"

Jean nickte mit dem Kopfe.

„Bei Solferino roch es genau so. Vielleicht riecht der Krieg so ... Wart', ich habe noch etwas Branntwein, wir wollen einen Schluck nehmen."

Sie blieben eine Minute still hinter der Hecke stehen. Aber anstatt sie zu beruhigen, verbrannte der Branntwein ihnen nur den Magen. Dieser Rußgeschmack im Munde war zum Verzweifeln. Sie kamen geradezu um vor Erschöpfung und hätten zu gern von dem halben Brot abgebissen, das Maurice im Tornister hatte; allein wie war das möglich? Hinter ihnen trafen immer mehr Leute ein und drängten sie weiter vorwärts. Mit einem Satze kamen sie endlich über den letzten Teil des Abhanges. Nun waren sie oben, unmittelbar am Fuße des alten, von Wind und Regen zernagten Kreuzes zwischen den beiden mageren Linden.

„Ha, gut Blut, da sind wir!" rief Jean. „Aber die Hauptsache ist nun, daß wir hier auch bleiben!"

Er hatte recht, der Platz war nicht gerade angenehm, wie Lapoulle mit klagender Stimme zum Vergnügen der ganzen Kompanie bemerkte. Von neuem streckten sich alle in einem

Stoppelfelde hin; aber trotzdem wurden sofort drei Leute getötet. Da oben blies geradezu ein entfesselter Orkan; die Geschosse kamen so zahlreich von Saint-Menges, Fleigneux und Givonne herüber, daß die Erde wie unter einem heftigen Gewitterregen zu stäuben schien. Augenscheinlich war die Stellung nicht lange zu halten, wenn nicht so bald wie möglich Artillerie zur Unterstützung der so tollkühn eingesetzten Truppe erschien. Es hieß, General Douay hätte zwei Batterien Reserveartillerie Befehl zum Vorgehen gegeben; alle Sekunden drehten sich die Leute ängstlich in Erwartung der Geschütze um, die nicht kommen wollten.

„Lächerlich ist das ja, lächerlich!" sagte Hauptmann Beaudouin immer wieder, nachdem er sein hastiges Hin- und Hergehen wieder aufgenommen hatte. „So jagt man doch kein Regiment in die Luft, ohne es sofort zu unterstützen."

Als er dann links von sich eine Geländefalte entdeckte, rief er Rochas zu:

„Sagen Sie, Herr Leutnant, die Kompanie könnte sich doch da niederlegen."

Rochas stand unbeweglich und zuckte die Achseln.

„Oh, Herr Hauptmann, hier oder da, einerlei, die Geschichte ist ganz dieselbe. Am besten ist's noch, man rührt sich nicht von der Stelle.

Nun wurde der Hauptmann Beaudouin, der sonst nie fluchte, wütend.

„Aber mein Gott nochmal, wir bleiben hier ja alle! Wir brauchen uns doch nicht derartig vernichten lassen!"

Dabei blieb er und wollte sich persönlich davon überzeugen, ob die von ihm angegebene Stellung nicht besser sei. Aber kaum hatte er zehn Schritte getan, als er plötzlich in einer Sprengwolke verschwand, die ihm das rechte Bein zerschmet-

terte. Er fiel auf den Rücken nieder und stieß einen scharfen Schrei aus wie eine Frau in der Überraschung.

„Das war sicher," murmelte Rochas. „Hat keinen Zweck, so viel herumzulaufen; was einer wegkriegen soll, das kriegt er schon."

Ein paar Leute der Kompanie erhoben sich, als sie ihren Hauptmann fallen sahen; und als er sie zu Hilfe rief und sie bat, ihn wegzubringen, lief schließlich Jean auch hin, und Maurice folgte ihm unmittelbar.

„Um des Himmels willen, Freunde, laßt mich nicht im Stiche und bringt mich zum Verbandplatz."

„O ja, Herr Hauptmann, das ist nicht gerade so einfach ... Aber wir können es ja mal versuchen ..."

Sie hatten schon verabredet, wo sie ihn anfassen wollten, als sie hinter der Hecke, an der sie entlanggekrochen waren, zwei Träger sahen, die offenbar auf Arbeit warteten. Sie gaben ihnen ein kräftiges Zeichen, das sie dann auch schließlich heranbrachte. Es konnte seine Rettung werden, wenn sie ohne weitere übele Abenteuer den Verbandplatz erreichten. Aber der Weg war lang und der Eisenhagel nahm noch zu.

Als die Träger, nachdem sie das Bein fest umwickelt hatten, um es ruhig zu halten, den auf ihren verschlungenen Händen sitzenden Hauptmann davontrugen, der jedem von ihnen einen Arm um den Nacken gelegt hatte, kam der von dem Vorfall benachrichtigte Oberst von Vineuil heran, indem er sein Pferd antrieb. Er hatte den jungen Mann, den er sehr liebte, seit seinem Austritt aus Saint-Cyr gekannt und war jetzt sehr bewegt.

„Mein lieber Junge, seien Sie tapfer ... Es wird wohl nichts sein, sie werden Sie schon retten ..."

Der Hauptmann machte eine Bewegung, als ob er sich erleichtert und wieder ganz mutig fühlte.

„Nein, nein, es ist aus, es ist mir auch lieber so. Nur das Warten auf das Unvermeidliche bringt einen zur Verzweiflung."

Die Krankenträger brachten ihn fort und hatten das Glück, ohne Zwischenfall die Hecke zu erreichen, an der sie nun mit ihrer Last schleunigst entlangliefen. Als der Oberst sie hinter der letzten Baumgruppe verschwinden sah, gab er einen Seufzer der Erleichterung von sich.

„Aber Herr Oberst sind ja selbst auch verwundet!" rief Maurice plötzlich.

Er hatte gesehen, daß der linke Stiefel seines Vorgesetzten mit Blut bedeckt war. Der Hacken mußte abgerissen sein, und ein Stück des Schaftes war in das Fleisch eingedrungen.

Herr von Vineuil bog sich ruhig im Sattel seitwärts und sah seinen Fuß, der ihm brennend am Bein hängen mußte, einen Augenblick an.

„Ja, ja," sagte er leise. „Das habe ich eben weggekriegt ... Das macht nichts, ich kann mich noch auf dem Gaule halten ..."

Und indem er an seinen Platz an der Spitze des Regiments zurückkehrte, setzte er hinzu:

„Wenn man beritten ist, geht's immer noch, solange man sich auf dem Gaule halten kann."

Endlich kamen nun die beiden Batterien Reserveartillerie heran. Für die ängstlich gewordenen Leute war das ein Riesentrost, als bedeuteten diese Geschütze für sie einen rettenden Wall, den Blitz, der nun die feindlichen Geschütze da hinten zum Schweigen bringen würde. Der genaue Aufmarsch der Batterien in ihre Gefechtsstellungen war übrigens prachtvoll, wie jedes Geschütz von seinem Munitions-

wagen gefolgt wurde, die Stangenreiter auf den Sattelpferden saßen und die Handpferde am Zügel führten, wie die Bedienung auf den Protzkasten saß und Unteroffiziere und Wachtmeister auf den vorgeschriebenen Plätzen heransausten. Man hätte glauben sollen, sie wären bei einer Parade und dächten nur daran, ihren Abstand innezuhalten, als sie so in tollster Gangart über die Stoppelfelder mit dem dumpfen Tosen eines Gewitters herankamen.

Maurice, der sich wieder in eine Furche gelegt hatte, stand auf und rief Jean begeistert zu:

„Sieh, die Batterie, die sich da drüben links aufstellt, das ist Honoré seine. Ich kenne die Leute wieder."

Jean hatte ihn bereits mit der umgekehrten Hand wieder zu Boden geworfen.

„Bleib' doch liegen und stell' dich tot!"

Aber alle beide legten sie die Backe an die Erde und verloren die Batterie nicht mehr aus den Augen; sie nahmen mächtigen Anteil an ihren Bewegungen, und ihr Herz schlug höher, als sie die mutige, ruhige Geschäftigkeit der Leute sahen, von der sie noch den Sieg erhofften.

Die Batterie kam plötzlich links auf einer kahlen Anhöhe zum Halten; es war Sache einer Minute, die Bedienung sprang von den Protzkasten, hakte die Protzen ab, die Stangenreiter brachten die Geschütze in Stellung und ließen ihre Tiere einen Halbkreis machen, um sie fünfzehn Meter weiter nach hinten zu bringen, wo sie unbeweglich, mit dem Gesicht dem Feinde zu, halten blieben. Schon waren die sechs Geschütze in weiten Abständen voneinander gerichtet; sie standen zu je drei unter dem Befehl eines Leutnants, alle sechs zusammen aber unter dem eines langen, mageren Hauptmannes, der die Ebene verdrießlich

überschaute. Nachdem er rasch seine Berechnung gemacht hatte, hörten sie ihn rufen:

„Visier sechzehnhundert Meter!“

Das Ziel mußte wohl die preußische Batterie links von Fleigneux sein, die im Gebüsch verborgen stand und mit ihrem furchtbaren Feuer den Kalvarienberg von Illy unhaltbar machte.

„Siehst du,“ fing Maurice, der nicht schweigen konnte, seine Erklärung wieder an, „Honorés Geschütz steht in der mittleren Abteilung. Da beugt er sich mit dem Richtkanonier vor ... Das ist der kleine Louis, der Richtkanonier: in Vouziers haben wir doch einen mit ihnen genommen, weißt du noch? ... Und da hinten links der Stangenreiter, der so steif auf seinem Sattelpferde sitzt, dem prachtvollen Fuchs, das ist Adolf ...“

Das Geschütz mit seinen sechs Mann Bedienung und dem Wachtmeister, ferner der Protze und ihren vier Pferden und den beiden Fahrern, weiter weg dem Munitionswagen mit seinen sechs Pferden und den drei Fahrern, dann dem Vorratswagen und der Schmiede, dieser ganze Schwanz von Menschen, Tieren und Geräten erstreckte sich über annähernd hundert Meter in einer geraden Linie nach rückwärts; dabei waren die Ersatzmannschaften, die Aushilfswagen und die Pferde und Mannschaften, die zum Stopfen vorkommender Lücken bestimmt waren, noch gar nicht mitgezählt; sie hielten rechts, um der Schußlinie des Feuers nicht unnötig ausgesetzt zu sein.

Honoré beschäftigte sich mit dem Laden seines Geschützes. Die beiden mittleren Bedienungsmannschaften kamen schon mit der Kartusche und dem Geschoß wieder von der Protze zurück, bei der der Unteroffizier und der Feuerwerker

aufpaßten; und sofort führten die die Mündung bedienenden beiden Leute erst die Kartusche ein, die in Serge eingehüllte Pulverladung, die sie sorgfältig mit dem Ladestock hineinstießen, und dann die Granate selbst, deren Führungsringe in den Zügen knirschten, hinterher. Der Richtkanonier legte rasch das Pulver mit einem Stoß der Kartuschenadel bloß und steckte die Schlagröhre ins Zündloch. Und Honoré, der diesen ersten Schuß selbst abfeuern wollte, lag halb über den Lafettenschwanz hingebeugt; er handhabte die Stellschraube, um die Schußweite einzustellen, und gab mit fortgesetzten kurzen Handbewegungen dem Richtkanonier, der hinten mit seinem Hebel das Geschütz unmerklich mehr nach rechts oder nach links wendete, die Richtung an.

„So muß es richtig sein“, sagte er endlich und stand auf.

Der Hauptmann hatte seinen langen Körper vornübergebeugt und den Aufsatz geprüft. Bei jedem Geschütz stand der zweite Richtkanonier mit der Abzugschnur in der Hand bereit, um die Schlagröhre abzuziehen, die gezahnte Schneide, die den Zündsatz in Brand steckt. Nun ertönte langsam der Befehl nach Nummern:

„Erstes Geschütz, Feuer! ... Zweites Geschütz, Feuer! ...

Die sechs Schüsse gingen los, die Geschütze liefen zurück und wurden wieder vorgebracht, während die Wachtmeister feststellten, daß ihr Feuer viel zu kurz gegangen war. Sie stellten es wieder ein, und der Vorgang wiederholte sich in derselben Weise, und gerade diese langsame Genauigkeit, diese kaltblütig verrichtete mechanische Arbeit hielt den Mut der Leute hoch. Das Geschütz, das Tier, das sie liebten, versammelte sie wie eine kleine, durch eine gemeinsame Beschäftigung geeinigte Familie um sich. Es war das Band, der einigende Gedanke, alles war nur für das Geschütz da,

der Munitionswagen, all das übrige Fuhrwerk, die Pferde, die Menschen. Von ihm ging der starke Zusammenhalt der ganzen Batterie aus, die Festigkeit und die Ruhe eines gut geführten Haushaltes.

Laute Zurufe der 106er hatten die erste Salve begrüßt. Endlich würde nun den preußischen Geschützen das Maul gestopft werden! Aber die Enttäuschung folgte unmittelbar, als sie sahen, daß ihre Granaten unterwegs liegenblieben oder meistens schon in der Luft krepierten, ehe sie das Gestrüpp da hinten erreichten, in dem sich die feindliche Artillerie verbarg.

„Honoré sagt, gegen seins wären die andern Geschütze Klötze ..." fing Maurice wieder an. „Ach, mit seinem möchte er am liebsten schlafen, so eins gibt es gar nicht noch mal! Sieh' mal, wie er mit ihm liebäugelt und wie er es auswischen läßt, damit es nicht zu heiß wird."

So scherzte er mit Jean, und beide wurden infolge des schönen, ruhigen Mutes der Artilleristen wieder vergnügt. Aber die preußischen Batterien hatten sich mit drei Schüssen eingegabelt: erst ging ihr Feuer zu weit, dann aber wurde es so genau, daß ihre Granaten auf die französischen Geschütze fielen; diese dagegen konnten noch immer ihr Ziel nicht erreichen, so sehr sie sich auch bemühten, ihre Reichweite zu vergrößern. Einer von Honorés Bedienungsmannschaften wurde getötet, der links an der Mündung. Der Körper wurde zur Seite geschoben und der Dienst ging mit derselben sorgfältigen Regelmäßigkeit weiter, ohne irgendwie rascher zu werden. Von allen Seiten regnete es nun Geschosse und Einschläge; aber bei jedem Geschütz gingen die Bewegungen in derselben schulmäßigen Weise vor sich, Kartusche und Granate wurden eingeführt, der Schuß eingestellt, der Aufsatz

gerichtet, die Schnur abgezogen, die Räder wieder vorgebracht, als nähme diese Arbeit die Leute so sehr in Anspruch, daß sie darüber Hören und Sehen vergäßen.

Aber was Maurice vor allem in Erstaunen versetzte, war die Haltung der Fahrer, die fünfzehn Meter weiter hinten, das Gesicht dem Feinde zugekehrt, steif auf ihren Gäulen saßen. Da saß Adolf mit seinem breiten Brustkasten und dem mächtigen blonden Schnurrbart in seinem roten Gesicht; es gehörte sicher ein tüchtiger Teil Mut dazu, nicht einmal mit den Augen zu zwinkern, wenn sie so sahen, wie die Granaten genau auf sie zuflogen und sie sich nicht mal auf die Daumen beißen durften, um sich etwas abzulenken. Die Bedienungsmannschaften hatten doch was, woran sie denken konnten; die Fahrer dagegen sahen nur den Tod vor sich und hatten vollste Muße, über ihn nachzudenken und ihn zu erwarten. Sie mußten so dem Feinde zugekehrt stehen, weil, wenn sie umgekehrt gestanden hätten, ein unwiderstehlicher Drang zur Flucht Menschen und Tiere hätte mitreißen können. Wenn man die Gefahr sieht, hält man sie schon aus. Es gibt kein unbekannteres und größeres Heldentum.

Wieder wurde einem Manne der Kopf abgerissen; vor einem Munitionswagen röchelten zwei Pferde mit offenem Bauche, und das feindliche Feuer blieb so mörderisch, daß die ganze Batterie niedergekämpft worden wäre, wenn sie sich darauf versteift hätte, in dieser Stellung zu bleiben. Trotz der Unannehmlichkeiten eines Stellungswechsels mußte sie aber diesem schrecklichen Feuer aus dem Wege gehen. Der Hauptmann zögerte nicht länger und befahl:

„Protzen vor!“

Der gefährliche Vorgang vollzog sich mit blitzähnlicher Schnelligkeit: wieder beschrieben die Fahrer ihren Halbkreis

und brachten die Protzen heran, die die Kanoniere mit den Geschützen zusammenhakten. Bei dieser Bewegung aber boten sie eine breitere Zielfläche, die der Feind mit verdoppeltem Feuer ausnutzte. Wieder blieben drei Leute liegen. In scharfem Trabe ging nun die Batterie davon und beschrieb einen Kreisbogen zwischen den Feldern, um fünfzig Meter weiter rechts auf einer kleinen ebenen Fläche an der andern Seite der 106er wieder in Stellung zu gehen. Die Geschütze protzten ab, die Fahrer hielten wieder dem Feinde zugekehrt, und das Feuer ging ohne Unterbrechung weiter mit einer Heftigkeit, daß der Erdboden nicht aufhörte zu zittern.

Diesmal schrie Maurice auf. Abermals hatten sich die preußischen Batterien mit drei Schüssen eingeschossen, und ihre dritte Granate fiel genau auf Honorés Geschütz. Sie sahen, wie der vorstürzte und mit zitternder Hand die frische Verletzung betastete; eine ganze Ecke war aus der Bronzemündung herausgeschlagen. Aber es konnte wieder geladen werden, und die Einstellung nahm ihren Fortgang, nachdem die Räder vom Körper eines zweiten Mannes der Bedienungsmannschaft befreit waren, dessen Blut die Lafette bespritzt hatte.

„Nein, der kleine Louis ist es nicht," fuhr Maurice in Gedanken ganz laut fort. „Da richtet er sie ja schon wieder; aber er muß auch verwundet sein, denn er kann nur noch den linken Arm gebrauchen ... Ach! der kleine Louis, der mit Adolf so nett zusammenlebte, und sie hatten ausgemacht, daß der Mann zu Fuß, trotzdem er der Gebildetere war, der ergebene Knecht des Fahrers als des Berittenen sein müßte ..."

Jean, der ruhig dalag, unterbrach ihn mit einem Angstschrei:

„Das halten sie niemals aus, die Geschichte geht schief!"

Tatsächlich war diese zweite Stellung in fünf Minuten ebenso unhaltbar geworden wie die erste. Die Geschosse schlugen mit derselben Genauigkeit ein. Eine Granate zerschmetterte ein Geschütz und tötete einen Leutnant und zwei Mann. Kein Schuß ging fehl; es kam so weit, daß, wenn sie dort noch länger blieben, kein Mann und kein Geschütz übrigbleiben konnte. Vernichtung fegte alles fort.

Da ertönte der Befehl des Hauptmanns zum zweitenmal:

„Protzen vor!"

Wieder ging die Geschichte los, die Fahrer sausten im Halbkreise heran, damit die Kanoniere die Geschütze aufprotzen könnten. Aber diesmal durchbohrte ein Sprengstück Louis während des Aufprotzens die Kehle und riß ihm den Kinnbacken fort, so daß er über den Lafettenschwanz fiel, den er gerade anheben wollte. Als Adolf herankam, ging gerade im Augenblick, wo die Bespannung breitseits stand, eine wütende Salve los: mit zerrissener Brust und weit geöffneten Armen stürzte er vornüber. Mit einer letzten Zuckung umfaßte er den andern, und so blieben die beiden in dieser Umarmung, schrecklich verzerrt, auch im Tode verheiratet.

Trotzdem ihre Pferde getötet waren und trotz all der Unordnung, die die mörderische Salve in ihren Reihen angerichtet hatte, erklomm die ganze Batterie einen Abhang und nahm hier wenige Meter von dem Platze Stellung, wo Maurice und Jean lagen. Zum drittenmal protzten die Geschütze ab, standen die Fahrer mit dem Gesicht dem Feinde zugekehrt und eröffneten die Bedienungsmannschaften sofort das Feuer in starrköpfigem, unüberwindlichem Heldenmut.

„Das ist das Ende!" sagte Maurice, und die Stimme versagte ihm.

Tatsächlich schien es, als wollten sich Himmel und Erde

verschmelzen. Die Steine spalteten sich und zeitweilig verdunkelte dicker Rauch die Sonne. Sie sahen, wie inmitten dieses furchtbaren Lärms selbst die Pferde wie taub, ganz dumm mit gesenkten Köpfen dastanden. Der Hauptmann schien überall zu sein, riesengroß. Er wurde mitten durchgeschlagen, knickte zusammen und fiel wie eine Fahnenstange.

Aber vor allen bei Honorés Geschütz nahmen die Arbeiten ihren ruhigen, hartnäckigen Fortgang. Trotz seiner Tressen tat er selbst alle Handreichungen, denn er hatte nur noch drei Mann als Bedienung. Er richtete, zog die Schlagröhre ab, während die drei zum Munitionswagen gingen, luden und Wischer und Ladestock handhabten. Er waren Ersatzmannschaften und Pferde zum Stopfen der durch den Tod gerissenen Lücken verlangt worden; da es aber sehr lange dauerte, bis die kamen, mußten sie allein fertig werden. Ihre größte Wut war, daß sie noch immer nicht hinreichten, daß ihre Granaten fast alle schon in der Luft platzten, ohne in den schrecklichen Batterien des Gegners, deren Feuer so sehr wirksam war, viel Unheil anzurichten. Plötzlich stieß Honoré einen Fluch aus, der selbst den Lärm der Entladung übertönte: zu allem Unglück war ihm nun auch noch das rechte Rad seines Geschützes zerschmettert. Gottsdonnerwetter! mit einer zerbrochenen Pfote lag das arme Teufelstier mit der Nase auf der Erde, auf der Seite, krummbeinig und zu nichts mehr nutze. Er weinte dicke Tränen und nahm die Mündung zwischen seine unsicher zitternden Hände, wie um es lediglich durch seine warmherzige Zärtlichkeit wieder aufzurichten. Das Geschütz, das das beste von allen war, dem es allein gelungen war, ein paar Granaten dort hinten hinzusenden! Da kam ein närrischer Entschluß über ihn, nämlich der, das Rad sogleich im Feuer zu ersetzen. Mit einem seiner Leute

ging er selbst auf den Vorratswagen los, um ein Ersatzrad auszusuchen, und das Gewaltmanöver begann, das gefährlichste, das auf dem Schlachfelde ausgeführt werden kann. Glücklicherweise waren endlich die Ersatzmannschaften und Pferde gekommen, und zwei neue Bedienungsmannschaften konnten ihm zur Hand gehen.

Indessen wurde die Batterie noch einmal zurückgenommen. Dies verrückte Heldentum ließ sich aber nicht weiter treiben. Es wurde ihnen der Befehl zum endgültigen Rückzug zugeschrien.

„Vorwärts, Kameraden!" wiederholte Honoré, „wir wollen sie wenigstens mitnehmen, und die da sollen sie nicht kriegen!"

Das war sein einziger Gedanke, das Geschütz mitzunehmen, wie man die Fahne rettet. Er sprach noch, als er wie vom Blitz zerschmettert wurde; der rechte Arm wurde ihm abgerissen und die linke Seite ganz aufgeschlitzt. Er fiel über sein Geschütz und blieb dort wie auf einem Paradebett liegen, das Gesicht unentstellt und schön in seinem Zorn, dem Feinde dort hinten entgegen gewendet. Aus seinem zerrissenen Uniformrock glitt ein Brief heraus, seine verkrampften Finger hielten ihn umfaßt, und tropfenweise fiel sein Blut darauf nieder.

Nur der Leutnant war noch nicht tot und schmetterte nun den Befehl heraus:

„Protzen vor!"

Ein Munitionswagen war in die Luft geflogen und machte einen Lärm, als ob Feuerwerkskörper in Brand geraten wären und platzten. Um ein Geschütz zu retten, dessen ganze Bespannung am Boden lag, mußten sie ihre Zuflucht dazu nehmen, es mit den Pferden eines andern Munitions-

wagens zu bespannen. Als diesmal die Fahrer ihren letzten Halbkreis geschlagen hatten und die noch übriggebliebenen vier Geschütze wieder aufgeprotzt waren, ging es im Galopp davon, und sie kamen erst hinter den ersten Bäumen des Garennegehölzes wieder zum Halten.

Maurice hatte alles mit angesehen. In seiner Stimme lag ein leichtes, schreckhaftes Zittern, als er ein paarmal ganz ohne Nachdenken sagte:

„Ach, der arme Kerl, der arme Kerl."

Dieser Kummer vermehrte scheinbar die Schmerzen, die ihm den Magen zerwühlten. Das Tier in ihm verlangte sein Recht; er war am Ende seiner Kräfte und starb vor Hunger. Sein Blick trübte sich und er empfand gar nicht mehr die Gefahr, in der sich das Regiment befand, seitdem die Batterie sich hatte zurückziehen müssen. Von einer Minute zur andern konnten beträchtliche Kräfte die Hochebene angreifen.

„Hör' mal," sagte er zu Jean, „ich muß etwas essen ... Ich will etwas essen, und wenn ich auf der Stelle fallen sollte!"

Er öffnete seinen Tornister und riß mit zitternden Händen das Brot heraus, in das er nun voller Begierde hineinbiß. Die Kugeln pfiffen um ihn herum, ein paar Granaten platzten wenige Meter von ihm, aber all das war für ihn gar nicht da, nur sein Hunger verlangte Befriedigung.

„Willst du auch was, Jean?"

Der sah ihn stumpfsinnig mit großen Augen an; sein Magen war von ganz derselben Gier zerrissen.

„Ach ja, ich möchte auch schon was, mir ist zu schlecht."

Sie teilten das Brot und verzehrten es voller Gier, ohne sich um irgendwas anderes zu bekümmern, solange noch ein Bissen da war. Dann erst sahen sie ihren Oberst auf seinem großen Gaule wieder mit seinem blutigen Stiefel. Von allen

Seiten wurden die 106er jetzt angegriffen. Ein paar Kompanien hatten schon die Flucht ergreifen müssen. Nun mußte auch der Oberst dem Strome weichen; die Augen standen ihm voller Tränen, als er den Degen erhob und rief:

„Gott befohlen, Kinder, er hat uns nicht haben wollen!"

Haufen von Fliehenden umgaben ihn und er verschwand in einer Geländefalte.

Ohne zu wissen wie, fanden sich Jean und Maurice hinter der Hecke mit den Resten ihrer Kompanie wieder zusammen. Höchstens etwa vierzig Mann waren noch übrig, die von Leutnant Rochas befehligt wurden; sie hatten die Fahne bei sich; der Unterleutnant, der sie trug, hatte, um sie zu retten, die Seide um die Stange gewickelt. Sie liefen bis ans Ende der Hecke hinunter und warfen sich dann auf dem Abhang zwischen kleine Bäume, wo Rochas das Feuer wieder aufnehmen ließ. Hier in dieser Deckung konnten sich die in Schützenlinien aufgelösten Leute halten, um so mehr, als rechts von ihnen eine mächtige Kavalleriebewegung stattfand und Linienregimenter zu ihrer Unterstützung herangeführt wurden.

Maurice sah nun ein, daß die langsame, unwiderstehliche Umklammerung ihrem Ende entgegengehe. Am Morgen hatte er die Preußen aus dem Paß von Saint-Albert hervorbrechen und erst Saint-Menges, dann Fleigneux gewinnen sehen; jetzt hörte er hinter dem Garennegehölz den Donner der Geschütze der Garde und sah auch schon andere deutsche Uniformen auf den Hügeln oberhalb Givonne eintreffen. In ein paar Minuten mußte der Kreis sich schließen, dann würde die Garde dem fünften Korps die Hand reichen und das französische Herr mit einer lebendigen Mauer, einem Gürtel donnernder Artillerie, umgeben. Aus diesem Ge-

dankengange mußte wohl der verzweifelte Versuch eingegeben sein, eine letzte Anstrengung zu machen, um diese wandelnde Mauer zu brechen; eine der Reservekavalleriedivisionen, die des Generals Margueritte, zog sich angriffsbereit in einer Geländefalte zusammen. Maurice mußte an Prosper denken, als er jetzt diesem schrecklichen Schauspiel beiwohnte.

Seit Tagesanbruch hatte Prosper nichts getan, als sein Pferd in unaufhörlichen Märschen und Gegenmärschen auf der Hochebene von Illy hin und her zu treiben. In der Dämmerung waren sie Mann für Mann ohne Hornruf geweckt worden; beim Kaffee waren sie auf den geistreichen Gedanken verfallen, ihre Mäntel um die Feuer zu hängen, um sich den Preußen nicht zu verraten. Dann hatten sie nichts mehr zu erfahren bekommen; sie hörten das Geschütz, sahen die Staubwolken weit entfernter Infanteriebewegungen, hatten aber keine Ahnung von der Schlacht, ihrer Wichtigkeit oder ihren Ergebnissen bei der gänzlichen Untätigkeit, in der die Generäle sie ließen. Prosper verfiel in Schlummer. Das machten die vielen Leiden, die schlechten Nächte, die aufgesammelte Müdigkeit; all das brachte bei dem wiegenden Gange des Pferdes eine unüberwindliche Schlaftrunkenheit hervor. Er hatte Sinnestäuschungen, sah sich an der Erde auf einer Matratze von Kieselsteinen schnarchen und träumte, er läge in einem schönen Bett mit weißen Leinen. Er schlief im Sattel minutenlang ganz fest und wurde zu einem marschierenden, leblosen Dinge, das aufs Geratewohl mitgeschleppt wurde. Einzelne seiner Kameraden fielen so kopfüber vom Pferde. Sie waren so müde, daß kein Hornruf sie aufweckte; sie hätten absitzen und durch Fußtritte aus ihrem Nichts geweckt werden müssen.

„Aber was kümmern die sich denn um uns, was kümmern

die sich denn um uns?" wiederholte Prosper sich, um diese unwiderstehliche Starrheit abzuschütteln.

Seit sechs Uhr donnerte das Geschütz. Als er einen Hügel hinaufging, wurden zwei seiner Kameraden neben ihm von einer Granate getötet; weiter hinauf blieben drei andere von Kugeln durchbohrt liegen, und sie konnten nicht einmal sehen, woher diese kamen. Dies unnütze und dabei gefahrvolle militärische Spazierenlaufen über das Schlachtfeld brachte sie zur Verzweiflung. Gegen ein Uhr sah er schließlich ein, jetzt sollten sie wenigstens ordentlich umgebracht werden. Die ganze Division Margueritte, bestehend aus drei Regimentern Chasseurs d'Afrique, einem französischen Jäger- und einem Husarenregiment, wurde in einer Geländesenkung etwas unterhalb des Kalvarienberges links von der Straße zusammengezogen. Die Trompeten erklangen: „Abgesessen!" und der Kommandoruf der Offiziere:

„Sattelgurt anziehen, Gepäck sichern!"

Prosper saß ab und streckte sich, dann streichelte er Zephir mit der Hand. Der arme Zephir war genau so abgerissen wie sein Herr und von dem ihm auferlegten Packeseldienst ganz ausgepumpt. Er hatte aber auch eine halbe Welt zu schleppen: die Wäsche in den Pistolenhalftern und den gerollten Mantel oben drüber, die Bluse und Hose und den Quersack mit dem Putzzeug hinter dem Sattel und querüber noch einen Sack mit Lebensmitteln, das Bockfell, die Wasserkanne und die Schüssel noch gar mitgerechnet. Zärtliches Mitleid schnürte dem Reiter das Herz zusammen, als er die Gurte anzog und sich vergewisserte, daß alles gut hielt.

Es war ein harter Augenblick. Prosper, der kein größerer Hasenfuß war als irgend jemand anders, zündete sich eine Zigarette an, so trocken war ihm im Munde. Wenn es zum

Angriff geht, muß sich doch jeder sagen: „Diesmal bleibe ich dabei liegen!“ Es mag noch fünf oder sechs Minuten dauern; es heißt, General Margueritte wäre nach vorn gegangen, um das Gelände zu erkunden. Alles wartet. Die fünf Regimenter hatten sich in drei Treffen aufgestellt, jedes Treffen sieben Schwadronen tief, so daß die Geschütze ordentlich was zu fressen hatten.

Plötzlich ertönten die Trompeten: „Aufgesessen!“ und fast gleich darauf: „Blankgezogen!“

Der Oberst jedes Regiments war schon im Galopp auf seinen Gefechtsposten fünfundzwanzig Meter vor der Front gegangen. Die Rittmeister hielten gleichfalls auf ihren Posten vor den Leuten. Und wieder begann das Warten in Todesstille. Kein Laut, kein Atemzug war in der glühenden Sonnenhitze hörbar. Nur die Herzen schlugen. Noch ein Befehl, der letzte, und die ganze regungslose Masse mußte in Bewegung geraten und sich wie ein Sturmwind vorwärtsstürzen.

In diesem Augenblick aber erschien oben auf dem Kamme des Hügels ein berittener verwundeter Offizier, den zwei Mann unterstützten. Zuerst erkannten sie ihn nicht. Dann erhob sich ein Gemurmel, das sofort zu wütendem Geschrei anschwoll. Es war General Margueritte, dem eine Kugel beide Backen durchbohrt hatte, so daß er sterben mußte. Er konnte nicht sprechen und schwenkte nur den Arm gegen den Feind dort hinten.

Das Geschrei wuchs immer höher an.

„Unser General ... Rache! Rache!“

Nun schwang der Oberst des ersten Regiments seinen Säbel hoch in die Luft und schrie mit Donnerstimme:

„Vorwärts!“

Die Trompeten erklangen, und die Masse setzte sich zuerst im Trabe in Bewegung. Prosper ritt in der vordersten Reihe, fast am äußersten rechten Flügel. Die größte Gefahr liegt in der Mitte, wohin der Feind gefühlsmäßig das schärfste Feuer richtet. Als sie auf dem Gipfel des Kalvarienberges waren und sich anschickten, den Abhang nach der andern Seite hinabzureiten, konnte er auf ungefähr tausend Meter vor ihnen ganz genau die Vierecke der Preußen erkennen, gegen die sie gejagt wurden. Er trabte übrigens wie im Traume dahin und fühlte sich so leicht, als ob er im Schlafe wegschwämme; sein Gehirn war so merkwürdig leer, daß er keinen Gedanken fassen konnte. Es war lediglich ein unter unwiderstehlichem Antriebe laufendes Uhrwerk geworden. Immer wieder hieß es: „Aufschließen, aufschließen!" um die Reihen so fest wie möglich zusammenzupressen und hart wie Granit zu machen. Je schneller der Trab dann wurde und mehr und mehr in einen wütenden Galopp überging, desto wilder schrien die Chasseurs d'Afrique nach arabischer Weise, um ihre Gäule anzutreiben. Bald ging dieser wütende Galopp in ein teuflisches Jagen, einen wahren Zug der Hölle über mit seinem wilden Geschrei, den das Aufschlagen der Kugeln auf all das Metall der Schüsseln, Kannen und das Kupfer der Uniformen und Beschläge mit einem Geräusch wie ein Hagelsturm begleitete. In einem derartigen Hagel sauste nun dieser blitzende Gewittersturm dahin, daß der Boden erzitterte, und ließ einen Geruch wie von verbrannter Wolle und dem Schweiß wilder Tiere hinter sich zurück.

Nach fünfhundert Metern ging Prosper unter dem Druck einer furchtbaren Gegenströmung, die alles mit sich riß, über Kopf. Er packte Zephir an der Mähne und konnte sich wieder in den Sattel schwingen. Die durch das Gewehrfeuer durch-

löcherte und eingedrückte Mitte hatte nachgegeben, während die beiden Flügel herumwirbelten und sich zurückhielten, um ihren Angriff wieder aufzunehmen. So vollzog sich das Geschick der ersten Schwadron, ihre vorauszusehende Vernichtung. Tote Pferde versperrten das Gelände, die einen wie vom Blitz erschlagen, andere wieder noch in einem letzten krampfhaften Todeskampfe um sich schlagend; und mit aller Kraft ihrer kurzen Beine sah man abgesessene Reiter nach Pferden herumlaufen. Tote übersäten schon die Ebene; viele reiterlose Pferde setzten ihre Hetzjagd fort und kamen von selbst wieder auf den Kampfplatz, um in wahnsinnigem Rennen wieder ins Feuer zu gehen, als lockte der Geruch des Pulvers sie an. Der Angriff wurde wieder aufgenommen; die zweite Schwadron stürzte sich in wachsender Wut vorwärts; die Leute lagen auf dem Sattelknopf vornübergebeugt und hielten den Säbel zum Einhauen bereit gegen die Knie gepreßt. Zweihundert Meter waren sie in betäubendem Sturmesgebrüll weitergekommen. Aber von neuem bauchte sich die Mitte unter dem Kugelregen ein, Menschen und Tiere fielen und hemmten das Rennen durch die unentwirrbaren Massen ihrer Leichen. Und so wurde nun auch die zweite Schwadron hingemäht und überließ den Platz ihren Nachfolgern.

Als nun der dritte Angriff mit heldenhafter Hartnäckigkeit begann, fand Prosper sich unter Husaren und französischen Jägern vermischt. Die Regimenter verschmolzen, und nur eine Riesenwelle blieb über, die sich fortgesetzt brach und wieder neu bildete, um alles, was sie auf ihrem Wege vorfand, mit sich zu reißen. Er hatte jede Empfindung verloren und überließ sich ganz seinem Pferde, dem guten, von ihm so geliebten Zephir, der aber jetzt scheinbar durch eine Verwun-

dung am Ohr ganz verrückt wurde. Er befand sich nun in der Mitte; um ihn herum bäumten und überschlugen sich Pferde; manche Leute wurden wie durch einen Windstoß zu Boden geworfen, während andere glatt getötet steif im Sattel sitzen blieben und mit leeren Blicken jeden neuen Angriff wieder mitmachten. Diesmal sah die Erde hinter den zweihundert Metern, die sie vorwärts kamen, ganz bedeckt mit Toten und Sterbenden aus. Manche unter ihnen waren mit dem Kopfe tief in die Erde hineingedrückt. Andere waren auf den Rücken gefallen und starrten mit erschreckten, aus den Höhlen tretenden Augen in die Sonne. Ein großes schwarzes Pferd, das einem Offizier gehörte, versuchte trotz seines aufgerissenen Bauches sich vergeblich immer wieder zu erheben; seine Vorderfüße waren in die eigenen Eingeweide verwickelt. Unter dem sich verdoppelnden Feuer wirbelten die Flügel abermals herum und bogen sich zurück, um aufs neue niedergemäht zu werden.

Bei der vierten Wiederholung gelangte die vierte Schwadron endlich in die preußischen Linien. Prosper hob seinen Säbel und hieb auf Helme und dunkle Uniformen ein, die er wie durch einen Nebel vor sich sah. Blut troff herab, und er merkte, daß Zephirs Maul blutete; da bildete er sich ein, er hätte in die feindlichen Reihen hineingebissen. Der Lärm um ihn herum wuchs derartig an, daß er sein eigenes Geschrei nicht mehr hörte, trotzdem er sich die Kehle bei dem fortdauernden Gebrüll fast ausschrie. Aber hinter der ersten preußischen Linie kam eine zweite, dann wieder eine und noch eine. Und all der Heldenmut blieb ganz nutzlos; zu tief standen die Menschenmassen da wie hohes Kraut, in dem Roß und Reiter verschwanden. Da konnten sie, soviel sie wollten, niederhauen, es wurden immer mehr. Jetzt be-

kamen sie Feuer unmittelbar aus den Gewehrmündungen, und so stark, daß ihre Uniformen anfingen zu brennen. Alles ging, von den Bajonetten verschlungen, inmitten aufgeschlitzter Leiber und zerspaltener Schädel, über Kopf. Zwei Drittel ihres Sollbestandes ließen die Regimenter hier liegen, und von dem ganzen berühmten Angriff blieb nichts übrig als der verrückte Ruhm, ihn unternommen zu haben. Zephir bekam plötzlich eine Kugel mitten in die Brust und brach zusammen; dabei begrub er Prospers rechten Schenkel unter sich, und der Reiter empfand einen so rasenden Schmerz, daß er das Bewußtsein verlor.

Maurice und Jean, die dem heldenhaften Galopp gefolgt waren, stießen vor Zorn laute Rufe aus:

„Gottsdonnerwetter noch einmal, was soll ihre Tapferkeit hier denn noch helfen!"

Hinter dem Gestrüpp des kleinen Hügels, wo sie in Schützenlinien knieten, entluden sie immer weiter ihre Chassepots; auch Rochas hatte ein Gewehr aufgenommen und feuerte mit ihnen. Aber die Hochebene von Illy war jetzt verloren, die Preußen strömten von allen Seiten herauf. Es mochte ungefähr zwei Uhr sein; die Vereinigung vollzog sich jetzt, das fünfte und das Gardekorps trafen sich und schlossen die Umklammerung.

Mit einemmal wurde Jean niedergestreckt.

„Ich hab' mein Teil", stammelte er.

Wie mit einem Hammer hatte er einen Schlag oben auf den Kopf gekriegt, sein Käppi wurde fortgeschleudert und lag zerrissen hinter ihm. Zuerst glaubte er, der Schädel sei ihm aufgeschlagen und das Gehirn läge bloß. Ein paar Sekunden lang mochte er die Hand gar nicht hinaufführen, weil er sicher war, ein großes Loch zu fühlen. Als er es dann doch wagte,

brachte er die Hand rot von Blut wieder zurück. Das machte einen so starken Eindruck auf ihn, daß er ohnmächtig wurde.

Gerade jetzt gab Rochas den Befehl zum Rückzug. Eine preußische Kompanie war nur noch zwei- oder dreihundert Meter weit entfernt. Sie mußten gefangengenommen werden.

„Beeilt euch nicht, dreht euch um und schießt langsam ... Wir sammeln uns da hinten hinter der kleinen Mauer."

Nun geriet Maurice in Verzweiflung.

„Herr Leutnant, wir können doch unsern Korporal hier nicht liegen lassen?"

„Was wollen Sie mit ihm anfangen, wenn er sein Teil weg hat?"

„Nein, nein, er atmet ja noch! ... Wir wollen ihn doch mitnehmen!"

Rochas zuckte die Achseln, als wollte er damit sagen, man könne sich doch nicht um jeden einzelnen Gefallenen kümmern. Wer verwundet ist, zählt auf dem Schlachtfelde nicht mehr mit. Flehend wandte sich Maurice nun zu Pache und Lapoulle.

„Kommt, helft mir doch! Ich allein bin ja zu schwach."

Aber sie hörten nicht hin, sie verstanden ihn gar nicht; in überreiztem Selbsterhaltungstrieb dachten sie nur noch an sich selbst. Schon glitten sie auf den Knien dahin und verschwanden auf die kleine Mauer zu. Die Preußen waren keine hundert Meter mehr entfernt.

Maurice heulte vor Wut, als er nun mit dem ohnmächtigen Jean allein blieb; er packte ihn auf seine Arme und wollte ihn wegschleppen. Er war aber tatsächlich zu schwach und schmächtig und von Ermattung und Angst erschöpft. Er kam gleich ins Taumeln und fiel unter seiner Last hin. Hätte er

noch einen Träger sehen können! Mit irren Blicken suchte er umher und glaubte unter den Fliehenden welche zu erkennen, denen er heftige Gebärden zumachte. Niemand kam. Er raffte seine äußersten Kräfte zusammen, nahm Jean wieder auf und lief mit ihm etwa dreißig Schritte weit; dann barst eine Granate neben ihnen, und er glaubte, nun sei alles vorbei, auch er müsse auf dem Körper seines Gefährten sterben.

Langsam war Maurice wieder aufgestanden. Er tastete an sich herum und fühlte nichts, keine Schramme. Warum floh er denn nicht? Zeit hatte er noch; in ein paar Sprüngen konnte er die kleine Mauer erreichen, und das bedeutete Rettung. Die Furcht stieg wieder in ihm hoch und machte ihn närrisch. Mit einem Satze konnte er hinüberrennen, aber stärkere Bande als der Tod hielten ihn zurück. Nein, das ging unmöglich, er konnte Jean nicht im Stiche lassen. Sein ganzes Selbst hätte sich darüber verblutet; die zwischen dem Bauern und ihm sich immer mehr vertiefende Brüderlichkeit ging bis auf den Grund seines Wesens, ja bis an die Wurzeln seines Lebens. Das mochte vielleicht bis auf die ersten Tage der Welt zurückgehen, und es war ein wenig so, als wären nur diese beiden Menschen dagewesen und der eine hätte den andern nicht aufgeben können, ohne sich selbst aufzugeben.

Hätte Maurice nicht vor einer Stunde seine Brotrinde im Granatenhagel gegessen, nie wäre er zu dem imstande gewesen, was er jetzt vollbrachte. Später war es ihm übrigens ganz unmöglich, sich daran zu erinnern. Er mußte Jean auf die Schultern nehmen und sich mit ihm in unzähligen Absätzen über die Stoppeln und durch das Gestrüpp schleppen, wobei er an manchen Stein anstieß; aber trotzdem kam er immer wieder hoch. Ein unüberwindlicher Wille hielt ihn aufrecht, eine Widerstandskraft, die ihn einen Berg hätte tragen

lassen. Hinter der kleinen Mauer fand er Rochas und die paar Mann der Korporalschaft wieder, die immer noch feuerten und die Fahne verteidigten, die der Unterleutnant im Arme hielt.

Den Truppen war für den Fall eines unglücklichen Ausganges keine Rückzugslinie angegeben worden. Bei diesem Mangel an Voraussicht und in der hochgradigen Verwirrung besaß jeder General die Freiheit, nach Gutdünken zu handeln, und alle sahen sich jetzt unter der furchtbaren Umklammerung der siegreichen deutschen Heere nach Sedan hineingeworfen. Die zweite Division des siebenten Korps zog sich noch in leidlich guter Ordnung zurück, während die Reste ihrer andern Divisionen sich schon mit denen des ersten Korps untermischt in einem scheußlichen Knäuel gegen die Stadt zurückwälzten, ein zorniger und doch furchtsamer Strom von Menschen und Tieren.

Gerade jetzt bemerkte Maurice aber mit Freuden, wie Jean die Augen wieder aufschlug; und als er an einen kleinen Bach lief, um ihm das Gesicht zu waschen, sah er zu seiner höchsten Überraschung auf dem Grunde jenes entlegenen, durch seine steilen Wände geschützten Tales den Bauern wieder, den er schon am Morgen dort gesehen hatte und der ohne jede Eile fortfuhr, sein Feld zu bestellen und seinen mit einem großen weißen Pferd bespannten Pflug vor sich her zu schieben. Wozu sollte er einen Tag verlieren? Weil sie sich dort schlugen, würde das Korn nicht aufhören zu wachsen und die Welt weiter leben.

## 6

Delaherche wurde schließlich auf der hohen Plattform, die er erstiegen hatte, um sich Rechenschaft über die Sachlage zu

geben, abermals von Ungeduld nach neuen Nachrichten gepackt. Wohl sah er, daß die Granaten über die Stadt wegflogen und daß die drei oder vier, die die Dächer der benachbarten Häuser durchschlagen hatten, nichts weiter als eine spärliche Beantwortung des langsamen und unwirksamen Feuers vom Fort Pfalz her waren. Aber von der Schlacht selbst konnte er nichts erkennen — und wieder stieg in ihm die Sucht nach sofortiger Gewißheit auf und wurde von der Furcht, in dem kommenden Unglück Habe und Leben zu verlieren, noch aufgepeitscht. Er ging also wieder hinunter und ließ sein auf die deutschen Batterien gerichtetes Fernrohr oben stehen.

Unten hielt ihn indessen der Anblick des Mittelgartens der Fabrik noch einen Augenblick fest. Es war nahezu ein Uhr, und das Lazarett füllte sich mit Verwundeten. Die Wagenreihe unter dem Torwege riß gar nicht mehr ab. Bereits begann es an zwei- und vierräderigem Militärfuhrwerk zu fehlen. Artilleriefuhrwerk trat in die Erscheinung, Proviant- und Vorratswagen, alles was nur auf dem Schlachtfelde aufzutreiben war; schließlich kamen sogar Halbkutschen und Bauernfuhrwerk, das auf den Höfen beschlagnahmt und mit umherirrenden Pferden bespannt war. Und in all diesen sammelten sich nun die in den fliegenden Verbandplätzen mit Notverbänden versehenen Verwundeten an. Das Abladen der armen Leute war gräßlich; einige sahen blaßgrün aus, andere dunkelblau vor Blutandrang; viele waren ohnmächtig, andere schrien laut; manche überließen sich den Krankenträgern ganz starr mit vor Furcht weit aufgerissenen Augen, während andere schon bei der bloßen, durch das Anfassen verursachten Erschütterung ihren Geist aufgaben. Der Andrang wurde derartig, daß bereits alle Matratzen in dem großen Saale belegt waren und Stabsarzt Bouroche Befehl gab, nun die von

ihm an einem Ende des Saales angelegte große Strohhütte in Benutzung zu nehmen. Für die Operationen genügten er und seine Gehilfen noch einstweilen. Er hatte sich damit begnügt, sich unter dem Schuppen, in dem er seine Operationen vornahm, einen zweiten mit einer Matratze und Wachstuch bedeckten Tisch hinstellen zu lassen. Ein Hilfsarzt hielt den Verwundeten schnell ein mit Chloroform getränktes Tuch unter die Nase. Die feinen Stahlmesserchen leuchteten, die Sägen ließen nur ein leises, raspelndes Geräusch hören, Blut spritzte plötzlich in Strahlen hoch empor, um aber sofort wieder gestillt zu werden. Die Operierten wurden in raschem Hin und Her ab- und zugetragen, und es blieb kaum Zeit übrig, das Wachstuch mit einem Schwamm abzuwischen. Hinter einer Gruppe von Goldregen am Ende des Rasens hatte eine Art Beinhaus eingerichtet werden müssen, in dem man sich der Toten entledigte, und hier wurden auch die Arme und Beine mit allen andern auf den Tischen zurückbleibenden Fleisch- und Knochenresten hingeworfen.

Am Fuße eines der großen Bäume wurden Frau Delaherche und Gilberte mit dem Aufwickeln ihrer Binden gar nicht mehr fertig. Bouroche kam mit heißem Gesicht und ganz roter Schürze vorbei und warf auch Delaherche einen Packen Leinen zu:

„Da! tun Sie auch was, machen Sie sich nützlich!"

Aber der Fabrikant erhob Einspruch.

„Verzeihung! Ich muß wieder auf Erkundigungen ausgehen. Man weiß ja überhaupt nicht mehr, ob man noch lebt."

Und er berührte Gilbertes Haar leicht mit den Lippen:

„Meine arme Gilberte! Wenn man bedenkt, dies alles könnte durch eine Granate in Brand gesetzt werden! Es ist schrecklich."

Sie war sehr blaß, als sie die Augen erhob und mit einem Zusammenschaudern einen Blick um sich her warf.

„Ach ja! Es ist schrecklich, wie an all diesen Menschen herumgeschnitten wird ... Es ist doch komisch, daß ich hier sitzenbleiben kann, ohne ohnmächtig zu werden."

Frau Delaherche hatte gesehen, wie ihr Sohn das Haar seiner Frau küßte. Sie machte eine Bewegung, wie um ihn davon abzuhalten, weil sie an den andern denken mußte, den Mann, der in der Nacht sicher auch dies Haar geküßt hatte. Aber ihre alten Hände zitterten, und sie flüsterte leise:

„Mein Gott, was für Qualen! Man vergißt seine eigenen darüber."

Delaherche ging fort und erklärte ihnen, er werde sogleich mit genauen Nachrichten zurückkommen. Von der Rue Macqua an fühlte er sich über die zahlreichen waffenlosen Soldaten überrascht, die in zerlumpten Uniformen staubbedeckt in die Stadt zurückkehrten. Er konnte übrigens aus keinem sichere Einzelheiten über die Fragen herauslocken, die er sich ihnen vorzulegen bemühte: einzelne antworteten verstört, sie wüßten es nicht; andere erzählten ihm unter wütenden Gebärden und einem Schwall aufgeregter Worte so vielerlei, daß er sie für verrückt halten mußte. Ohne weiter nachzudenken, drang er nun bis zur Unterpräfektur vor, weil er glaubte, hier flössen alle Neuigkeiten zusammen. Als er über den Schulplatz schritt, sausten gerade zwei Geschütze, offenbar die letzten Überbleibsel einer Batterie, im Galopp die Straße herauf und kamen an einer Bordschwelle zum Stehen. In der Großen Straße mußte er sich eingestehen, daß die Stadt sich mit den ersten Flüchtlingen zu füllen beginne; drei abgesessene Husaren saßen auf einer Schwelle und teilten sich in ein Brot; zwei andere führten ihre Gäule

am Zügel und wußten nicht, wo sie in den Stall bringen; Offiziere liefen mit verwirrten Mienen herum, und man sah es ihnen an, sie wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten. Auf dem Turenneplatz riet ihm ein Leutnant, nicht stehenzubleiben, denn hier fielen häufig Granaten nieder, und eine hatte beim Platzen sogar das Gitter um das Standbild des großen Feldherrn zerschlagen, des Eroberers der Pfalz. Als er rasch die Unterpräfekturstraße entlangging, sah er tatsächlich zwei Geschosse mit fürchterlichem Krachen auf der Maasbrücke bersten.

Er pflanzte sich vor der Schließerloge auf und blieb dort stehen, denn er suchte nach einem Vorwand, um sich mit seinen Fragen an einen der Adjutanten wenden zu können, als eine jugendliche Stimme ihn anrief:

„Herr Delaherche! ... Kommen Sie schnell herein, draußen ist's nicht schön."

Es war Rosa, seine Arbeiterin, an die er gar nicht gedacht hatte. Durch ihre Vermittlung sollten sich ihm alle Türen öffnen. Er trat in das Schließerzimmer und nahm einen Stuhl an.

„Denken Sie nur, Mutter ist ganz krank davon, sie hat sich hingelegt. Sehen Sie, nun ist außer mir kein Mensch da, denn Papa ist als Nationalgardist auf der Zitadelle ... Eben hat der Kaiser noch mal zeigen wollen, wie tapfer er ist, und ist wieder ausgegangen; bis ans Ende der Straße hat er gehen können, bis zur Brücke. Gerade vor ihm ist eine Granate niedergefallen und hat einem seiner Reitknechte das Pferd totgeschlagen. Und da ist er wieder umgekehrt ... Nicht wahr, was soll er auch machen?"

„Dann wissen Sie ja wohl, wie es steht ... Was sagen denn die Herren?"

Sie sah ihn ganz erstaunt an. Frisch und fröhlich stand sie mit ihrem feinen Haar und den klaren Kinderaugen vor ihm als ein Kind, das inmitten all dieser Scheußlichkeiten eifrig tätig war, ohne gerade sehr viel davon zu begreifen.

„Nein, gar nichts weiß ich ... Gegen Mittag habe ich einen Brief für den Marschall Mac Mahon hinaufgebracht. Der Kaiser war bei ihm ... Fast eine Stunde haben sie sich zusammen eingeschlossen, der Marschall im Bett und der Kaiser auf einem Stuhle daneben ... Das weiß ich, weil ich sie sehen konnte, wenn die Tür aufgemacht wurde."

„Was haben sie denn zueinander gesagt?"

Wieder sah sie ihn an und konnte ein Lachen nicht unterdrücken.

„Aber das weiß ich doch nicht, wie sollte ich wohl? Das weiß doch kein Mensch in der Welt, was die sich erzählt haben!"

Nun machte er wirklich eine Bewegung, wie um sich wegen seiner dummen Frage zu entschuldigen. Aber der Gedanke an diese höchst wichtige Unterredung plagte ihn: wieviel Wichtiges mußte sie enthalten! Zu was für Entschlüssen waren sie wohl schließlich gekommen?

„Jetzt ist der Kaiser wieder auf sein Zimmer gegangen, und da hat er eine Besprechung mit zwei Generälen, die gerade vom Schlachtfelde gekommen sind ..."

Sie unterbrach sich und warf einen Blick auf die große Treppe.

„Halt! Da kommt gerade einer von den Generälen ... Und da kommt der andere auch!"

Rasch trat er hinaus und erkannte die Generäle Douay und Ducrot, deren Pferde auf sie warteten. Er sah sie sich wieder in den Sattel schwingen und davonrasen. Nach Aufgabe der Hochebene von Illy waren sie jeder von seiner Seite

herangeeilt, um den Kaiser davon zu benachrichtigen, die Schlacht sei verloren. Sie klärten ihn genau über die Sachlage auf, wie die Armee und Sedan von allen Seiten umzingelt wären und ein furchtbares Unheil hereinbreche.

Der Kaiser ging in seinem Zimmer mit seinen taumelnden Krankenschritten ein paar Minuten schweigend auf und ab. Nur ein Adjutant war noch bei ihm, der stumm neben der Türe stand. Er aber ging immer zwischen Ofen und Fenster hin und her, das Gesicht furchtbar entstellt und gerade jetzt von einem nervösen Zwinkern durchzuckt. Sein Rücken schien sich wie unter dem Zusammenbruch einer Welt noch mehr zu krümmen; sein erstorbenes, von den schweren Augenlidern halb verhülltes Auge drückte die Ergebenheit jemandes aus, der fest an das Schicksal glaubt, der sein letztes Spiel dagegen gewagt hat und verloren sieht. Jedesmal indessen, wenn er an das halb offene Fenster kam, hielt ihn ein Zusammenfahren dort eine Sekunde fest.

Bei einer diesen kurzen Pausen machte er eine zitternde Bewegung und flüsterte:

„O dies Schießen, dies Schießen, das ich nun schon den ganzen Morgen hören muß!"

Das Grollen der Batterien von der Marfée und Frénois tönte in der Tat mit außergewöhnlicher Deutlichkeit herüber. Von ihrem Donnerrollen zitterten die Fenster und selbst die Mauern mit hartnäckigem, unaufhörlichem, zur Verzweiflung bringendem Lärm. Er mußte wohl denken, wie der Kampf jetzt ganz hoffnungslos geworden sei und daß jeder weitere Widerstand ein Verbrechen bedeute. Was sollte weiteres Blutvergießen jetzt noch nutzen, all die zermalmten Glieder und abgerissenen Köpfe, die Vernichtung der bereits Gefallenen? Wenn sie doch einmal besiegt waren und alles zu

Ende, warum sollte dann das Gemetzel weitergehen? Es schrien so schon genug Scheußlichkeiten und Schmerzen zur Sonne empor.

Wieder fing der Kaiser an zu zittern, als er das Fenster erreichte, und hob die Hände empor.

„O dies Schießen, dies unaufhörliche Schießen!"

Vielleicht stieg jetzt der Gedanke an die furchtbare Verantwortung wie eine Erscheinung all der blutenden Leichname in ihm auf, die seine Fehler dort draußen zu Tausenden hingestreckt hatten; vielleicht war es auch nur das Mitleid seines gefühlvollen Träumerherzens, eines guten Menschen, den menschenfreundliche Gedanken quälten. Unter diesen furchtbaren Schicksalsschlägen, die sein ganzes Glück wie einen Strohhalm zerbrachen, fand er in seiner Verzweiflung über das fortgesetzte unnütze Morden, das er nicht länger ertragen konnte, noch Tränen für andere. Das verbrecherische Geschützfeuer zerriß ihm jetzt das Herz und verdoppelte sein Elend.

„O dies Schießen, dies Schießen, lassen Sie es sofort zum Schweigen bringen, sofort!"

Und so erlebte der Kaiser, der keinen Thron mehr besaß, da er seine Machtvollkommenheit der Kaiserin-Regentin anvertraut hatte, dieser Oberbefehlshaber eines Heeres, dem er nichts mehr zu befehlen hatte, da er dem Marschall Bazaine den Oberbefehl abgetreten hatte, jetzt noch ein letztes Wiedererwachen seiner Macht in dem unwiderstehlichen Drange, sich noch ein letztes Mal als Herrn zu zeigen. Seit Châlons hatte er sich selbst ausgeschaltet, keinen Befehl hatte er mehr erteilt und sich darauf beschränkt, eine namenlose, nur Verlegenheit erzeugende Unnützlichkeit zu spielen, einen Packen, der als höchst überflüssig mit dem Gepäck seiner Trup-

pen mitgeführt wurde. Aber er erwachte nur noch einmal zu seiner Kaiserwürde, um seine Niederlage zu erleben; der erste und einzige Befehl, den er in der Verwirrung seines mitleidigen Herzens noch geben durfte, das sollte der sein, auf der Zitadelle die weiße Fahne zu hissen, um Waffenstillstand zu verlangen.

„O dies Schießen, dies Schießen!... Nehmen Sie ein Laken, ein Tischtuch, einerlei was! Laufen Sie rasch und bringen Sie es zum Schweigen!"

Der Adjutant trat schleunigst ab, und der Kaiser setzte seinen taumelnden Gang zwischen Fenster und Ofen fort, während die Batterien immer weiter donnerten, daß das ganze Haus bebte.

Delaherche plauderte unten noch mit Rosa, als ein Unteroffizier vom Dienst eilig hereintrat.

„Fräulein, es ist nichts mehr zu finden, ich habe kein Dienstmädchen auftreiben können... Vielleicht haben Sie etwas Leinen, ein Stück weißes Leinen?"

„Wollen Sie eine Serviette haben?"

„Nein! nein! die ist nicht groß genug... Ein halbes Laken zum Beispiel."

Rosa hatte sich schon diensteifrig auf den Schrank gestürzt.

„Abgeschnitten habe ich nichts... Ein großes Stück weißes Leinen, nein, ich sehe wahrhaftig nichts, was Ihnen passen könnte... Ach, warten Sie mal! Möchten Sie ein Tischtuch haben?"

„Ein Tischtuch, großartig! Das ist gerade das Richtige!"

Und im Weggehen fügte er hinzu:

„Es soll eine weiße Fahne draus gemacht werden, die sie auf der Zitadelle aufziehen sollen, um um Frieden zu bitten... Vielen Dank, Fräulein!"

Delaherche schnellte vor Freuden unwillkürlich in die Höhe. Endlich würden sie also zur Ruhe kommen. Dann aber erschien ihm diese Freude sehr wenig patriotisch und er zügelte sie. Sein Herz schlug aber doch getröstet, als er einen Oberst und einen Hauptmann, denen der Unteroffizier folgte, mit raschen Schritten aus der Unterpräfektur herausstürzen sah. Der Oberst trug das Tischtuch zusammengerollt unter dem Arme. Er kam auf den Gedanken, ihnen zu folgen, und ließ Rosa allein, die sehr stolz darauf war, dies Leinen hergegeben zu haben. In diesem Augenblick schlug es zwei Uhr.

Vor dem Stadthause wurde Delaherche von einem ganzen Strome verstörter Soldaten über den Haufen gerannt, die aus der Vorstadt La Cassine herunterkamen. Er verlor den Oberst aus dem Gesicht und verzichtete auf die Befriedigung seiner Neugier, die weiße Fahne hissen zu sehen. Er wäre auch sicher doch nicht in den Donjon hineingelassen worden. Anderseits hörte er die Leute davon reden, es wären Granaten auf die Schule gefallen, und das versetzte ihn in neue Unruhe: seit er fortgegangen war, wäre vielleicht seine Fabrik bereits in Flammen aufgegangen. Von fieberhafter Aufregung gepackt, stürzte er sich wieder vorwärts und konnte sich nur durch rasches Laufen beruhigen. Aber viele Gruppen versperrten die Straßen und auf jedem Platz entstanden neue Hindernisse. Erst in der Rue Macqua gab er einen Seufzer der Erleichterung von sich, als er die prunkende Vorderseite seines Hauses unversehrt ohne jeden Rauch oder Funken stehen sah. Er trat ein und rief schon von weitem seiner Mutter und seiner Frau zu:

„Alles geht gut, sie hissen die weiße Fahne, das Feuer wird eingestellt."

Dann blieb er stehen, denn der Anblick des Lazaretts war wahrhaft fürchterlich.

In dem weiten Trockenraume, dessen große Tür offen gelassen war, waren nicht allein alle Matratzen belegt, sondern es blieb auch kein Platz mehr frei auf der am Ende des Saales ausgebreiteten Strohschütte. Man fing schon an, Stroh zwischen die Matratzen zu legen, und schob die Verwundeten so nahe wie möglich aneinander. Es waren schon mehr als zweihundert zu zählen, und immer kamen noch mehr. Die großen Fenster erhellten dies aufgehäufte menschliche Leiden mit weißer Klarheit. Zuweilen rief eine zu heftige Bewegung einen lauten Schrei hervor. Todesröcheln klang durch die schlaffe Luft. Ein leises, fast singendes Klagen hörte überhaupt nicht auf. Um so tiefer machte sich das Schweigen geltend, eine Art ergebener Starrheit, die trübe Niedergeschlagenheit einer Totenkammer, in der nur die Schritte der flüsternden Krankenträger laut wurden. Die auf dem Schlachtfelde notdürftig verbundenen Wunden — einige lagen auch ganz offen zutage — ließen ihren ganzen Jammer aus den Lumpen der zerrissenen Röcke und Hosen hervorsehen. Noch beschuhte Füße streckten sich zerbrochen und blutig aus. Wie mit Hammerschlägen zerbrochene Knie und Ellbogen ließen die Gliedmaßen kraftlos herabhängen. Abgehackte Hände und Finger hingen nur noch an dünnen Fleischfaden herunter. Am häufigsten schienen Arm- und Beinbrüche vorzukommen; die Glieder waren dann steif vor Schmerzen und bleischwer. Die größte Beunruhigung aber riefen die Verwundungen hervor, bei denen Bauch, Brust oder Kopf durchbohrt waren. Manche Seiten bluteten aus gräßlichen Zerreißungen, unter der aufgetriebenen Haut bildeten sich Eingeweideknoten, zerrissene oder aufgeschlitzte

Nieren riefen fürchterliche, von krampfhaften Zuckungen begleitete Verzerrungen hervor. In einzelnen Fällen waren auch die Lungen durchbohrt, manchmal nur durch ein einziges Loch, dann wieder andere durch einen klaffenden Riß, aus dem das Leben in breiten Strömen von dannen floß; innere Blutungen, die man so gar nicht bemerken konnte, ließen die Leute wie vom Blitz getroffen zusammenbrechen, so daß sie im selben Augenblick noch fieberten und dann schwarz wurden. Schließlich hatten die Köpfe doch am meisten gelitten: zerschmetterte Kinnbacken, Zähne und Zunge in einer blutigen Masse; leere Augenhöhlen, halb ausgerissene Augen, offene Schädel, die das Gehirn sehen ließen. Alle die, denen die Kugel Rückenmark oder Gehirn verletzt hatte, lagen wie tot da in dem gänzlichen Verfall des Starrkrampfes, während die mit Knochenbrüchen fieberhaft unruhig waren und mit leiser, flehender Stimme um etwas zu trinken baten.

Unter dem Schuppen daneben, in dem operiert wurde, gab es dann neue Schrecken. In diesem ersten Andrange wurde nur in ganz dringenden Fällen, wenn der verzweifelte Zustand der Verwundeten es notwendig machte, zur Operation geschritten. Lag die Gefahr einer Blutung vor, so entschied Bouroche sich sofort zu amputieren. Ebenso wartete er auch nicht, wenn es sich darum handelte, tiefsitzende Kugeln in den Wunden aufzusuchen und sie zu entfernen, sobald sie an einer gefährlichen Stelle saßen, wie etwa unten am Halse, in der Achselgegend, am Schenkelansatz oder im Ellbogen oder der Kniekehle. Andere Wunden, die er zunächst beobachten wollte, wurden von den Pflegern nur nach seinen Angaben verbunden. Er hatte allein schon vier Amputationen gemacht, aber in Zwischenräumen, indem er zwischen so ernsten Operationen ein paar Kugeln entfernte, um sich auszu-

ruhen; er begann nämlich müde zu werden. Nur die zwei Tische standen da, seiner und ein anderer, an dem einer seiner Hilfsärzte arbeitete. Zwischen beiden war ein Tuch ausgespannt worden, damit sich die Operierten nicht gegenseitig sehen konnten. Trotz allen Abwaschens blieben die Tische blutig; und die Eimer, die man in ein paar Schritt Entfernung über ein Margueritenbeet ausgegossen hatte, Eimer von einer Größe, daß ein Glas Blut ausgereicht hätte, klares Wasser in ihnen rot zu färben, schienen Eimer voll reinem Blut gewesen zu sein, und durch ihre Entleerung sahen sämtliche Blumen auf dem Rasen wie mit Blut übergossen aus. Wenn auch die Luft freien Zutritt hatte, so lagerte über diesen beiden Tischen, dem Leinenzeug und den Bestecken in dem süßlichen Chloroformgeruch doch ein Brechreiz.

Delaherche, der im Grunde mitleidig war, schauerte vor Mitgefühl zusammen, als die Einfahrt eines Landauers durch den Torweg seine Aufmerksamkeit erregte. Es war zweifellos nur noch ein herrschaftliches Fuhrwerk aufzutreiben gewesen, und Verwundete waren darin übereinandergehäuft. Überrascht stieß der Fabrikant einen Schreckensschrei aus, als er in dem zuletzt ausgeladenen Verwundeten Hauptmann Beaudouin erkannte.

„Oh, mein armer Freund! ... Warten Sie, ich rufe gleich meine Mutter und meine Frau!"

Sie liefen schon herbei und überließen die weitere Sorge um das Aufwickeln der Binden zwei Dienstmädchen. Die Lazarettgehilfen hatten den Hauptmann schon angepackt und in den Saal getragen; sie wollten ihn gerade auf einen Strohhaufen legen, als Delaherche einen Soldaten mit erdfarbenem Gesicht und offenen Augen bemerkte, der sich nicht rührte.

„Sagen Sie mal, der da ist doch tot!“

„Sieh, wahrhaftig!“ flüsterte einer der Lazarettgehilfen. „Der braucht uns auch nicht länger im Wege zu liegen!“

Er und sein Gefährte nahmen den Körper und trugen ihn auf den hinter den Goldregenbüschen eingerichteten Leichenhaufen. Ein Dutzend Tote lagen hier schon im letzten Todesröcheln erstarrt nebeneinander, die einen mit ausgestreckten Füßen, als ob der Schmerz sie ausgereckt hätte, andere wieder ganz krumm in gräßlichen Stellungen. Einige schienen mit ihren weißen Augen noch zu grinsen und zeigten die Zähne unter hochgezogenen Lippen; die meisten dagegen sahen so aus, als weinten sie mit ihren langen, so furchtbar traurigen Gesichtern noch dicke Tränen. Ein sehr Junger, klein und mager, dem der halbe Kopf weggerissen war, preßte mit krampfhaften Händen noch das Bild einer Frau ans Herz, eins jener bekannten blassen Vorstadtlichtbilder, das stark mit Blut bespritzt war. Zu Füßen der Toten häuften sich in wirrem Durcheinander abgeschnittene Arme und Beine, all der Abfall der Operationstische, der Kehrichthaufen eines Schlachterladens, auf dem alles abfallende Fleisch und Knochen zusammengeworfen wird.

Gilberte begann beim Anblick Hauptmann Beaudouins zu zittern. Mein Gott! Wie bleich er war, als er so mit seinem weißen, mit allem möglichen Schmutz bedeckten Gesicht auf der Matratze dalag! Und der Gedanke, wie sie ihn noch vor wenigen Stunden voller Leben und so gut riechend in ihren Armen gehalten hatte, ließ sie vor Schrecken zu Eis erstarren.

„Wie furchtbar, lieber Freund! Aber es ist nichts, nicht wahr?“

Wie ganz selbstverständlich hatte sie ihr Taschentuch herausgenommen und ihm das Gesicht abgewischt, denn sie hielt es

nicht aus, ihn so von Schweiß, Erde und Pulver verschmutzt zu sehen. Es schien ihm eine große Erleichterung zu gewähren, daß sie ihn ein wenig reinigte.

„Nicht wahr? Es ist doch nichts, es ist doch nur Ihr Bein!"

In seiner Schlaftrunkenheit machte es dem Hauptmann Mühe, die Augen zu öffnen. Er erkannte indessen seine Freunde wieder und versuchte ihnen zuzulächeln.

„Ja, es ist lediglich das Bein ... Ich habe den Schuß gar nicht gefühlt; ich glaubte, ich wäre fehlgetreten und dadurch gestürzt ..."

Aber er sprach nur mit Anstrengung.

„Ach, ich bin so durstig, ich bin so durstig!"

Nun eilte Frau Delaherche, die sich von der andern Seite über den Rand der Matratze gebeugt hatte, davon. Sie holte schleunigst ein Glas und eine Karaffe mit Wasser, in das sie etwas Kognak hineingoß. Als der Hauptmann das Glas mit Gier geleert hatte, mußte sie den Rest der Karaffe den neben ihm liegenden Verwundeten zuteilen: alle Hände streckten sich aus, brennende Blicke flehten sie an. Ein Zuave, der nichts mehr abkriegte, brach in Schluchzen aus.

Delaherche versuchte währenddessen mit dem Stabsarzt zu sprechen, um eine besondere Vergünstigung für den Hauptmann zu erwirken. Bouroche war gerade wieder mit blutiger Schürze und schweißüberströmtem Gesicht, das seine Löwenmähne in Brand zu stecken schien, in den Saal getreten; während er hindurchschritt, erhoben sich die Leute und wollten ihn festhalten, um Hilfe und Gewißheit von ihm zu erlangen: „Ich, ich, Herr Stabsarzt, ich!" Stammelnde Bitten folgten ihm, tastende Finger berührten seine Kleidung. Aber geschäftsmäßig ordnete er, vor Müdigkeit schnaufend, seine Arbeit, ohne auf irgend jemand zu hören. Er redete mit lau-

ter Stimme, während er sie an den Fingern nachzählte, und gab ihnen Nummern je nach ihrer Bedeutung: der hier und der, dann der andere da; eins, zwei, drei; ein Kinnbacken, ein Arm, ein Schenkel; der Hilfsarzt, der ihm folgte, mußte genau zuhören, um sich richtig zu erinnern.

„Herr Stabsarzt," sagte Delaherche, „da liegt ein Hauptmann, Hauptmann Beaudouin ..."

Bouroche unterbrach ihn.

„Was, Beaudouin ist hier? ... Ach, der arme Teufel!"

Er ging und blieb vor dem Verwundeten stehen. Aber auf den ersten Blick sah er, wie schwer der Fall lag, denn er fing sofort, ohne das getroffene Bein nur erst einmal nachzusehen, wieder an:

„Gut! Der hier muß mir sofort gebracht werden, sowie ich mit der Operation fertig bin, die jetzt vorbereitet wird."

Er ging wieder in den Schuppen zurück, und Delaherche folgte ihm, denn er wollte nicht locker lassen, aus Furcht, sein Versprechen möchte in Vergessenheit geraten.

Diesmal handelte es sich um eine Schulterauslösung nach der Methode von Lisfranc, eine feine und genaue Arbeit, die kaum vierzig Sekunden dauert. Der Patient wurde schon chloroformiert, und ein Hilfsarzt hielt mit beiden Händen seine Schulter, vier Finger in der Achselhöhle und den Daumen obenauf. Nachdem Bouroche dann befohlen hatte: „Aufsetzen!" packte er, mit seinem großen Messer bewaffnet, den Deltoideus, durchstach den Arm und schnitt den Muskel quer durch; dann fuhr er rückwärts unter dem Gelenk durch und löste es mit einem Schnitt aus; der Arm war mit diesen drei Bewegungen abgetrennt und fiel herab. Der Gehilfe hatte seine Daumen vorgleiten lassen, um die Oberarmschlagader zusammenzupressen. „Hinlegen!" Bouroche konnte ein un-

willkürliches Lächeln nicht unterdrücken, denn als er ans Verbinden ging, hatte er nur fünfunddreißig Sekunden gebraucht. Er brauchte jetzt nur noch den Fleischlappen wieder über die Wunde herüberzuklappen wie ein flaches Achselstück. In Anbetracht der Gefahr war dies eine hübsche Leistung, denn ein Mensch kann sich aus der Oberarmschlagader in drei Minuten verbluten, ohne dabei zu berücksichtigen, daß es jedesmal Todesgefahr bedeutet, einen unter der Einwirkung von Chloroform liegenden Verwundeten aufrecht hinzusetzen.

Delaherche fühlte sich zu Eis erstarren und wollte fliehen. Aber dazu war gar keine Zeit mehr, der Arm lag bereits auf dem Tische. Der amputierte Soldat, ein Rekrut, ein stämmiger Bauernjunge, wachte aus seiner Betäubung auf und sah, wie ein Lazarettgehilfe den Arm hinter die Goldregenbüsche wegtrug. Rasch sah er sich nach seiner Schulter um und fand sie durchschnitten und blutig. Da wurde er furchtbar wütend.

„Herrgott nochmal! was für 'ne Dummheit habt Ihr da gemacht!"

Bouroches Kräfte waren im Schwinden und er antwortete nicht. Dann meinte er in biederem Tone:

„Das habe ich zu deinem Besten getan, mein Junge, ich wollte dich nicht abklappen lassen ... Übrigens habe ich dich gefragt und du hast eingewilligt."

„Ich hätte ja gesagt! Ich hätte ja gesagt! Konnte ich denn das wissen?"

Sein Zorn verrauchte und er weinte heiße Tränen.

„Was soll ich denn nun jetzt anfangen?"

Er wurde wieder auf das Stroh gebracht und das Wachstuch und der Tisch heftig abgewaschen; und das rote Was-

ser, das aus den Eimern im Bogen über den ganzen Rasen weggegossen wurde, färbte das weiße Margueritenbeet blutig rot.

Aber nun war Delaherche ganz erstaunt, daß er immer noch die Geschütze hören konnte. Weshalb schwiegen sie denn nicht? Rosas Tischtuch mußte doch jetzt auf der Zitadelle gehißt sein. Man hätte aber im Gegenteil eher glauben können, die preußischen Batterien vermehrten ihre Kräfte. Es war ein Lärm, daß man nichts mehr verstehen konnte; die Erschütterung brachte selbst die wenigst Nervösen vom Kopf zu Fuß vor wachsender Angst ins Zittern. Das konnte für die Operateure und die Operierten nicht gut sein, diese Erschütterungen, die ihnen das Herz mürbe machten. Das ganze Lazarett befand sich vor fieberhaft verzweifelter Erregung auf den Kopf gestellt.

„Es war doch vorbei, was brauchen sie denn wieder anzufangen?" rief Delaherche und lauschte ängstlich, denn jede Sekunde glaubte er jetzt den letzten Schuß zu hören.

Als er nun wieder zu Bouroche ging, um ihn an den Hauptmann zu erinnern, fand er ihn zu seiner Überraschung auf einem Strohbündel platt auf dem Bauche liegend hingestreckt und beide Arme bis an die Schultern in ein paar Eimern eisig kaltem Wasser steckend. Der Stabsarzt war mit seinen seelischen und körperlichen Kräften am Ende; von einer tiefen Traurigkeit, einer ungeheuren Trostlosigkeit niedergestreckt, gab er nach und machte eine jener todtraurigen Minuten durch, wie sie der erfahrene Fachmann stets empfindet, wenn er sich ohnmächtig fühlt. Dabei war er noch ein kräftiger Mensch mit dickem Fell und starkem Herzen. Aber das: „Wozu noch?" hatte auch ihn gestreift. Das Gefühl, daß er nie fertig werden könne, daß er unmöglich alles

machen könne, lähmte ihn mit einem Male. Wozu noch? Der Tod würde doch der Stärkere bleiben.

Zwei Lazarettgehilfen brachten Hauptmann Beaudouin auf einer Bahre heran.

„Herr Stabsarzt, hier ist der Hauptmann", wagte Delaherche ihn anzureden.

Bouroche schlug die Augen auf, zog die Arme wieder aus den Eimern, schüttelte sie und trocknete sie im Stroh ab. Dann hob er sich auf die Knie:

„Ach ja! Futsch! Wieder einer... Na ja, unser Tagewerk ist noch nicht zu Ende."

Und erfrischt stand er wieder auf und schüttelte seine gelbe Löwenmähne; Übung und das Gebot der Notwendigkeit brachten ihn wieder auf die Beine.

Gilberte und Frau Delaherche waren hinter der Bahre hergegangen; als der Hauptmann jetzt auf die wieder mit Wachstuch bedeckte Matratze gelegt wurde, blieben sie in ein paar Schritt Entfernung stehen.

„Schön, über dem rechten Enkel sitzt es," sagte Bouroche, der viel sprach, um die Patienten abzulenken. „Die Stelle ist nicht bösartig. Da kommen wir gut darüber weg... Wollen mal nachsehen."

Aber Beaudouins Empfindungslosigkeit machte ihm offensichtlich Sorge. Er sah auf den Notverband, einfach eine über der Hose zusammengeknotete und mit Hilfe einer Bajonettscheide festgehaltene Binde. Aber er brummte allerlei zwischen den Zähnen und hätte gern gewußt, welcher Drecklümmel das gemacht hätte. Dann wurde er plötzlich still. Er sah offenbar ein: sicher hatte unterwegs in dem mit Verwundeten vollgestopften Landauer die Binde sich lockern und verrutschen können, so daß sie die Wunde nicht mehr zu-

sammenpreßte, und das hatte eine so heftige Blutung hervorgerufen.

Einen der helfenden Lazarettgehilfen fuhr Bouroche wütend an:

„Eingesalzener Schafskopf, schneiden Sie doch zu!"

Der Pfleger schnitt rasch Hose und Unterhose auf, dann den Strumpf und den Schuh. Der Fuß und das Bein traten in bleifarbener Nacktheit voller Blutflecken hervor. Und da saß oberhalb des Knöchels ein gräßliches Loch, in das das Sprengstück der Granate einen Fetzen rotes Tuch mit hineingerissen hatte. Ein Wulst von zerfetztem Fleisch quoll knäuelartig aus der Wunde hervor.

Gilberte mußte sich gegen einen der Pfosten des Schuppens lehnen. Ach dies Fleisch, dies jetzt so weiße Fleisch, das nun so blutig zermalmt war! Trotz ihres Erschreckens konnte sie die Augen nicht davon abwenden.

„Verflucht!" meinte Bouroche. „Den haben sie uns aber schön zugerichtet!"

Er betastete den Fuß, den er kalt und ohne Puls fand. Sein Gesicht war sehr ernst geworden und er ließ eine Falte in der Lippe sehen, was bei ihm das Anzeichen für beunruhigende Fälle war.

„Verflucht!" sagte er noch einmal. „Der Fuß sieht bös aus!"

Den Hauptmann riß die Angst aus seiner Schlaftrunkenheit und er sah ihn voller Erwartung an; schließlich sagte er:

„Wie finden Sie ihn, Herr Stabsarzt?"

Aber Bouroche ging stets so vor, daß er die Kranken nie unmittelbar um Vollmacht für die Abnahme eines Gliedes ersuchte, wenn er sie durch die Notwendigkeit für geboten ansah; es war ihm lieber, wenn der Verwundete sich von selbst damit abfände.

„Fuß sieht bös aus," flüsterte er wieder, als ob er laut gedacht hätte. „Den retten wir nicht."

Nervös fing Beaudouin wieder an:

„Na, Herr Stabsarzt, wir müssen zum Schluß kommen. Was denken Sie?"

„Herr Hauptmann, ich denke, Sie sind ein tapferer Mann und lassen mich tun, was notwendig ist."

Hauptmann Beaudouins Augen brachen und trübten sich in einer Art von rötlichem Nebel. Es war ihm klar geworden. Aber trotz der unerträglichen Furcht, die ihm die Kehle zusammendrückte, antwortete er doch mit schlichter Tapferkeit:

„Nur zu, Herr Stabsarzt!"

Und die Vorbereitungen dauerten nicht lange. Schon hielt einer das mit Chloroform getränkte Tuch bereit, das dem Kranken sofort unter die Nase gehalten wurde. In dem Augenblick, als der kurze Erregungszustand eintrat, der der völligen Unempfindlichkeit vorhergeht, ließen zwei Pfleger den Hauptmann so auf der Matratze heruntergleiten, daß die Beine frei schwebten; einer von ihnen hielt das linke und unterstützte es; ein Hilfsarzt packte das rechte und preßte es an der Schenkelwurzel fest zusammen, um die Schlagadern zuzuquetschen.

Gilberte konnte sich nicht mehr aufrechthalten, als sie Bouroche mit dem kleinen Messer herantreten sah.

„Nein, nein, das ist zu gräßlich!"

Es wurde ihr schwach, und sie mußte sich auf Frau Delaherche stützen, die den Arm vorstrecken mußte, um sie am Fallen zu hindern.

„Aber warum bleibst du denn hier?"

Alle beide blieben indessen. Sie wandten die Köpfe weg, denn sie wollten nichts weiter sehen; trotz ihrer geringen Zu-

neigung blieben sie beide eng aneinandergepreßt unbeweglich und zitternd stehen.

Sicher donnerten gerade um diese Tagesstunde die Geschütze am stärksten. Es war drei Uhr, und Delaherche erklärte mit verzweifelter Enttäuschung, er verstehe die Sache nicht länger. Jetzt war es doch ganz zweifellos, daß die preußischen Geschütze, anstatt ihr Feuer einzustellen, es eher verdoppelten. Warum? Was ging denn vor? Es war ein Höllengeschieße, der Erdboden zitterte, die Luft geriet in Brand. Rund um Sedan schoß der Bronzegürtel der achthundert deutschen Geschütze auf einmal, schleuderten die umgebenden Felder ihre Blitze unter fortgesetztem Donner; und hätten alle die Höhen ihr Feuer gleichzeitig auf die Mitte gelenkt, die Stadt wäre in zwei Stunden verbrannt und zu Staub zerfallen. Das Schlimmste war, daß wieder Granaten auf die Dächer der Umgebung zu fallen begannen. Das Krachen ertönte immer häufiger. Eine barst in der Rue des Voyards. Eine andere streifte einen hohen Schornstein in der Fabrik, so daß Steinstücke auf den Schuppen heruntersprangen.

Bouroche sah in die Höhe und brummte:

„Wollen sie uns hier vielleicht unsere Verwundeten erledigen? ... Der Lärm ist ja unerträglich!"

Ein Pfleger hielt indessen das Bein des Hauptmanns ausgestreckt; mit einem riesig schnellen Kreisschnitt durchschnitt der Stabsarzt die Haut unterhalb des Knies, fünf Zentimeter unter der Stelle, wo er den Knochen durchsägen wollte. Mit Hilfe desselben kleinen Messers, das er, um Zeit zu gewinnen, gar nicht erst wechselte, löste er die Haut los und hob sie rund herum ab wie die Schale einer Orange, die man schält. Aber als er daranging, den Muskel zu durch-

schneiden, trat ein Pfleger heran und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

„Nummer zwei ist eben zusammengebrochen.“

In dem fürchterlichen Lärm verstand der Stabsarzt ihn nicht.

„Sprechen Sie doch laut, Herrgott noch mal! Mir bluten die Ohren von deren ihrem verdammten Geschieße.“

„Nummer zwei ist eben zusammengebrochen.“

„Was für 'ne Nummer zwei?“

„Der Arm.“

„Ah! Schön! ... Na ja, dann bringen Sie mir Nummer drei, den Kinnbacken.“

Und mit außerordentlicher Geschicklichkeit zertrennte er, ohne wieder abzusetzen, die Muskeln mit einem einzigen Schnitt bis auf den Knochen. Dann legte er Schienbein und Wadenbein bloß und führte zwischen sie eine dreiköpfige Kompresse ein, um sie festzuhalten. Mit einem einzigen Sägeschnitt trennte er sie dann ab. Und der Fuß blieb in der Hand des Lazarettgehilfen, der ihn gehalten hatte.

Dank dem Druck, den der Hilfsarzt weiter oben am Schenkel ausübte, lief nur wenig Blut heraus. Das Abbinden der drei Schlagadern ging schnell. Aber der Stabsarzt schüttelte den Kopf, und als der Hilfsarzt einen Finger losließ, prüfte er die Wunde und flüsterte, da er sicher war, daß der Kranke ihn nicht verstand:

„Das ist ärgerlich, die kleinen Schlagadern geben gar kein Blut mehr.“

Durch eine Handbewegung vollendete er dann seinen Befund: wieder so ein armer Kerl zum Teufel! Und auf seinem schweißüberströmten Gesicht trat wieder die ungeheure Ermattung und Traurigkeit hervor, dies verzweiflungsvolle:

Wozu denn noch? Weil von zehn ja doch keine vier zu retten waren. Er trocknete sich die Stirn und ging dann an das Überschlagen der Haut und die Anlage der drei zusammenlaufenden Nähte.

Gilberte hatte sich wieder umgedreht. Delaherche hatte ihr gesagt, alles wäre in Ordnung und sie könne wieder hinsehen. Aber sie sah noch, wie ein Lazarettgehilfe das Bein des Hauptmanns hinter die Goldregenbüsche trug. Der Totenhaufen wuchs immer mehr an, zwei neue streckten sich dort schon wieder aus, der eine mit übermäßig weit aufgerissenem, ganz schwarzem Munde, so daß es aussah, als schrie er noch, der andere in einem gräßlichen Todeskampfe ganz zusammengeschrumpft, so daß er kaum noch die Größe eines schmächtigen, mißgestalteten Kindes hatte. Das Übelste war, daß der Abfallhaufen bereits auf den vorbeilaufenden Weg überzugreifen begann. Der Lazarettgehilfe wußte nicht recht, wo er das Bein des Hauptmanns am besten unterbringen könnte, und zauderte etwas; aber schließlich warf er es doch auf den Haufen.

„Sehen Sie, nun sind wir fertig!" sagte Bouroche zu Beaudouin, als er erwachte. „Nun sind Sie darüber weg!"

Aber der Hauptmann empfand beim Erwachen nicht die Freude, die gewöhnlich auf gut geglückte Operationen folgt. Er wollte sich etwas aufrichten, sank aber wieder zurück und stammelte mit kraftloser Stimme:

„Danke, Herr Stabsarzt! Mir wäre es lieber, es wäre vorbei."

Jetzt empfand er aber doch das Brennen des Alkoholverbandes. Und als die Träger mit der Bahre herankamen, um ihn zurückzubringen, erschütterte ein furchtbarer Krach die ganze Fabrik; hinter dem Schuppen war eine Granate ge-

platzt, in dem kleinen Hofe, wo die Pumpe stand. Fensterscheiben flogen zersplittert umher und dichter Rauch drang in das Lazarett. Im Saale jagte ein panischer Schrecken die Verwundeten von ihrem Strohlager empor, alle schrien sie vor Furcht und wollten fliehen.

Delaherche stürzte halbnärrisch davon, um sich über den angerichteten Schaden klarzuwerden. Sollte ihm jetzt alles vernichtet werden und sein Haus in Flammen aufgehen? Was ging denn nur vor? Wenn der Kaiser doch befohlen hatte, das Feuer einzustellen, warum fing es dann von neuem wieder an?

„Herrgott noch mal! Tummeln Sie sich!" schrie Bouroche den schreckenstarren Trägern zu. „Waschen Sie mir den Tisch ab und bringen Sie Nummer drei her!"

Der Tisch wurde abgewischt und abermals ein Eimer rotes Wasser im Bogen über den Rasen ausgegossen. Das Margueritenbeet war nur noch eine rote Masse mit Blut vermengter Blätter und Blüten. Und der Stabsarzt, dem jetzt Nummer drei hergebracht wurde, suchte sich dadurch etwas Erholung zu verschaffen, daß er eine Kugel ausfindig machte, die erst den Unterkiefer zerschmettert hatte und dann unter der Zunge steckengeblieben sein mußte. Das Blut lief heftig und klebte ihm die Finger zusammen.

Hauptmann Beaudouin war im Saale wieder auf seine Matratze gelegt worden. Gilberte und Frau Delaherche waren der Bahre gefolgt. Sogar Delaherche selbst kam trotz seiner Aufregung, um einen Augenblick mit ihm zu plaudern.

„Nun ruhen Sie sich nur aus, Herr Hauptmann! Wir lassen ein Zimmer für Sie zurechtmachen, und dann holen wir Sie zu uns."

Ein Erwachen, eine Minute von Klarheit kam über den gänzlich teilnahmlosen Verwundeten.

„Nein, ich glaube bestimmt, ich sterbe."

Er sah sie alle drei mit weit geöffneten, von Todesfurcht erfüllten Augen an.

„O lieber Hauptmann, was sagen Sie da?" flüsterte Gilberte und zwang sich trotz eines eisigen Gefühls zu einem Lächeln. „In einem Monat sind Sie wieder hoch!"

Er schüttelte den Kopf und sah nur noch nach ihr: dabei sprach aus seinen Blicken ein gewaltiger Jammer um sein verlorenes Leben, eine Art Feigheit, so jung allein aus dem Dasein fortzumüssen, ohne seine Freuden ausgekostet zu haben.

„Ich muß sterben, ich muß sterben ... Ach, es ist scheußlich!"

Plötzlich bemerkte er, wie schmutzig und zerrissen seine Uniform war und wie schwarz seine Hände, und das machte ihm seinen Zustand vor den Frauen offenbar erst recht peinlich. Er schämte sich seiner Verwahrlosung, und der Gedanke, er sehe unordentlich aus, verlieh ihm einen Anstrich von Tapferkeit. Es gelang ihm sogar, mit seiner früheren fröhlichen Stimme zu sagen:

„Nur, wenn es sein muß, möchte ich gern mit sauberen Händen sterben ... Es wäre sehr liebenswürdig von Ihnen, gnädige Frau, wenn Sie ein Handtuch etwas naß machen und mir geben wollten."

Gilberte lief und kam mit einem Handtuch wieder; sie wollte ihm die Hände selbst waschen. Von nun an bewies er großen Mut und tröstete sich damit, daß er als ein Mann sterbe, der zur guten Gesellschaft gehöre. Delaherche machte ihm Mut und half seiner Frau, es ihm bequem zu machen. Und als die alte Frau Delaherche das Ehepaar sich so um

diesen Sterbenden bemühen sah, fühlte sie ihren ganzen Groll dahinschwinden. Sie wollte noch einmal schweigen, obwohl sie alles wußte und sich geschworen hatte, es ihrem Sohne zu erzählen. Warum sollte sie das Haus veröden, nun der Tod doch den Fehltritt mit sich hinwegnahm?

Das war beinahe unmittelbar darauf der Fall. Hauptmann Beaudouin wurde immer schwächer und verfiel wieder in seine Teilnahmlosigkeit. Eisiger Schweiß rann ihm über Gesicht und Hals. Einen Augenblick öffnete er noch die Augen und tastete umher, als fühlte er nach einer Decke, die er sich einbildete und mit gekrümmten Händen mit einer leisen, hartnäckigen Bewegung bis ans Kinn heraufziehen wollte.

„Oh, mir ist so kalt, mir ist so kalt!"

Dann ging er hinüber, ohne jedes Schlucken löschte er aus, und sein kleiner werdendes Gesicht bewahrte in aller Winzigkeit einen Ausdruck unendlicher Traurigkeit.

Delaherche achtete darauf, daß der Körper anstatt auf den Leichenhaufen in einen anstoßenden Stall gebracht wurde. Er wollte Gilberte, die ganz in Tränen aufgelöst war, zwingen, in ihr Zimmer hinaufzugehen. Aber sie behauptete, sie hätte jetzt zuviel Angst, wenn sie allein wäre, und wollte lieber bei ihrer Schwiegermutter in dem betäubenden Wirrwarr des Lazaretts bleiben. Sie lief auch schon und gab einem Chasseur d'Afrique zu trinken, den sein Fieber zum Irrereden brachte; dann half sie einem Pfleger einem ganz kleinen Soldaten die Hand verbinden, einem zwanzigjährigen Rekruten, der mit abgerissenem Daumen zu Fuß vom Schlachtfeld gekommen war; und da er sehr nett und vergnügt war und über seine Wunde in unbekümmerter, echt Pariser Weise auch noch scherzte, wurde sie dadurch schließlich auch wieder ganz heiter.

Während der Hauptmann mit dem Tode kämpfte, schien der Geschützdonner immer noch mehr zuzunehmen; eine zweite Granate fiel in den Garten und brach einen der hundertjährigen Bäume nieder. Die Leute schrien wie verrückt, ganz Sedan brenne, in der Cassine-Vorstadt wäre eine gewaltige Feuersbrunst ausgebrochen. Wenn diese Beschießung längere Zeit mit derartiger Heftigkeit anhielt, dann bedeutete das das Ende von allem.

„Das ist nicht möglich, ich gehe wieder hin!" rief Delaherche außer sich.

„Wohin denn?" fragte Bouroche.

„Nach der Unterpräfektur natürlich; ich will wissen, ob der Kaiser uns zum Narren hält mit seiner Rederei, er wolle die weiße Fahne hissen lassen."

Bei dem Gedanken an die weiße Fahne blieb der Stabsarzt ein paar Sekunden wie betäubt stehen; nun brach also auch noch die Niederlage, die Übergabe über ihn herein, zu seiner Ohnmacht, all diese zermalmten armen Teufel, die ihm zugeschleppt wurden, zu retten. Seine Bewegungen drückten wütende Verzweiflung aus.

„Gehen Sie zum Teufel! Verloren sind wir ja trotzdem alle miteinander!"

Draußen fand Delaherche, daß die Schwierigkeiten, sich einen Weg durch die immer mehr zunehmenden Massen zu bahnen, noch größer geworden waren. Die Straßen füllten sich von Minute zu Minute mehr mit einer Flut zersprengter Soldaten. Er fragte mehrere Offiziere, die er traf: keiner hatte die weiße Fahne auf der Zitadelle gesehen. Ein Oberst erklärte schließlich, er habe sie gerade solange gesehen, daß sie gehißt und wieder verschwunden wäre. Das würde ja nun auch alles erklärt haben, ob nämlich die Deutschen sie

überhaupt nicht gesehen hätten oder sie nur hätten erscheinen und wieder verschwinden sehen und daraufhin ihr Feuer verdoppelt hatten, weil sie einsahen, der Todeskampf setze ein. Es lief sogar eine Geschichte um, ein General wäre beim Anblick der Fahne vor Wut verrückt geworden, er hätte sich auf sie gestürzt und die Stange zerbrochen, das Tuch zerrissen. Und die preußischen Batterien feuerten immer weiter, auf alle Dächer und Straßen regnete es Granaten, Häuser gerieten in Brand, und an einer Ecke des Turenneplatzes wurde einer Frau der Kopf zerschmettert.

Auf der Unterpräfektur traf Delaherche Rosa nicht im Schließerzimmer an. Alle Türen standen offen, die allgemeine Auflösung setzte ein. Er ging daher hinauf und stieß nur auf verstört aussehende Menschen, ohne daß irgend jemand auch nur die geringste Frage an ihn gerichtet hätte. Er traf das junge Mädchen, als er im ersten Stock stehenblieb.

„Ach, Herr Delaherche, die Geschichte wird immer schlimmer . . . Hier! Sehen Sie schnell, wenn Sie den Kaiser sehen wollen."

Wirklich stand links von ihnen eine schlecht geschlossene Tür halb offen; durch den Spalt konnte man den Kaiser sehen, der seinen taumelnden Gang zwischen Fenster und Ofen wieder aufgenommen hatte. Er trabte trotz seiner unerträglichen Schmerzen ohne anzuhalten hin und her.

Es war gerade ein Adjutant eingetreten, der die Tür schlecht zugemacht hatte, und sie konnten hören, wie der Kaiser ihn mit ganz trostloser Stimme fragte:

„Aber warum wird denn noch immer weitergefeuert, Herr, wenn ich doch die weiße Fahne habe hissen lassen?"

Seine Qualen mußten infolge des unaufhörlichen, mit jeder

Minute noch an Heftigkeit zunehmenden Geschützfeuers unerträglich geworden sein. Er konnte nicht mehr ans Fenster treten, ohne daß es ihm einen Schlag aufs Herz gab. Noch mehr Blut, noch mehr durch seine Mißgriffe niedergemähte Menschenleben! Jede Minute häufte ganz unnützerweise weitere Tote auf. Und bei seinem Widerwillen eines zartfühlenden Träumers hatte er schon mindestens zehnmal an jeden Eintretenden dieselbe Frage gerichtet.

„Aber warum wird denn immer weitergefeuert, trotzdem ich die weiße Fahne habe hissen lassen?"

Der Adjutant murmelte eine Antwort, die Delaherche nicht erfassen konnte. Der Kaiser war übrigens auch nicht stehengeblieben, sondern folgte dem ihn beherrschenden Drang, immer wieder ans Fenster zu treten, wo er bei dem fortdauernden Donner des Geschützfeuers jedesmal zusammenschauderte. Seine Blässe hatte noch zugenommen; sein langes, trauriges, so müdes Gesicht, von dem die Schminke des Morgens nur schlecht abgewischt war, drückte seinen wahren Todeskampf aus.

In diesem Augenblick ging ein kleiner lebhafter Mann in staubbedeckter Uniform, in dem Delaherche den General Lebrun erkannte, über den Treppenabsatz und stieß die Tür auf, ohne sich anmelden zu lassen. Und sogleich wurde die angsterfüllte Stimme des Kaisers wieder hörbar.

„Aber, Herr General! Warum wird denn noch immer geschossen, trotzdem ich die weiße Fahne habe hissen lassen?"

Der Adjutant trat heraus, die Tür wurde geschlossen und Delaherche konnte nicht einmal mehr die Antwort des Generals vernehmen. Alles war verschwunden.

„Ach!" sagte Rosa noch einmal, „es wird immer schlimmer, das sieht man den Herren an den Gesichtern an. Das ist ge-

nau wie mit meinem Tischtuch, das kriege ich auch nicht wieder zu sehen; einige behaupten sogar, es wäre zerrissen worden ... Bei all dem tut mir doch der Kaiser am meisten leid, denn er ist viel kränker als der Marschall und gehörte viel eher ins Bett als hier in dies Zimmer, wo er sich mit seinem ewigen Herumlaufen ganz kaputt macht." —

Sie war ganz gerührt; ihr niedlicher Blondkopf drückte aufrichtiges Mitleid aus. Delaherche aber, dessen bonapartistische Glut sich seit zwei Tagen merkwürdig abkühlte, fand sie ein bißchen töricht. Unten blieb er indessen noch einen Augenblick bei ihr stehen und wartete auf General Lebruns Fortgang. Als dieser wieder herunterkam, ging er hinter ihm her.

General Lebrun hatte dem Kaiser erklärt, daß, wenn er um Waffenstillstand nachsuchen wolle, dem Oberbefehlshaber der deutschen Truppen ein vom Oberbefehlshaber des französischen Heeres unterzeichneter Brief zugestellt werden müsse. Er hatte sich erboten, diesen Brief aufzusetzen und General Wimpffen zu suchen, der ihn unterschreiben müsse. Er trug den Brief bei sich und hatte nur die Angst, daß er diesen letzteren nicht auffinden könnte, da er keine Ahnung hatte, auf welchem Punkte des Schlachtfeldes er sich befinde. In Sedan herrschte übrigens ein derartiges Gedränge, daß er sein Pferd im Schritt gehen lassen mußte; das machte es Delaherche möglich, bis zum Tore nach Ménil neben ihm herzugehen.

Draußen ging General Lebrun dann in Galopp über und hatte, als er in Balan eintraf, das Glück, General von Wimpffen zu finden. Der hatte dem Kaiser noch vor ein paar Minuten geschrieben: „Sire, setzen Sie sich an die Spitze Ihrer Truppen, und sie werden ihre Ehre daran setzen,

Ihnen einen Weg durch die feindlichen Linien zu bahnen."
Bei dem bloßen Wort Waffenstillstand geriet er in rasende Wut. Nein, nein! Nichts wollte er unterschreiben, fechten wollte er! Es war halb vier. Kurze Zeit darauf fand der letzte heldenmütige, verzweiflungsvolle Versuch statt, sich mit einem letzten Stoß einen Ausweg durch die Bayern zu bahnen und noch einmal auf Bazeilles vorzugehen. In den Straßen von Sedan und den umliegenden Feldern wurde den Soldaten, um ihnen Mut zu machen, laut vorgelogen: „Bazaine kommt, Bazaine kommt!" Viele träumten hiervon seit dem Morgen und glaubten jedesmal die Geschütze der Truppen von Metz zu hören, wenn die Deutschen eine neue Batterie eingreifen ließen. Ungefähr zwölfhundert Mann Zersprengte aller Korps und aller Waffengattungen wurden zusammengefaßt, und in großartiger Weise stürzte sich die kleine Abteilung im Laufschritt über die von Kugeln übersäte Straße. Zuerst ging es prachtvoll vorwärts, die Fallenden konnten den Schwung der übrigen nicht aufhalten, und mit wahrhaft rasendem Mut kamen sie ungefähr fünfhundert Meter weiter. Aber bald lichteten sich die Reihen, und auch die Tapfersten wichen zurück. Was sollten sie gegen die Übermacht ausrichten? Das war ja lediglich die närrische Tollkühnheit eines Herrführers, der sich nicht für besiegt erklären wollte. Und schließlich befand sich General von Wimpffen mit General Lebrun ganz allein auf der Straße von Balan nach Bazeilles, die sie nun endgültig aufgeben mußten. Es blieb ihnen nichts weiter übrig, als sich unter die Mauern von Sedan zurückzuziehen.

Nachdem Delaherche den General aus den Blicken verloren hatte, beeilte er sich, wieder zu seiner Fabrik zu gelangen, denn nun war er von dem einzigen Gedanken besessen,

wieder auf seine Warte hinaufzusteigen und den Ereignissen von weitem zu folgen. Als er aber dort ankam, wurde er unter dem Torweg einen Augenblick dadurch aufgehalten, daß er auf den Oberst von Vineuil stieß, der mit seinem blutüberströmten Stiefel halb ohnmächtig in einem Gemüsekarren auf einem Fuder Hafer gebettet herangebracht wurde. Der Oberst hatte sich bis zu dem Augenblick, wo er vom Pferde gefallen war, darauf verbissen, die Reste seines Regiments wieder sammeln zu wollen. Er wurde sogleich in ein Zimmer im ersten Stock gebracht, und da Bouroche, der hinaufeilte, nur einen Riß im Knöchel finden konnte, so beschränkte er sich darauf, einen Verband auf die Wunde zu legen und den mit hineingedrungenen Fetzen Stiefelleder zu entfernen. Er war gänzlich außer Rand und Band und schrie im Heruntergehen voller Verzweiflung, er wolle lieber sich selbst ein Bein abschneiden, als seinen Beruf weiter in so schwieriger Weise ohne ordentliches Gerät und die notwendigen Hilfskräfte auszuüben. Tatsächlich wußte niemand mehr, wo noch Verwundete untergebracht werden könnten, und man hatte sich bereits entschlossen, sie auf dem Rasen ins Gras zu legen. Zwei Reihen warteten dort schon, jammervoll klagend, unter freiem Himmel in dem fortdauernden Granatenregen. Die seit Mittag im Lazarett eingelieferte Menschenzahl überstieg bereits vierhundert, und der Stabsarzt hatte schon um chirurgische Hilfe ersucht, ohne daß man ihm mehr als einen jungen Arzt aus der Stadt schickte. Er konnte gar nicht durchkommen, er sondierte, schnitt, sägte und nähte außer sich vor Verzweiflung, wenn er sah, daß ihm immer noch mehr Arbeit herangeschleppt wurde, als er bewältigen konnte. Gilberte, die vor Schrecken ganz trunken war und von all dem Blut und Tränen beständig an Brech-

reiz litt, war bei ihrem Onkel, dem Oberst, geblieben und ließ Frau Delaherche allein den Fieberkranken weiter zu trinken geben und die feuchten Gesichter der Sterbenden abtrocknen.

Delaherche versuchte sich auf seiner Plattform schleunigst über die Sachlage Rechenschaft zu geben. Die Stadt hatte weniger gelitten, als anzunehmen war; nur in der Cassine-Vorstadt stieß eine einzige Feuersbrunst dicken, schwarzen Rauch aus. Das Fort Pfalz feuerte nicht mehr, ohne Zweifel aus Mangel an Schießbedarf. Nur die Geschütze beim Pariser Tor gaben noch hin und wieder einen Schuß ab. Und was ihm sogleich am meisten auffiel, die weiße Fahne auf dem Donjon war wieder aufgezogen; aber vom Schlachtfeld aus mußte man sie wohl nicht sehen können, denn das Feuer dauerte mit gleicher Heftigkeit fort. Die benachbarten Dächer verdeckten ihm die Straße nach Balan, so daß er den Truppenbewegungen auf ihr nicht folgen konnte. Sowie er übrigens sein Auge wieder an das eingestellt gebliebene Fernrohr geführt, fiel es wieder auf den deutschen Generalstab, den er mittags schon auf derselben Stelle beobachtet hatte. Der Herr, der winzige, einen halben Finger große Bleisoldat, in dem er den König von Preußen zu erkennen geglaubt hatte, stand immer noch aufrecht in seiner dunklen Uniform vor den andern Offizieren, die sich mit ihren funkelnden Stickereien meist ins Gras gelegt hatten. Da waren fremde Offiziere, Adjutanten, Generäle, Hofmarschälle, Prinzen, die alle mit Feldstechern versehen schon vom Morgen an dem Todeskampfe der französischen Truppen wie einem Schauspiele folgten. Und das furchtbare Trauerspiel ging zu Ende.

Der König Wilhelm hatte also von der bewaldeten Höhe der Marfée aus der Vereinigung seiner Truppen beigewohnt. Nun war sie vollzogen; die dritte Heeresgruppe war unter

dem Befehl seines Sohnes, des Kronprinzen von Preußen, über Saint-Menges und Fleigneux marschiert und hatte die Hochebene von Illy in Besitz genommen; die vierte dagegen, die der Kronprinz von Sachsen befehligte, kam ihrerseits über Daigny und Givonne zu dem Treffpunkt, indem sie das Garennegehölz umging. So gaben das elfte und fünfte Korps dem zwölften und der Garde die Hand. Die letzte Anstrengung, den Kreis im Augenblick, wo er sich schloß, zu durchbrechen, der unnütze, aber ruhmreiche Angriff der Division Margueritte, hatte dem König den bewundernden Ausruf entrissen: „Ach, die braven Leute!" Jetzt neigte sich der mathematisch unerbittliche Einhüllungsvorgang seinem Ende zu, die Backen des Schraubstockes hatten sich geschlossen und der König konnte mit einem einzigen Blicke die Riesenmauer von Menschen und Geschützen überblicken, die das besiegte Heer einschloß. Im Norden wurde die Umzingelung enger und enger und drängte die Fliehenden unter dem verdoppelten Feuer ihrer Batterien, deren Linie den Horizont lückenlos abschloß, nach Sedan hinein. Um Mittag hatte das genommene Bazeilles zu brennen aufgehört, traurig und leer stieß es nur noch Rauch und Funkenwirbel aus; und die Bayern, die jetzt Herren von Balan waren, richteten ihre Geschütze auf dreihundert Meter gegen die Stadttore. Die andern auf dem linken Ufer bei Pont-Maugis und Noyers, bei Frénois und Wadelincourt aufgestellten Batterien, die seit zwölf Stunden ununterbrochen feuerten, donnerten lauter und schlossen den undurchdringlichen Kreis von Flammen bis zu den Füßen des Königs hinüber.

Aber König Wilhelm ließ sein Fernglas einen Augenblick ermüdet sinken und fuhr fort, mit bloßem Auge zuzusehen. Die Sonne sank schräg gegen die Wälder hinab, um in einem

fleckenlos klaren Himmel unterzugehen. Das ganze weite Feld war von ihrem Licht vergoldet und in so durchsichtiger Klarheit gebadet, daß auch die geringsten Kleinigkeiten mit außergewöhnlicher Deutlichkeit zu erkennen waren. Er konnte in Sedan die Häuser mit ihren kleinen schwarzen Fensterreihen unterscheiden, die Wälle, die Festung mit all ihren verwickelten Verteidigungsanlagen, deren Kanten sich scharf überschnitten. Dann weiter fort lagen die Dörfer mitten in den Feldern so frisch und glänzend da, daß sie wie Spielzeug aussahen, links Donchery am Rande seiner weiten Ebene, rechts Douzy und Carignan, von Wiesen umgeben. Es sah so aus, als könnte man die Bäume im Ardennerwald zählen, dessen grüner Ozean sich gegen die Grenze hin verlor. Die Maas mit ihren langen Windungen erschien in diesem spielenden Lichte ganz wie ein Strom aus reinem Gold. Und die wilde Schlacht mit ihrem blutigen Gemetzel wurde, von hier oben gesehen, im Lichte der scheidenden Sonne zu einem zarten Gemälde: tote Reiter und erschlagene Pferde übersäten die Hochebene von Floing mit lebhaft bunten Flecken; nach rechts hin, nach der Seite der Givonne hinüber, fesselte das Auge das letzte Gedränge des Rückzuges, das wie ein Wirbel kleiner, schwarzer, hin und her laufender und sich überstürzender Punkte aussah; auf der Halbinsel von Iges, links hinüber, erschien dagegen eine bayerische Batterie mit ihren Geschützen, so groß wie Streichhölzer, wie ein hübsches mechanisches Spielzeug, das mit der Genauigkeit eines Uhrwerkes arbeitete. Das war der unerhoffte, zerschmetternde Sieg, und der König empfand durchaus keine Gewissensbisse angesichts all dieser winzigen Leichen, dieser Tausende von Menschen, die weniger Platz einnahmen als der Staub auf der Straße, angesichts dieses weiten Tales, in dem die Feuers-

brünste von Bazeilles, das Gemetzel von Illy, die Ängste Sedans die Schönheit der Natur an diesem heiteren Abend eines schönen Tages doch nicht unterdrücken konnten.

Aber mit einemmal sah Delaherche einen französischen General die Abhänge der Marfée hinaufklimmen, der, mit einer blauen Tunika bekleidet, ein schwarzes Pferd ritt und dem ein Husar mit einer weißen Fahne voranritt. Es war der General Reille, der vom Kaiser mit der Überreichung folgenden Briefes beauftragt worden war: „Mein Herr Bruder, da es mir nicht vergönnt war, inmitten meiner Truppen zu sterben, bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in die Hände Eurer Majestät zu übergeben. Ich bin Eurer Majestät freundwilliger Bruder, Napoleon." In seiner Hast, dem Morden Einhalt zu tun, übergab sich der Kaiser, da er nicht mehr Herr war, in der Hoffnung, den Sieger dadurch zu erweichen. Und Delaherche sah den General Reille zehn Schritte vor dem König anhalten und vom Pferde steigen und dann unbewaffnet, nur eine Reitpeitsche in den Händen, vortreten, um den Brief zu übergeben. Die Sonne ging in einem mächtigen rosigen Leuchten zur Neige, der König setzte sich auf einen Stuhl, er lehnte sich gegen einen andern, auf dem ein Sekretär saß, und antwortete: er nehme den Degen an und erwarte einen Offizier, mit dem über die Übergabe verhandelt werden könne.

## 7

Zu dieser Stunde flutete aus all den verlorenen Stellungen um Sedan herum, von Floing, von der Hochebene von Illy, vom Garennegehölz, aus dem Givonnegrunde und über die Straße von Bazeilles her ein Strom verstörter Menschen

mit Pferden und Geschützen in einer mächtigen Welle gegen die Stadt zurück. Diese wurde nun, da man sich in einer unglücklichen Gedankenverbindung auf sie als einen festen Platz stützen zu können geglaubt hatte, zu einer todbringenden Falle, da sie den Flüchtlingen Schutz zu bieten schien, zu einem Heilsort bei der allgemein gewordenen Entmutigung und Panik, nach dem sich auch die Tapfersten mitreißen ließen. Hinter den Wällen dort hinten glaubten sie endlich der schrecklichen Artillerie entrinnen zu können, die seit fast zwölf Stunden brüllte; weder Gewissenhaftigkeit noch Vernunft hatten irgendwelchen Bestand mehr, das Tier gewann die Oberhand über den Menschen. Das unsinnige Gefühl, sich schleunigst ein Loch suchen zu müssen, um sich darin zu vergraben und schlafen zu können, behielt die Oberhand.

Als Maurice am Fuße der kleinen Mauer Jeans Gesicht mit frischem Wasser wusch, sah er, wie der die Augen öffnete, und stieß einen Freudenruf aus.

„Ach, mein armer Kerl, ich glaubte schon, du wärest futsch! ... Und weißt du, ich will dir ja gerade keinen Vorwurf draus machen, aber leicht bist du nicht!"

Jean war noch ganz betäubt und schien aus einem Traume zu erwachen. Dann aber mußten ihm wohl Verständnis und Erinnerung zurückkommen, denn zwei große Tränen rollten ihm über die Backen. Der gebrechliche Maurice da, den er wie ein Kind liebte und hegte, der hatte also in seiner mächtigen Freundschaft für ihn so viel Kraft in seinen Armen empfunden, um ihn bis hierher zu schleppen!

„Warte, laß mich mal deinen Kohlkopf nachsehen."

Die Wunde war ganz unbedeutend, nur ein Riß in der behaarten Lederhaut, der stark geblutet hatte. Die vom Blut

zusammengeklebten Haare hatten einen Pfropfen gebildet. Er nahm sich sehr in acht, sie nicht naß zu machen, damit die Wunde sich nicht wieder öffne.

„So, nun bist du wieder sauber, nun siehst du wieder wie ein Mensch aus ... Warte mal, ich muß dir was auf den Kopf setzen."

Und er nahm neben sich das Käppi eines gefallenen Soldaten und setzte es ihm vorsichtig auf.

„Das ist gerade deine Nummer ... So, nun kann's weitergehen, jetzt sind wir ein paar feine Jungens."

Jean stand auf und schüttelte den Kopf, um sicher zu sein, daß er in Ordnung wäre. Der Schädel war ihm nur noch etwas schwer. Es würde schon gehen. Die Zärtlichkeit einfacher Naturen packte ihn, er riß Maurice an sein Herz und erstickte ihn fast; er fand keine andern Worte als:

„Ach! mein lieber Junge, mein lieber Junge!"

Aber die Preußen kamen heran und er lief schleunigst hinter der Mauer weiter. Leutnant Rochas mit seinen paar Leuten zog sich schon weiter zurück als Bedeckung für die Fahne, die der Unterleutnant um die Stange gewickelt im Arme trug. Lapoulle, der sehr groß war, konnte, wenn er sich auf die Zehen stellte, noch über die Mauerkrone feuern. Pache dagegen hatte seinen Chassepot umgehängt; er dachte offenbar, nun wäre es genug und sie könnten erst mal essen und dann schlafen. Jean und Maurice duckten sich zusammen und beeilten sich, zu ihnen zu kommen. An Gewehren und Patronen war kein Mangel: sie brauchten sich nur zu bücken. Sie bewaffneten sich also wieder, denn Tornister und alles übrige hatten sie da oben liegen lassen, als der eine den andern auf den Buckel nehmen mußte. Die Mauer erstreckte sich bis an das Garennegehölz, und nun warf sich der kleine

Trupp, der sich schon für gerettet hielt, schleunigst hinter einen Hof und gewann von dort aus den Wald.

„Ach," meinte Rochas, der sein schönes unerschütterliches Vertrauen noch beibehalten hatte, „hier wollen wir uns einen Augenblick verpusten, und dann wollen wir wieder angreifen."

Aber schon nach den ersten Schritten merkten alle, daß sie in eine Hölle geraten waren; zurück konnten sie nicht, ihre einzige Rückzugslinie ging trotz allem mitten durch das Gehölz durch. Um diese Zeit wurde es fürchterlich in dem Gehölz, es wurde zu einem Walde der Verzweiflung und des Todes. Die Preußen hatten bemerkt, daß die Truppen sich hier hindurch zurückzogen; sie durchlöcherten es daher mit Gewehrkugeln und bedeckten es mit Granaten. Es war, als ob ein Gewittersturm es peitschte, so brauste und heulte es in seinen Zweigen. Die Granaten brachen die Stämme ab und die Gewehrkugeln ließen einen Regen von Blättern herniederrieseln; es war, als brächen aus den zerspaltenen Stämmen klagende Stimmen hervor, und wenn die von Saft überströmten Zweige zu Boden sanken, hörte es sich an wie Schluchzen. Man hätte es für die Klagen einer gefesselten Menge halten können, für den Ausdruck der Angst und das Geschrei Tausender an den Boden genagelter Wesen, die diesem Feuer nicht entfliehen konnten. Niemals kam Angst so zum Ausdruck wie in diesem unter Feuer stehenden Walde.

Sofort kam nun die Furcht über Jean und Maurice, die ihre Waffengefährten nun wieder erreicht hatten. Es ging jetzt im hohen Unterholz dahin, und sie konnten laufen. Aber Kugeln pfiffen kreuz und quer, und es war bei diesem Von-Baum-zu-Baum-schlüpfen unmöglich, eine bestimmte Richtung mit Sicherheit anzugeben. Zwei Leute fielen, von vorn und von hinten getroffen. Vor Maurice brach eine hundert-

jährige Eiche, der eine Granate den Stamm durchbohrt hatte, mit der tragischen Erhabenheit eines Helden zusammen und schlug alles um sich her mit nieder. Und im selben Augenblick, als der junge Mann zurücksprang, brach links von ihm eine Riesenbuche, der eine Granate die Krone abgebrochen hatte, mit zerspaltenem Stamme wie ein geborstener Pfeiler in einer Kirche nieder. Wohin sollten sie fliehen? Wohin sich wenden? Von allen Seiten brachen Äste hernieder; es war, wie wenn einem riesigen Gebäude der Einsturz droht und die Räume nacheinander durch die zerbröckelnden Decken zu stürzen beginnen. Als sie gerade, um dem Zusammenbruch dieser Riesenstämme zu entgehen, in ein Dickicht sprangen, wurde Jean beinahe von einem Geschoß mitten entzweigerissen, das glücklicherweise nicht platzte. Dünne Ranken schlangen sich ihnen um die Schultern; hohes Kraut flocht sich ihnen um die Knöchel; mit einemmal wurden sie von undurchdringlichen Mauern von Gestrüpp festgehalten, während unter der den Wald niedermähenden Riesensichel Blätter von überallher um sie herumflogen. Wieder wurde neben ihnen ein Mann von einer Kugel mitten in die Stirn getötet und blieb mit geballten Fäusten, zwischen zwei jungen Birken eingeklemmt, aufrecht stehen. Unendlich oft fühlten sie in der Gefangenschaft dieses Dickichts den Tod an sich vorbeifliegen.

„Heiliger Gott!" sagte Maurice, „hier kommen wir nicht heraus."

Er war leichenblaß, und mehrfach packte ihn ein Schaudern; und selbst Jean, der tapfere, der ihn am Morgen so ermutigt hatte, wurde blaß und fühlte sich eiskalt. Das war Furcht, schreckliche, unwiderstehliche, ansteckende Furcht. Abermals ergriff sie ein brennender Durst, eine unerträgliche Trockenheit im Munde, ein Zusammenschnüren der Kehle, so schmerz-

haft, als würden sie erdrosselt. Nebenher ging ein Unbehagen, ein Brechreiz in der Magengrube; dazu durchbohrten ihnen Nadelstiche die Beine. Und während ihnen diese körperlichen Qualen der Furcht den Kopf zusammenpreßten, sahen sie Tausende von schwarzen Punkten umherflirren, als ob sie die vorüberfliegende Wolke von Kugeln hätten sehen können.

„Oh, diese verfluchte Geschichte!" stotterte Jean. „Es ist doch gemein, wie wir uns hier so den Schädel für andere Leute einschlagen lassen müssen, die ganz ruhig irgendwo ihre Pfeife rauchen."

Maurice setzte ganz verstört und verwirrt hinzu:

„Ja, warum soll ich dran und nicht ebensogut jemand anders?"

Das war das Aufbäumen des Ich, der selbstsüchtige Zorn des Einzelwesens, das sich nicht für die Gattung aufopfern und zugrunde gehen will.

„Und wenn man wenigstens noch wüßte, warum!" fing Jean wieder an, „wenn man wenigstens wüßte, daß die Geschichte doch zu irgendwas gut ist!"

Dann hob er die Augen und sah nach dem Himmel:

„Und dazu will dies Schwein von Sonne auch nicht untergehen! Wenn sie weg wäre und es dunkel würde, könnte das Gefecht am Ende nicht weitergehen!"

Da er nicht wußte, wie spät es war, und ihm jeder Zeitbegriff abhandengekommen war, beobachtete er schon lange das allmähliche Sinken der Sonne, die ihm nicht von der Stelle zu rücken schien und dort hinten jenseits der Wälder am linken Ufer stille zu stehen schien. Das war auch keine Feigheit, es war ein zwingendes, immer mehr zunehmendes Bedürfnis, keine Granaten und Gewehrkugeln mehr zu hören, woandershin gehen zu können, sich dort in die Erde

einzugraben und drin zu verschwinden. Nun sie ihre Selbstachtung als Mensch verloren hatten und wo kein Ruhmesglanz sie umstrahlte, wenn sie vor den Kameraden ihre Pflicht taten, verloren sie den Kopf und wären auch unbeabsichtigt im Galopp ausgerissen.

Indessen gewöhnten Maurice und Jean sich auch hieran; aus dem Übermaß ihrer Angst ging eine Art Unbekümmertheit hervor, eine Trunkenheit, die der Tapferkeit nahekam. Schließlich beeilten sie sich gar nicht mehr, durch dies verwunschene Holz hindurchzukommen. Der Schrecken nahm unter diesem Volke beschossener Bäume noch zu, die überall wie riesige Soldaten unbeweglich auf ihrem Posten verharrend tot niederbrachen. Unter dem Laubwerk, in dem köstlichen grünen Halbschatten, auf dem Grunde geheimnisvoller, mit Moos ausgekleideter Schlupfwinkel fauchte wütender Tod. Verborgene Quellen wurden durch ihn entehrt, Sterbende röchelten bis in die verlorensten Winkel hinein, wohin sich bisher nur Liebespaare gefunden hatten. Ein Mann, dem eine Kugel die Brust durchbohrt hatte, konnte gerade noch rufen: „Getroffen!" und dann fiel er tot aufs Gesicht. Einem andern waren von einer Granate beide Beine zerschmettert, aber er ahnte seine Verwundung noch gar nicht und lachte immer weiter, weil er glaubte, er habe sich nur an einer Baumwurzel gestoßen. Wieder andere, die tödlich getroffen waren, liefen mit durchbohrten Gliedern noch mehrere Meter weit und sprachen noch, ehe sie mit einem plötzlichen Zusammenschauern tot hinstürzten. Im ersten Augenblicke fühlten sie die tiefsten Wunden kaum; erst später fingen ihre schrecklichen Leiden an und machten sich in Schreien und Tränen Luft.

Ach! dies verruchte Gehölz, dieser hingemordete Wald, der

sich unter dem Schluchzen vergehender Bäume allmählich mit dem heulenden Jammer der Verwundeten anfüllte! Maurice und Jean bemerkten am Fuß einer Eiche einen Zuaven, der mit heraushängenden Eingeweiden fortwährend wie ein geschlachtetes Tier schrie; weiterhin stand ein anderer in Flammen: sein blauer Gürtel brannte, die Flamme ergriff schon seinen Bart und versengte ihn; offenbar aber waren ihm die Hüften zerschmettert, er konnte sich nicht rühren und weinte heiße Tränen. Noch weiter hin lag ein Hauptmann auf der Seite, dem der linke Arm abgerissen und die rechte Seite bis auf den Schenkel aufgeschlitzt war; er richtete sich auf den Ellbogen auf und bat flehentlich mit durchdringender Stimme um den Gnadenstoß. Andere und wieder andere litten entsetzlich; sie lagen so zahlreich auf den kräuterbedeckten Pfaden umher, daß man sich in acht nehmen mußte, um beim Weitergehen nicht auf sie zu treten. Aber Verwundete und Tote zählten nicht mehr. Der Kamerad, der fiel, wurde im Stiche gelassen und vergessen. Kein Blick wandte sich mehr nach rückwärts. Das war Schicksal. Ein anderer kam dran, vielleicht man selbst.

Als sie an den Waldrand kamen, ertönte plötzlich ein Hilferuf.

„Her zu mir!“

Es war der Unterleutnant, der Fahnenträger, der eine Kugel in die linke Lunge bekommen hatte. Er war gestürzt und spie Blut aus vollem Munde. Als er sah, daß niemand sich aufhielt, hatte er noch die Kraft, sich aufzurichten und zu schreien:

„Helft der Fahne!“

Mit einem Satze war Rochas umgekehrt und hatte die Fahne gepackt, deren Stange zerbrochen war; da sagte der Unter-

leutnant mit leiser Stimme, und blutiger Schaum machte seine Worte undeutlich:

„Ich habe mein Teil, ich gehe ... Retten Sie die Fahne."

Damit blieb er allein und wand sich auf dem Moose dieses entzückenden Waldwinkels; seine zusammengekrampften Hände rissen um ihn herum die Kräuter aus, und seine Brust hob ein Röcheln, das noch stundenlang dauern sollte.

Endlich waren sie aus diesem fürchterlichen Walde heraus. Mit Maurice und Jean waren von dem kleinen Trupp nur Leutnant Rochas, Pache und Lapoulle übergeblieben. Gaude, den sie aus Sicht verloren hatten, kam allein aus dem Dickicht und rannte, sein Horn umgehängt, um die Kameraden wieder einzuholen. Es war wirklich ein Trost, wieder auf der kahlen Ebene zu sein, wo man doch nach Gutdünken atmen konnte. Das Pfeifen der Kugeln hatte aufgehört und auf dieser Seite des Tales fielen keine Granaten mehr.

Unmittelbar darauf hörten sie vor dem Einfahrtstor eines Hofes lautes Fluchen und sahen einen tobenden General auf schweißbedecktem Pferde. Es war General Bourgain-Desfeuilles, ihr Brigadeführer, der selbst auch ganz mit Staub bedeckt war und von Müdigkeit zerbrochen schien. Sein dickes rotes Lebemannsgesicht drückte Verzweiflung über das Unglück aus, das er als ein ihn ganz persönlich angehendes Mißgeschick betrachtete. Seit dem Morgen hatten seine Soldaten ihn nicht mehr zu sehen gekriegt. Ohne Zweifel hatte er sich auf dem Schlachtfelde verirrt und war hinter den Resten seiner Brigade hergerannt, denn in seinem Zorne gegen die preußischen Batterien, die mit dem Kaiserreich auch seine Stellung als die eines Lieblingsoffiziers der Tuilerien hinwegfegten, hätte er es sehr wohl fertiggebracht, sich töten zu lassen.

„Gottsdonnerwetter noch mal!" schrie er. „Ist hier denn kein Mensch, kann man denn nirgends Auskunft erhalten in diesem verdammten Lande!"

Die Einwohner des Hofes mußten wohl in die Tiefe der Wälder geflüchtet sein. Schließlich erschien eine sehr alte Frau unter dem Tor, eine Art vergessene Magd, die ihre schlimmen Beine hier festhielten.

„He, Mutter! hierher!... Wo liegt denn Belgien?"

Sie sah ihn ganz verdutzt an, und man sah es ihr an, daß sie ihn nicht begriff. Da verlor er nun jegliche Haltung; er vergaß, daß er mit einer Bäuerin sprach, und brüllte, er hätte keine Lust, sich wie ein Gimpel in der Schlinge fangen zu lassen und nach Sedan hineinzurennen, er wollte schleunigst ins Ausland auskneifen, und zwar fix! Einige Soldaten waren nähergetreten und hörten zu.

„Aber Herr General," sagte ein Sergeant, „wir kommen ja nicht mehr durch, die Preußen stehen überall... Heute morgen hätten wir ausreißen sollen."

Tatsächlich liefen bereits Geschichten von Kompanien um, die von ihren Regimentern getrennt worden und, ohne es zu wollen, über die Grenze geraten waren, und von andern, die sich später tapfer einen Durchbruch durch die feindlichen Linien erzwungen hätten, ehe die Vereinigung vollständig geworden wäre.

Außer sich zuckte der General die Achseln.

„Na, kann man mit so fixen Leuten wie ihr nicht überall durchkommen, wohin man will?... Ich möchte wohl so'n Schock tüchtige Kerls finden, denen es nicht drauf ankommt, sich den Schädel einschlagen zu lassen."

Dann wandte er sich wieder zu der alten Bäuerin:

„Na, zum Donnerwetter! Mutter, nun antworte doch mal... Wo liegt denn Belgien?"

Diesmal hatte sie ihn verstanden. Sie streckte ihren mageren Arm nach den dichten Wäldern aus.

„Dort hinten, dort hinten!"

„Wie? Was sagst du da?... Die Häuser, die man da hinten auf dem Felde sieht?"

„Oh, weiter, viel weiter!... Da hinten, ganz da hinten!"

Der General erstickte plötzlich vor Wut.

„Das ist ja rein ekelhaft, so 'ne verfluchte Gegend! Nie weiß man, wie man dran ist... Belgien lag da, so daß man Angst haben mußte, man könnte gegen seinen eigenen Willen hineingeraten; und wenn man nun hin will, dann ist's nicht mehr da... Nein, das ist jetzt Schluß! Dann mögen sie mich fangen und mit mir machen, was sie wollen, ich leg' mich schlafen!"

Wie ein vom Zorneswind geblähter Schlauch sprang er in den Sattel, trieb sein Pferd an und jagte in der Richtung nach Sedan davon.

Der Weg wandte sich und sie stiegen jetzt nach dem Givonnegrund ab, einer zwischen hohen Abhängen eingelagerten Vorstadt, wo die Straße, von kleinen Häusern und Gärten umsäumt, zu den Wäldern hinansteigt. Augenblicklich erfüllte sie ein derartiger Strom von Fliehenden, daß Leutnant Rochas sich mit Pache und Lapoulle an der Ecke eines Platzes gegen eine Kneipe geklemmt fand. Jean und Maurice hatten große Mühe, zu ihnen zu gelangen. Sie waren alle sehr überrascht, als eine Säuferstimme sie schwerfällig anrief:

„Sieh! so'n Wiedersehen!... Heda, ihr Sippschaft!... Ah, wirklich, das ist doch mal ein Wiedersehen!"

Sie erkannten Chouteau, der sich in der Kneipe auf eine

der Fensterbrüstungen des Erdgeschosses lehnte. Furchtbar betrunken fuhr er unter fortwährendem Rülpsen fort:

„Sagt mal, stellt euch man nicht an, wenn ihr Durst habt ... Für Kameraden ist immer noch genug da."

Mit einer unsicheren Handbewegung über die Schulter rief er jemand hinten im Zimmer heran.

„Vorwärts, du Tunichtgut ... Gib den Herren da mal was zu trinken ..."

Nun erschien auch Loubet, in jeder Hand eine volle Flasche, die er scherzend schwenkte. Er war nicht so betrunken wie der andere und rief mit seiner Pariser Spaßmacherstimme in dem Nasentone der Kokosmilchverkäufer an öffentlichen Festtagen:

„Ganz frische, ganz frische, wer will trinken!"

Seit sie unter dem Vorwande, den Sergeanten Sapin nach der Ambulanz zu tragen, verschwunden waren, hatte sie niemand mehr gesehen. Ohne Zweifel hatten sie sich nachher verirrt und waren umhergebummelt, wobei sie nach Möglichkeit alle Winkel vermieden, wo Granaten niederfielen. Hier in dieser ausgeplünderten Kneipe waren sie dann endlich gestrandet.

Leutnant Rochas war wütend.

„Wartet nur, ihr Banditen, ich will euch picheln lehren, wenn wir andern alle um ein Haar verrecken!"

Aber Chouteau ließ sich keine Vorwürfe gefallen.

„Na, weißt du, du alter Simpel, jetzt gibt's keine Leutnants mehr, jetzt gibt es nur noch freie Männer ... Die Preußen haben dir wohl noch nicht genug gegeben, daß du dich noch nach einer andern Klemme sehnst?"

Sie mußten Rochas zurückhalten, denn er wollte ihm den Schädel einschlagen. Übrigens gab sich selbst Loubet mit

seinen Flaschen im Arme Mühe, den Frieden wieder herzustellen.

„Laß doch, wir brauchen uns doch nicht gegenseitig aufzufressen, wir sind doch alle Brüder."

Und er redete Pache und Lapoulle, seinen beiden Kameraden von der Korporalschaft her, zu:

„Seit doch keine Gimpel, ihr da, und kommt herein und feuchtet euch mal den Schnabel an!"

Lapoulle zögerte einen Augenblick in dem dunklen Bewußtsein, es wäre doch schlecht, sich hier zu vergnügen, während so viele arme Teufel vor Durst verschmachteten. Aber er war so schlapp und so erschöpft vor Hunger und Durst. Plötzlich entschloß er sich doch und sprang, ohne ein Wort zu sagen, mit einem Satz in die Kneipe, wobei er Pache vor sich herstieß, der ebenfalls schweigend der Versuchung nachgab. Sie kamen nicht wieder zum Vorschein.

„Räuberbande!" wiederholte Rochas. „Man sollte sie alle erschießen!"

Jetzt hatte er nur noch Jean, Maurice und Gaude bei sich, und alle vier wurden sie nun gegen ihren Willen von dem Strome der Flüchtlinge, der die ganze Straßenbreite einnahm, dahingetrieben. Schon waren sie weit von der Kneipe entfernt. So wälzte sich die schmutzige Flut der Auflösung gegen die Gräben von Sedan hin und schlug wie die Erd- und Geröllmassen gegen die Höhen an, die ein Gewittersturm auf dem Talgrunde mit sich reißt. Von allen hochgelegenen Punkten der Umgebung, von allen Abhängen, aus jeder Geländefalte, über die Straße von Pierremont, vom Friedhofe, vom Marsfelde wie aus dem Givonnegrunde her rauschte der gleiche Schwarm in unaufhaltsam zunehmender Panik hervor. Und waren denn diese unglücklichen Leute

zu tadeln, die fast zwölf Stunden unbeweglich unter dem blitzgleichen Feuer eines unsichtbaren Feindes ausgehalten hatten, gegen den sie nichts ausrichten konnten? Jetzt packten die Batterien sie von vorn, von der Seite und vom Rücken, die Schußrichtungen trafen immer mehr zusammen, je mehr sich die Truppen auf ihrem Rückzuge der Stadt näherten; das war eine Vernichtung aus dem Vollen, dies Gemetzel von Menschen in dem verdammten Loch, in das sie zusammengekehrt worden waren. Einige Regimenter des siebenten Korps, vor allem die von der Hochebene von Floing, zogen sich in ziemlich guter Ordnung zurück. Aber im Givonnegrunde gab es keinen Rang und keinen Führer mehr; verstört drängten sich die aus allen möglichen Überresten zusammengesetzten Truppen durcheinander: Zuaven, Turkos, Jäger, Infanteristen, die meisten waffenlos und in zerrissenen und schmutzigen Uniformen, mit schwarzen Händen und Gesichtern, in denen die blutunterlaufenen Augen aus ihren Höhlen traten, der Mund aufgeborsten und geschwollen von wütendem Geschimpfe. Zuweilen stürzte sich ein reiterloses Pferd in rasendem Galopp durch das Gedränge, warf die Leute über den Haufen und bahnte sich so eine Gasse durch die Menge, die noch lange unter der Einwirkung dieses Schreckens stehenblieb. Dann sausten Geschütze in wahnsinniger Gangart vorüber, aufgelöste Batterien, deren Mannschaften, wie von einer Art Trunkenheit ergriffen, alles über den Haufen jagten, ohne die Leute zu warnen. Das Getrappel der Menschenmassen nahm kein Ende, festgeschlossen, Seite gegen Seite, eine Massenflucht, in der sich jeder Hohlraum bei der gefühlsmäßigen Hast, dort hinunter, hinter eine schützende Mauer zu kommen, sofort wieder ausfüllt.

Jean hob abermals den Kopf und sah nach Westen. Trotz des dicken, von den Füßen aufgewirbelten Staubes brachten die brennenden Strahlen des Tagesgestirnes die Gesichter immer noch zum Schwitzen. Das Wetter war sehr schön, der Himmel von einem wunderbaren Blau.

„Einerlei," wiederholte er, „es ist zu langweilig, daß dies Schwein von Sonne sich nicht entschließen kann, unterzugehen!"

Plötzlich erkannte Maurice zu seinem Schrecken in einer jungen, gegen eine Hauswand gepreßten Frau, die von dem Menschenstrome beinahe erdrückt wurde, seine Schwester Henriette. Er hatte sie schon fast eine Minute lang erstaunt angesehen. Und nun redete sie ihn zuerst an, ohne jedes Anzeichen von Überraschung.

„Sie haben ihn in Bazeilles erschossen ... Ja, ich war dabei ... Und weil ich mir nun den Leichnam aushändigen lassen will, dacht' ich mir ..."

Sie nannte weder die Preußen noch Weiß bei Namen. Alle Welt mußte sie verstehen. Maurice begriff sie auch tatsächlich. Er betete sie an und brach in Schluchzen aus.

„Mein armer Liebling!"

Als Henriette gegen zwei Uhr wieder zu sich kam, befand sie sich in Balan in der Küche ihr ganz unbekannter Leute; der Kopf war ihr auf den Tisch gesunken und sie weinte. Aber ihre Tränen versiegten. In diesem schwächlichen, gebrechlichen Wesen erwachte bereits die Heldin. Sie fürchtete sich vor nichts, denn ihre Seele war stark, unüberwindlich. In ihrem Schmerz dachte sie nur das eine, den Körper ihres Gatten wiederzubekommen, um ihn zu beerdigen. Ihr erster Gedanke war, einfach nach Bazeilles zurückzukehren. Aber alles redete ihr ab und wies ihr die unbedingte Unmöglichkeit

nach. Schließlich verfiel sie darauf, sie wolle jemand suchen, einen Mann, der sie begleiten könnte oder der die nötigen Schritte für sie täte. Ihre Wahl fiel auf einen Vetter von ihr, der früher zweiter Direktor an der Raffinerie Générale in Chêne gewesen war, als Weiß dort noch angestellt gewesen war. Er hatte ihren Mann sehr gern gehabt und würde ihr jetzt seinen Beistand nicht vorenthalten. Vor zwei Jahren hatte er sich infolge einer Erbschaft seiner Frau auf eine schöne Besitzung zurückgezogen, die Eremitage, deren Terrassen sich nahe bei Sedan auf der andern Seite des Givonnegrundes aufbauten. Sie befand sich auf dem Wege zur Eremitage, als sie auf all diese Hindernisse stieß, die jeden ihrer Schritte lähmten und sie in Gefahr brachten, unter die Füße getreten und getötet zu werden.

Maurice, dem sie ihren Plan kurz auseinandersetzte, billigte ihn.

„Vetter Dubreuil ist stets sehr gut gegen uns gewesen ... Er wird dir schon helfen ..."

Dann aber kam ihm noch ein Gedanke. Leutnant Rochas wollte ja die Fahne retten. Es war schon der Vorschlag gefallen, sie wollten sie in Stücke schneiden und jeder eins davon unter dem Hemd mitnehmen oder auch sie am Fuße eines Baumes vergraben und sich Wiedererkennungszeichen merken, nach denen man sie später wieder ausgraben könnte. Aber dies Begraben der zerfetzten Fahne wie einen Toten schnürte ihnen das Herz zusammen. Sie mußten einen andern Ausweg finden.

Maurice schlug ihnen daher vor, sie wollten sie einem sichern Mann anvertrauen, der sie verbergen und wenn nötig verteidigen werde bis zu dem Tage, an dem er sie wohlbehalten wieder abliefern könnte, und alle stimmten ihm bei.

„Na!“ wandte sich der junge Mann wieder an seine Schwester, „wir wollen mit dir zu Dubreuil auf die Eremitage gehen ... Ich hätte dich übrigens auch keinesfalls allein gelassen.“

Es war nicht leicht, sich aus dem Gewirre loszumachen. Schließlich gelang es ihnen aber, und sie warfen sich in einen nach links führenden Hohlweg. Aber da fielen sie in ein wahres Labyrinth von Pfaden und Gäßchen, eine ganze Stadt für sich von Gemüsezüchtereien, von Gärten und Lusthäusern und kleinen, ineinandergeschachtelten Besitzungen; all diese Pfade und Gäßchen liefen zwischen Mauern hin und bogen mit plötzlichen Wendungen um oder verliefen sich in Sackgassen: eine wunderbare Verteidigungsanlage für den Krieg aus dem Hinterhalte, mit Ecken, die zehn Mann stundenlang gegen ein ganzes Regiment hätten verteidigen können. Schon knatterten einzelne Schüsse, denn die Vorstadt beherrschte Sedan, und die preußische Garde kam von der andern Seite des Tales herüber.

Als Maurice und Henriette, denen die anderen folgten, sich erst links und dann zwischen zwei unendlich langen Mauern rechts gewandt hatten, stießen sie plötzlich auf die weit offenstehende Türe der Eremitage. Die Besitzung mit ihrem kleinen Parke stieg in drei breiten Stufen empor; auf einer dieser Stufen lag das Wohnhaus, ein großes viereckiges Gebäude, auf das ein Baumgang von hundertjährigen Ulmen zuführte. Gegenüber, durch ein enges Tal von ihm getrennt, lagen andere Besitzungen tief eingebettet am Rande des Waldes.

Beim Anblick der offenen Tür empfand Henriette eine lebhafte Unruhe.

„Sie sind nicht mehr da, sie sind sicher weggegangen.“

Tatsächlich hatte Dubreuil sich am Tage vorher entschlossen, seine Frau mit den Kindern nach Bouillon zu bringen, denn er war fest von dem heraufziehenden Unheil überzeugt. Das Haus war jedoch nicht leer, denn schon von weitem hörten sie durch die Bäume hindurch heftigen Lärm. Als die junge Frau sich dann in den Baumgang hineinwagte, schreckte sie vor der Leiche eines preußischen Soldaten zurück.

„Verflucht!" rief Rochas. „Hier haben sie sich auch schon geholzt!"

Nun wollten aber alle Näheres wissen und drangen bis an das Wohnhaus vor; schon der bloße Anblick gab ihnen Auskunft: Türen und Fenster des Erdgeschosses mußten mit dem Kolben eingeschlagen worden sein, ihre Öffnungen gewährten freien Einblick in die ausgeplünderten Zimmer, aus denen die Einrichtung herausgeworfen war und am Fuße der Freitreppe auf dem Kiese der Terrasse lag. Vor allem stand da ein himmelblaues Sofa und zwölf Lehnstühle aus einem Empfangszimmer kunterbunt um einen großen runden Tisch herum, dessen weiße Marmorplatte gespalten war. Und Zuaven, Jäger, Linieninfanteristen und Marineinfanteristen liefen hinter dem Gebäude und in der Allee umher und schossen auf das kleine gegenüberliegende Gehölz jenseits des Tales.

„Herr Leutnant," erklärte ein Zuave Rochas, „wir haben diese Drecklümmel von Preußen hier gerade dabei gefunden, als sie alles plündern wollten. Sie sehen, wir haben mit ihnen abgerechnet ... Aber die Schmierfinken kommen ja mit zehn gegen einen wieder, und es wird hier wohl etwas ungemütlich werden."

Auf der Terrasse lagen die Leichen drei anderer preußischer Soldaten. Als Henriette sie diesmal, offenbar in Gedanken

an ihren toten Gatten, der auch schon dort draußen von Staub und Blut entstellt schlief, genauer ansah, da schlug eine Kugel in einen hinter ihr stehenden Baum. Jean stürzte auf sie los.

„Bleiben Sie nicht hier! . . . Schnell, schnell, verbergen Sie sich im Hause!“

Das Herz wollte ihm vor Mitleid zerspringen, seit er sie so verändert, so verstört vor Kummer wiedergesehen hatte, und wenn er sie sich dann so wieder vorstellte, wie sie ihm gestern als lächelndes Hausmütterchen erschienen war. Er hatte zuerst nicht gewußt, was er zu ihr sagen sollte, und wußte nicht einmal, ob sie ihn wiedererkenne. Er hätte sich für sie hingeopfert, um ihr ihre Ruhe und Fröhlichkeit wiederzugeben.

„Warten Sie auf uns im Hause . . . Wenn es gefährlich wird, finden wir schon Mittel und Wege, um uns da oben in Sicherheit zu bringen.“

Aber sie drückte durch eine Handbewegung ihre Gleichgültigkeit aus.

„Wozu?“

Indessen stieß auch ihr Bruder sie vorwärts, und sie mußte die Stufen hinauf und blieb dann einen Augenblick im Vorsaale stehen, von wo ihre Blicke den Baumgang übersahen. Von jetzt an wohnte sie dem ganzen Kampfe bei.

Maurice und Jean hielten sich hinter einer der ersten Ulmen. Die hundertjährigen Stämme konnten bei ihrem Riesenumfange mit Leichtigkeit zwei Mann decken. Etwas weiter war der Hornist Gaude zu Leutnant Rochas gestoßen, der eifrigst auf den Schutz der Fahne bedacht war, da er sie niemand anvertrauen konnte; er hatte sie neben sich gegen den Baum gelehnt, während er selbst feuerte. Jeder Stamm war übrigens besetzt. Von einem Ende des Baumganges

bis zum andern versteckten sich Zuaven, Jäger und Marine-infanteristen hinter ihnen und streckten den Kopf nur vor, um zu schießen.

Die Anzahl der Preußen in dem kleinen Gehölz gegenüber mußte ständig zunehmen, denn ihr Feuer wurde immer lebhafter. Kein Mensch war zu sehen, höchstens das rasche Auftauchen eines Profils in dem Augenblick, wo der Mann von einem Baume zum andern sprang. Ein Landhaus mit grünen Fensterläden war ebenfalls von Schützen besetzt, deren Schüsse aus den halb offenen Fenstern des Erdgeschosses hervorbrachen. Es war ungefähr vier Uhr, das Geschützfeuer wurde langsamer und schwieg allmählich; aber hier ging das Morden weiter, als ob es sich um persönliche Streitigkeiten handelte, denn hier von diesem entlegenen Loch aus konnte kein Mensch die auf dem Donjon gehißte weiße Fahne sehen. Bis in die finstere Nacht hinein gab es so noch manche Winkel auf dem Schlachtfelde, in denen die Geschichte trotz des Waffenstillstandes weiterging, und im Givonnegrunde und den Gärten von Petit-Pont hörte man das Gewehrfeuer immer noch andauern.

So fuhren sie lange Zeit fort, sich von einer Seite des Tales nach der andern hinüber mit Kugeln zu durchlöchern. Von Zeit zu Zeit fiel ein Mann mit durchbohrter Brust, wenn er die Unvorsichtigkeit beging, sich eine Blöße zu geben. In dem Baumgange lagen drei neue Tote. Ein auf dem Gesicht liegender Verwundeter röchelte gräßlich, ohne daß irgend jemand auf den Gedanken gekommen wäre, ihn umzudrehen, um ihm den Todeskampf zu erleichtern.

Als Jean aufsah, bemerkte er plötzlich, wie Henriette, die ruhig wieder herausgekommen war, dem Armen einen Tornister als Kopfkissen unter den Kopf schob, nachdem sie ihn

auf den Rücken gelegt hatte. Er lief hinzu und brachte sie ungestüm hinter den Baum, hinter dem er und Maurice Schutz gefunden hatten.

„Wollen Sie sich denn umbringen lassen?"

Sie schien gar kein Verständnis dafür zu besitzen, wie unsinnig ihre Tollkühnheit war.

„Gewiß nicht ... Aber allein da drin im Vorsaale habe ich solche Angst ... Ich möchte viel lieber hier draußen bleiben."

Und sie blieb bei ihnen. Sie ließen sie sich zu ihren Füßen gegen den Stamm niedersetzen, während sie fortfuhren, ihre letzten Patronen nach rechts und links in derartiger Wut abzufeuern, daß ihnen Müdigkeit und Furcht ganz darüber vergingen. Eine gänzliche Bewußtlosigkeit kam über sie, sie handelten mit leerem Kopfe vollständig unbewußt, rein aus Selbsterhaltungstrieb.

„Sieh mal, Maurice," sagte Henriette plötzlich, „ist das nicht ein preußischer Gardesoldat, der Tote da vor uns?"

Seit ein paar Augenblicken schon prüfte sie ganz genau eine der Leichen, die der Feind dagelassen hatte, einen dicken Burschen mit starkem Schnurrbarte, der in dem Kiese der Terrasse auf der Seite lag. Seine Pickelhaube war ein paar Schritte weiter gerollt, der Sturmriemen war zerrissen. Wirklich trug der Tote die Uniform der preußischen Garde; die dunkelgraue Hose, den blauen Rock mit den weißen Streifen und den aufgerollten Mantel umgehängt.

„Ich sage dir, das ist ganz sicher Garde ... Ich habe zu Hause noch ein Bild ... Und dann das Bild, das Vetter Günther uns geschickt hat ..."

Sie unterbrach sich und ging, ehe sie jemand daran verhindern konnte, in ihrer ruhigen Weise auf den Toten zu. Sie beugte sich vornüber.

„Die Aufschläge sind rot!“ rief sie. „Ach, ich hätte darauf wetten mögen!“

Und dann kam sie wieder, während ihr ein Hagel von Kugeln um die Ohren pfiff.

„Ja, die Aufschläge sind rot, das ist schrecklich ... Es ist Vetter Günthers Regiment.“

Von da an konnten weder Maurice noch Jean sie dazu bringen, sich ruhig in Deckung zu verhalten. Sie war fortwährend in Bewegung und streckte den Kopf vor, um trotz allem in einer ewigen Sorge nach dem kleinen Gehölz hinüberzusehen. Sie schossen beide immer weiter und stießen sie mit den Knien wieder zurück, wenn sie sich zu weit vorwagte. Zweifellos hielten die Preußen ihre Zahl jetzt für stark genug, um anzugreifen, denn sie zeigten sich nun, und ein ständiger Zufluß lief zwischen den Bäumen hin und her; sie erlitten schreckliche Verluste, denn die französischen Kugeln trafen alle und warfen die Leute nieder.

„Sehen Sie!“ sagte Jean plötzlich, „das da ist vielleicht Ihr Vetter ... Der Offizier da, der eben aus dem Hause mit den grünen Fensterläden kommt, da gegenüber.“

Tatsächlich konnten sie drüben einen Hauptmann an seinem goldgestickten Kragen und dem goldenen Adler auf seinem Helm erkennen, der in der schrägfallenden Sonne funkelte. Er war ohne Achselstücke und rief seinen Leuten, den Säbel in der Hand, mit trockener Stimme einen Befehl zu; die Entfernung war so gering, kaum zweihundert Meter, daß man seine schmalen Hüften, das rosige, harte Gesicht mit dem kleinen blonden Schnurrbarte genau erkennen konnte.

Henriette prüfte mit ihrem durchbohrenden Auge jede Einzelheit genau.

„Gewiß ist er es," antwortete sie ohne jedes Erstaunen. „Ich erkenne ihn sehr gut."

Mit einer verrückten Gebärde nahm Maurice ihn aufs Korn.

„Unser Vetter ... Ah, Gottsdonnerwetter! der soll für Weiß bezahlen."

Aber zitternd stand sie auf und schlug den Chassepot beiseite, so daß der Schuß gegen den Himmel ging.

„Nein, nein! Nicht auf Verwandte, auf Leute, die man kennt! Das ist abscheulich!"

Dann wurde sie wieder ganz Frau und sank hinter dem Baume in sich zusammen, indem sie schluchzend vor sich hin weinte. Der Schrecken gewann die Oberhand über sie, sie war ganz Furcht und Schmerz.

Rochas dagegen war siegesgewiß. Das Feuer der paar Soldaten um ihn herum, das er mit seiner Donnerstimme belebte, hatte beim Anblick der Preußen eine derartige Kraft angenommen, daß diese sich zurückwandten und in das kleine Holz umkehrten.

„Haltet aus, Kinder, laßt nicht nach! ... Ah! die Wallache, da reißen sie aus, denen wollen wir es schön heimzahlen!"

Er war fröhlich und schien von einem riesigen Vertrauen erfüllt. Niederlagen gab's gar nicht. Diese Handvoll Leute vor ihm waren für ihn die deutschen Heere, die er nach Gutdünken mit einem Stoß über den Haufen werfen konnte. Sein langer, magerer Körper mit dem langen, knochigen Gesicht, in dem die Adlernase über den heftigen und doch so gutmütigen Mund fiel, alles das drückte in einer gewissen prahlerischen Fröhlichkeit die lachende Freude des Söldners aus, der mit seiner Schönen und einer guten Flasche Wein die Welt erobert.

„Bei Gott! Kinder, wir sind doch nur dazu da, sie gründlich zu verhauen ... Anders kann das ja gar nicht ausgehen. Was? das wäre ja eine merkwürdige Veränderung, wenn wir uns schlagen lassen sollten! ... Wir geschlagen! Kann man sich so was vorstellen? Noch einen Stoß, Kinder, und sie reißen aus wie die Hasen!"

Er prahlte und fuchtelte dermaßen herum und war in seiner Herzenseinfalt so tapfer, daß seine Fröhlichkeit auf die Soldaten überging. Plötzlich schrie er:

„Mit Fußtritten vor den Hintern! Mit Fußtritten vor den Hintern bis an die Grenze! ... Sieg! Sieg!"

Aber gerade in dem Augenblick, als der Feind sich auf der andern Seite des Tales zurückzuziehen schien, ertönte von links her furchtbares Gewehrfeuer. Wieder war es die ewige Umgehungsbewegung, eine ganze Abteilung Garde war um den Givonnegrund herumgegangen. Von nun an wurde die Verteidigung der Eremitage unmöglich; das Dutzend Soldaten, die die Terrassen noch verteidigten, befand sich zwischen zwei Feuern und war in Gefahr, von Sedan abgeschnitten zu werden. Mehrere Leute fielen, und einen Augenblick entstand eine furchtbare Verwirrung. Schon drangen die Preußen über die Parkmauer und kamen durch die Baumgänge in so großer Zahl heran, daß sich nun ein Kampf mit dem Bajonett entspann. Mit bloßem Kopf und zerrissener Weste richtete ein Zuave, ein schöner Kerl mit schwarzem Bart, ein furchtbares Blutbad an, indem er krachende Brustkörbe und weiche Bäuche durchbohrte und sein noch vom Blute des einen rotes Bajonett in den Weichen eines andern wieder abwischte; und als es abbrach, fuhr er fort, ihnen mit Kolbenhieben die Schädel einzuschlagen; schließlich, als ein Fehltritt ihn endgültig entwaffnete, sprang er einem dicken Preu-

ßen mit einem derartigen Satz an die Kehle, daß sie alle beide in tödlicher Umarmung über den Kies der Terrasse bis an die eingeschlagene Küchentüre rollten. Zwischen den Bäumen des Parkes, auf jeder Ecke des Rasens häuften andere Schlächtereien weitere Tote auf. Aber auf der Freitreppe um das himmelblaue Sofa und die Lehnstühle herum tobte der Kampf am heftigsten; hier verbrannten sich die Männer in wütendem Gedränge das Gesicht durch unmittelbar aufeinander abgefeuerte Schüsse und zerfleischten sich mit Zähnen und Nägeln, wenn ihnen ein Messer fehlte, um sich die Brust aufzuschlitzen.

Gaude mit seinem schmerzerfüllten Gesicht, das einen Kummer ausdrückte, von dem er niemals sprach, wurde nun von geradezu verrückter Tapferkeit ergriffen. Angesichts dieser letzten Niederlage, nun er ganz genau wußte, die ganze Kompanie war vernichtet und kein Mensch würde auf seinen Ruf kommen, da packte er sein Horn, setzte es an den Mund und blies mit einem solchen Sturmesatem zum Sammeln, daß es schien, als wolle er die Toten wieder auferwecken. Und die Preußen kamen, und er wankte nicht, mit voller Lunge blies er immer lauter. Ein Sturm von Kugeln warf ihn nieder, sein letzter Hauch schwang sich in einem metallenen Tone gen Himmel, so daß es schien, als schauderte der darüber zusammen.

Rochas stand ohne jedes Verständnis aufrecht und machte keine Anstalten zur Flucht. Er wartete und stammelte:

„Na ja! Was ist denn? Was ist denn?"

Das ging ihm nicht in den Schädel ein, daß das hier wieder eine Niederlage war. Alles war anders geworden, selbst die Art zu kämpfen. Hätten diese Kerls auf der andern Seite des Tales nicht warten müssen, bis man sie besiegen konnte?

Wozu schlug man sie tot, wenn immer mehr von ihnen kamen? Was für 'ne verfluchte Sorte von Krieg war denn das, wo sich zehn Mann zusammentun, um einen zu erschlagen, wo der Feind sich erst abends zeigt, nachdem er einen den ganzen Tag lang erst schlau durch Geschützfeuer in Verwirrung gebracht hat? Bis jetzt hatte er von dem ganzen Feldzuge noch nichts begriffen und fühlte sich nun verdutzt, betäubt, erfaßt und mitgerissen von etwas Höherem, dem er keinen Widerstand mehr leistete, obwohl er immer noch wie ein aufgezogenes Uhrwerk wiederholte:

„Mut, Kinder, dort hinten winkt uns der Sieg!"

Jetzt hatte er mit einer raschen Gebärde die Fahne wieder ergriffen. Das war sein letzter Gedanke, sie zu verbergen, damit die Preußen sie nicht bekämen. Obwohl die Fahnenstange zerbrochen war, geriet sie ihm doch zwischen die Beine, und er wäre fast gefallen. Kugeln pfiffen um ihn her und er fühlte den Tod nahen; da riß er das Seidentuch der Fahne ab und zerfetzte sie in der Absicht, sie zu vernichten. In diesem Augenblick traf es ihn in Hals, Brust und Beine, und er sank auf den dreifarbigen Fetzen zusammen, so daß sie ihn ganz umgaben. Eine Minute lang lebte er noch und seine weit aufgerissenen Augen sahen vielleicht am Horizont das wirkliche Bild des Krieges emporsteigen, den wilden Kampf ums Dasein, den man nur mit ergebenem, ernstem Herzen auf sich nehmen darf wie ein Gesetz. Dann überfiel ihn ein leichtes Schlucken und er ging in seiner kindlichen Bestürzung hinüber, das arme, beschränkte Geschöpf, das er war, wie ein sich des Lebens erfreuendes Insekt, das die Notwendigkeit der gewaltigen, empfindungslosen Natur vernichtet. Mit ihm verschwand eine Sagengestalt.

Sowie die Preußen kamen, hatten Jean und Maurice sich

von Baum zu Baum zurückgezogen und schützten Henriette so gut wie möglich zwischen sich. Sie hörten nicht auf zu schießen, sie feuerten und suchten dann neue Deckung. Maurice wußte oben im Park eine kleine Pforte, die sie auch zufällig offen fanden. Rasch schlüpften sie alle drei hinaus. Sie gerieten in einen engen Verbindungsgang, der sich zwischen zwei hohen Mauern hinschlängelte. Aber als sie ans Ende kamen, ließen ein paar Schüsse sie sich nach links in ein anderes Gäßchen werfen. Das Unglück wollte, daß dies eine Sackgasse war. Im Sturmschritt mußten sie zurück und sich unter einem Hagel von Kugeln nach rechts wenden. Später konnten sie sich unmöglich auf den Weg besinnen, den sie eingeschlagen hatten. An jeder Mauerecke dieses unentwirrbaren Netzes schoß man sich noch herum. Unter den Durchfahrten gab es so immer noch einzelne Gefechte, die geringsten Vorsprünge wurden verteidigt und mit entsetzlicher Erbitterung im Sturme genommen. Plötzlich aber kamen sie nahe bei Sedan auf die aus dem Givonnegrunde führende Straße.

Jean hob noch ein letztes Mal den Kopf, um nach Westen zu sehen, wo die Sonne in rosiger Glut unterging; und dann stieß er endlich einen Seufzer unendlicher Erleichterung aus.

„Ach, dies Schwein von Sonne, endlich geht sie unter!"

Alle drei rannten sie übrigens und rannten, ohne Atem zu holen. Um sie her brauste das letzte Ende des Flüchtlingsschwarmes über die ganze Breite der Straße in immer zunehmendem Gedränge wie ein ausgeuferter Wildbach dahin. Als sie an das Tor von Balan kamen, mußten sie mitten in einem wüsten Gedränge warten. Die Ketten der Zugbrücke waren gebrochen und nur der Fußgängerlaufsteg benutzbar geblieben; Geschütze und Pferde konnten daher überhaupt

nicht hinüber. An dem Ausfallpförtchen am Schlosse und am Cassinetor wäre das Gedränge noch entsetzlicher, hieß es. Es war, als wollte sich alles wie toll in einen Abgrund stürzen, wie so die Bruchstücke des Heeres von allen Abhängen sich herniederwälzten und auf die Stadt warfen; mit dem Gebrause einer geöffneten Schleuse stürzten sie in sie hinein wie in die Tiefe eines Kanals. Die verhängnisvolle Anziehungskraft der Mauern verdrehte auch den Tapfersten den Kopf.

Maurice hatte Henriette in die Arme genommen; er zitterte vor Ungeduld.

„Sie werden doch wenigstens das Tor nicht schließen, ehe alle hinein sind!"

Das fürchtete die ganze Menge. Rechts und links lagerten sich indessen schon Soldaten auf den Abhängen; und in den Gräben scheiterten Batterien, Munitionswagen und Pferde in wirrem Durcheinander.

Aber öfter und öfter riefen jetzt Hörner zum Appell, und bald folgte klar das Zeichen zum Rückzuge. Die noch zögernden Soldaten wurden zurückgerufen. Manche kamen auch im Laufschritt heran, vereinzelte Schüsse ertönten in der Vorstadt seltener und seltener. Auf den innern Brustwehren wurden noch Abteilungen zur Verteidigung der Außenwerke gelassen; dann wurde das Tor endlich geschlossen. Die Preußen waren keine hundert Meter mehr entfernt. Man sah sie auf der Straße nach Balan hin und her gehen und ganz ruhig Häuser und Gärten besetzen.

Maurice und Jean, die Henriette vor sich herschoben, waren unter den letzten nach Sedan hineingekommen. Es schlug sechs Uhr. Das Geschützfeuer hatte schon seit fast einer Stunde aufgehört. Allmählich schwiegen auch die vereinzelten Gewehrschüsse. Und dann blieb von all dem betäubenden

Lärm, dem scheußlichen, seit Sonnenuntergang grollenden Donner nichts als das Schweigen des Todes. Die Nacht kam und senkte sich düster in schauervollem Schweigen herab.

## 8

Nachdem er nun wußte, die Schlacht sei verloren, ging Delaherche in seiner Angst vor den Folgen gegen halb sechs, ehe die Tore geschlossen wurden, abermals nach der Unterpräfektur. Fast drei Stunden lang blieb er dort, trabte auf dem Pflaster des Hofes hin und her und spähte nach allen vorbeikommenden Offizieren, um sie zu fragen; auf diese Weise erfuhr er, wie die Ereignisse sich überstürzt hatten: wie General Wimpffen seine Entlassung eingereicht und wieder zurückgezogen hatte, wie er vom Kaiser Vollmacht erhalten habe, um vom großen Hauptquartier der Preußen zugunsten der besiegten Truppen möglichst wenig entehrende Bedingungen zu erlangen, schließlich vom Zusammentritt des Kriegsrates, dem die Entscheidung darüber oblag, ob man den Kampf weiter fortsetzen und die Festung verteidigen wolle. Während der Beratung, an der etwa zwanzig höhere Offiziere teilnahmen und die ihm hundert Jahre zu dauern schien, stieg der Tuchfabrikant wieder und wieder die Stufen der Freitreppe hinauf. Um ein viertel nach acht sah er plötzlich den General Wimpffen dunkelrot mit ganz geschwollenen Augen, von einem Oberst und zwei Generalen gefolgt, herunterkommen. Sie sprangen in den Sattel und entfernten sich nach der Maasbrücke hin. Das hieß, die Übergabe war angenommen, unvermeidlich.

Nun fühlte Delaherche sich wieder sicher und fand, er sterbe vor Hunger, so daß er beschloß, nach Hause zu gehen. Sobald

er sich aber draußen befand, blieb er angesichts der furchtbaren Verstopfung, die sich allmählich vollzogen hatte, zaudernd stehen. Straßen und Plätze waren derart vollgepackt und gestopft mit Menschen, Pferden und Geschützen, daß die ganze feste Masse wie mit Hilfe einer Riesenramme gewaltsam eingestampft erschien. Während auf den Wällen die Regimenter biwakierten, die sich in leidlich guter Ordnung zurückgezogen hatten, waren die dichten Überreste aller Korps, die Flüchtlinge aller Waffengattungen in wimmelndem Gedränge, in einem dicken, schwerflüssigen Strom, in dem man weder Hand noch Fuß rühren konnte, über die Stadt hereingeflutet. Die Geschütze, Munitionswagen und unzählige andere Fuhrwerke hatten sich mit ihren Rädern verheddert. Die mit Peitschen und Stößen nach allen Richtungen gehetzten Pferde hatten weder zum Vorwärtsgehen noch nach rückwärts Raum. Die Mannschaften waren taub gegen alle Drohungen und drangen in die Häuser, wo sie verzehrten, was sie vorfanden, und sich in den Zimmern oder in den Kellern niederlegten, wo sie konnten. Viele brachen auch vor den Türen nieder und versperrten die Zugänge. Andere hatten nicht mehr genügend Kraft, um sich weiterzuschleppen, und lagen auf den Fußsteigen in einem wahren Todesschlaf und standen selbst nicht unter den Tritten auf, die ihre Glieder trafen; sie ließen sich lieber zertrampeln, als sich die Mühe zu machen, ihren Platz zu wechseln.

Nun verstand Delaherche die gebieterische Notwendigkeit der Übergabe. Auf manchen Plätzen stießen die Munitionswagen aneinander; eine einzige zwischen sie gefallene preußische Granate hätte alle miteinander in die Luft gesprengt und ganz Sedan hätte wie eine Fackel gebrannt. Und was sollte mit diesem Haufen von Elenden geschehen, die von

Hunger und Ermüdung zermalmt, weder Patronen noch Lebensmittel hatten? Das Aufräumen der Straßen allein hätte mindestens einen ganzen Tag gekostet. Die Festung selbst war unbewaffnet, die Stadt ohne Vorräte. Das waren die Gründe gewesen, die die Verständigsten, die sich trotz ihres großen Schmerzes als gute Patrioten einen klaren Blick für die Sachlage bewahrt hatten, im Kriegsrate zur Geltung gebracht hatten; und die tollkühnsten Offiziere, die anfingen zu zittern, während sie riefen, ein Heer dürfe sich nicht derart übergeben, mußten den Kopf senken, denn sie fanden keine in die Tat umsetzbare Möglichkeit, den Kampf am andern Morgen wieder aufzunehmen.

Auf dem Turenneplatz und dem Uferplatz konnte Delaherche sich schließlich mit vieler Mühe einen Weg durch das Gewirre bahnen. Als er am Gasthause Zum goldenen Kreuz vorbeikam, machte der Speisesaal, in dem eine Anzahl Generale stumm um die leere Tafel herum saßen, auf ihn den Eindruck einer düstern Geistererscheinung. Es gab nichts mehr, nicht einmal Brot. General Bourgain-Desfeuilles indessen, der in der Küche herumtobte, mußte wohl noch etwas gefunden haben, denn er wurde plötzlich ganz still und stieg mit einem fettigen Papier in den Händen schleunigst die Treppe wieder hinauf. Vom Platze aus blickte eine derartige Menge durch die Scheiben auf diese düstere, von der Not reingefegte Wirtstafel, daß der Fabrikant von seinen Ellbogen Gebrauch machen mußte; er war wie angeleimt und verlor manchmal infolge eines plötzlichen Druckes das Stück Weg, das er schon gewonnen hatte. In der Großen Straße aber wurde die Menge undurchdringlich, und einen Augenblick packte ihn Verzweiflung. Alle Geschütze einer Batterie schienen hier übereinandergeworfen zu sein. Er entschloß sich, über die Lafetten

zu klettern, stieg auf die Geschütze und sprang auf die Gefahr hin, sich die Beine zu brechen, von Rad zu Rad. Schließlich versperrten die Pferde ihm den Weg; er bückte sich und kroch zwischen den Beinen und unter den Bäuchen der elenden, vor Hunger halb toten Geschöpfe durch. Als er dann so nach einer mühseligen Viertelstunde auf die Höhe der Rue Saint-Michel gelangte, jagten ihm die immer mehr zunehmenden Schwierigkeiten einen mächtigen Schreck ein, und er dachte schon daran, sich in diese Straße zu werfen, um dann weiter durch die Rue des Laboureurs zu gehen; er hoffte, diese entlegenen Straßen würden weniger verstopft sein. Das Unglück wollte aber, daß sich hier ein übelberüchtigtes Haus befand, das von einer Bande betrunkener Soldaten belagert wurde; und da er befürchtete, in dieser Drängelei noch Prügel zu bekommen, kehrte er auf der Stelle um. Jetzt wurde er aber hartnäckig und quetschte sich durch die Große Straße bis ans Ende durch, indem er bald auf Wagendeichseln entlang turnte, bald über Gepäckwagen kletterte. Auf dem Schulplatze wurde er etwa dreißig Meter weit auf den Schultern anderer weitergetragen. Dann sank er wieder herunter, die Seiten wurden ihm beinahe eingedrückt, und er konnte sich nur dadurch retten, daß er sich an den Stäben eines Gitters hochzog. Als er schließlich schweißbedeckt und zerfetzt die Rue Macqua erreichte, hatte er sich seit seinem Fortgang aus der Unterpräfektur über eine Stunde abgequält, um einen Weg zurückzulegen, zu dem er gewöhnlich weniger als fünf Minuten brauchte.

Der Stabsarzt Bouroche hatte eine Überfüllung des Gartens und des Lazaretts vermeiden wollen und daher zur Vorsicht zwei Posten vor den Eingang gestellt. Das war für Delaherche bei dem Gedanken, sein Haus könnte am Ende aus-

geplündert werden, ein großer Trost. Der Anblick des nur spärlich durch ein paar Laternen erhellten Lazaretts im Garten, das einen üblen Fiebergeruch ausströmte, jagte ihm wieder Eiseskälte ins Herz. Er stieß gegen einen auf dem Pflaster schlafenden Soldaten, und da kam ihm die Kriegskasse des siebenten Korps wieder ins Gedächtnis, die dieser Mann zu bewachen hatte; er war offenbar von seinen Vorgesetzten vergessen worden und nun derartig von Müdigkeit überwältigt, daß er sich hingelegt hatte und eingeschlafen war. Das Haus schien übrigens ganz leer, das Erdgeschoß war dunkel, alle Türen standen offen. Die Dienstboten hatten wohl im Lazarett bleiben müssen, denn in der Küche, wo eine kleine Lampe trübe schwelte, war kein Mensch. Er zündete sich eine Kerze an und stieg leise die Treppe hinauf, um seine Mutter und seine Frau nicht aufzuwecken, die er dringend gebeten hatte, sich nach diesem so arbeitsreichen und aufregenden Tage zu Bett zu legen.

Aber als er in sein Zimmer trat, fuhr er zusammen. Auf dem Sofa, auf dem Hauptmann Beaudouin am Tage vorher ein paar Stunden geschlafen hatte, fand er einen Soldaten ausgestreckt; er verstand die Sachlage erst, als er Maurice, Henriettes Bruder, erkannte. Noch klarer wurde sie ihm, als er beim Umdrehen auf dem Teppich einen in einen Mantel gewickelten zweiten Soldaten erblickte, nämlich Jean, den er vor der Schlacht gesehen hatte. Alle beide schienen tot vor Erschöpfung. Er blieb nicht stehen, sondern ging in das danebenliegende Schlafzimmer seiner Frau. Auf der Ecke eines Tisches stand hier eine brennende Lampe und es herrschte ein schauriges Schweigen. Gilberte hatte sich, zweifellos in der Befürchtung eines kommenden Unheils, vollständig angezogen aufs Bett geworfen. Sie schlief in-

dessen ganz ruhig, während neben ihr auf einem Stuhle, den Kopf gegen ihre Matratze gesunken, Henriette gleichfalls schlief; aber ihr Schlummer wurde von schweren Träumen beunruhigt, und große Tränen hingen ihr an den Lidern. Er sah einen Augenblick auf sie nieder und kam in Versuchung, sie aus Wißbegierde aufzuwecken. War sie wohl bis Bazeilles gekommen? Wenn er sie fragte, konnte sie ihm vielleicht Nachricht über seine Färberei geben? Aber Mitleid packte ihn, und er zog sich zurück, als seine Mutter auf der Schwelle erschien und ihm schweigend ein Zeichen machte, ihr zu folgen.

Als sie darauf durch das Speisezimmer gingen, gab er ihr sein Erstaunen zu erkennen.

„Was? Du hast dich nicht hingelegt?"

Zuerst machte sie nur ein verneinendes Zeichen mit dem Kopfe; dann antwortete sie mit unterdrückter Stimme:

„Ich kann nicht schlafen, ich habe mich in einen Lehnstuhl zum Oberst gesetzt ... Er hat vor kurzem sehr heftiges Fieber bekommen und wacht alle Augenblicke auf und fragt mich ... Und ich weiß doch nicht, was ich ihm sagen soll ... Komm mal herein und sieh ihn dir an."

Herr von Vineuil war schon wieder eingeschlafen. Auf dem Kopfkissen war sein langes rotes Gesicht nur undeutlich zu erkennen, sein Schnurrbart schnitt es wie mit einer schneeigen Flut ab; Frau Delaherche hatte eine Zeitung vor die Lampe gestellt, und so war diese ganze Ecke der Kammer in Halbdunkel gehüllt; nur auf sie fiel ein lebhaftes Licht, als sie so ernst in ihrem Lehnstuhle dasaß, die Hände herabgesunken und die Augen in trauriger Träumerei in der Ferne verloren.

„Warte," sagte sie leise, „ich glaube, er hat dich gehört; da wacht er schon wieder auf."

In der Tat öffnete der Oberst die Augen und heftete sie,

ohne den Kopf zu bewegen, auf Delaherche. Er erkannte ihn und fragte ihn sofort mit vor Fieber zitternder Stimme:

„Es ist aus, nicht wahr? Wir übergeben uns?"

Der Fabrikant fing einen Blick seiner Mutter auf und war im Begriff zu lügen. Aber wozu? Er machte eine verzweifelnde Handbewegung.

„Was sollen sie denn machen? Wenn Sie die Straßen in der Stadt sehen könnten!... General Wimpffen hat sich eben wieder ins preußische Hauptquartier begeben, um über die Bedingungen zu verhandeln."

Herrn von Vineuils Augen hatten sich wieder geschlossen, ein langer Schauder ergriff ihn und es entfuhr ihm die leise Klage:

„O mein Gott, mein Gott!"

Ohne die Augen wieder zu öffnen, fuhr er in abgerissenen Sätzen fort:

„Ach, was ich vorhatte, hätten sie gestern durchführen müssen... Ja, ich kenne doch das Gelände und hatte dem General meine Befürchtungen mitgeteilt; aber auf den haben sie ja auch nicht gehört... Da oben die Höhen oberhalb Saint-Menges bis Fleigneux besetzt, beherrscht die Armee Sedan und bleibt im Besitze des Passes von Saint-Albert... Dort warten wir, unsere Stellungen sind nicht zu nehmen, der Weg nach Mézières steht uns offen..."

Seine Sprache verwirrte sich, er stotterte noch ein paar unverständliche Worte, während das vom Fieber erzeugte Bild der Schlacht sich allmählich verdunkelte und vom Schlaf fortgescheucht wurde. Er schlief und fuhr am Ende fort, von Sieg zu träumen.

„Sagt der Stabsarzt gut für ihn?" fragte Delaherche mit leiser Stimme.

Frau Delaherche machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen.

„Einerlei, diese Verwundungen am Fuße sind gräßlich,“ fuhr er fort. „Er muß doch sicher lange im Bett bleiben, nicht wahr?“

Diesmal blieb sie still, wie versunken in den Schmerz über die Niederlage. Sie stammte ja auch aus einem andern Zeitalter, aus jenem alten, rauhen Bürgertum der Grenze, das seine Städte ehemals so glühend verteidigt hatte. In dem hellen Lampenlicht lag auf ihrem strengen Gesicht mit der dürren Nase und den schmalen Lippen der ganze Ausdruck ihres Zornes und ihrer Leiden, dies gänzliche sich Aufbäumen, das sie am Schlafen hinderte.

Nun fühlte Delaherche sich ganz vereinsamt und von furchtbarer Traurigkeit erfüllt. Unerträglicher Hunger packte ihn und er meinte, nur diese Schwäche nähme ihm den Mut. Auf den Zehenspitzen verließ er die Kammer und ging abermals mit seiner Kerze in die Küche hinunter. Hier fand er es noch trauriger, der Herd war ausgegangen, die Anrichte leer, die Aufwaschtücher in Unordnung, als wäre auch hier der Windhauch des Unglücks hindurchgefahren und hätte die ganze lebhafte Freudigkeit an Essen und Trinken mit sich fortgenommen. Zuerst glaubte er schon, er werde keine Brotrinde mehr finden, denn alle Brotreste waren mit der Suppe ins Lazarett gewandert. Dann fand er aber hinten in einem Schranke noch vom Tage vorher vergessene Bohnen. Er aß sie ohne Butter, ohne Brot im Stehen, denn um eine solche Mahlzeit mochte er nicht wieder nach oben gehen; aber so in der traurigen Küche, die die kleine flackernde Lampe mit ihrem Petroleumgeruch verpestete, beeilte er sich doch nach Möglichkeit.

Es war erst etwas nach zehn, und Delaherche wartete nun in Muße, ob die Übergabe endlich vollzogen sei. Die Unruhe, die Furcht, der Kampf möchte wieder aufgenommen werden, dauerte in ihm fort, all die Angst vor dem, was dann vor sich gehen mußte, wovon er zwar nicht sprach, was ihm aber doch schwer auf dem Herzen lag. Als er dann wieder in sein Zimmer hinaufgegangen war, wo Maurice und Jean sich noch nicht gerührt hatten, versuchte er vergeblich, sich in einem Lehnstuhl auszustrecken; der Schlaf floh ihn, das Platzen von Granaten ließ ihn plötzlich auffahren, so daß er glaubte, er müßte den Verstand verlieren. Das war der entsetzliche Geschützdonner des ganzen Tages, den er noch in den Ohren hatte; er horchte einen Augenblick und saß dann zitternd vor dem gewaltigen Schweigen da, das jetzt herrschte. Weil er also doch nicht schlafen konnte, ging er lieber in den dunklen Zimmern umher, ohne jedoch in die Kammer zu gehen, in der seine Mutter bei dem Oberst wachte; denn der starre Blick, mit dem sie seinen Bewegungen folgte, wurde ihm schließlich peinlich. Zweimal war er schon umgekehrt, um zu sehen, ob Henriette nicht aufgewacht wäre, und blieb vor dem so friedlichen Gesicht der jungen Frau stehen. Bis zwei Uhr morgens ging er so herauf und hinunter, von einem Platze zum andern, weil er nicht wußte, was er machen sollte.

Das konnte so nicht weitergehen. Delaherche entschloß sich, wieder nach der Unterpräfektur zu gehen, denn er fühlte doch, jede Ruhe sei für ihn unmöglich, solange er keine Gewißheit hätte. Unten in der verrammelten Straße packte ihn aber Verzweiflung: er würde niemals die Kraft finden, durch alle diese Hindernisse hin- und zurückzugehen, an die der bloße Gedanke ihm schon die Beine zerbrach. Und so zauderte er,

bis er den Stabsarzt Bouroche pustend und fluchend daherkommen sah.

„Gottsdonnerwetter! Da sollte man ja die Beine bei liegenlassen!"

Er hatte zum Stadthaus gehen müssen, um sich dort vom Bürgermeister Chloroform zu erbetteln, das ihm gleich bei Tagesanbruch geschickt werden müßte, denn sein Vorrat war erschöpft und es warteten dringende Operationen; er befürchtete daher gezwungen zu sein, die armen Teufel zu schlachten, ohne sie einschläfern zu können, wie er sagte.

„Na und?" fragte Delaherche.

„Na und sie wissen nicht mal, ob die Apotheker noch welches haben!"

Aber dem Fabrikanten war Chloroform ganz gleichgültig. Er fing wieder an:

„Nein, nein! ... Ist es zu Ende da draußen? Haben sie mit den Preußen unterzeichnet?"

Der Stabsarzt machte eine wütende Bewegung.

„Nichts ist geschehen!" schrie er. „Wimpffen kommt gerade wieder herein ... Es scheint, die Räuber da stellen Bedingungen, daß man ihnen ein paar Ohrfeigen runterhauen möchte ... Ach! dann laß es doch wieder losgehen und uns alle verrecken, das wäre noch besser!"

Delaherche hörte erbleichend zu.

„Aber ist das wirklich wahr, was Sie mir da erzählen?"

„Ich hörte es von einem dieser Zivilisten da aus dem Stadtrat, die haben ja Dauersitzung ... Es kam gerade ein Offizier aus der Unterpräfektur, der es ihnen gesagt hatte."

Und dann brachte er noch Einzelheiten. Die Zusammenkunft hatte im Schlosse Bellevue bei Donchery stattgefunden, und zwar zwischen General von Wimpffen, General von

Moltke und Bismarck. Ein schrecklicher Mensch, dieser Moltke, trocken und hart, mit dem glatten Gesicht eines rechnenden Chemikers, der eine Schlacht in der Einsamkeit seines Studierzimmers mit Hilfe der Algebra gewann. Er hatte sofort zu entwickeln begonnen, er halte die Stellung der französischen Truppen für verzweifelt: keine Lebensmittel, kein Schießbedarf, Entmutigung und Unordnung, völlige Unmöglichkeit, den eisernen Kreis zu durchbrechen, der sie einschnürte; wogegen die deutschen Heere die stärksten Stellungen besetzt hielten und die Stadt in zwei Stunden in Flammen aufgehen lassen konnten. Er hatte kaltblütig seinen Willen erklärt: das ganze französische Heer mit Waffen und Gepäck gefangen. Bismarck mit seinem gutmütigen Hundegesicht hatte ihn lediglich unterstützt. Nun hatte General Wimpffen sich in Bekämpfung dieser Bedingungen erschöpft, die rohesten, die je einem geschlagenen Heere auferlegt waren. Er hatte von seinem Unglück gesprochen, von der heldenmütigen Tapferkeit der Soldaten, von der Gefahr, ein stolzes Volk zum äußersten zu treiben; drei Stunden lang hatte er gedroht und gefleht, mit verzweifelter, glänzender Beredsamkeit gesprochen und verlangt, sie sollten sich damit zufriedengeben, daß das Heer an der äußersten Grenze Frankreichs, selbst in Algier, außer Gefecht gesetzt wurde; der einzige Nachlaß, den er endlich erreicht hatte, wäre der gewesen, daß die Offiziere, die sich durch ihr schriftlich abgegebenes Ehrenwort verpflichteten, nicht weiter zu dienen, an ihren häuslichen Herd zurückkehren könnten. Schließlich sollte der Waffenstillstand bis zum andern Morgen um zehn Uhr verlängert werden. Wenn um diese Zeit die Bedingungen nicht angenommen wären, würden die preußischen Batterien ihr Feuer wieder eröffnen und die Stadt würde verbrannt.

„Das ist doch zu dumm!" schrie Delaherche. „Man verbrennt doch keine Stadt, wenn sie es nicht verdient hat."

Der Stabsarzt brachte ihn schließlich noch ganz außer sich durch den Zusatz, ein paar Offiziere, die er im Wirtshause de l'Europe gesehen hätte, hätten von einem Massenausfall vor Tagesanbruch geredet. Seit Bekanntwerden der deutschen Forderungen machte sich die höchste Erregung geltend und man befürchtete die ausschweifendsten Pläne. Und der Gedanke, es wäre doch nicht ehrenhaft, die Dunkelheit zu einem Bruche des Waffenstillstandes zu benutzen, ohne ihn vorher zu kündigen, werde keinen Menschen abhalten; ganz verrückte Pläne liefen um, den Marsch auf Carignan über die Bayern hinweg im Schutze der dunklen Nacht wieder aufzunehmen, die Hochebene von Illy durch einen Überfall wieder einzunehmen, die Wiedereröffnung des Weges nach Mézières oder sogar ein unwiderstehlicher Durchbruch, um sich mit einem Satze nach Belgien hineinzuwerfen. Andere, das wäre wahr, hätten gar nichts gesagt, sie hätten das Verhängnisvolle dieses Schicksalsschlages gefühlt und jede Bedingung angenommen und unterzeichnet und vor Freude über die Erleichterung noch aufgejauchzt.

„Guten Abend!" schloß Bouroche. „Ich will versuchen, zwei Stunden zu schlafen, denn ich habe es sehr nötig."

Als Delaherche nun allein blieb, ging ihm der Atem aus. Was? Sollte das wahr sein, würden sie wieder anfangen zu fechten und Sedan in Brand stecken und dem Boden gleichmachen lassen? Das würde ganz unvermeidlich sein, und sobald die Sonne hoch genug stehen würde, um alle Schrecken des Gemetzels beleuchten zu können, würde das Gräßliche geschehen. Ganz unbewußt stieg er noch einmal die steile Treppe zum Boden empor und stand zwischen den Schorn=

steinen, am Rande der Plattform, die die Stadt überblickte. Um diese Stunde befand er sich da oben in tiefster Finsternis, in einem unendlichen Meer dahinrollender, düsterer Wolken, in dem er zunächst nichts unterscheiden konnte. Dann sah er die Gebäude seiner Fabrik unter sich liegen, sie lösten sich zuerst in unbestimmten Massen soweit los, daß er sie erkennen konnte: den Maschinenraum, den Aufbereitungsraum, die Trockenräume, die Vorratsräume, und dieser Anblick, diese gewaltige Masse der seinen Stolz und seinen Reichtum bildenden Baulichkeiten überwältigten ihn vor Mitleid mit sich selbst, wenn er daran dachte, daß von diesem allen vielleicht schon in ein paar Stunden nichts als ein Aschenhaufen mehr übrig sein würde. Seine Blicke erhoben sich wieder gegen den Horizont und schweiften in der gewaltigen Dunkelheit umher, in der die Drohung für morgen schlummerte. Im Süden, auf der Seite nach Bazeilles hin, flogen Funkengarben über den in der Glut versunkenen Häusern in die Höhe; im Norden brannte der Hof La Garenne, der abends in Brand geraten war, immer noch und übergoß die Bäume mit einem blutroten Licht. Außer diesen beiden flammte kein anderes Feuer auf; sonst lag ein unergründlicher Abgrund da, in dem eine durch alle möglichen Gerüchte erzeugte Furcht umherschwirrte. Dort hinten, sehr weit entfernt von ihm, vielleicht am Ende auf den Wällen, weinte jemand. Vergeblich suchte er den Schleier zu durchdringen und die Marfée, den Liry, die Batterien von Frénois oder Wadelincourt zu erkennen, diesen Gürtel bronzener Bestien, deren vorgebeugten Hals mit dem offenen Rachen er dort ahnte. Und als er seinen Blick nach der Stadt zurückwandte, hörte er die Angst um sich her atmen. Es war nicht allein der schlechte Schlaf der auf dem Straßenpflaster liegenden Soldaten, das dumpfe Geräusch dieser Masse von

Menschen, Pferden und Geschützen. Was er zu empfinden glaubte, war vielmehr die angsterfüllte Schlaflosigkeit seiner Mitbürger und Nachbarn, die gleich ihm vom Fieber geschüttelt wurden und aus Angst vor dem kommenden Tage nicht schlafen konnten. Sie mußten alle wissen, daß die Übergabe nicht unterzeichnet wäre, und alle zählten sie die Stunden und zitterten bei dem Gedanken, daß, wenn sie nicht unterzeichnet würde, sie nur in ihre Keller hinabsteigen könnten und dort sterben, vernichtet, in die Trümmer ihrer Häuser eingemauert. Scheinbar aus der Rue des Voyards schallte eine Stimme zu ihm empor, die inmitten eines plötzlichen Waffengeklirres „Mord!" schrie. Er beugte sich vor und hing so in der finstern Nacht in dem nebeligen, sternenlosen Himmel; ein Schauder packte ihn, daß ihm die Haut am ganzen Körper erschauerte.

Maurice wachte unten auf dem Sofa bei Tagesanbruch auf. Ganz verkrümmt, die Augen auf die Fensterscheiben gerichtet, die sich allmählich in der bleiernen Dämmerung erhellten, rührte er sich nicht. In der scharfen Klarheit des Erwachens tauchten ihm schreckliche Erinnerungen wieder auf, die verlorene Schlacht, die Flucht, all das Unheil. Er sah alles, auch die geringsten Kleinigkeiten, und litt entsetzlich unter der Niederlage, deren Nachhall so sehr bis zu den Wurzeln seines Wesens herunterreichte, daß er sich fühlte, als habe er selbst sie verschuldet. Und immer weiter dachte er über all dies Unheil nach und fand seine Selbstvernichtungsfähigkeit bei dieser Untersuchung nur noch geschärft. Bot er denn nicht das beste Beispiel, war er nicht ein echtes Zeitkind, gewiß von glänzender Bildung, aber auch unglaublicher Unwissenheit auf allen Gebieten, die er hätte verstehen müssen, und prahlte er nicht mit seinem Wissen derartig, daß er sich

selbst blendete und ihm der Kopf durch die Sucht nach Vergnügen und das trügerische Wohlleben seiner Zeit völlig verdreht wurde? Dann tauchte etwas anderes vor ihm auf: sein Großvater, im Jahre 1780 geboren, einer der Helden der großen Armee, einer der Sieger von Austerlitz, Wagram und Friedland; sein Vater, geboren 1811, als kleiner Beamter dem Bureaukratismus verfallen, Lehrer in Chêne-Populeux, wo er sich vernutzte; er selbst, 1842 geboren, wie ein Herr erzogen, als Rechtsanwalt eingetragen, fähig der schlimmsten Dummheiten und der höchsten Begeisterung, besiegt bei Sedan in einem Schicksalsschlage, den er für gewaltig, ja für den Abschluß einer Welt hielt; und dies Herunterkommen seines Geschlechts, das ihm erklärte, wie das in den Großvätern siegreiche Frankreich in seinen Enkeln geschlagen werden konnte, zermalmte sein Herz wie ein Unglücksfall in der eigenen Familie, der langsam immer schlimmer werdend, schließlich, sobald die Stunde schlug, in verhängnisvoller Vernichtung das Ende herbeiführte. Im Falle eines Sieges hätte er sich so tapfer und triumphierend gefühlt! Angesichts der Niederlage verfiel er in weibischer Nervenschwäche in einen jener fürchterlichen Anfälle von Verzweiflung, in denen die ganze Welt zugrunde geht. Es war alles aus, Frankreich war tot. Schluchzen erstickte ihn, er weinte und rang die Hände und fand die stammelnden Laute seines Kindergebetes wieder:

„Mein Gott, nimm mich zu dir ... Mein Gott, nimm alle die Unglücklichen, die leiden, zu dir ..."

Jean, der auf der Erde in einen Mantel gewickelt dalag, begann sich zu rühren. Schließlich setzte er sich erstaunt aufrecht.

„Nanu, Junge, bist du krank?"

Als er aber merkte, es seien nur wieder Gedanken zum

Jungehundekriegen, wie er sagte, wurde ihm ganz väterlich zumute.

„Na, na, was hast du denn? Mußt doch nicht um nichts so heulen."

„Ach!" jammerte Maurice, „jetzt ist alles aus! Geh' doch, wir können nur alle Preußen werden!"

Und als sein Waffengefährte sich mit dem Hartschädel des Ungebildeten hierüber ganz erstaunt zeigte, versuchte er ihm die Erschöpfung ihrer Rasse klarzumachen, ihr Verschwinden unter der notwendig kommenden Flut neuen Blutes. Aber der Bauer wies eine derartige Erklärung mit hartnäckigem Kopfschütteln von sich ab.

„Was? Mein Feld sollte mir nicht mehr gehören? Ich sollte es mir von den Preußen nehmen lassen, solange ich noch nicht vollständig tot bin und noch meine beiden Arme habe? ... Geh' doch los!"

Dann gab er ihm, so gut er konnte, seine Auffassung zum besten. Sicher hätten sie mächtige Hiebe gekriegt, das war gewiß! Aber vielleicht waren doch noch nicht alle totgeschlagen, es waren doch wohl noch ein paar über, und die würden schon genügen, um das Haus wieder aufzubauen, wenn sie nur fixe Kerls wären, die hart arbeiteten und ihren Lohn nicht gleich wieder versöffen. Mit einer Familie kann man sich, wenn man sich Mühe gibt und etwas beiseite legt, immer aus der Klemme ziehen, auch in den schlimmsten Unglücksfällen. Zuweilen ist es auch gar nicht übel, wenn man mal ordentlich eins an die Ohren kriegt: das macht nachdenklich. Und mein Gott! Wenn wirklich etwas an ihnen faul wäre, ein paar unter ihnen verrottet, na ja! Dann wäre es doch besser, wenn die mit der Axt abgehauen würden, als daß sie alle wie an der Cholera verreckten.

„Verloren? Ach nein, nein!" wiederholte er mehrmals hintereinander. „Ich bin gar nicht verloren, so fühle ich mich ganz und gar nicht!"

Und steif, wie er war, denn die Haare waren ihm noch von dem Blut aus seiner Schramme zusammengeklebt, richtete er sich in seinem Lebensdrange hoch auf; er wollte wieder zu seinem Arbeitszeug oder zum Pfluge greifen, um nach seinen Worten sein Haus wieder aufzubauen. Er stammte von dem alten verständigen, ausdauernden Boden her, dem alten Lande der Vernunft, der Arbeit und der Sparsamkeit.

„Aber das ist einerlei," fuhr er fort, „für den Kaiser tut es mir doch leid ... Es sah doch so aus, als gingen die Geschäfte gut, das Getreide wurde gut bezahlt ... Aber er war sicher zu dumm, auf solche Geschichten läßt man sich doch nicht ein!"

Maurice aber blieb niedergeschlagen und machte nur eine trostlose Handbewegung.

„Ach, der Kaiser! Doch, ja, eigentlich hatte ich ihn trotz meiner Ansichten über Freiheit und Republik ganz lieb ... Ja, das liegt mir so im Blut, ich habe es wohl noch von meinem Großvater her ... Aber nun ist auf dieser Seite auch alles faul; wohin werden wir bloß fallen?"

Seine Augen irrten umher und seine Klagen waren so schmerzerfüllt, daß Jean sich in seiner Besorgnis entschloß aufzustehen, als er Henriette hereinkommen sah. Sie war gerade von dem Geräusch von Stimmen im Nebenzimmer aufgewacht. Ein blasses Tageslicht erhellte jetzt das Zimmer.

„Sie kommen wie gerufen, um ihn auszuschelten," sagte er und tat, als lachte er. „Er ist ganz unvernünftig."

Aber der Anblick seiner Schwester, so blaß, so kummervoll, brachte in Maurice bei seiner zärtlichen Zuneigung zu ihr

eine heilsame Wendung hervor. Er öffnete die Arme und zog sie an seine Brust; und als sie sich ihm an den Hals warf, durchdrang ihn eine große Süßigkeit. Auch sie weinte nun, und ihre Tränen vermengten sich.

„Ach, mein armer, armer Liebling, wie hasse ich mich, daß ich dich nicht besser trösten kann! ... Der gute Weiß, dein Mann, der dich so liebhatte! Was soll nun aus dir werden? Du warst auch immer das Opferlamm und hast dich nie beklagt ... Und ich habe dir auch schon soviel Kummer gemacht, und wer weiß, ob ich dir nicht noch mehr machen werde?"

Sie brachte ihn zum Schweigen, indem sie ihm die Hand auf den Mund legte, als Delaherche eintrat, ganz verstört und außer sich. Er war schließlich von der Plattform wieder nach unten gegangen, da ihn ein nervöser Heißhunger packte, den die Übermüdung noch bis zur Verzweiflung steigerte; und als er in die Küche gegangen war, um irgend etwas Warmes zu trinken, hatte er dort bei der Köchin einen ihrer Verwandten gefunden, einen Tischler aus Bazeilles, der als einer der letzten Einwohner dortgeblieben war, und der hatte ihm erzählt, daß seine Färberei vollständig zerstört, ein Trümmerhaufen sei.

„Was? Solche Räuber, sollte man's glauben?" wandte er sich stammelnd zu Maurice und Jean. „Alles ist verloren, heute morgen werden sie Sedan in Brand stecken, wie sie gestern Bazeilles angesteckt haben ... Ich bin zugrunde gerichtet, ich bin zugrunde gerichtet!"

Henriettes Stirnwunde erregte seine Aufmerksamkeit, und er erinnerte sich, daß er noch gar nicht mit ihr gesprochen habe.

„Richtig, Sie sind ja dorthin gegangen und haben das dabei abgekriegt ... Ach, der arme Weiß!"

Und als er an den roten Augen der jungen Frau plötzlich sah, daß sie von dem Tode ihres Mannes unterrichtet sei, schoß er mit einer greulichen Begebenheit los, die ihm der Tischler gerade erzählt hatte.

„Der arme Weiß! Scheinbar haben sie ihn verbrannt ... Ja, sie haben die Körper der erschossenen Einwohner gesammelt und sie in die Glut eines brennenden Hauses geworfen, das mit Petroleum besprengt war."

Von Entsetzen ergriffen hörte Henriette ihn an. Mein Gott! Nicht einmal den Trost sollte sie haben, ihren lieben Toten zurückholen und beerdigen zu können, seine Asche würde nun der Wind verwehen! Maurice schloß sie wieder in seine Arme, er nannte sie mit zärtlicher Stimme sein armes Aschenbrödel und flehte sie an, sich nicht so zu grämen, sie wäre ja doch so tapfer.

Nach einer stummen Pause wandte sich Delaherche, der vom Fenster aus beobachtete, wie das Tageslicht zunahm, zu den beiden Soldaten und sagte zu ihnen voller Lebhaftigkeit:

„Bei der Gelegenheit, das hätte ich fast vergessen ... Ich kam herauf, um Ihnen zu sagen, unten im Wagenschuppen, wo die Kriegskasse untergebracht war, ist ein Offizier gerade dabei, das Geld unter die Mannschaften zu verteilen, damit die Preußen es nicht kriegen ... Sie sollten hinuntergehen, etwas Geld kann Ihnen sehr nützlich werden, wenn wir heute abend nicht alle tot sind."

Der Rat war gut, Maurice und Jean gingen hinunter, nachdem Henriette eingewilligt hatte, ihres Bruders Platz auf dem Sofa einzunehmen. Delaherche ging in das Zimmer nebenan, wo er Gilberte mit ruhigem Gesicht immer noch in ihrem Kinderschlafe vorfand, ohne daß das Geräusch der Stim-

men und das Schluchzen sie auch nur ihre Stellung hätten ändern lassen. Hierauf steckte er den Kopf in das Zimmer, wo seine Mutter bei Herrn von Vineuil wachte; aber die war nun in ihren Lehnstuhl zurückgesunken und eingeschlummert, während der Oberst mit geschlossenen Lidern, vom Fieber ermattet, sich nicht rührte.

Jetzt riß er die Augen weit auf und fragte:

„Nun, es ist aus, nicht wahr?"

Da ihm diese Frage sehr in die Quere kam, weil er sich gerade im selben Augenblick festgehalten sah, als er entschlüpfen wollte, machte Delaherche eine wütende Bewegung und die Stimme versagte ihm:

„Ach, ja wohl! Zu Ende! Bis es wieder anfängt ... Nichts ist unterzeichnet."

Mit sehr leiser Stimme fuhr der Oberst nun in beginnendem Irrsein fort:

„Mein Gott, könnte ich doch sterben, ehe es vorbei ist! ... Ich höre kein Geschütz mehr. Warum schießen sie denn nicht mehr? ... Da oben bei Saint-Menges und Fleigneux beherrschen wir alle Straßen, wie können die Preußen in die Maas werfen, wenn sie Sedan umgehen wollen, um uns anzugreifen. Die Stadt liegt zu unsern Füßen und bildet so ein Hindernis, das unsere Stellungen noch verstärkt ... Vorwärts! Das siebente Korps nimmt die Spitze, das zwölfte soll den Rückzug decken ..."

Und seine Hände fuhren auf der Decke herum und bewegten sich wie beim Trabe seines Pferdes, das ihn im Traume trug. Allmählich wurden ihre Bewegungen langsamer, je schwerfälliger ihm beim Wiedereinschlafen die Worte kamen. Sie standen still, und ohne einen Atemzug lag er wie ein Toter da.

„Ruhen Sie sich nur aus," flüsterte Delaherche ihm noch zu, „ich komme wieder, sobald ich etwas Neues weiß."

Nachdem er sich dann noch vergewissert hatte, daß er seine Mutter nicht aufgeweckt hätte, machte er sich davon und verschwand.

Unten im Wagenschuppen fanden Jean und Maurice tatsächlich auf einem Küchenstuhl sitzend einen Zahlmeister, der nur durch einen kleinen weißgescheuerten Tisch vor sich geschützt war und ohne Feder, ohne Empfangsbescheinigung, ohne irgendwelches Papier seine Schätze verteilte. Er schöpfte einfach die Goldstücke aus den überquellenden Säcken heraus und schüttete sie, ohne sich auch nur die Mühe des Zählens zu machen, mit raschen Handgriffen in die Käppis der an ihm vorbeiziehenden Sergeanten des siebenten Korps. Es war vereinbart, die Sergeanten sollten sie dann weiter unter die Leute ihrer Halbzüge verteilen. Alle empfingen das Gold mit linkischer Miene wie ihr Teil Kaffee oder Eßwaren und zogen dann ab, nachdem sie vorher noch ganz verlegen die Käppis in ihre Taschen entleerten, damit sie sich nicht mit all dem Gold bei hellichtem Tage auf der Straße sehen lassen brauchten. Kein Wort wurde gesprochen, es war nichts zu hören als das metallische Rieseln der Goldstücke, so starr waren alle diese armen Teufel bei der plötzlichen Überflutung durch einen solchen Reichtum, und dabei gab es doch in der ganzen Stadt kein Brot und keinen Liter Wein mehr zu kaufen.

Als Jean und Maurice vortraten, zog der Zahlmeister zuerst die Handvoll Goldstücke, die er gerade vorstreckte, wieder zurück.

„Sie sind alle beide keine Sergeanten ... Nur Sergeanten dürfen Geld in Empfang nehmen ...."

Aber er war schon müde und wollte schnell fertig werden:

„Na, Korporal, nehmen Sie nur immerhin ... Schnell, der nächste!“

Und er ließ die Goldstücke in das von Jean hingehaltene Käppi fallen. Der war ganz aufgeregt über die Höhe der erhaltenen Summe, fast sechshundert Francs, und verlangte sofort, Maurice solle die Hälfte davon nehmen. Man könnte doch nicht wissen, sie konnten plötzlich voneinander getrennt werden.

Im Garten vor dem Lazarett nahmen sie die Teilung vor; dann gingen sie hinein und fanden da auf dem Stroh dicht bei der Tür den Trommler ihrer Kompanie, Bastian, einen dicken, vergnügten Bengel, der das Pech gehabt hatte, gegen fünf Uhr, als die Schlacht schon zu Ende war, eine verirrte Kugel in die Leistengegend zu kriegen. Er lag seit gestern abend im Todeskampf.

Der Anblick des Lazaretts, jetzt im Augenblick des Erwachens, beim ersten matten Tageslicht, ließ sie zu Eis erstarren. Drei Verwundete waren während der Nacht noch gestorben, ohne daß man es gemerkt hätte; und die Lazarettgehilfen waren schnell bei der Hand, um Platz für andere zu schaffen, indem sie die Leichen wegtrugen. Die gestern Operierten rissen in ihrer Schlaftrunkenheit die Augen weit auf und sahen verstört in diesem weiten Schlafsaal des Leidens umher, wo auch eine ganze Herde Verstümmelter auf der Streu lag. Es nützte wenig, daß am Abend vorher noch einmal ausgefegt war, daß nach der blutigen Kocherei der Operationen noch etwas große Wäsche gehalten wurde: der schlecht aufgewischte Boden zeigte doch noch Blutspuren, ein großer Schwamm mit Blutflecken, der wie ein Gehirn aussah, trieb in einem Eimer umher; eine Hand mit abgerissenen Fingern

war vergessen worden und lag dicht bei der Schuppentür. So sah der Abfall beim Schlachten, sahen die gräßlichen Überbleibsel des Gemetzels tags zuvor in der trüben Morgendämmerung aus. Und die Aufregung, der stürmische Drang nach dem Leben der ersten Stunden war unter dem dumpfen Druck des Fiebers einer Art Erschöpfung gewichen. In dem schwülen Schweigen erhob sich kaum eine leise, schlaftrunken gestammelte Klage. Die glasigen Augen gerieten beim Wiedererblicken des Tageslichtes in Verwirrung, die verklebten Mundhöhlen stießen einen üblen Geruch aus, der ganze Saal war jener endlosen Reihe bleigrauer, ekelerregender Tage voller Todeskämpfe verfallen, die diese armen Verstümmelten nun durchmachen mußten, um, falls sie sich noch durch sie hindurchquälten, schließlich nach zwei oder drei Monaten mit Verlust eines Gliedes dazustehen.

Bouroche, der nach ein paar Stunden Ruhe seine Beobachtungen begann, blieb vor dem Trommler Bastian stehen und ging dann mit einem unmerklichen Achselzucken weiter. Nichts zu machen! Der Trommler hatte indessen die Augen weit aufgerissen; und als ob er wieder ins Leben zurückgerufen wäre, verfolgte er mit lebhaftem Blick einen Sergeanten, der auf den glücklichen Gedanken verfallen war, mit seinem Käppi voll Gold hineinzukommen, um zu sehen, ob sich nicht ein paar von seinen Leuten unter den armen Teufeln befänden. Richtig fand er auch zwei und gab ihnen jedem zwanzig Francs. Andere Sergeanten folgten ihm, und das Gold begann nur so auf das Stroh herniederzuregnen. Und Bastian, dem es endlich gelungen war, sich wieder aufzurichten, streckte auch seine im Todeskampf zitternden Hände aus.

„Mir auch! Mir auch!"

Der Sergeant wollte ihn wie Bouroche übergehen. Aber warum? Er gab daher einer Regung seines Menschlichkeitsgefühls nach und warf ihm eine Anzahl Goldstücke, ohne sie zu zählen, in die bereits erkalteten Hände.

„Mir auch! Mir auch!"

Bastian war wieder hintenübergefallen. Er versuchte das ihm entfallene Gold wieder zu greifen und tastete lange mit steifen Fingern umher. Dann starb er.

„'n Abend! Der Herr hat seine Kerze ausgepustet!" sagte sein Nachbar, ein kleiner dürrer Zuave. „So was ist ärgerlich, wenn man gerade etwas bekommt, um sich einen Schnaps zu bezahlen!"

Ihm war der linke Fuß in eine Schiene eingeschnallt. Er konnte sich jedoch soweit aufrichten, um sich auf Knien und Ellbogen weiterschleppen zu können; und als er bis zu dem Toten gekommen war, sammelte er alles auf und untersuchte ihm sogar die Hände und den Rock. Als er wieder auf seinen Platz gekommen war und fand, daß man ihn beobachtet hatte, sagte er lediglich:

„Ist doch nicht nötig, nicht wahr, daß so was verlorengeht?"

Maurice, dessen Herz beim Anblick all dieses menschlichen Jammers erstickte, beeilte sich, Jean hinwegzuziehen. Als sie den Operationsschuppen durchschritten, sahen sie Bouroche ganz verzweifelt darüber, daß er kein Chloroform bekommen konnte, und trotzdem hatte er sich gerade entschlossen, einem armen Kerlchen von zwanzig Jahren ein Bein abzunehmen. Sie liefen weg, um nichts davon zu hören.

Gerade in dieser Minute kam Delaherche von der Straße zurück. Er winkte sie heran und rief:

„Rasch, rasch, kommen Sie herauf! ... Wir wollen früh-

stücken, die Köchin hat es fertiggebracht, etwas Milch zu bekommen! Wirklich, das soll uns nicht schaden, wir haben wahrhaftig alle etwas Warmes nötig!"

Aber trotz aller Bemühungen konnte er seine hervorquellende Freude nicht ganz unterdrücken. Er senkte die Stimme und fügte strahlend hinzu:

„Diesmal haben wir's! General von Wimpffen ist gerade wieder weggeritten, um die Übergabe zu unterzeichnen!"

Ach, was für ein Riesentrost, seine Fabrik gerettet, das Leben konnte weitergehen, schmerzerfüllt zwar, aber schließlich doch das Leben, das Leben. Es hatte gerade neun geschlagen, da war die kleine Rose angelaufen gekommen, um von einer Tante, die eine Bäckerei in diesem Viertel hatte, etwas Brot zu holen, und die hatte ihm die Vorgänge von heute morgen in der Unterpräfektur erzählt. Um acht Uhr hatte General von Wimpffen einen neuen Kriegsrat zusammengerufen, über dreißig Generale, denen er die Ergebnisse seiner Unterhandlungen, all die unnützen Bemühungen und die harten Forderungen des Feindes vorgelegt hatte. Die Hände zitterten ihm, und vor heftiger Erregung hatten ihm die Augen voll Tränen gestanden. Er hatte noch gesprochen, als ein preußischer Offizier gekommen war, um sich namens des Generals von Moltke als Parlamentär vorzustellen und daran zu erinnern, daß, falls um zehn Uhr noch kein Beschluß gefaßt sei, das Feuer auf die Stadt Sedan wieder eröffnet werden würde. Angesichts dieses schrecklichen Zwanges hatte der Kriegsrat den General nur ermächtigen können, sich abermals nach dem Schlosse Bellevue zu begeben und auf alles einzugehen. Der General mußte dort schon sein, und das ganze französische Heer war mit Waffen und Gepäck gefangen.

Nun hatte Rosa sich genauer über die außerordentliche, durch diese Nachricht in der Stadt hervorgerufene Erregung verbreitet. In der Unterpräfektur hatte sie gesehen, wie Offiziere sich die Achselstücke abrissen und wie Kinder in Tränen vergingen. Auf der Brücke warfen Kürassiere ihre Pallasche in die Maas; ein ganzes Regiment war entlanggezogen und jeder Mann hatte den seinigen weggeschleudert, hatte zugesehen, wie das Wasser aufspritzte und sich wieder schloß. In den Straßen packten die Soldaten ihre Gewehre beim Lauf und zerschmetterten die Kolben an den Mauern; die Artilleristen dagegen nahmen die Verschlüsse der Mitrailleusen heraus und warfen sie in die Kanäle. Manche hatten Fahnen verbrannt oder vergraben. Auf dem Turenneplatz war ein alter Sergeant auf einen Prellstein gestiegen und hatte die Führer beschimpft und sie Feiglinge genannt, als ob er plötzlich verrückt geworden wäre. Andere standen ganz verstört mit dicken Tränen in den Augen umher. Aber wieder andern, und zwar den meisten, das mußte sie auch zugeben, hatten die Augen ordentlich geleuchtet vor Zufriedenheit und ihr ganzes Wesen hatte rasende Freude ausgedrückt. Schließlich war ihr Elend doch nun zu Ende, sie waren Gefangene und brauchten nicht mehr zu fechten! Wie hatten sie all die Tage unter den übertriebenen Märschen und dem Nahrungsmangel gelitten! Wozu sollten sie übrigens auch noch fechten, wenn sie doch nicht die Stärkeren waren? Wenn die Führer sie verkauft hatten, um so besser, denn dann war nun alles auf einmal vorbei! Es war so köstlich, sich sagen zu dürfen, nun könnte man wieder Weißbrot essen und in einem Bette schlafen!

Als Delaherche oben mit Jean und Maurice ins Eßzimmer trat, rief seine Mutter ihn zu sich.

„Komm doch mal, der Oberst macht mir solche Sorge."

Herr von Vineuil lag wieder mit weit offenen Augen in keuchenden Fieberträumen.

„Was liegt daran, wenn die Preußen uns von Mézières abschneiden ... Hier kommen sie schon um das Falizettegehölz herum, und andere klettern schon am Givonnebach herauf ... Die Grenze liegt hinter uns, wir können mit einem Satze hinüber, sobald wir ihnen möglichst viele getötet haben ... Das wollte ich gestern schon ..."

Aber da trafen seine glühenden Blicke Delaherche. Er erkannte ihn und schien zu sich zu kommen, aus seinem verworrenen Traumleben aufzuwachen; und so fiel er wieder in die schreckliche Wirklichkeit zurück und fragte zum drittenmal:

„Nicht wahr? Es ist aus!"

Dieser Plötzlichkeit gegenüber konnte der Tuchfabrikant das Hervorbrechen seiner Zufriedenheit nicht unterdrücken.

„Ach ja, Gott sei Dank! Ganz und gar aus ... Die Übergabe muß jetzt bereits unterzeichnet sein."

Heftig richtete der Oberst sich trotz seines verbundenen Fußes auf; er faßte seinen auf dem Stuhle liegenden Degen und wollte ihn mit aller Kraft zerbrechen. Aber seine Hände zitterten zu sehr und der Stahl entglitt ihm.

„Paß auf! Er wird sich schneiden!" rief Delaherche. „Das ist zu gefährlich, nimm ihn ihm doch weg!"

Nun bemächtigte Frau Delaherche sich des Degens. Aber anstatt ihn, wie ihr Sohn ihr riet, zu verstecken, zerbrach sie ihn bei der sichtlichen Verzweiflung Herrn von Vineuils mit einem kurzen Ruck über ihrem Knie mit ungewöhnlicher Kraft, deren sie selbst ihre armen Hände gar nicht mehr für fähig gehalten hatte. Der Oberst war wieder zurückgesunken,

er weinte und sah auf seine alte Freundin mit einem Ausdruck unendlicher Güte.

Währenddessen hatte die Köchin im Eßzimmer Tassen mit Kaffee und Milch für alle eingeschenkt. Henriette und Gilberte waren aufgewacht, die letztere durch ihren guten Schlaf völlig ausgeruht, mit klarem Gesicht und fröhlichen Augen; sie umarmte ihre Freundin zärtlich und beklagte sie aus tiefstem Herzen, wie sie sagte; Maurice setzte sich neben seine Schwester, während Jean, der auch annehmen mußte, sich etwas linkisch Delaherche gegenübersetzte. Frau Delaherche war nicht zu bewegen, sich auch an den Tisch zu setzen, sie mußten ihr eine Tasse hinbringen, und damit hatte sie genug. Nebenan aber wurde das anfangs recht stumme Frühstück der fünf allmählich ganz lebhaft. Sie fühlten sich so abgerissen und hungrig, wie sollten sie sich da nicht freuen, sich alle gesund und wohlbehalten hier wiederzufinden, während Tausende von armen Teufeln noch draußen auf den umliegenden Feldern lagen? Allein schon das weiße Tischtuch in dem großen kühlen Eßzimmer bot eine Augenfreude, und der sehr heiße Kaffee mit Milch war hervorragend.

Sie plauderten. Delaherche hatte sich bereits wieder mit der Gutmütigkeit eines auf seine Beliebtheit bedachten Schutzherrn, der gegen nichts als gegen Erfolglosigkeit strenge verfährt, in seine Stellung des reichen Gütererzeugers hineingefunden und ließ seinen Unmut nun an Napoleon III. aus, dessen Gesicht ihn, den neugierigen Maulaffen, seit vorgestern verfolgte. Und da niemand anders als dieser einfache Bursche zu haben war, wandte er sich an Jean.

„O ja, Herr, das kann ich wohl sagen, der Kaiser hat mich enttäuscht ... Mögen seine Schmeichler immerhin

mildernde Umstände für ihn beantragen, er bleibt doch die erste Veranlassung, die einzige Ursache all unseres Unglücks."

Er hatte schon vollständig vergessen, daß er als glühender Bonapartist noch vor ein paar Monaten am Siege des Plebiszits mitgearbeitet hatte. Und er blieb nicht einmal dabei stehen, den Mann, der jetzt als der Mann von Sedan dastehen sollte, zu beklagen, er beschuldigte ihn auch noch aller möglichen Schlechtigkeiten.

„Unfähig, wie man jetzt ja wohl zugeben muß, aber das will ja noch nichts sagen... Ein nach Schlachtenbildern haschender Geist, ein schlecht veranlagtes Gehirn, dem alles gut zu gehen schien, solange das Glück mit ihm war... Nein, sehen Sie, da brauchen sie wahrhaftig nicht erst versuchen, uns Mitleid mit ihm einzuflößen und uns zu erzählen, man hätte ihn betrogen, die Opposition hätte ihm die Mannschaften und die nötigen Vorschüsse verweigert. Er selbst hat uns getäuscht, seine Laster und seine Fehler haben uns in dies abscheuliche Wirrsal gestürzt, in dem wir uns befinden."

Maurice wollte nicht mitreden, konnte aber ein Lächeln nicht unterdrücken; Jean dagegen war diese politische Unterhaltung peinlich; er fürchtete Dummheiten zu sagen und beschränkte sich daher auf die Antwort:

„Es wird aber doch gesagt, er wäre ein tapferer Mann."

Aber die paar in aller Bescheidenheit vorgebrachten Worte ließen Delaherche emporfahren. All die Angst, die er ausgestanden hatte, all seine Befürchtungen platzten in einem Ausruf hochgradiger Leidenschaft, die sich in Haß verwandelt hatte, los.

„Ein tapferer Mann, ja wahrhaftig, das ist rasch gesagt!... Wissen Sie, Herr, meine Fabrik hat drei Granaten bekommen,

und des Kaisers Schuld ist es nicht, wenn sie noch nicht in Flammen aufgegangen ist!... Wissen Sie, daß ich, so wie ich hier mit Ihnen spreche, hunderttausend Francs an dieser dämlichen Geschichte verliere!... Ach, nein, nein! Frankreich überrannt, niedergebrannt, ausgeschlachtet, die ganze Warenerzeugung zum Stilliegen verurteilt, der Handel vernichtet, das ist zuviel! Von derartigen tapfern Männern haben wir genug, Gott bewahre uns davor!... Er liegt in Dreck und Blut, mag er drin bleiben!"

Er machte mit der Faust eine energische Gebärde, als ob er ein unglückliches Wesen, das sich heftig sträubte, unter Wasser tauchte und festhielte. Dann trank er seinen Kaffee mit schmatzenden Lippen aus. Gilberte stieß unwillkürlich ein leichtes Lachen über Henriettes schmerzerfüllte Zerstreutheit aus, und sie half ihr wie einem kleinen Kinde. Als die Tassen leer waren, blieben sie zögernd noch ein wenig im Schatten des schönen, kühlen Eßzimmers zusammen.

Zu der gleichen Stunde befand sich Napoleon III. in dem kleinen Weberhäuschen an der Straße nach Donchery. Von fünf Uhr morgens an hatte er die Unterpräfektur verlassen wollen, da er sich mit dem ganzen, wie drohende Gewissensbisse auf ihm lastenden Sedan um sich herum nicht wohlfühlte, und weil er übrigens auch von dem Drange gequält wurde, sein mitleidiges Herz dadurch etwas zu beruhigen, daß er für seine unglücklichen Truppen etwas leichtere Bedingungen zu erhalten suchte. Er wollte den König von Preußen sehen. Er war in einer Mietkutsche aufgebrochen und legte diese erste Strecke seines Weges in die Verbannung, die mächtige, breite, mit hohen Pappeln eingefaßte Straße in der Kühle der Dämmerung zurück, wobei er den ganzen

Zerfall seiner Größe empfand, die er jetzt mit seiner Flucht hinter sich ließ; und auf dieser Straße war ihm Bismarck begegnet, der schleunigst in seiner alten Mütze und hohen Transtiefeln angelaufen gekommen war, einzig, um ihn zu unterhalten und ihn daran zu hindern, den König zu sehen, ehe die Übergabe unterzeichnet wäre. Der König war noch in Vendresse, vierzehn Kilometer weit. Wo sollte er hin? Unter welchem Dache sollte er rasten? Der Tuilerienpalast versank dort hinten in einer Gewitterwolke. Sedan schien ihm bereits meilenweit und durch einen Strom von Blut von ihm getrennt. Kaiserliche Schlösser gab es in Frankreich keine mehr, keine Dienstwohnungen mehr, nicht einmal mehr bei dem geringsten seiner Beamten einen Winkel, in dem er sich niederzulassen gewagt hätte. So entschloß er sich, hier in dem Weberhäuschen zu stranden, dem elenden Hause, das er mit seinem kleinen, von einer Hecke umschlossenen Küchengarten, seiner einstöckigen Vorderseite mit den kleinen blinden Fenstern von der Straße aus bemerkt hatte. Die gekalkte Kammer oben war einfach mit Fliesen ausgelegt und besaß keine weitere Einrichtung als einen weißgescheuerten Tisch und zwei strohgeflochtene Stühle. Stundenlang wartete er hier geduldig, zuerst in Bismarcks Gesellschaft, der lächelte, als er ihn von Edelmut sprechen hörte, und schließlich allein, indem er sein ganzes Unglück hinter sich herschleppte und sein erdfarbiges Gesicht an die Fensterscheiben drückte, um noch einmal den Boden Frankreichs zu sehen, die Maas, die so prächtig durch die weiten, fruchtbaren Gefilde dahinlief.

Am nächsten und den darauffolgenden Tagen kamen dann die andern scheußlichen Raststellen: das Schloß Bellevue, dies heitere, bürgerliche Schloß, das den Fluß überblickte, wo

er schlief und nach seiner Zusammenkunft mit König Wilhelm in Tränen ausbrach; der grausame Aufbruch, bei dem Sedan aus Furcht vor dem Zorn der Besiegten und Verhungerten vermieden wurde; die von den Preußen bei Iges geschlagene Pontonbrücke; der lange Umweg nördlich der Stadt mit seinem Ausweichen und Fahren über die entlegensten Straßen um Floing, Illy und Fleigneux herum, diese ganze jammervolle Flucht im offenen Wagen; und schließlich auf der trostlosen, leichenbedeckten Hochebene von Illy das sagenhafte Zusammentreffen des unglücklichen Kaisers, der den Trab seines Pferdes nicht mehr ertragen konnte, da er unter dem Ansturm irgendeines Krankheitsanfalles zusammengebrochen war und ganz unbewußt seine ewige Zigarette rauchte, mit einem Trupp hagerer, von Staub und Blut bedeckter Gefangener, die von Fleigneux nach Sedan hereingeführt wurden und sich, um dem Wagen auszuweichen, zu beiden Seiten des Weges aufgestellt hatten, die ersten noch stumm, dann andere dumpf grollend, wieder andere in immer lauterer Erregung, und schließlich in Schimpfen ausbrechend, ihn unter geballten Fäusten mit Schimpf und Schande überhäufend. Zum Schluß kam dann noch der endlose Weg über das Schlachtfeld, alle Straßen eine Meile lang zerstört, unter Trümmern und Leichen, die mit weit offenen, drohenden Augen dalagen, dann die nackte Landschaft, die weiten, stummen Wälder, die Grenze oben auf einer Anhöhe, und dann das Ende von allem, das mit der von Fichten eingefaßten Straße drüben in dem engen Tale verschwand.

Und dann die erste Nacht der Verbannung in einem Gasthofe zu Bouillon, dem Gasthofe zur Post, wo der Kaiser sich von einer derartigen Menge geflüchteter Franzosen und ge-

wöhnlicher Neugieriger umlagert fand, daß er schließlich sich unter Murren und Pfeifen nach oben zurückziehen mußte. Die Kammer, deren drei Fenster über den Platz und nach der Semoy hinausgingen, war das gewöhnliche Gasthauszimmer mit rot überzogenen Damaststühlen, einem Mahagonispiegelschrank, der Kamin mit einer auf beiden Seiten von Muscheln und ein paar Vasen mit künstlichen Blumen unter Glasglocken umgebenen Uhr aus Zinkguß geschmückt. Rechts und links von der Tür standen ein paar kleine, ganz gleiche Bettstellen. In die eine legte sich der Adjutant und schlief von neun Uhr an infolge seiner Müdigkeit mit fest geschlossenen Fäusten; in der andern sollte der Kaiser sich lange umherwälzen, ohne Ruhe finden zu können; und er stand auf, um sein Leiden spazierenzuführen, wobei er keine andere Unterhaltung genoß als den Anblick zweier an der Wand neben dem Kamin hängender Stiche, von denen der eine Rouget de l'Isle darstellte, wie er die Marseillaise singt, und der andere das Jüngste Gericht, einen wütenden Trompetenstoß der Erzengel, die alle Toten aus der Erde emporsteigen lassen, die Auferstehung aus dem Gemetzel der Schlachten, um vor Gott Zeugnis abzulegen.

In Sedan war der ganze Wagenzug des kaiserlichen Haushalts mit dem platzvergeudenden und viel geschmähten Gepäck verwahrlost hinter den Fliederbüschen des Unterpräfekten stehengeblieben. Man wußte nicht, wie man sie verschwinden lassen und den armen, vor Elend umkommenden Leuten aus den Augen schaffen sollte, einen so unerträglichen Eindruck machten sie in ihrer beleidigenden Protzerei und standen zu der erlittenen Niederlage in einem so furchtbar ironischen Gegensatz. Es mußte eine dunkle Nacht abgewartet werden. Pferde, Kutschen und Gepäckwagen mit

ihren silbernen Töpfen, ihren Bratspießen, ihren Körben voll feinster Weine verschwanden geheimnisvoll aus Sedan und verliefen sich ebenfalls unter möglichst geringem Geräusch in einem unruhigen, verstohlenen Schauder auf dunklen Wegen nach Belgien.

# Dritter Teil

## I

Von dem auf dem Hügel von Remilly gelegenen Hofe Vater Fouchards aus blickte Silvine während des nicht endenwollenden Schlachttages unaufhörlich im Donner und Rauch der Geschütze nach Sedan hinüber und schauderte dabei über und über, wenn sie an Honoré dachte. Und als sie sich am nächsten Tage noch keine bestimmten Nachrichten verschaffen konnte, weil die Preußen alle Wege bewachten und nicht antworten wollten, übrigens wohl auch selbst nichts wußten, da wuchs ihre Angst noch mehr. Der helle Sonnenschein vom Tage vorher war verschwunden und Wolkenbrüche waren niedergegangen und verliehen dem ganzen Tale mit ihrem bleiernen Licht einen traurigen Anstrich.

Gegen Abend stand Vater Fouchard, den sein eigenwilliges Schweigen doch auch quälte, obwohl er an seinen Sohn kaum dachte, sondern nur neugierig darauf war, welche Wendung dies Unglück der übrigen wohl für ihn nehmen werde, auf der Stufe vor seiner Tür, um Ausschau zu halten, als er einen großen, mit einer Bluse bekleideten Burschen bemerkte, der schon ein paar Augenblicke in offenbarer Verwirrung auf der Straße herumbummelte. Als er ihn erkannte,

war seine Überraschung so gewaltig, daß er ihn ganz laut anrief, trotzdem gerade drei Preußen vorübergingen.

„Was? Du bist das, Prosper?"

Mit einer kräftigen Bewegung schloß der Chasseur d'Afrique ihm den Mund. Dann trat er näher und sagte mit halblauter Stimme:

„Ja, ich bin's. Ich habe genug davon, mich für nichts und wieder nichts zu schlagen, und bin ausgerissen ... Sagt mal, Vater Fouchard, braucht Ihr nicht einen Knecht?"

Sofort fand der Alte seine Schlauheit wieder. Er suchte tatsächlich gerade einen. Aber das brauchte er ja nicht zu sagen.

„Einen Knecht? Nein, wirklich nicht, gerade jetzt ... Komm aber mal herein und trink' ein Glas. Ich werde dich doch nicht in deiner Not so auf der Straße liegen lassen!"

Drinnen setzte Silvine gerade die Suppe ans Feuer, und der kleine Karl hing spielend und lachend an ihrem Rock. Zuerst erkannte sie Prosper nicht wieder, obwohl er früher schon mit ihr zusammen gedient hatte; erst als sie zwei Gläser und eine Flasche Wein gebracht hatte, fand sie sich in seinem Gesicht zurecht. Sie stieß einen Schrei aus, dachte aber natürlich dabei nur an Honoré.

„Ach, Ihr kommt von drüben, nicht wahr? ... Geht's Honoré gut?"

Prosper wollte ihr antworten, zögerte dann aber. Seit zwei Tagen lebte er wie in einem Traum, in einer wirren Folge unbestimmter Vorstellungen, die sein Gedächtnis nicht zu einer Klärung kommen ließ. Er glaubte wirklich, er habe Honoré tot über sein Geschütz hingestreckt liegen sehen; aber jetzt hätte er das nicht mehr behaupten mögen; und warum soll man den Leuten ihren Trost nehmen, wenn man sich selbst nicht sicher ist?

„Honoré?“ sagte er leise, „ich weiß nicht ... ich kann's nicht sagen ...“

Sie sah ihn fest an und beharrte auf ihrer Frage.

„Dann habt Ihr ihn also nicht gesehen?“

Er bewegte langsam die Hand und nickte mit dem Kopfe.

„Wenn Ihr glaubt, daß man das wissen könnte! Bei so vielerlei, so vielerlei! Seht, ich bin wahrhaftig nicht imstande, lange Geschichten aus dieser verdammten Schlacht zu erzählen ... Nein! Ich weiß nicht mal die Orte, durch die ich gekommen bin ... Man wird rein verrückt, wahrhaftig!“

Und nachdem er ein Glas Wein heruntergestürzt hatte, blieb er trübselig mit weit weg in der Finsternis seines Gedächtnisses verlorenen Augen sitzen.

„Alles, worauf ich mich noch besinne, ist, daß es schon dunkel wurde, als ich wieder zur Besinnung kam ... Als ich beim Angriff über Kopf ging, stand die Sonne sehr hoch. Stundenlang habe ich da so mit dem Bein unter meinem alten Zephir eingeklemmt liegen müssen, der eine Kugel mitten in die Brust gekriegt hatte ... Ich kann Euch sagen, meine Lage war wahrhaftig nicht schön, bloß Haufen von toten Kameraden, keine Katze mehr lebendig, und dabei der Gedanke, ich müßte auch verrecken, wenn mich nicht jemand mitnähme ... Langsam versuchte ich den Schenkel frei zu machen; das war aber unmöglich, Zephir war so schwer wie fünfhunderttausend Teufel. Er war noch warm, ich streichelte ihn und rief ihn zärtlich an. Und da, seht Ihr, das werde ich niemals vergessen: er machte die Augen noch mal auf und gab sich Mühe, seinen armen Kopf zu heben, der neben meinem auf der Erde lag. Da haben wir geplaudert: ‚Mein armer Alter,‘ hab' ich zu ihm gesagt, ‚ich will es dir ja nicht zum Vorwurf machen, aber du willst mich doch wohl hier

nicht mit dir verrecken lassen, daß du mich so festhältst?'
Natürlich sagte er nicht ja. Trotzdem sah ich in seinem trüben Blicke doch den Kummer darüber, daß er mich verlassen müßte. Und ich weiß nicht, ob er es absichtlich getan hat oder ob es bloß so 'ne Zuckung war, aber plötzlich fuhr er zusammen und warf sich auf die Seite. Ich konnte aufstehen, aber das war eine verdammte Geschichte! Mein Bein war schwer wie Blei ... Einerlei! Ich nahm Zephirs Kopf in die Arme und redete ihm alles vor, was mir gerade vom Herzen kam, was für 'n gutes Pferd er wäre und wie lieb ich ihn hätte und daß ich immer an ihn denken wollte. Er hörte zu und schien ganz zufrieden. Dann fuhr er noch einmal so zusammen und war tot, mit seinen großen, leeren Augen, die er nicht von mir abwendete ... Ganz einerlei, komisch ist es doch, und niemand wird es mir wohl glauben: es ist die reine Wahrheit, er hatte ein paar dicke Tränen in den Augen ... Mein armer Zephir weinte wie ein Mensch ..."

Der Kummer schnürte Prosper die Kehle zusammen und er mußte sich unterbrechen, denn er weinte selbst auch nach. Er goß abermals ein Glas Wein hinunter und fuhr dann mit seiner Geschichte in abgebrochenen, unvollendeten Sätzen fort. Es wäre immer dunkler geworden, und nur noch ein roter Schein wäre schräg über das Schlachtfeld gefallen und hätte den Schatten der toten Pferde in die Unendlichkeit geworfen. Er wäre natürlich noch lange bei seinem stehengeblieben, denn mit seinem Bein, das so schwer wie Blei war, hätte er ja auch gar nicht weggehen können. Dann aber hätte die Furcht ihn plötzlich doch zum Laufen gebracht, er hätte nicht länger allein bleiben können, sondern hätte seine Kameraden wiederfinden müssen, damit er sich weniger ängstigte. So hätten sich von überallher vergessene Ver-

wundete herangeschleppt, aus den Gräben, aus den Gebüschen, aus allen möglichen verlorenen Winkeln, und hätten versucht, sich wieder zusammenzuschließen, sie hätten kleine Gruppen zu vier oder fünf gebildet, richtige kleine Gesellschaften, wo es weniger hart wäre, wenn sie zusammen röchelten und stürben. So wäre er im Garennegehölz auf zwei Leute von den 43ern gestoßen, die keine Schrammen abgekriegt hätten und trotzdem wie die Hasen auf der Erde gelegen und auf die Nacht gewartet hätten. Als sie hörten, er kenne die Wege, erzählten sie ihm, sie hätten vor, ins Belgische hinüberzulaufen und vor Tagesanbruch durch die Wälder über die Grenze zu kommen. Zuerst hatte er sich geweigert, sie zu führen, und hatte lieber gleich nach Remilly gehen wollen, weil er dort sicher einen Unterschlupf finden würde; aber wo sollte er Rock und Hose herkriegen? Und schließlich konnte er doch nicht hoffen, vom Garennegehölz bis Remilly, von einer Seite des Tales nach der andern hinüber, durch die vielen preußischen Linien zu kommen. So hatte er denn schließlich eingewilligt, den beiden Waffengefährten als Führer zu dienen. Sein Bein war wieder warm geworden, und auf einem Hofe hatten sie sich ein Brot geben lassen können. Als sie sich wieder auf den Weg machten, hatte es in der Ferne auf einem Turme neun geschlagen. Die einzige große Gefahr hätten sie bei La Chapelle ausgestanden, wo sie richtig mitten in einen feindlichen Posten geraten wären, der zu den Waffen gegriffen und in der Dunkelheit geschossen hätte, während sie platt auf dem Bauche weitergerutscht und auf allen vieren gerannt wären, und unter dem Pfeifen der Kugeln hätten sie schließlich das Dickicht wieder gewonnen. Von da an hätten sie den Wald gar nicht mehr verlassen, immer hätten sie gehorcht und ge-

lauscht und mit den Händen herumgefühlt. Als sie von einem Pfade abbogen, hatten sie kriechen müssen und wären gerade einem verlorenen Posten auf die Schultern gesprungen, dem sie mit einem Schnitt die Kehle aufgeschlitzt hätten. Weiterhin wären die Wege frei gewesen und sie wären lachend und pfeifend weitergezogen. Gegen drei Uhr morgens wären sie in einem kleinen belgischen Dorfe angekommen, bei einem Bauern, einem guten Kerl, der ihnen, sobald er aufgewacht wäre, sofort seine Scheune aufgemacht hätte, wo sie im Hafer fest geschlafen hätten.

Die Sonne stand schon hoch, als Prosper aufwachte. Als er die Augen aufmachte und seine Kameraden noch weiterschnarchten, hatte er gesehen, wie ihr Wirt ein Pferd vor einen großen mit Reis, Kaffee, Zucker und allen möglichen andern Vorräten beladenen Karren spannte, die unter Säcken mit Holzkohle versteckt waren; und er hatte gehört, daß der brave Mann zwei verheiratete Töchter in Raucourt habe, denen er diese Vorräte hinbringen wollte, denn er wußte, daß sie nach dem Durchzuge der Bayern vollkommen entblößt daständen. Am frühen Morgen hatte er sich den nötigen Erlaubnisschein besorgt. Sofort fühlte Prosper sich von dem närrischen Wunsche gepackt, sich neben ihn auf die Karrenbank zu setzen und mit ihm da hinten in diesen Erdenwinkel zurückzukehren, nach dem ihn schon das Heimweh quälte. Nichts war ja einfacher, als daß er in Remilly abstiege, durch das der Bauer ja doch fahren mußte. In drei Minuten war alles abgemacht, sie liehen ihm den erforderlichen Rock und Hosen, und der Pächter gab ihn überall als seinen Sohn aus; so konnte er gegen sechs Uhr vor der Kirche absteigen, nachdem sie nur zwei- oder dreimal von den deutschen Posten angehalten worden waren.

„Nein, ich habe genug davon!“ wiederholte Prosper nach einer Pause. „Und wenn sie noch was Vernünftiges aus uns rausgeholt hätten, wie da unten in Afrika. Aber erst nach links marschieren, um nachher nach rechts zu gehen und immerfort zu fühlen, daß man zu nichts gut ist, dann ist das länger kein Dasein ... Und jetzt, nun mein armer Zephir tot ist, da wäre ich nun wieder ganz allein; es bleibt mir nichts übrig, als mich wieder an die Arbeit zu machen. Nicht wahr? Das ist doch noch besser, als als Gefangener bei den Preußen zu sein? ... Ihr habt doch Pferde, Vater Fouchard, Ihr sollt mal sehen, wie lieb ich sie habe und wie ich für sie sorge!“

Die Augen des Alten funkelten. Er stieß noch mal mit ihm an und kam dann ohne jede Übereilung zu folgendem Schluß:

„Mein Gott! Wenn ich dir einen Gefallen damit tun kann, dann will ich's wohl machen und dich nehmen ... Aber mit dem Lohn, da können wir erst nach dem Kriege drüber sprechen, denn ich brauche wahrhaftig niemand und die Zeiten sind zu hart.“

Silvine, die mit Karlchen auf den Knien sitzengeblieben war, hatte Prosper nicht aus den Augen gelassen. Als sie sah, daß er aufstand, um gleich in den Stall zu gehen und die Tiere kennenzulernen, fragte sie von neuem:

„Also, von Honoré habt Ihr nichts gesehen?“

Die unerwartete Wiederholung der Frage machte ihn zittern, als ob ein plötzlicher Lichtschein einen dunklen Winkel seines Gedächtnisses aufgehellt hätte. Er zauderte noch einen Augenblick und sagte dann entschlossen:

„Seht, ich wollte Euch nicht gleich zu Anfang so wehtun, aber ich glaube, Honoré ist da draußen geblieben.“

„Wieso, geblieben?“

„Ja, ich glaube, die Preußen haben ihm sein Teil ge-

geben ... Ich habe ihn so halb über seinem Geschütz liegen sehen, den Kopf hoch, mit einem Loch unter dem Herzen."

Es entstand eine Pause. Silvine war entsetzlich bleich geworden, während Vater Fouchard sein Glas, in das er gerade den Rest der Flasche gegossen hatte, ganz ergriffen auf den Tisch stellte.

„Seid Ihr ganz sicher?" fing sie mit erstickter Stimme wieder an.

„Gewiß! So sicher, wie man nur sein kann, wenn man so was selbst gesehen hat ... Es war auf einem kleinen Berge, neben drei Bäumen, ich glaube, ich könnte mich mit geschlossenen Augen wieder hinfinden."

In ihr brach etwas zusammen. Der Bursche, der ihr verziehen hatte, der sich durch ein Versprechen an sie gebunden hatte, den sie heiraten sollte, wenn er nach Schluß des Feldzuges aus dem Dienst heimkäme! Und den hatten sie ihr getötet, und er lag da draußen mit einem Loch unter dem Herzen! Noch nie hatte sie gefühlt, wie sehr sie ihn liebte; so hob der Drang, ihn wiederzusehen, ihn trotz allem bei sich zu haben, und wenn's auch nur in der Erde wäre, sie empor und riß sie aus ihrer gewöhnlichen Zurückhaltung.

Sie stieß Karlchen heftig beiseite und rief:

„Nein! Das glaube ich nicht, ehe ich es nicht selbst auch gesehen habe ... Wenn Ihr wißt, wo es ist, dann müßt Ihr mich hinbringen. Und wenn es wahr ist und wir ihn finden, dann bringen wir ihn mit."

Tränen erstickten sie, sie legte den Kopf auf den Tisch und heftiges Schluchzen erschütterte sie, während der Kleine, ganz starr darüber, von seiner Mutter so beiseite geschubst zu werden, auch in Tränen ausbrach. Sie nahm ihn wieder hoch und preßte ihn mit wirren, stammelnden Worten ans Herz.

„Mein armer Junge! Mein armer Junge!"

Vater Fouchard war ganz verdutzt. In seiner Weise liebte er ja doch seinen Sohn auch. Aus großer Ferne mußten ihm wohl alte Erinnerungen wieder aufsteigen, aus den Zeiten, als seine Frau noch lebte und Honoré noch zur Schule ging; und zu gleicher Zeit traten ihm zwei dicke Tränen in die roten Augen und rannen über seine wettergebräunten Backen. Seit zehn Jahren hatte er nicht mehr geweint. Flüche entfuhren ihm und er wurde schließlich wütend über den Jungen, der doch seiner war und den er nun nicht mehr wiedersehen sollte.

„Herrgott noch mal! So was ist doch gemein, wenn man bloß einen Jungen hat und sie nehmen einem den!"

Als seine Ruhe dann aber einigermaßen zurückkehrte, ärgerte Fouchard sich, daß Silvine immer noch davon redete, sie wolle Honorés Leiche da draußen suchen. Sie war jetzt in ein tränenloses, aber hartnäckiges, unüberwindliches Schweigen verfallen; er kannte sie gar nicht wieder bei ihrer sonstigen Fügsamkeit, mit der das Mädchen alles voller Hingebung zu besorgen pflegte: ihre großen, unterwürfigen Augen, die allein ihrem Gesicht schon eine so hohe Schönheit verliehen, hatten eine wilde Entschlossenheit angenommen, während ihre Stirn unter der Flut ihres dichten braunen Haares ihre Blässe beibehielt. Sie hatte sich ein rotes Umschlagetuch, das sie um die Schultern trug, abgerissen, so daß sie nun ganz schwarz, wie eine Witwe, dastand.

Vergeblich stellte er ihr die Schwierigkeiten solcher Nachforschungen vor, die Gefahren, denen sie sich möglicherweise aussetzte, die geringe Hoffnung, die sie habe, den Leichnam zu finden. Sie hörte einfach auf zu antworten, und er sah wohl, sie würde allein gehen und irgendwelche Torheit be-

gehen, wenn er sich der Sache nicht annähme, und das beunruhigte ihn noch mehr wegen der möglichen Verwicklungen, in die ihn dies mit den preußischen Behörden stürzen konnte. Schließlich entschied er sich denn auch, zu dem Ortsvorsteher von Remilly zu gehen, einem entfernten Vetter von ihm, und die beiden brachten unter sich eine ganze Geschichte zusammen: Silvine wurde für Honorés wirkliche Witwe ausgegeben, Prosper wurde ihr Bruder, und so stellte der unten im Ort, im Gasthof zum Malteserkreuz, untergebrachte bayrische Oberst ihnen gern einen Erlaubnisschein als Bruder und Schwester aus, der diesen gestattete, den Körper des Gatten zurückzubringen, falls sie ihn aufländen. Darüber war die Nacht hereingebrochen, und alles, was sie von der jungen Frau erreichen konnten, war, daß sie den nächsten Tag abwartete, um sich auf den Weg zu machen.

Am nächsten Tage hätte Vater Fouchard ihr unter keinen Umständen gestattet, eins seiner Pferde anzuspannen, denn er fürchtete, es nie wiederzusehen. Wer konnte ihm sagen, ob die Preußen nicht das Tier und den Wagen beschlagnahmen würden? Widerstrebend genug fand er sich schließlich bereit, ihr einen Esel zu leihen, einen kleinen grauen, dessen schmaler Karren noch groß genug war, um den Leichnam aufzunehmen. Er gab Prosper ausführliche Verhaltungsmaßregeln; der hatte zwar gut geschlafen, aber bei dem Gedanken an die bevorstehende Fahrt wurde er doch nachdenklich, als er nun, gut ausgeruht, sich zu erinnern versuchte. In der letzten Minute holte Silvine noch ihre eigene Bettdecke und faltete sie auf dem Boden des Karrens zusammen. Und als sie schon aufgebrochen waren, kam sie noch einmal zurückgelaufen, um Karlchen einen Kuß zu geben.

„Vater Fouchard, ich vertraue ihn Euch an; paßt gut auf, daß er nicht mit den Streichhölzern spielt."

„Ja, ja, sei nur ruhig!"

Die Vorbereitungen hatten sich hingezogen, und es war fast sieben Uhr, als Silvine und Prosper hinter dem schmalen Karren, den der kleine Esel zog, mit gesenktem Kopfe die steilen Abhänge von Remilly herabkamen. Während der Nacht hatte es reichlich geregnet, die Wege waren in Schlammströme verwandelt, und dicke graue Wolken liefen unendlich traurig über den Himmel.

Prosper wollte einen möglichst kurzen Richtweg einschlagen und entschloß sich daher, durch Sedan zu gehen. Vor Pont-Maugis aber hielt ein preußischer Posten den Karren an und hielt ihn über eine Stunde auf; und nachdem der Erlaubnisschein durch die Hände von vier oder fünf Führern gelaufen war, konnte der Esel seinen Weg wieder aufnehmen unter der Bedingung, daß sie den weiten Umweg über Bazeilles machten, so daß sie einen nach links führenden Querweg einschlugen. Ein Grund wurde ihnen nicht angegeben; ohne Zweifel fürchtete man sich davor, die Stadt noch mehr zu belasten. Als Silvine auf der Eisenbahnbrücke über die Maas kam, diese verhängnisvolle Brücke, die zu sprengen vergessen worden war, die übrigens den Bayern teuer genug zu stehen kam, da sah sie den Leichnam eines Artilleristen mit der Strömung heruntertreiben, als ob er spazierenbummelte. Ein Strauch hielt ihn fest, einen Augenblick blieb er unbeweglich hängen, dann drehte er sich um sich selbst und trieb weiter.

In Bazeilles, das der Esel von einem Ende zum andern im Schritt durchzog — so lautete die Vorschrift —, sahen sie die Zerstörung mit allem, was der Krieg im Vorüberziehen an scheußlichem Trümmerwerk hervorbringen kann, als Ver-

nichter, als wütender Orkan. Die Toten waren schon aufgesammelt, auf dem Pflaster in der Stadt lag kein einziger Leichnam mehr; und der Regen hatte das Blut weggewaschen, aber die Pfützen blieben noch rot und wiesen verdächtige Überreste auf, Fetzen, an denen man noch Menschenhaar zu erkennen glaubte. Aber der Schrecken, der ihnen das Herz zusammenschnürte, rührte mehr von den Trümmern her, von den Trümmern jenes Bazeilles, das noch vor drei Tagen so lachend mit seinen fröhlichen Häusern inmitten ihrer Gärten gestanden hatte und nun zusammengestürzt, vernichtet dalag und nur noch von den Flammen geschwärzte Mauerflächen aufwies, ein riesiger Scheiterhaufen von rauchenden Balken. Mitten auf dem Platze brannte die Kirche immer noch, aus der fortwährend eine dicke schwarze Rauchsäule emporstieg, die sich am Himmel zu einem Trauerflor ausbreitete. Ganze Straßen waren verschwunden, nichts war weder von der einen noch der andern Seite mehr vorhanden, nichts als ein Haufen verbrannter Steine an den Straßenrinnen entlang, von einer Schmutzschicht aus Ruß und Asche bedeckt, einem dicken, tintenfarbigen, alles überziehenden Schlamm. An den vier Ecken der Straßenkreuzungen lagen alle Eckhäuser danieder, als wären sie von dem feurigen Wind, der hier durchgeweht war, mitgerissen worden. Andere hatten weniger gelitten, eins stand ganz vereinzelt aufrecht, während die Nachbarhäuser rechts und links wie vom Kugelregen zerhackt erschienen und ihr leeres Gebälk wie ein dürres Knochengerippe in die Luft streckten. Und ein unerträglicher Geruch strömte umher, der üble Gestank einer Feuersbrunst, besonders scharf infolge des in Strömen über die Dielen gegossenen Petroleums. Aber auch die stumme Verzweiflung über das, was die Leute hatten retten können, trug dazu bei,

über den armseligen, aus den Fenstern geworfenen Hausrat, der zertrümmert auf den Fußsteigen umherlag, wacklige Tische mit zerbrochenen Beinen, Schränke mit offenen Seitenwänden und gespaltener Vorderseite, Leinen, das zerrissen und beschmutzt dalag, und alle sonstigen Überbleibsel der Plünderung, die so allmählich im Regen vergingen. Durch die offene Vorderseite eines Hauses sah man über die eingestürzten Fußböden hinweg eine Uhr wohlbehalten auf einem Kamin ganz oben an einer Wand stehen.

„Ach, die Schweinehunde!" brummte Prosper vor sich hin, denn in ihm erhitzte sich das Blut des Soldaten, der er noch vorgestern gewesen war, als er all diese Scheußlichkeiten sehen mußte.

Er ballte die Fäuste, und Silvine, die sehr blaß geworden war, mußte ihn bei jedem Posten, den sie auf dem ganzen Wege trafen, mit einem Blick beruhigen. Die Bayern hatten tatsächlich an alle noch brennenden Häuser Posten gestellt; und diese Leute schienen mit ihrem geladenen Gewehr und aufgepflanzten Bajonett den Brand zu bewachen, damit die Flamme ihr Werk vollenden könne. Mit drohender Miene und tiefen Kehllauten scheuchten sie lange stehenbleibende Neugierige weiter, aber auch die, die aus besonderer Teilnahme in der Umgebung umherstreiften. In der Ferne blieben Gruppen von Einwohnern stumm, mit verhaltener Wut stehen. Eine ganz junge Frau mit aufgelöstem Haar und schmutzbedecktem Kleid stand hartnäckig vor dem rauchenden Trümmerhaufen eines kleinen Hauses und wollte trotz dem ihr die Annäherung verbietenden Wachtposten in der Glut herumstochern. Und plötzlich, als der Bayer sie mit brutaler Handbewegung fortwies, drehte sie sich um und spie ihm ihre ganze wütende Verzweiflung ins Gesicht, blutige, schmutzige

Beleidigungen, Schmutzereien, die sie etwas zu trösten schienen. Er mußte sie wohl nicht verstanden haben, denn er sah sie unruhig an und trat zurück. Drei seiner Gefährten kamen herzu und machten ihn von dem Weibe frei, indem sie sie heulend fortführten. Vor den Trümmern eines andern Hauses lagen ein Mann und zwei kleine Mädchen vor Mattigkeit und Jammer alle drei auf der Erde und schluchzten, denn sie wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten, nachdem sie alles, was sie besaßen, in Asche hatten vergehen sehen. Aber ein Streiftrupp kam vorbei und zerstreute die Neugierigen, so daß die Straße wieder menschenleer, nur mit ihren Posten dalag, die düster und hart, scharf auf Befolgung ihres verruchten Auftrages achteten.

„Die Schweinehunde, die Schweinehunde!" wiederholte Prosper dumpf. „Müßte das ein Spaß sein, einen oder zwei abzuwürgen!"

Silvine brachte ihn von neuem zum Schweigen. In einem vom Feuer verschonten Wagenschuppen heulte ein Hund, der dort eingeschlossen und seit zwei Tagen vergessen war, in fortdauernden Klagetönen so jammervoll, daß es wie ein Schrecken durch den schwer herniederhängenden Himmel lief, von dem ein leichter, grauer Regen niederzufallen begann. In diesem Augenblick stießen sie gerade vor dem Park von Montivilliers auf drei große zweirädrige Karren voller Toter, die dort in einer Reihe standen, Abfuhrwagen, wie sie mit der Schaufel jeden Morgen an den Straßen entlang mit dem Kehricht vom Tage vorher gefüllt werden; ebenso hatte man sie jetzt mit Leichen beladen; sie hielten bei jedem Toten, der hinaufgeworfen wurde, und rumpelten dann unter dem mächtigen Lärm ihrer Räder wieder los, bis sie etwas weiter wieder bei einem Toten anhielten, und so zogen sie

durch ganz Bazeilles, bis der Haufen über ihren Rand quoll. Sie hielten unbeweglich auf der Straße, bis sie zu einem nahen öffentlichen Abladeplatz gebracht wurden, einem benachbarten Beinhaus. Füße standen in die Luft. Ein halb abgerissener Kopf fiel herab. Als die drei Karren sich dann wieder in Bewegung setzten und durch die Pfützen holperten, geriet eine herabhängende leichenblasse, sehr lange Hand gegen eins der Räder; und die Hand wurde allmählich bis auf den Knochen zermahlen und abgeschliffen.

In dem Dorfe Balan hörte der Regen auf. Prosper brachte Silvine dazu, ein Stück Brot zu essen, das er vorsichtshalber mitgebracht hatte. Es war schon elf Uhr. Aber als sie an Sedan herankamen, hielt ein preußischer Posten sie wieder an; und diesmal wurde es schrecklich, der Offizier wurde wütend und wollte ihnen nicht einmal den Schein wiedergeben, den er in einem übrigens sehr richtigen Französisch für falsch erklärte. Auf seinen Befehl zogen ein paar Soldaten den Esel mit seinem Karren unter einen Schuppen. Was sollten sie nun machen? Wie sollten sie den Weg fortsetzen? Silvine geriet in Verzweiflung; aber da kam ihr ein Gedanke: der Vetter Dubreuil kam ihr wieder ins Gedächtnis, der Verwandte Vater Fouchards, den sie auch kannte und dessen Besitzung, die Eremitage, nur ein paar hundert Schritt an einem der Gäßchen in der Vorstadt lag. Er war Bürger, und auf ihn würden sie vielleicht hören. Sie nahm Prosper mit, da man sie unter der Bedingung frei ließ, daß der Karren dabliebe. Sie rannten und fanden das Gitter der Eremitage weit offenstehen. Schon von weitem fesselte sie ein staunenerregendes Schauspiel, das sie schon bemerkten, als sie sich in einen der Baumgänge hundertjähriger Ulmen hineinwandten.

„Verflucht!“ meinte Prosper, „hier geht's aber hoch her!“

Unten vor der Freitreppe befand sich auf dem feinen Kiese der Terrasse eine ganze fröhliche Gesellschaft. Um einen runden Tisch mit Marmorplatte bildeten mit himmelblauem Atlas überzogene Lehnstühle mit einem Sofa einen Kreis und stellten so in der freien Luft eine befremdliche Einrichtung dar, die der Regen schon seit gestern hatte durchweichen müssen. Zwei Zuaven wälzten sich über die Sofalehnen und schienen vor Lachen platzen zu wollen. Ein kleiner Infanterist, der in einem Lehnstuhle saß, beugte sich vor und hielt sich scheinbar den Bauch. Drei andere lehnten sich nachlässig gegen die Seitenlehnen ihrer Stühle, während ein Jäger die Hand vorstreckte, wie um ein Glas vom Tische zu nehmen. Augenscheinlich hatten sie den Keller ausgeleert und feierten ein Fest.

„Wie kommen die denn noch hierher?“ fragte Prosper sich leise, und sein Erstaunen wuchs, je näher sie kamen. „Machen sich denn die Teufelskerls gar nichts aus den Preußen?“

Silvines Augen aber erweiterten sich, sie stieß einen Schrei aus und machte vor Schrecken eine wilde Bewegung. Die Soldaten rührten sich nicht, sie waren tot. Die beiden Zuaven, steif, mit verkrümmten Händen, hatten kein Gesicht mehr, ihre Nasen waren abgerissen und die Augen aus ihren Höhlen gequollen. Das Lachen desjenigen, der sich den Bauch hielt, kam daher, daß eine Kugel ihm die Lippen weggerissen und die Zähne ausgebrochen hatte. Es war wirklich gräßlich, wie die Ärmsten hier in ihren Holzpuppenstellungen zu plaudern schienen, mit gläsernen Blicken und offenem Munde, eisig, starr für immer. Hatten sie sich noch lebend hierher geschleppt, um zusammen zu sterben? Oder hatten sich nicht vielmehr die Preußen einen Spaß daraus gemacht, sie auf-

zulesen und sie hier zu einer Tafelrunde hinzusetzen als Spottbild alter französischer Heiterkeit?

„'ne merkwürdige Sorte von Spaß ist das doch!" bemerkte Prosper und wurde blaß.

Als sie dann die andern Toten am Fuß der Bäume in den Baumgängen und auf dem Rasen liegen sahen, die etwa dreißig Tapferen, unter denen auch der Leichnam Leutnant Rochas' ruhte, von Kugeln durchlöchert und in die Fahne eingehüllt, da fügte er mit ernster Miene voller Hochachtung hinzu:

„Hier haben sie sich aber schön geholzt! Es sollte mich doch wundern, wenn wir den Bürger fänden, den wir hier suchen."

Silvine war bereits ins Haus getreten, das mit eingeschlagenen Fenstern und Türen in die feuchte Luft hinausgähnte. Wirklich war offenbar niemand mehr da, die Inhaber mußten schon vor der Schlacht fortgegangen sein. Als sie aber weiter forschte und bis in die Küche vordrang, stieß sie einen Schreckensschrei aus. Zwei Körper waren unter den Gossenstein gerollt, ein Zuave, ein schöner Mann mit schwarzem Bart, und ein riesiger Preuße mit roten Haaren, beide in einer wütenden Umarmung verstrickt. Die Zähne des einen waren dem andern in die Backe gedrungen, die steifen Arme hatten ihren Halt nicht fahren lassen, sie ließen noch die gebrochenen Rückgrate krachen und verschlangen die beiden Körper in einen derartigen Knoten ewig währender Wut, daß sie zusammen beerdigt werden mußten.

Nun beeilte Prosper sich, Silvine fortzuführen, denn sie hatten in diesem offenstehenden, nur vom Tode bewohnten Hause nichts mehr zu tun. Und als sie dann verzweifelt wieder zu dem Posten kamen, der ihren Esel mit dem Karren

zurückgehalten hatte, trafen sie glücklicherweise bei dem rohen Offizier einen General, der das Schlachtfeld besichtigen wollte. Der wünschte Einsicht in den Erlaubnisschein zu nehmen und gab ihn dann Silvine mit einer mitleidigen Bewegung zurück, als wollte er sagen, laßt doch die arme Frau mit ihrem Esel die Leiche ihres Mannes suchen. Ohne zu warten, stiegen sie und ihr Begleiter nun von dem schmalen Karren gefolgt, gemäß einem erneuten Verbot des Durchmarsches durch Sedan, den Givonnegrund aufwärts.

Um dann nach der Hochebene von Illy hinaufzukommen, schlugen sie den nach links führenden Weg ein, der durch das Garennegehölz geht. Aber auch hier wurden sie wieder aufgehalten; immer wieder glaubten sie, sie kämen nicht durch das Gehölz durch, so vervielfältigten sich die Hindernisse. Auf jeden Schritt wurde der Weg durch Bäume versperrt, die, von Granaten abgeknickt, wie gefällte Riesen dalagen. Das war der beschossene Wald, in dem das Geschützfeuer weit und breit hundertjährige Bestände niedergeschlagen hatte, die wie ein Viereck der alten Garde mit unerschütterlicher Festigkeit dagestanden hatten. Überall lagen entblätterte Stämme wie mit durchbohrter und gespaltener Brust umher. Und diese Vernichtung, dies Gemetzel von Ästen, die ihren Saft herniederrieseln ließen, machte denselben herzzerreißenden Eindruck wie ein menschliches Schlachtfeld. Aber auch Leichen lagen umher, brüderlich mit den Bäumen gefallene Soldaten. Ein Leutnant, dem das Blut vor dem Munde stand, hatte noch beide Hände in der Erde vergraben, aus der er mit den Fäusten Kräuter herausgerissen hatte. Weiterhin lag ein toter Hauptmann auf dem Bauche, den Kopf hoch erhoben, als schrie er noch vor Schmerzen. Andere schienen im Gestrüpp zu schlafen, während einem Zuaven, dessen blauer Gürtel sich

entzündet hatte, Bart und Haar ganz verbrannt waren. Wiederholt mußten sie auf diesem engen Waldpfade einen Körper aus dem Wege räumen, damit der Esel seinen Weg fortsetzen konnte.

In einem kleinen Tale hörte der Schrecken plötzlich auf. Zweifellos war die Schlacht hier vorbeigegangen, ohne dies köstliche Eckchen Natur zu berühren. Kein Baum war gestreift, keine Wunde hatte ihr Blut über das Moos gespritzt. Ein Bach lief unter Wasserlinsen dahin, der an ihm entlangführende Pfad war von großen Buchen überschattet. Der Reiz dieses anbetungswürdigen Friedens ging ihnen durch und durch, die Frische des dahinlaufenden Wassers, dies schaudernde Schweigen im Grünen.

Prosper hielt den Esel an, um ihn aus dem Bache trinken zu lassen.

„Ach, wird einem hier wohl!" sagte er in einem unwillkürlichen Ausbruch von Erleichterung.

Silvine blickte mit erstaunten Augen um sich; auch sie fühlte sich erholt und beglückt. Aber was sollte ihr der glückliche Frieden dieses verlorenen Winkels, wenn draußen doch überall nur Trauer und Leid herrschte? Mit einer verzweifelten Bewegung trieb sie zur Eile an.

„Schnell, schnell, vorwärts! ... Wo ist es? Wo glaubt Ihr Honoré ganz bestimmt gesehen zu haben?"

Und als sie fünfzig Schritte weiter wieder auf die Hochebene von Illy heraustraten, lag plötzlich die kahle Fläche in ihrer vollen Ausdehnung vor ihnen. Diesmal war es das richtige Schlachtfeld; nackter Boden dehnte sich bis an den Horizont unter dem bleifarbigen Himmel aus, von dem es jetzt dauernd in Strömen herabgoß. Die Toten waren hier nicht zu Haufen zusammengeschichtet; alle Preußen mußten

schon beerdigt sein, denn kein einziger lag unter den verstreuten Franzosen, die an den Wegen entlang, auf den Stoppeln und unten in den Hohlwegen lagen, je nachdem sie das Geschick der Schlacht ereilt hatte. Der erste, den sie trafen, war ein Sergeant, der sich gegen eine Hecke lehnte, ein prachtvoller, kräftiger junger Mann, der mit halb geöffneten Lippen und ruhigem Gesicht noch zu lächeln schien. Aber hundert Schritte weiter sahen sie einen andern quer über den Weg liegen, gräßlich verstümmelt, den Kopf halb weggerissen, die Schultern ganz von Gehirn bespritzt. Jenseits dieser vereinzelten Körper lagen dann kleinere Gruppen; so sahen sie sieben in einer Reihe, das Knie auf dem Boden, das Gewehr an der Schulter, beim Schießen getroffen; und neben ihnen war ein Offizier gefallen, während er Befehle erteilte. Der Weg ging nun in einem engen Bachbett entlang, und hier packte der Schrecken sie wieder angesichts dieses Grabens, in den eine ganze Kompanie unter der Wirkung des Kugelregens hingestürzt zu sein schien: er war voller Leichen, ein wahrer Sturzbach zusammengeknäulter, zerbrochener Menschen, deren gekrümmte Hände sich in die gelbe Erde eingekrallt hatten, ohne Halt an ihr zu finden. Mit lautem Krächzen erhob sich ein schwarzer Schwarm von Raben; Fliegenschwärme summten schon über den Körpern herum und kamen zu Tausenden immer wieder zurück, um das frische Blut der Wunden aufzulecken.

„Wo ist es denn?" fragte Silvine wieder.

Sie gingen an einem frisch bestellten Acker entlang, der ganz mit Tornistern bedeckt war. Irgendein hart bedrängtes Regiment mußte sich ihrer hier in einer plötzlichen Anwandlung von Panik entledigt haben. Die Überreste, mit denen der Erdboden übersät war, erzählten deutlich ganze Einzel-

vorgänge des Kampfes. Über ein Feld mit roten Rüben verstreute Käppis, die wie riesige Mohnblüten aussahen, Uniformfetzen, Achselstücke, Koppel erzählten von einem wilden Handgemenge, einem der seltenen Kämpfe Mann gegen Mann in diesem fürchterlichen, zwölf Stunden dauernden Artilleriezweikampf. Was sie aber auf jeden Schritt trafen, das waren Bruchstücke von Waffen, Säbeln, Bajonetten, Chassepots, und zwar so zahlreich, daß sie ihnen wie eine neue Pflanzendecke vorkamen, wie die an einem Tage des Schreckens emporgeschossene Ernte. Eßschüsseln und Wasserflaschen lagen gleichfalls an den Wegen entlang, und alles, was sonst noch aus den geleerten Tornistern hatte herausfallen können, Reis, Bürsten, Patronen. In dieser fürchterlichen Zerstörung folgten sich Acker auf Acker, umgerissene Einfriedigungen, Bäume, wie von einer Feuersbrunst verbrannt, und der Erdboden selbst durch Granaten aufgerissen oder durch den Galopp der Massen derartig niedergetreten und verhärtet, daß es schien, als müsse er auf ewig unfruchtbar bleiben. Der Regen ertränkte alles in einem feuchten Bleigrau, ein hartnäckiger Geruch hing in der Luft, dieser Geruch des Schlachtfeldes nach verfaultem Stroh, verbranntem Tuch, eine Mischung von Fäulnis und Pulverschleim.

Silvine war ermüdet vom Anblick dieser Totenfelder, über die sie schon meilenweit hinzugehen glaubte, und sie blickte in wachsender Angst um sich.

„Wo ist es? Wo ist es denn?"

Aber Prosper war unruhig geworden und antwortete nicht. Was ihn überwältigte, waren mehr noch als die Leichen seiner Waffengenossen die Pferdekadaver, die armen Pferde, von denen sie so viele auf der Seite liegen fanden. Manche sahen wirklich bejammernswert aus in ihren schrecklichen Stel-

lungen mit abgerissenem Kopf und aufgeschlitzten Seiten, aus denen die Eingeweide hervorhingen. Viele lagen mit riesigem Bauch auf dem Rücken und streckten ihre vier steifen Beine wie Notzeichen in die Luft. Die schrankenlose Ebene war ganz höckerig von ihnen. Einige waren nach zweitägigem Todeskampfe noch nicht tot; beim geringsten Geräusch hoben sie den schmerzenden Kopf, bewegten ihn nach rechts und links und ließen ihn dann wieder fallen, während andere von Zeit zu Zeit einen durchdringenden Schrei ausstießen, diesen merkwürdigen Klageschrei des sterbenden Pferdes, der so furchtbar schmerzerfüllt klingt, daß die Luft scheinbar von ihm erzittert. Zerrissenen Herzens mußte Prosper an Zephir denken; vielleicht würde er auch ihn noch wiedersehen.

Plötzlich fühlte er den Erdboden unter einem wütenden Galopp erbeben. Er wandte sich und konnte seiner Gefährtin nur noch zurufen:

„Die Pferde! Die Pferde!... Werft Euch hinter die Mauer hier!“

Von einem benachbarten Abhang sausten an die hundert Pferde, frei, reiterlos, einige noch mit ihrem Gepäck, herab und wälzten sich in einer höllischen Jagd auf sie zu. Das waren versprengte, auf dem Schlachtfelde zurückgebliebene Pferde, die sich gefühlsmäßig zu Trupps wieder zusammenschlossen. Seit vorgestern ohne Heu oder Hafer, hatten sie das spärliche Grün abgenagt, hatten alle Hecken abgefressen, sogar die Rinde von den Bäumen gerissen. Und wenn der Hunger ihnen den Bauch wie Sporenstiche zerschnitt, sausten sie alle miteinander in wahnsinnigem Galopp von dannen und jagten über die leere, stumme Ebene, wobei sie Tote zertrampelten und Verwundete umbrachten.

Die Windsbraut näherte sich, Silvine hatte gerade noch

Zeit, den Esel mit dem Karren in den Schutz der kleinen Mauer zu ziehen.

„Herrgott! Die brechen ja alles kurz und klein!"

Aber die Pferde waren über das Hindernis hinweggesprungen, es tönte wie Donnerrollen, und schon stürzte sich ihre Jagd auf der andern Seite in einen Hohlweg, bis sie hinter der Ecke eines Gehölzes verschwanden.

Als Silvine den Esel auf den Weg zurückgeführt hatte, verlangte sie, Prosper solle ihr Rede stehen.

„Sagt, wo ist es?"

Er stand und warf seine Blicke nach allen vier Himmelsrichtungen.

„Da standen drei Bäume, die drei Bäume muß ich wiederfinden ... ja, natürlich! Im Gefecht sieht man nicht sehr deutlich, und es ist verdammt ungemütlich, wenn man nachher noch die Wege wissen soll, die man geritten ist."

Als er dann links von sich Leute sah, zwei Männer und eine Frau, dachte er, die wollte er fragen. Die Frau lief aber bei seinem Näherkommen weg und die Männer scheuchten ihn mit drohenden Bewegungen fort; nun sah er noch mehr, aber alle vermieden ihn und drückten sich wie wilde, argwöhnische Tiere ins Gestrüpp; sie waren schlecht gekleidet und ihre verdächtigen Banditengesichter namenlos schmutzig. Als er nun bemerkte, daß die Toten hinter diesen üblen Gesellen keine Schuhe mehr an ihren nackten, blassen Füßen hatten, da begriff er endlich, daß sie den deutschen Heeren folgende Strolche wären, Leichenräuber, niedriges, habgieriges Judengesindel, das hinter dem Überfall herzog. Ein langer Magerer riß in vollem Laufe vor ihm aus; er hatte einen Sack auf der Schulter, und in seinen Taschen klapperte es von aus den Hosentaschen gestohlenen Uhren und Silbergeld.

Ein dreizehn- oder vierzehnjähriger Bengel ließ Prosper indessen herankommen, und als dieser in ihm einen Franzosen erkannte und ihn mit Schmähungen überhäufte, wehrte der Junge sich. Was? Nicht mal seinen Lebensunterhalt sollte man sich verdienen? Er sammelte Chassepots auf und bekam fünf Sous für jeden, den er fand. Er war morgens früh aus seinem Dorf ausgerissen und hatte seit gestern einen leeren Magen; durch einen luxemburgischen Unternehmer hatte er sich verführen lassen, der mit den Preußen einen Vertrag über die Sammlung von Gewehren auf den Schlachtfeldern abgeschlossen hatte. Diese fürchteten nämlich tatsächlich, wenn die Waffen durch die Grenzbauern aufgesammelt würden, möchten sie nach Belgien gehen und von da wieder nach Frankreich hineinkommen. Eine ganze Wolke dieser armen Teufel war also auf der Jagd nach Gewehren, sie suchten ihre fünf Sous im Gestrüpp, so daß sie wie die Weiber aussahen, die mit aufgeschlagenen Röcken auf den Wiesen Löwenzahn suchen.

„Niederträchtiges Geschäft!" brummte Prosper.

„Na ja! Man will doch essen," erwiderte der Junge, „ich stehle keinem Menschen was."

Da er aber nicht aus der Gegend stammte und keine Auskunft geben konnte, beschränkte er sich darauf, ihnen einen kleinen benachbarten Hof zu zeigen, auf dem er Leute gesehen hätte.

Prosper dankte ihm und ging weiter hinter Silvine her, als er ein Chassepot halb in einer Ackerfurche stecken sah. Zuerst hütete er sich wohl, ihn ihm zu zeigen. Dann aber kehrte er um und schrie wie außer sich:

„Hier! Da ist noch einer, der gibt dir noch fünf Sous drüber her!"

Als Silvine näher an den Hof herankam, bemerkte sie verschiedene Bauern, die lange Gruben mit der Hacke aushoben. Sie standen aber unter unmittelbarem Befehl preußischer Offiziere, die, nur eine Gerte in den Händen, steif und stumm ihr Werk überwachten. Auf die Weise hatten sie die Dorfbewohner ausgehoben, um die Toten zu beerdigen, da sie befürchteten, das Regenwetter würde die Verwesung beschleunigen. Zwei Karren voll Toter standen da, eine Schicht entleerte sie und legte die Leichen rasch, ohne sie zu durchsuchen oder auch nur ihnen ins Gesicht zu sehen, in dichtgedrängten Reihen nebeneinander; drei mit großen Schaufeln bewaffnete Leute folgten ihnen und bedeckten die Reihen mit einer so dünnen Schicht Erde, daß unter dem Einfluß des strömenden Regens bereits Risse zu klaffen begannen. Ehe vierzehn Tage um waren, mußte die Pest aus diesen Rissen hervorhauchen, so oberflächlich geschah diese Arbeit. Silvine konnte nicht umhin, am Rande der Grube stehenzubleiben und die unglücklichen Toten der Reihe nach, wie sie herangebracht wurden, genau anzusehen. Sie zitterte vor entsetzlicher Furcht bei dem Gedanken, in jedem der blutigen Gesichter könne sie Honoré entdecken. War es nicht der Ärmste da, dem das linke Auge fehlte? Oder vielleicht der, dem die Kinnbacken zerspalten waren? Wenn sie sich nicht beeilte, ihn auf dieser endlosen, wüsten Fläche zu finden, würden sie ihn ihr sicher nehmen und ihn mit den andern in einem solchen Haufen begraben.

Jetzt lief sie wieder hinter Prosper her, der mit dem Esel bis an das Hoftor vorangegangen war.

„Herrgott! Wo ist es denn?... Fragt doch, erkundigt Euch doch!“

Auf dem Hofe lagen nur Preußen in Gesellschaft einer

Magd und ihres Kindes, die aus dem Walde wiedergekommen waren, weil sie dort vor Hunger und Durst umkamen. Es war ein Winkel voll urväterlicher Gemütlichkeit, voll ehrlicher Ruhe nach den Anstrengungen der vorhergehenden Tage. Soldaten bürsteten sorgfältig ihre auf Leinen zum Trocknen aufgehängten Uniformen aus. Einer war gerade mit einer geschickten Flickarbeit an seiner Hose fertig, während der Koch des Postens mitten auf dem Hofe ein mächtiges Feuer angezündet hatte, über dem die Suppe kochte, ein dicker Kessel, der einen vorzüglichen Duft nach Kohl und Speck ausströmte. Die Eroberung setzte sich bereits mit voller Ruhe und vorzüglichster Manneszucht ins Werk. Man hätte sie für nach Hause gegangene Bürger halten können, die ihre lange Pfeife rauchten. Auf einer Bank neben der Türe hatte ein dicker, rothaariger Mensch das Kind der Magd auf den Arm genommen, ein fünf- oder sechsjähriges Kerlchen; er ließ es tanzen und sprach auf Deutsch zärtlich auf es ein, wobei es ihm gewaltigen Spaß machte, wenn er sah, wie das Kind über die fremden Laute mit ihren rauhen Silben lachte, die es nicht verstand.

Aus Furcht vor einem unglücklichen Zufall kehrte ihnen Prosper sofort den Rücken. Aber die Preußen hier waren entschieden brave Kerls. Sie lachten über den kleinen Esel und gaben sich nicht mal die Mühe, nach ihrem Schein zu fragen.

Nun wurde ihr Marsch ganz toll. Die Sonne kam einen Augenblick zwischen zwei Wolken durch, schon ganz niedrig über dem Horizont. Wollte die Nacht schon hereinbrechen und sie auf diesem endlosen Leichenhaufen überraschen? Ein neuer Sturzregen verdunkelte die Sonne, um sie her war wieder nichts als die bleigraue Unendlichkeit des Regens, ein

Wasserstaub, der alles, Wege, Felder und Bäume, verwischte. Er wußte nicht weiter, er fühlte sich verloren und gestand das ein. Der Esel trabte immer im gleichen Schritt mit gesenktem Kopfe hinter ihnen her und zog als gelehriges Tier seinen kleinen Karren mit ergebenem Schritt. Nun ging's nach Norden, und sie kamen auf Sedan zurück. Jede Richtung fehlte ihnen; zweimal machten sie ganz denselben Weg und merkten das erst, als sie über dieselben Stellen kamen. Zweifellos drehten sie sich im Kreise herum, und schließlich hielten sie verzweifelt und erschöpft an einem Kreuzwege, wo drei Straßen auseinandergingen, vom Regen gepeitscht, unvermögend, noch weiter zu suchen.

Da hörten sie zu ihrer Überraschung laute Klagen; sie drangen bis an ein kleines Haus zu ihrer Linken vor und fanden hier hinten in einer Kammer zwei Verwundete. Die Türen standen weit offen; und seit den zwei Tagen, die sie hier, ohne auch nur verbunden zu sein, im Fieber klapperten, hatte sie kein Mensch, keine Seele gesehen. Vor allem verzehrte sie der Durst bei dem ständigen Rauschen der Regenfluten, die gegen die Fensterscheiben schlugen. Sie konnten sich nicht rühren und stießen fortwährend den Ruf: „Zu trinken! Zu trinken!" aus, diesen Schrei schmerzhafter Gier, mit dem Verwundete Vorübergehende bei dem geringsten Geräusch, das sie aus ihrer Schlaftrunkenheit reißt, zu verfolgen pflegen.

Während Silvine Wasser heranbrachte, hatte Prosper in dem am übelsten Zugerichteten einen Waffenbruder erkannt, einen Chasseur d'Afrique von seinem Regiment, und erfuhr von ihm, daß sie nicht weit von der Stelle sein könnten, wo die Division Margueritte angegriffen hatte. Der Verwundete schloß mit einer undeutlichen Handbewegung: ja, da

war's, wenn sie sich nach links wendeten, nachdem sie an einem Kleefeld vorbeigekommen wären. Ohne weiter zu warten, wollte Silvine auf Grund dieser Auskunft gleich weiter. Sie hatte den Verwundeten eine Anzahl vorbeigehender Arbeiter zur Hilfe gerufen, die Tote auflasen. Dann nahm sie den Esel beim Zügel und zog ihn über den schlüpfrigen Erdboden; so eilig hatte sie es, dort drüben an dem Kleefeld vorbeizukommen.

Prosper brachte sie plötzlich zum Stehen.

„Hier muß es sein. Seht! Dort rechts stehen die drei Bäume ... Seht Ihr hier die Radspuren? Hier liegt ein zerbrochener Munitionskasten. Endlich sind wir da!"

Zitternd stürzte Silvine vorwärts und sah in die Gesichter zweier Toter, zwei am Wegesrande gefallene Artilleristen.

„Aber hier ist er nicht, hier ist er nicht ... Ihr müßt schlecht gesehen haben ... Ja! Das war so'n Gedanke, so 'ne falsche Vorstellung, die Euch vor Augen gekommen ist!"

Allmählich kam eine närrische Hoffnung, eine wahnsinnige Freude über sie.

„Wenn Ihr Euch getäuscht hättet, wenn er noch lebte! Ganz sicher lebt er, denn er ist doch nicht hier!"

Plötzlich aber stieß sie einen dumpfen Schrei aus. Sie hatte sich gerade umgedreht und befand sich nun genau in der Batteriestellung. Es war furchtbar, der Erdboden war wie durch ein Erdbeben umgewühlt, überall lagen Trümmer umher, Tote lagen nach allen Richtungen verstreut in gräßlichen Stellungen da, mit verkrümmten Armen und angezogenen Beinen, den Kopf zurückgeworfen, als wollten sie ihren Schmerz noch mit dem weit offen stehen gebliebenen Munde, der die weißen Zähne sehen ließ, herausheulen.

Ein toter, furchtsam zusammengekauerter Unteroffizier

hielt beide Hände vor die Augen geschlagen, als wolle er nichts mehr sehen. Goldstücke, die ein Leutnant im Gürtel bei sich gehabt hatte, waren mit seinem Blute vermengt in seine eigenen Eingeweide gerollt. Einer über den andern lag das „Ehepaar", der Fahrer Adolf und der Richtkanonier Louis, mit aus den Höhlen getretenen Augen da, sie waren in einer wilden Umarmung bis zum Tode verheiratet geblieben. Und endlich fanden sie Honoré auf seinem zusammengeschossenen Geschütz wie auf einem Paradebett liegen, Seite und Schulter zerschmettert, aber das Gesicht unversehrt und schön in seinem Zorn, wie es immer noch nach den preußischen Batterien dort hinten starrte.

„O mein Freund!" schluchzte Silvine, „mein Freund . . ."

Sie war im Übermaß ihres tollen Schmerzes auf der durchnäßten Erde mit gefalteten Händen auf die Knie gefallen. Dies Wort Freund, das einzige, das sie fand, drückte all die Zärtlichkeit aus, die sie nun mit diesem guten Menschen verloren hatte, der ihr alles verziehen, sie trotz allem zu seiner Frau machen wollte. Jetzt war ihre ganze Hoffnung zu Ende und sie konnte nicht mehr leben. Nie hatte sie einen andern geliebt, und nie würde sie wieder jemand liebhaben können. Der Regen hatte aufgehört; ein Rabenschwarm, der krächzend über den drei Bäumen kreiste, beunruhigte sie wie eine Drohung. Sollte ihr der liebe Tote, den sie unter so großen Mühen gefunden hatte, wieder genommen werden? Sie hatte sich auf den Knien weitergeschleppt und wehrte nun mit zitternder Hand die gierigen Fliegen ab, die um die beiden weit offenen Augen herumsummten, deren Blick sie noch suchte.

Da entdeckte sie in Honorés zusammengekrallten Fingern ein Stück blutbeflecktes Papier. Das regte sie auf und sie

versuchte es mit vorsichtigem Zupfen herauszubekommen. Der Tote wollte es nicht fahren lassen, er hielt es so fest, daß sie es ihm nur in Stücken hätte entreißen können. Das war der Brief, den sie ihm geschrieben hatte, den er zwischen Hemd und Haut aufbewahrte und den er nun als Lebewohl in der letzten Zuckung seines Todeskampfes an sich gepreßt hatte. Sie fühlte sich bei all ihrem Schmerz von einer tiefen Freude durchdrungen, als sie ihn erkannte, und war ganz überwältigt davon, daß er mit dem Gedanken an sie gestorben sei. Ach, gewiß! Sie wollte ihm den lieben Brief lassen, sie wollte ihn ihm nicht nehmen, wenn er ihn so unbedingt mit in die Erde nehmen wollte. Ein neuer Tränenstrom verschaffte ihr Linderung, warme, sanfte Tränen nun. Sie stand wieder auf und küßte seine Hände, sie küßte ihm die Stirn und wiederholte dabei beständig das so unendlich liebkosende Wort:

„Mein Freund ... mein Freund ..."

Die Sonne neigte sich indessen, und Prosper holte die Bettdecke hervor. Zusammen hoben sie nun mit frommer Behutsamkeit Honorés Körper auf und legten ihn auf die auf die Erde gebreitete Decke; und als sie ihn eingehüllt hatten, trugen sie ihn auf den Karren. Der Regen drohte wieder loszubrechen, und sie setzten sich mit ihrem Esel in Bewegung, ein kleines Leichengefolge, über die verruchte Ebene, als sich ein entferntes Donnerrollen hören ließ.

Wieder rief Prosper:

„Die Pferde! Die Pferde!"

Es war abermals eine Jagd frei umherirrender, verhungerter Pferde. Diesmal kamen sie in tiefen Massen aus einem weiten, ebenen Stoppelfelde, die Mähnen im Winde, die Nüstern mit Schaum bedeckt; ein schräger Strahl roten

Sonnenlichtes warf den Schatten ihres wahnsinnigen Laufes bis ans andere Ende der Ebene. Silvine hatte sich sogleich mit in die Luft ausgebreiteten Armen vor den Karren geworfen, wie um sie durch diese Bewegung wilder Furcht aufzuhalten. Glücklicherweise wendeten sie sich nach links, wohin eine Geländefalte sie ablenkte. Sonst wären sie ganz und gar zerschmettert worden. Die Erde erzitterte, ihre Hufe schleuderten einen Regen von Kieselsteinen umher, einen wahren Kugelhagel, der den Esel am Kopfe verwundete. Dann verschwanden sie auf dem Grunde einer Schlucht.

„Der Hunger bringt sie so ins Rasen," sagte Prosper. „Arme Viecher!"

Silvine hatte den Esel wieder am Zügel genommen, nachdem sie ihm sein Ohr mit ihrem Taschentuche verbunden hatte. Und der düstere kleine Trauerzug überschritt nun die Ebene im entgegengesetzten Sinne, um die zwei Meilen, die sie von Remilly trennten, zurückzulegen. Bei jedem Schritt blieb Prosper stehen, um nach den toten Pferden zu sehen; sein Herz war ihm schwer, daß er so fortgehen sollte, ohne seinen Zephir wiederzusehen.

Als sie sich jenseits des Garennegehölzes etwas links wandten, um den Weg vom Morgen wieder einzuschlagen, forderte ein preußischer Posten ihren Erlaubnisschein. Aber anstatt sie von Sedan abzulenken, befahl dieser Posten ihnen, durch die Stadt hindurchzugehen, sonst würden sie zur Strafe festgehalten. Sie konnten nichts darauf antworten; das waren wohl neue Befehle. Übrigens wurde dadurch ihr Rückweg um zwei Kilometer abgekürzt, so daß sie sehr glücklich darüber waren, denn sie waren ganz zerbrochen von Müdigkeit.

In Sedan aber wurde ihr Marsch auf ganz eigenartige Weise gehemmt. Nachdem sie durch die Festungswerke hin-

durch waren, umhüllte sie Fäulnisgeruch; ein wahrer Misthaufen stieg ihnen bis an die Knie. Die Stadt war furchtbar schmutzig, eine reine Kloake, in der sich seit drei Tagen die Abfälle und Auswürfe von hunderttausend Menschen anhäuften. Alle möglichen Überreste hatten diese menschliche Streu vermehrt, Stroh und Hafer, den tierischer Kot zum Faulen brachte. Vor allem aber waren es die Kadaver der Pferde, die mitten auf offener Straße geschlachtet und zerlegt worden waren und nun die Luft verpesteten. Die Eingeweide faulten im Sonnenschein, die Köpfe und Knochen lagen auf dem Plaster umher und wimmelten von Fliegen. Sicher mußte hier die Pest ihren Atem ausströmen, wenn man sich nicht damit beeilte, diese gräßliche Schmutzschicht, die in der Rue Macqua, der Rue Ménil, selbst auf dem Turenneplatz bis zu zwanzig Zentimeter hoch lag, in die Kanäle zu kehren. Übrigens waren durch die preußischen Behörden weiße Anschläge angeklebt worden, die alle Bürger vom nächsten Tage an einstellten und ihnen befahlen, ob sie nun Kaufleute, Arbeiter, Händler, Bürger oder Magistratsbeamte waren, sich mit Besen und Schaufeln bewaffnet an die Arbeit zu machen, und es wurden ihnen die strengsten Strafen angedroht, wenn die Stadt nicht bis zum Abend sauber wäre. Und schon konnten sie sehen, wie der Gerichtspräsident vor seiner Türe den Fußsteig abkratzte und allen möglichen Unrat mit einer Feuerschaufel auf einen Karren warf.

Nur mit kleinen Schritten konnten Silvine und Prosper, die die Große Straße eingeschlagen hatten, durch all diesen faulenden Dreck vorwärts kommen. Dann aber erfüllte auch eine gewisse Erregung die Stadt und versperrte ihnen alle Augenblicke den Weg. Die Preußen untersuchten gerade jetzt die Häuser nach verborgenen Soldaten, die sich nicht ergeben

wollten. Als General Wimpffen tagszuvor um zwei Uhr vom Schlosse Bellevue zurückgekommen war, nachdem er dort die Übergabe unterzeichnet hatte, lief sogleich das Gerücht umher, die gefangenen Truppen sollten auf der Halbinsel Iges eingeschlossen werden und dort abwarten, bis alles für ihre Überführung nach Deutschland vorbereitet wäre. Einige wenige Offiziere beabsichtigten von der Vertragsbestimmung Gebrauch zu machen, die sie unter der Bedingung frei ließ, daß sie sich durch Namensunterschrift verpflichteten, nicht weiterzudienen. Nur ein General, der General Bourgain-Desfeuilles, war, wie man sagte, unter dem Vorwande seines Rheumatismus auf diese Abmachung eingegangen; Spottrufe hatten am Morgen seine Abreise begleitet, als er vor dem Gasthofe Zum goldenen Kreuz in den Wagen gestiegen war. Seit Tagesanbruch ging die Entwaffnung ihren Gang; die Soldaten mußten über den Turenneplatz ziehen und dort jeder seine Waffen, Gewehre, Bajonette auf einen immer höher anwachsenden Haufen werfen, der in einer Ecke des Platzes wie ein Bergsturz von altem Eisen lag. Dort stand eine preußische Abteilung, von einem jungen Offizier befehligt, einem großen, blassen Jungen, in himmelblauem Waffenrock, einem Helm mit Hahnenfederbusch und weißen Handschuhen an den Händen, der diese Entwaffnung mit hochmütiger Genauigkeit überwachte. Einen Zuaven, der in einer Anwandlung von Widerwillen seinen Chassepot nicht hatte abgeben wollen, hatte der Offizier mit den ohne jede Betonung gesprochenen Worten abführen lassen: „Der Mann wird erschossen!" Die andern, die traurig vorbeizogen, warfen ihre Gewehre mit einer gedankenlosen Handbewegung weg, um nur schnell damit fertigzuwerden. Aber wie viele waren bereits entwaffnet, alle die, deren Chassepots

da draußen auf den Feldern herumlagen. Und wie viele hielten sich seit gestern versteckt und träumten davon, in der unaussprechlichen Verwirrung verschwinden zu können. Die Häuser, in die sie eingedrungen waren, blieben voll von diesen Starrköpfen, die keinen Laut von sich gaben und sich in alle möglichen Ecken drückten. Deutsche Trupps, die die Stadt durchstreiften, fanden sie sogar unter Möbeln versteckt. Und da viele, selbst nachdem sie schon entdeckt waren, nicht aus den Kellern hervorkommen wollten, begannen die Streiftrupps kurz entschlossen auf sie durch die Luftlöcher zu schießen. Es war eine richtige Jagd auf Menschen, eine abscheuliche Treibjagd.

Auf der Maasbrücke wurde der Esel durch eine Menschenansammlung angehalten. Der Befehlshaber des Postens, der die Brücke bewachte, traute ihnen nicht, sondern glaubte an irgendwelchen Handel mit Brot oder andern Lebensmitteln und wollte sich erst von dem Inhalt des Karrens überzeugen; aber als er die Decke aufhob, sah er den Leichnam einen Augenblick voller Ergriffenheit an; dann gab er den Weg mit einer Handbewegung frei. Aber sie konnten immer noch nicht vorwärts kommen; es handelte sich um den ersten Trupp Gefangener, die eine preußische Abteilung nach der Halbinsel Iges abführte. Der Trupp nahm gar kein Ende, die Leute drängten sich und liefen sich auf den Hacken; in ihren zerlumpten Uniformen, mit gesenktem Kopfe sahen sie schräg zur Seite, sie zeigten den gekrümmten Rücken und die hängenden Arme Gefangener, die nicht mal mehr ein Messer haben, um sich die Kehle durchzuschneiden. Die rauhe Stimme ihrer Wächter trieb dies schweigsame Gewimmel wie Peitschenhiebe an, und man hörte nichts als das Klatschen ihrer groben Schuhe in dem dicken Schmutz. Wieder

ging ein Wolkenbruch nieder, und nichts konnte in dieser Regenflut einen jämmerlicheren Eindruck machen als dieser Trupp heruntergekommener Soldaten, die wie Bettler und Herumstreicher von der großen Landstraße aussahen.

Prosper, dem sein altes Jägerherz zum Zerspringen klopfte, stieß ganz erstickt vor Wut Silvine mit dem Ellbogen an, um ihr zwei der vorübergehenden Soldaten zu zeigen. Er hatte Maurice und Jean erkannt, die mit ihren Gefährten dahergeführt wurden und brüderlich Seite an Seite gingen; und als der kleine Karren endlich seinen Weg hinter dem Trupp her wieder aufnahm, konnten seine Blicke sie auf der ebenen Straße, die inmitten von Gärten und Gemüsezüchtereien nach Iges führt, bis zur Vorstadt Torcy verfolgen.

„Ach!" sagte Silvine leise mit einem Blick auf Honorés Leiche, denn sie fühlte sich von dem Gesehenen ganz niedergeschmettert, „vielleicht sind doch die Toten glücklicher dran."

In Wadelincourt überfiel sie die Nacht, und es war vollständig dunkel, als sie in Remilly ankamen. Vater Fouchard erstarrte angesichts des Leichnams seines Sohnes; denn er war fest überzeugt gewesen, sie würden ihn nicht finden. Er hatte seinen Tag mit dem Abschluß eines guten Geschäfts hingebracht. Auf dem Schlachtfelde gestohlene Offizierspferde wurden glatt für zwanzig Francs das Stück verkauft; und er hatte drei für fünfundvierzig Francs gekauft.

## 2

In dem Augenblick, als der Gefangenenschub aus Torcy heraustrat, gab es ein derartiges Gedränge, daß Maurice von Jean getrennt wurde. Es nützte ihm nichts, daß er um-

herlief, er verirrte sich nur noch mehr. Und als er an die Brücke über den Kanal kam, der die Halbinsel Iges von ihrer Grundlinie trennt, befand er sich zwischen Chasseurs d'Afrique und konnte nicht wieder zu seinem Regiment gelangen.

Zwei gegen das Innere der Halbinsel gerichtete Geschütze bestrichen den Brückenübergang. Gleich hinter dem Kanal hatte der preußische Generalstab in einem Bürgerhause einen Posten untergebracht, der unter Befehl eines eigenen Kommandanten stand und mit Aufnahme und Überwachung der Gefangenen beauftragt war. Die Förmlichkeiten waren übrigens nur kurz; bei dem herrschenden Gedränge wurden die Leute, wie sie hereinkamen, aufs Geratewohl gezählt wie die Hammel, ohne daß sich jemand um ihre Uniformen oder Regimentsnummern gequält hätte; und so wurden die einzelnen Gruppen vermischt und ließen sich nieder, wohin ihr Geschick sie gerade führte.

Maurice glaubte sich an einen bayrischen Offizier wenden zu sollen, der rittlings auf einem Stuhle saß und rauchte.

„Wohin muß das hundertsechste Linienregiment gehen, mein Herr?"

Verstand der Offizier ausnahmsweise kein Französisch oder machte es ihm Spaß, einen armen Soldaten in die Irre zu jagen? Er lächelte, hob die Hand und machte ihm ein Zeichen, geradeaus zu gehen.

Obwohl Maurice aus der Gegend stammte, war er doch nie auf der Halbinsel gewesen und ging also auf Entdeckungen los, als habe ihn ein Windstoß auf eine weit entfernte Insel geführt. Zunächst ging er links am Glaireturm entlang, einem schönen Besitztum, dessen kleiner, am Maasufer angelegter Park einen unendlichen Reiz besaß. Dann folgte der Weg dem Flusse, der rechts am Fuße steiler Böschungen

dahinfloß. Allmählich stieg er in langsamen Windungen rund um den kleinen Berg herum an, der die Mitte der Halbinsel einnahm; hier lagen alte Steinbrüche, riesige Höhlen, und ein paar enge Pfade verloren sich in der Richtung dorthin. Weiter unterhalb befand sich am Strome eine Mühle. Dann bog die Straße schräg ab und stieg gegen das Dorf Iges zu an, das an einem Abhange lag und durch eine Fähre, gegenüber der Spinnerei von Saint-Albert, mit dem andern Ufer verbunden war. Schließlich dehnten sich Äcker und Wiesen in einer riesigen Breite kahlen, baumlosen Geländes aus, das die Windung der Flußschleife umschloß. Vergeblich durchforschten Maurices Blicke den holperigen Abhang des Hügels: er sah nur Artillerie und Kavallerie sich lagern. Von neuem fragte er und wandte sich an einen Unteroffizier von den Chasseurs d'Afrique, der von nichts wußte. Es begann dunkel zu werden, und er setzte sich einen Augenblick an den Wegrand, da ihm die Beine müde geworden waren.

Da sah er in seiner plötzlichen Hoffnungslosigkeit sich gegenüber am andern Ufer der Maas die fluchbeladenen Felder, auf denen er vor zwei Tagen gekämpft hatte. An diesem hinsterbenden Regentage erschienen sie ihm ein blasses Geisterbild, wie der düstere Rundblick sich so bleigrau, in Schmutz versinkend abrollte. Der Paß von Saint-Albert, der enge Weg, über den die Preußen herangekommen waren, lief an der Schleife entlang bis an eine weißlich erscheinende Stelle, wo der Schutt der Steinbrüche abgeladen wurde. Jenseits der Anhöhe von Seugnon hoben sich die buckligen Gipfel des Falizettegehölzes. Aber gerade vor ihm, etwas links, lag besonders deutlich Saint-Menges, von dem ein Weg herunterlief, der sein Ende an der Fähre fand; in der Mitte lag der Weiler auf dem Hattoy, dann sehr weit weg Illy tief unten,

Fleigneux verbarg sich in einer Geländefalte, während Floing rechts wieder näher herankam. Er erkannte das Feld wieder, in dem sie stundenlang zwischen Kohlköpfen gelegen hatten, den Platz, den die Reserveartillerie zu verteidigen versucht hatte, den Gipfel, auf dem er Honoré auf seinem zerschmetterten Geschütz hatte sterben sehen. All das Scheußliche dieses Unheilstages stieg wieder in ihm empor und brach mit all seinen Leiden und einem bis zum Erbrechen gesteigerten Ekel über ihn herein.

Die Furcht, hier von der dunklen Nacht überrascht zu werden, ließ ihn seine Nachforschungen wieder aufnehmen. Vielleicht lagerten die 106er auf dem niedrigen Gelände jenseits des Dorfes. Er fand aber nur Herumstreicher und entschloß sich, an der Schleife entlang um die Halbinsel herumzugehen. Als er über ein Kartoffelfeld schritt, buddelte er vorsichtigerweise ein paar aus und steckte sie in die Tasche; sie waren zwar noch nicht reif, aber er hatte nichts anderes, denn um sein Unglück voll zu machen, hatte Jean darauf bestanden, sich mit den beiden Broten zu bepacken, die Delaherche ihnen beim Abschied mitgegeben hatte. Was ihn jetzt in Erstaunen versetzte, war die große Anzahl Pferde, die er auf dem kahlen Gelände antraf, das sich von dem in der Mitte gelegenen Berge sanft gegen die Maas nach Donchery hin abdacht. Wozu hatten sie wohl diese Menge Tiere hergebracht? Wie sollten die ernährt werden? Es war finstere Nacht geworden, als er an ein kleines Gehölz am Rande des Wassers kam, in dem er zu seiner Überraschung die Hundertgarden des Kaisers vorfand, die sich schon eingerichtet hatten und sich an mächtigen Feuern trockneten. Diese Herren, die sich hier abseits lagerten, hatten schöne Zelte; ihre Kessel kochten bereits und an einem Baume war eine Kuh angebunden. Er fühlte sofort,

wie sie ihn bei seiner bejammernswerten Verwahrlosung als zerlumpten, mit Schmutz bedeckten Stoppelhopser über die Achsel anguckten. Indessen erlaubten sie ihm doch, sich seine Kartoffeln in der Asche zu braten, und dann zog er sich hundert Meter weiter an den Fuß eines Baumes zurück, um sie zu essen. Es regnete nicht mehr, der Himmel hatte sich aufgeklärt, die Sterne funkelten lebhaft auf dem Grunde der blauen Finsternis. Jetzt hielt er es für das richtigste, die Nacht hier zuzubringen, denn von hier aus konnte er am andern Morgen seine Nachforschungen leicht fortsetzen. Er war ganz zerschlagen von Müdigkeit; der Baum würde ihn immerhin etwas schützen, falls der Regen wieder anfangen sollte.

Aber er konnte nicht einschlafen, da ihn der Gedanke an dies weite Freiluftgefängnis, in das er sich eingeschlossen fühlte, zu sehr beschäftigte. Die Preußen waren da auf einen wirklich ganz einzigartig schlauen Gedanken verfallen, indem sie hier die von der Heeresgruppe von Châlons übergebliebenen achtzigtausend Mann zusammenpferchten. Die Halbinsel konnte etwa eine Meile Länge bei anderthalb Kilometern Breite haben, auf denen man leicht die riesigen aufgelösten Überreste der Besiegten unterbringen konnte. Er gab sich vollkommene Rechenschaft darüber, daß das Wasser sie in ununterbrochener Linie umgab, die Maasschleife auf drei Seiten und dann der Entwässerungskanal, der die beiden hier nahe zusammenkommenden Flußteile an der Grundlinie verband. Hier befand sich der einzige Ausgang, die Brücke, die die beiden Geschütze bestrichen. Es war auch nichts Leichteres, als dies Lager trotz seiner Ausdehnung zu überwachen. Er hatte schon am andern Ufer die deutsche Postenkette bemerkt, alle fünfzig Schritt ein Soldat dicht am Wasser aufgestellt mit dem Befehl, auf jeden zu feuern, der

durch Schwimmen zu entkommen versuchen sollte. Dahinter galoppierten Ulanen herum und verbanden die einzelnen Posten; weiterhin hätte er in der weiten Landschaft verstreut die schwarzen Reihen der preußischen Regimenter zählen können, ein dreifacher, lebender, beweglicher Gürtel, der die gefangene Truppe wie mit einer Mauer umgab.

Bei seinen vor Schlaflosigkeit weit aufgerissenen Augen sah Maurice jetzt übrigens nichts als die Finsternis, in der die Biwakfeuer aufzuleuchten begannen. Trotzdem unterschied er doch noch jenseits des blassen Bandes der Maas die unbeweglichen Schattenrisse der Schildwachen. Sie standen aufrecht und schwarz im klaren Lichte der Sterne da; in regelmäßigen Abständen tönte ihr aus der Kehle kommender Ruf zu ihm herüber, der Ruf drohender Wachsamkeit, der sich in dem mächtigen Rauschen des Flusses verlor. Der ganze vor zwei Nächten durchlebte Alpdruck stand wieder vor ihm auf, als diese harten, fremdartigen Silben durch die schöne Sternennacht Frankreichs tönten, alles, was er noch vor einer Stunde geträumt hatte, die noch von Toten vollgehäufte Hochebene von Illy, die ganze fluchbeladene Bannmeile von Sedan, in der eine Welt zusammengebrochen war. Wie er so in der Feuchtigkeit dieses Waldrandes den Kopf gegen eine Baumwurzel stützte, verfiel er wieder in dieselbe Hoffnungslosigkeit, die ihn am Tage vorher auf Delaherches Sofa ergriffen hatte; was ihn aber jetzt quälte und seinen Stolz noch mehr leiden ließ, war die Frage nach dem Morgen, die Sucht, einen Maßstab für den Zusammenbruch zu gewinnen, zu wissen, unter welchen Trümmern diese Welt von gestern zusammengestürzt war. Nachdem der Kaiser dem König Wilhelm seinen Degen übergeben hatte, war da dieser abscheuliche Krieg nicht aus? Aber er dachte daran, was ihm

zwei bayrische Soldaten geantwortet hatten, die die Gefangenen nach der Halbinsel brachten: „Wir alle in Frankreich, wir alle nach Paris!“ In seinem Halbschlafe kam plötzlich eine Erscheinung der augenblicklichen Vorgänge über ihn: das Kaiserreich weggefegt, unter allgemeinen Flüchen fortgeschwemmt, und die Republik unter einem Ausbruch patriotischen Fiebers ausgerufen, wobei die Sage von 92 ihre Schatten an ihm vorüberziehen ließ, die Soldaten der Massenerhebung, die Heere von Freiwilligen, die den vaterländischen Boden von allem Fremden reinigten. All das verwirrte sich in seinem armen, kranken Kopfe, die Forderungen der Sieger, die Bitterkeit des Besiegtseins, der hartnäckige Wunsch der Besiegten, sich bis zum letzten Blutstropfen hinzugeben, die Gefangenschaft für die achtzigtausend Mann, die hier lagen, zuerst auf dieser Halbinsel, dann in den deutschen Festungen, Wochen, Monate, vielleicht Jahre lang. Alles krachte und stürzte für ewig in den Abgrund dieses schrankenlosen Unglücks hinab.

Der Ruf der Schildwachen kam allmählich auf ihn zu, brach dann vor ihm aus, um in der Ferne zu verhallen. Er war wieder aufgewacht und drehte sich auf der harten Erde um, als ein Schuß die große Stille zerriß. Sofort klang ein Todesröcheln durch die Nacht; das Wasser spritzte auf in dem kurzen Kampf eines senkrecht untersinkenden Körpers. Zweifellos ein Unglücklicher, der eine Kugel gerade mitten in die Brust gekriegt hatte, als er über die Maas zu schwimmen versuchte, um zu fliehen.

Am folgenden Morgen war Maurice bei Sonnenaufgang schon auf den Beinen. Der Himmel war klar geblieben, und er wollte nun schleunigst Jean und die Kameraden von seiner Kompanie wiederfinden. Einen Augenblick dachte er daran,

abermals das Innere der Halbinsel zu durchstöbern; dann aber entschloß er sich, seinen Rundmarsch zu vollenden. Und als er sich wieder am Kanalufer einfand, sah er die Überreste der 106er, so etwa tausend Mann, an der Böschung gelagert, wo sie nur die dürftige Pappelreihe schützte. Hätte er sich gestern links gewendet, anstatt geradeaus zu gehen, so würde er sein Regiment sofort getroffen haben. Fast alle Linienregimenter lagen hier auf einem Haufen an der sich vom Glaireturm bis zum Schloß von Villette nach der Seite von Donchery hinziehenden Böschung, das ein anderes bürgerliches, von etwas altem Gemäuer umgebenes Besitztum darstellte; sie biwakierten alle nahe bei der Brücke, dem einzigen Ausgang, in dem Drange nach Freiheit, durch den große Herden an der Schwelle ihrer Gehege an den Eingängen zum Erdrücken getrieben werden.

Jean stieß einen Freudenschrei aus.

„Ach! Da bist du endlich! Ich glaubte schon, du lägest im Flusse!“

Er war da und mit ihm der ganze Rest der Korporalschaft, Page und Lapoulle, Loubet und Chouteau. Diese beiden hatten unter einem der Tore Sedans geschlafen und waren dann bei dem großen Kehraus wieder zu ihnen gestoßen. Bei der ganzen Kompanie befand sich übrigens der Korporal als einziger Führer, da der Tod den Sergeanten Sapin, Leutnant Rochas und Hauptmann Beaudouin hingemäht hatte. Und obwohl die Sieger alle Gradunterschiede ausgewischt und festgesetzt hatten, die Gefangenen dürften nur den deutschen Offizieren gehorchen, hatten sich doch alle vier wieder um ihn gedrängt, da sie wußten, wie klug und erfahren er wäre und wie gut sie täten, ihm unter diesen schwierigen Verhältnissen zu folgen. Heute morgen herrschten auch trotz der

Dummheit der einen und der Niedertracht der andern Eintracht und schönste Stimmung unter ihnen. Zunächst hatte er ihnen für die Nacht einen beinahe ganz trockenen Platz zwischen zwei Abzugsgräben ausfindig gemacht, wo sie sich ausstrecken konnten, denn sie hatten alle zusammen nur noch eine Zeltbahn. Dann war er losgezogen, um ihnen einen Kessel und etwas Holz zu besorgen, in dem Loubet ihnen Kaffee gemacht hatte, der sie durch seine schöne Wärme wieder munter machte. Es fiel kein Regen mehr, ein prachtvoller Tag kündigte sich an, und sie hatten noch etwas Zwieback und Speck; und dann war es, wie Chouteau sagte, ein Vergnügen, keinem Menschen mehr gehorchen zu brauchen und nach eigenem Gutdünken bummeln zu können. Was schadete es, wenn sie eingeschlossen waren; Platz genug war ja da. In zwei oder drei Tagen würden sie übrigens ja auch losziehen. Sie fühlten sich so wohl, daß sie diesen Tag, den vierten, der auf einen Sonntag fiel, ganz vergnügt hinbrachten.

Selbst Maurice, der sich innerlich wieder gefestigt fühlte, nachdem er seine Gefährten wiedergetroffen hatte, litt eigentlich nur unter der den ganzen Nachmittag auf der andern Seite des Kanals spielenden preußischen Musik. Gegen Abend gab es Chorgesang. Jenseits der Postenkette sahen sie Soldaten in kleinen Gruppen spazierengehen, um mit langgezogener, hoher Stimme ihren Sonntag durch Gesang zu feiern.

„Ach, diese Musik!" schrie Maurice endlich außer sich. „Die geht einem ja durch Mark und Bein!"

Jean war weniger empfindlich und zuckte die Achseln.

„Gewiß! Die haben doch auch allen Grund, zufrieden zu sein. Und vielleicht glauben sie auch, uns damit die Zeit zu

vertreiben ... Der Tag ist doch nicht übel gewesen; wir wollen nicht klagen."

Aber gegen Ende des Tages fing der Regen wieder an. Das war ein Pech. Ein paar Soldaten waren in die wenigen verlassenen Häuser der Halbinsel eingedrungen. Ein paar andere hatten sich Zelte aufschlagen können. Die überwiegende Mehrzahl mußte ohne jeden Schutz, sogar ohne irgendwelche Bedeckung die Nacht im Freien in einem sintflutartigen Platzregen zubringen.

Gegen ein Uhr morgens wachte Maurice, den die Müdigkeit doch eingeschläfert hatte, in einem wahren See auf. Die Abzugsgräben waren durch den Wolkenbruch angeschwollen und traten über, so daß sie ihren Lagerplatz überschwemmten. Chouteau und Loubet fluchten vor Wut, während Pache Lapoulle schüttelte, der trotz dieser Überschwemmung mit geballten Fäusten weiterschlief. Da dachte Jean an die den ganzen Kanal entlang gepflanzten Pappeln und lief mit seinen Leuten, um sich unter ihnen in Schutz zu bringen, wo sie nun diese greuliche Nacht, halb zusammengeklappt mit dem Rücken gegen die Baumrinde, zubrachten und die Beine unterschlugen, um sie vor den dicken Tropfen zu schützen.

Auch der nächste Tag und der übernächste waren wahrhaft abscheulich bei dem ewigen Durchweichen, das so kräftig war und so häufig stattfand, daß die Kleider gar keine Zeit fanden, auf den Körpern zu trocknen. Der Hunger begann; sie hatten nur noch einen Zwieback, weder Speck noch Kaffee. Zwei Tage lang, den Montag und Dienstag, lebten sie von Kartoffeln, die sie auf den benachbarten Feldern stahlen; und selbst die wurden gegen Ende des zweiten Tages so selten, daß die Soldaten, die Geld hatten, sie sich für fünf Sous das Stück kauften. Wohl ertönten die Hörner zur Verteilung,

und der Korporal rannte auch schleunigst nach einem großen Schuppen beim Glaireturm, wo, wie es hieß, Brot ausgeteilt würde. Aber das erstemal wartete er drei Stunden lang unnütz; das zweitemal kriegte er Streit mit einem Bayern. Wenn die französischen Offiziere bei ihrer Ohnmacht nichts ausrichten konnten, hatte der deutsche Generalstab die gefangenen Truppen denn hier so im Regen untergebracht, um sie vor Hunger verrecken zu lassen? Es schien keine Vorsichtsmaßregel getroffen zu sein, keinerlei Anstrengung wurde gemacht, um diese achtzigtausend Mann in ihrem beginnenden Todeskampfe zu ernähren, in dieser schrecklichen Hölle, die die Soldaten das Jammerlager zu nennen begannen, eine Bezeichnung voll derartigen Schreckens, daß auch die Tapfersten eine Gänsehaut dabei bekamen.

Bei der Rückkehr von diesem langen, unnützen Warten wurde Jean trotz seiner gewohnten Ruhe wütend.

„Machen sie sich denn lustig über uns, daß sie da blasen, wenn es doch nichts gibt? Gott soll mich verdammen, wenn ich mich weiter drum kümmere!"

Beim geringsten Appell lief er indessen doch wieder hin. Diese vorschriftsmäßigen Hornrufe waren unmenschlich; sie hatten aber auch noch eine andere Wirkung, die Maurice das Herz zusammenschnürte. Jedesmal, wenn die Hörner ertönten, kamen die auf dem andern Kanalufer frei umherlaufenden französischen Pferde herbei und stürzten sich ins Wasser, um zu ihren Regimentern zu gelangen; denn die wohlbekannten Fanfaren, die sie wie Sporenstiche trafen, machten sie ganz närrisch. Aber erschöpft und aufgeregt, wie sie waren, kamen nur wenige an die Böschung. Sie kämpften erbärmlich und ertranken in so großer Anzahl, daß ihre aufgeblähten treibenden Kadaver den ganzen Kanal verstopf-

ten. Die, die wirklich ans Ufer kamen, waren wie von Raserei ergriffen; sie verloren sich im Galopp auf den kahlen Feldern der Halbinsel.

„Noch mehr Rabenfutter!" sagte Maurice schmerzerfüllt, wenn er sich die beunruhigende Anzahl Pferde vorstellte, die er angetroffen hatte. „Wenn wir noch ein paar Tage hierbleiben, fressen wir uns alle gegenseitig auf... Ach, die armen Viecher!"

Die Nacht von Dienstag zum Mittwoch war besonders gräßlich. Und Jean, der sich ernstlich über Maurices fieberhaften Zustand Sorge zu machen begann, zwang ihn, sich in einen Fetzen Decke einzuwickeln, den sie einem Zuaven für zehn Francs abgekauft hatten; er selbst ließ die nicht endenwollende Sintflut in seinem wie ein Schwamm durchtränkten Rock die ganze Nacht über sich ergehen. Der Platz unter den Pappeln wurde unhaltbar: ein Schlammstrom lief über sie hin, die gesättigte Erde ließ das Wasser in tiefen Pfützen stehen. Das Schlimmste war ihr leerer Magen, denn ihre Abendmahlzeit hatte aus zwei roten Rüben bestanden, die sie aus Mangel an trocknem Holz nicht mal hatten kochen können und deren zuckerige Frische sich bald in ein unerträglich brennendes Gefühl verwandelte. Dabei war der Dysenterie noch gar nicht gedacht, die sich, von Ermattung, schlechter Nahrung und der dauernden Feuchtigkeit hervorgerufen, bemerkbar zu machen begann. Mehr als zehnmal streckte Jean, der, den Rücken unmittelbar gegen den Baumstamm, die Beine im Wasser, dasaß, seine Hand nach Maurice aus, um zu fühlen, ob er sich bei seinem unruhigen Schlafe nicht aufgedeckt hätte. Seit sein Gefährte ihn auf der Ebene von Illy vor den Preußen gerettet hatte, indem er ihn auf seinen Armen davontrug, hatte er diese Schuld hundertfach ab-

bezahlt. Ohne darüber nachzugrübeln, gab er sein eigenes Wesen völlig hin und vergaß sich selbst vollständig über der Liebe zu dem andern; so dunkel dies Gefühl war, so kräftig war es aber auch bei diesem in dauernder Berührung mit der Erde gebliebenen Bauern, der keine Worte für den Ausdruck seiner Gefühle fand. Er hatte sich sonst schon immer den Bissen aus dem Munde gerissen, wie die Leute der Korporalschaft sagten; jetzt hätte er auch noch sein eigenes Fell hingegeben, um den andern darin einzuwickeln, ihm die Schultern zu schützen, seine Füße zu wärmen. Und inmitten der sie umgebenden Selbstsucht verdankte er vielleicht in diesem Winkel voll Menschenleides, wo der Hunger alle Begierden noch anstachelte, dieser unvorhergesehenen Wohltat die Bewahrung seiner ruhigen Stimmung und seiner guten Gesundheit; denn er allein war noch fest und verlor nicht vollständig den Kopf.

Nach dieser Nacht machte sich Jean dann auch an die Ausführung eines Gedankens, der ihn bereits völlig beherrschte.

„Höre mal, Junge, wenn sie uns auch nichts zu essen geben und uns in diesem verdammten Loch vergessen, wir müssen uns doch etwas Bewegung machen, wenn wir nicht wie die Hunde verrecken wollen ... Hast du noch Beine?"

Glücklicherweise war die Sonne wieder hervorgekommen, und Maurice war ganz durchwärmt.

„Ja, Beine habe ich noch."

„Dann wollen wir mal auf Entdeckungen ausgehen ... Wir haben Geld; es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht irgend etwas zu kaufen fänden. Die andern wollen wir uns nicht erst aufpacken, die sind nicht nett; mögen die sich selbst helfen."

Tatsächlich stießen Loubet und Chouteau ihn durch ihre argwöhnische Selbstsucht ab; sie stahlen, was sie nur konnten, und teilten nie mit den Kameraden; ebensowenig war aus dem Viech von Lapoulle oder dem Schafskopf von Pache was Vernünftiges herauszuholen.

So machten sich denn die beiden auf den Weg an der Maas entlang, den Maurice bereits gegangen war. Der Park beim Glaireturm und das Wohnhaus waren ausgeplündert und verwüstet, die Rasenflächen wie durch einen Orkan aufgewühlt, die Bäume niedergeschlagen, die Gebäude vollgepfropft. Ein zerlumpter Haufen schmutzbedeckter Soldaten mit hohlen Backen und fieberglänzenden Augen hauste hier wie die Zigeuner; wie Wölfe lebten sie in den schmutzigen Räumen, die sie nicht zu verlassen wagten, weil sie fürchteten, ihren Platz für die Nacht zu verlieren. Weiterhin an den Abhängen kamen sie an Artillerie und Kavallerie vorbei, die bis dahin so ordentlich ausgesehen hatten, aber nun gleichfalls abgerissen waren und unter den Qualen des Hungers in Unordnung gerieten; machte der doch sogar die Pferde verrückt und jagte die Menschen in zerstörungswütigen Banden über die Felder. Zu ihrer Rechten sahen sie einen unendlichen Schwanz von Artilleristen und Chasseurs d'Afrique langsam an der Mühle vorbeiziehen: der Müller verkaufte ihnen Mehl und gab ihnen für einen Franc zwei Händevoll in ihr Taschentuch. Aber die Furcht, zu lange warten zu müssen, ließ sie weitergehen, denn sie hofften im Dorfe Iges etwas Besseres zu finden; sie waren aber ganz verdutzt, als sie es dann in seiner traurigen Nacktheit wie ein algerisches Dorf nach dem Vorüberziehen eines Heuschreckenschwarmes vorfanden: keine Krume von Lebensmitteln war mehr da, weder Brot noch Gemüse noch Fleisch; die jämmerlichen

Häuser standen da wie mit den Nägeln ausgekratzt. Es hieß, General Lebrun wäre bei dem Ortsvorsteher abgestiegen. Vergeblich hatte er, um dadurch die Verpflegung der Truppen zu erleichtern, versucht, eine Bezahlung durch Gutscheine einzurichten, die nach dem Feldzuge ausbezahlt werden sollten. Es gab einfach nichts mehr, Geld war unnütz. Noch am Tage vorher waren zwei Francs für den Zwieback bezahlt, eine Flasche Wein kostete sieben Francs, ein Glas Branntwein zwanzig Sous, eine Pfeife Tabak zehn Sous. Jetzt mußten Offiziere das Haus des Generals ebenso wie die andern Gebäude mit dem Säbel in der Hand schützen, denn fortwährend brachen Banden von Plünderern die Türen ein und stahlen sogar das Lampenöl zum Trinken.

Drei Zuaven riefen Jean und Maurice an. Zu fünfen könnte man ein gutes Geschäft machen.

„Kommt doch, da sind Pferde, die umfallen, und wenn wir nur trockenes Holz hätten ..."

Dann stürzten sie sich auf ein Bauernhaus, schlugen die Schranktüren ein und rissen selbst das Stroh vom Dache. Im Laufschritt herankommende Offiziere bedrohten sie mit dem Revolver und jagten sie fort.

Als Jean sah, wie ein paar in Iges zurückgebliebene Einwohner genau so elend und verhungert aussahen wie die Soldaten, bedauerte er, daß sie das Mehl bei der Mühle verschmäht hätten.

„Wir müssen zurück, vielleicht gibt's noch was."

Aber Maurice begann sich so schlaff zu fühlen, so erschöpft durch die Leere, daß Jean ihn in einem der Steinbrüche in einem Felsloch sitzen ließ, gegenüber dem weiten Rundblick auf Sedan. Er selbst kam, nachdem er drei Viertelstunden lang in der Kette gestanden hatte, mit einem Lappen voll

Mehl wieder. Sie besaßen keine andere Möglichkeit, als es händeweise so zu essen. Es war nicht schlecht, hatte keinen Geruch und schmeckte nur fade wie Teig. Und trotzdem gab dies Frühstück ihnen wieder etwas Kräfte. Sie hatten sogar das Glück, in dem Felsen eine natürliche Ansammlung von Wasser zu finden, das ganz frisch war und in dem sie mit Wonne ihren Durst stillten.

Als Jean dann vorschlug, bis zum Nachmittag hierzubleiben, machte Maurice eine wütende Bewegung.

„Nein, nein, nicht hier! ... Ich werde krank, wenn ich das da lange vor Augen habe ...."

Mit zitternder Hand wies er auf den weiten Rundblick, den Hattoy, die Ebenen von Illy und Floing, das Garennegehölz, all diese gräßlichen Stätten des Gemetzels und der Niederlage.

„Gerade jetzt, als ich auf dich wartete, habe ich mich umdrehen müssen, denn sonst hätte ich vor Wut angefangen zu brüllen, jawohl! wie ein gereizter Hund zu heulen ... Du kannst dir nicht vorstellen, wie elend es mich macht, geradezu verrückt!"

Jean sah ihn voller Erstaunen über seinen blutenden Stolz an; es beunruhigte ihn, in seinen Augen von neuem diesen Ausdruck wirrer Unvernunft zu finden, die er schon einmal darin gesehen hatte. Er tat so, als machte er Spaß.

„Schön! Das ist ja so leicht, gehen wir mal in eine andere Gegend!"

Nun irrten sie bis zum Anbruch der Nacht umher, wo sie gerade einen Weg fanden. In der Hoffnung, dort noch einmal Kartoffeln zu finden, besuchten sie den ebenen Teil der Halbinsel; aber die Artilleristen hatten sich Karren geholt und die Felder umgewühlt und alles eingeerntet und aufgesam-

melt. So gingen sie ihren Weg zurück und kamen von neuem durch die abgearbeiteten, hinsterbenden Massen der ihren Hunger spazierenführenden Soldaten; ihre schlaffen Körper übersäten den Erdboden und zu Hunderten fielen sie bei dem mächtigen Sonnenschein vor Erschöpfung um. Sie selbst brachen auch alle Stunden einmal zusammen und mußten sich hinsetzen. Dann trieb eine dumpfe Verzweiflung sie wieder hoch, sie fingen wieder an herumzulungern, wie mit Nadeln geprickelt von dem Drange, der das Tier nach Nahrung suchen läßt. Es kam ihnen so vor, als dauerte das schon Monate so, und doch liefen die Minuten so rasch dahin. In dem Innern der Felder auf der Seite nach Donchery hinüber bekamen sie Angst vor den Pferden; sie mußten Schutz hinter einer Mauer suchen und blieben dort lange mit Aufgebot aller Kräfte stehen; mit irren Augen sahen sie den wahnsinnigen Galopp der Tiere an dem roten Westhimmel vorüberziehen.

Ganz wie Maurice es vorausgesehen hatte, wurden die Tausende von Pferden, die hier mit der Truppe zusammen eingesperrt waren und nicht ernährt werden konnten, zu einer von Tag zu Tag zunehmenden Gefahr. Zuerst hatten sie Baumrinde gefressen, dann waren sie über die Zäune hergefallen, über die Einfriedigungen, über jedes Brett, das sie fanden, und jetzt fingen sie an, sich gegenseitig zu fressen. Man sah sie sich eins auf das andere stürzen, um sich Haare aus dem Schwanze zu reißen, die sie wütend herunterfraßen, während der Schaum ihnen vom Maule troff. Vor allem wurden sie des Nachts gefährlich, als ob die Dunkelheit sie mit Alpdrücken gequält hätte. Sie rotteten sich dann zusammen und stürzten sich, durch das Stroh angelockt, auf die paar Zelte. Vergeblich zündeten die Leute, um sie zu ver-

jagen, große Feuer an; sie schienen sie nur noch mehr zu reizen. Ihr Wiehern klang so jammervoll und doch so schrecklich, daß man es für das Brüllen wilder Tiere hätte halten können. Sie wurden verjagt und kamen nur noch zahlreicher und wilder zurück. Alle Augenblicke tönte aus der Dunkelheit der langgezogene Todesschrei eines verirrten Soldaten herüber, den ihr wütender Galopp zermalmte.

Die Sonne stand noch über dem Horizont, als Jean und Maurice auf ihrem Rückwege zum Lagerplatz zu ihrer Überraschung die vier Leute ihrer Korporalschaft in einem Graben liegend fanden; sie sahen aus, als planten sie einen bösen Streich. Loubet rief sie sofort an und Chouteau sagte:

„Es handelt sich um das Abendessen für heute... Wir gehen zum Teufel; seit sechsunddreißig Stunden haben wir schon nichts mehr in den Bauch gekriegt... Und weil es hier doch nun mal soviel Pferde gibt und Pferdefleisch gar nicht übel ist..."

„Nicht wahr, Herr Korporal, Sie machen doch mit," fuhr Loubet fort, „denn je mehr wir sind, desto besser geht das mit so einem großen Viech. Sehen Sie, da hinten ist eins, auf das lauern wir schon über eine Stunde, der große Fuchs, der so krank aussieht. Mit dem werden wir leicht fertig."

Und er zeigte auf ein Pferd, das der Hunger am Rande eines Feldes mit roten Rüben niedergezwungen hatte. Es war auf die Seite gefallen und hob von Zeit zu Zeit den Kopf, worauf es die Augen mit lautem, traurigem Schnauben umherschweifen ließ.

„Ach! dauert das lange!" brummte Lapoulle, den sein mächtiger Hunger quälte. „Ich will es totschlagen; soll ich?"

Aber Loubet hielt ihn fest. Danke schön! Um dann von den Preußen hereingelegt zu werden, die bei Todesstrafe ver-

boten hatten, auch nur ein Pferd zu töten, denn sie fürchteten, es möchten durch das liegengebliebene Aas Seuchen erzeugt werden. Sie mußten also die nahe Nacht abwarten. Und deshalb lagen sie alle vier hier im Graben und spähten mit funkelnden Augen unablässig nach dem Pferde hinüber.

„Herr Korporal," sagte Pache mit einem leichten Zittern in der Stimme, „Sie haben doch immer so Gedanken; wenn Sie es doch totmachen könnten, ohne ihm wehzutun!"

Jean zeigte durch eine Bewegung seinen Widerwillen und wies das grausame Handwerk zurück. Dies arme, sich mit dem Tode abquälende Tier, nein, o nein! Im ersten Antriebe wollte er weglaufen und Maurice mitnehmen, um weder der eine oder der andere an dieser greulichen Schlachterei teilzuhaben. Als er aber seinen Gefährten so blaß dasitzen sah, schalt er sich sofort über seine Empfindlichkeit. Mein Gott! Schließlich waren doch die Tiere dazu geschaffen, den Menschen zu ernähren. Man brauchte sich doch schließlich nicht vor Hunger umkommen zu lassen, solange noch Fleisch da war. Und es gewährte ihm eine gewisse Befriedigung, als er sah, wie Maurice bei der Aussicht auf etwas Eßbares wieder munterer wurde, und so sagte er selbst gutlaunig:

„Nein, ich habe wahrhaftig keine Ahnung, und wenn es totgeschlagen werden soll, ohne ihm wehzutun ..."

„Ach, das ist mir Wurst!" unterbrach ihn Lapoulle. „Sollt mal sehen."

Als die beiden Ankömmlinge sich in den Graben gesetzt hatten, ging das Warten wieder los. Von Zeit zu Zeit stand einer der Leute auf, um zu sehen, ob das Pferd auch noch da wäre, das seinen Hals dem frischen Hauch von der Maas her und der untergehenden Sonne entgegenstreckte, wie um aus ihnen noch Leben zu schöpfen. Als dann schließlich die Däm-

merung herankam, standen die sechs mit wilden, spähenden Blicken auf; sie waren ungeduldig über die träge Nacht und sahen nach allen Seiten unruhig und argwöhnisch umher, ob sie auch kein Mensch wahrnähme.

„Ach los!“ schrie Chouteau. „Jetzt ist's Zeit!“

Das Gelände lag noch hell in einem zweifelhaften Zwielicht vor ihnen. Lapoulle lief zuerst heran, gefolgt von den fünf andern. Er hatte im Graben einen großen runden Stein aufgegriffen und stürzte sich nun mit ihm auf das Pferd, um ihm mit hochgeschwungenen Armen, wie mit einer Keule, den Schädel zu zertrümmern. Aber schon nach dem zweiten Schlage versuchte das Pferd mit einer mächtigen Anstrengung auf die Beine zu kommen. Nun warfen sich Loubet und Chouteau über seine Beine und versuchten sie festzuhalten, während sie den andern zuriefen, ihnen zu helfen. Das Pferd wieherte mit fast menschlicher Stimme ängstlich und jammervoll, es wehrte sich und hätte sie alle zerschmettert, wenn es nicht schon halb tot vor Erschöpfung gewesen wäre. Es bewegte den Kopf aber zu heftig, die Schläge führten nicht zum Ziele, Lapoulle konnte so nicht mit ihm fertig werden.

„Herrgott, hat das harte Knochen! ... Haltet es doch, damit ich es abmurkse!“

Jean und Maurice hörten, ganz vereist, gar nicht auf Chouteaus Hilferufe; sie standen mit herabhängenden Armen da und konnten sich nicht entschließen, ihm zu helfen.

Und Pache fiel plötzlich in einer gefühlsmäßigen Anwandlung frommen Mitleids auf die Knie; er faltete die Hände und begann die Gebete herzustammeln, die man am Sterbebette zu sagen pflegt.

„Herr, erbarme dich seiner ...“

Wieder einmal schlug Lapoulle daneben und riß dem be-

dauernswerten Pferde ein Ohr ab, so daß es sich mit einem mächtigen Schrei umdrehte.

„Wart', wart'!" brummte Chouteau. „Wir müssen mit ihm fertig werden, oder es bringt uns in die Klemme ... Laß nicht los, Loubet!"

Er suchte in der Tasche nach seinem Messer, einem kleinen Messerchen, dessen Klinge kaum länger als ein Finger war. Dann wälzte er sich über das Pferd, schlang einen Arm um seinen Hals und vergrub die Klinge herumwühlend in dem lebenden Fleische; ganze Stücke schnitt er heraus, bis er die Schlagader gefunden und durchgeschnitten hatte. Mit einem Satze warf er sich dann zur Seite; das Blut spritzte empor und sprudelte wie aus einem Brunnenrohr, während die Füße umherschlugen und mächtige krampfhafte Zuckungen über das ganze Fell liefen. Das Pferd brauchte fast fünf Minuten, um zu sterben. Seine großen, weit aufgerissenen Augen, in denen eine traurige Furcht stand, blieben fest auf die ausgemergelten Männer gerichtet, die auf seinen Tod lauerten. Dann wurden sie trübe und erloschen.

„Mein Gott," stammelte Pache, immer noch auf den Knien, „nimm es in deine heilige Hut ..."

Als es sich dann nicht mehr rührte, gerieten sie in große Verlegenheit, wie sie nun das beste Stück herausfinden sollten. Loubet, der in allen Sätteln Gerechte, gab ihnen wohl an, was sie tun müßten, um den Mürbebraten zu bekommen. Er war aber ein ungeschickter Schlachter und hatte auch nur das kleine Messer, so daß er sich ganz in diesem warmen, noch voll Leben zuckenden Fleische verlor. Und Lapoulle machte sich in seiner Ungeduld ganz ohne Not daran, ihm beim Öffnen des Bauches zu helfen, so daß es eine scheußliche Metzelei wurde. Es gab ein wildes Hasten in dem Blut und den

herumliegenden Eingeweiden, als suchten Wölfe mit vollem Rachen in dem Kadaver ihrer Beute herum.

„Ich weiß nicht genau, welches Stück dies wohl ist," sagte Loubet endlich und stand auf, die Arme mit einem riesigen Stück Fleisch beladen. „Aber immerhin können wir uns wohl in dies Stück bis an die Augen hineinknien."

Jean und Maurice hatten voller Abscheu den Kopf abgewendet. Aber der Hunger drängte sie, und sie folgten der davonrennenden Bande, um sich nicht bei dem erschlagenen Tiere fassen zu lassen. Chouteau hatte einen Fund gemacht, drei große liegengebliebene rote Rüben, die er mitgebracht hatte. Loubet hatte, um seine Arme zu entlasten, Lapoulle das Fleisch über die Schultern geworfen; Pache trug den Kessel der Korporalschaft, den sie für den Fall einer glücklichen Jagd gleich mitgebracht hatten. Und so rannten und rannten die sechs, ohne Atem zu schöpfen, als würden sie verfolgt.

Mit einemmal hielt Loubet die andern an.

„Das ist doch zu dumm; wir müßten doch wissen, wo wir dies kochen wollen."

Jean war wieder ruhig geworden und schlug die Steinbrüche vor. Die waren kaum mehr als dreihundert Meter entfernt und wiesen verborgene Löcher auf, in denen sie ungesehen ein Feuer anzünden konnten. Als sie dann aber dort waren, machten sich allerlei unvorhergesehene Schwierigkeiten geltend. Zunächst die Holzfrage; glücklicherweise entdeckten sie den Schiebekarren eines Wegearbeiters, dessen Bretter Lapoulle mit dem Hacken zertrümmerte. Dann fehlte es vollständig an Trinkwasser. Der starke Sonnenschein tagsüber hatte die kleinen natürlichen Ansammlungen von Regenwasser ausgetrocknet. Eine Pumpe war wohl da, aber

sie war zu weit beim Schlosse am Glaireturm, und dort hätten sie bis Mitternacht zu warten und könnten noch froh sein, wenn ein Waffengefährte ihnen in dem Gedränge nicht ihre Schüssel mit dem Ellbogen umstieße. Die paar Brunnen der Umgegend waren seit zwei Tagen versiegt, man holte nur noch Schlamm heraus. So blieb lediglich das Wasser aus der Maas, deren Böschung sich auf der andern Seite des Weges befand.

„Ich gehe mit dem Kessel hin", schlug Jean vor.

Alle schrien dagegen.

„O nein! Wir wollen uns doch nicht vergiften lassen, das ist ja voll Leichen!"

Tatsächlich wälzte die Maas Leichen von Menschen und Pferden mit sich. Jede Minute konnte man sie mit aufgedunsenem Bauche, schon ganz grün vor Verwesung, vorübertreiben sehen. Viele blieben an den Sträuchern am Ufer hängen und verpesteten die Luft, da der Strom sie in beständiger Bewegung hielt. Fast alle Soldaten, die von diesem scheußlichen Wasser getrunken hatten, waren nachher von Erbrechen und Durchfall ergriffen worden, nachdem sie vorher fürchterliche Leibschmerzen ausgestanden hatten.

Sie mußten sich aber doch damit begnügen. Maurice erklärte, ihnen, das Wasser würde nach dem Abkochen nicht länger gefährlich sein.

„Na, dann gehe ich hin", wiederholte Jean und nahm Lapoulle mit.

Als der Kessel mit dem Wasser und dem Fleisch drin endlich auf dem Feuer stand, war es dunkle Nacht geworden. Loubet hatte die roten Rüben abgeschrappt, um sie in der Suppe mit zu kochen, eine wahre Leckerei aus der andern Welt, meinte er; und alle schürten die Flammen, indem sie Überreste des Kar-

rens unter den Kessel schoben. Wild verzerrt tanzten ihre großen Schatten an den Wänden des Felsenloches umher. Als es ihnen indessen unmöglich wurde, länger zu warten, stürzten sich sich über die ekelhafte Suppe her und teilten sich in das Fleisch mit krampfhaft zitternden Fingern, ohne sich auch nur die Zeit zu nehmen, das Messer zu gebrauchen. Aber trotz allem drehte sich ihnen doch der Magen um. Sie litten vor allem unter dem Mangel an Salz; ihr Magen weigerte sich, die fade Roterübensuppe mit den nur halb gekochten Fleischstücken, die ganz leimig waren und nach Ton schmeckten, anzunehmen. Fast sofort mußten sie sich übergeben. Pache konnte nicht weiteressen, Chouteau und Loubet schimpften auf den Satansschinder von Gaul, der ihnen erst soviel Mühe gemacht hatte, ihn in den Suppentopf zu kriegen, und ihnen nun Bauchschmerzen beibrachte. Nur Lapoulle aß mächtig; aber in der Nacht, als er mit den drei andern unter die Pappeln am Kanal zurückgekehrt war, um dort zu schlafen, kam er beinahe um.

Unterwegs hatte Maurice ohne ein Wort Jean beim Arme gepackt und in einen Seitenweg gezogen. Die Kameraden verursachten ihm wütenden Abscheu, und so hatte er einen Plan ausgeheckt, nämlich in das kleine Gehölz zu gehen, in dem er die erste Nacht zugebracht hatte, und dort zu schlafen. Das war ein guter Gedanke, den Jean auch aufs höchste billigte, als er sich auf den abschüssigen, ganz trockenen und durch das dichte Blattwerk geschützten Boden niederstreckte. Hier blieben sie nun bis zum hellichten Tag und schliefen sogar sehr tief, was ihnen wieder einige Kraft verlieh.

Der nächste Tag war ein Donnerstag. Aber sie wußten gar nicht mehr, wie sie eigentlich lebten; sie freuten sich lediglich über das gute Wetter, das wieder eingesetzt zu haben

schien. Jean brachte Maurice trotz seines Widerstrebens dazu, nach dem Kanalufer zurückzugehen und nachzusehen, ob ihr Regiment heute abgehen würde. Jeden Tag wurden jetzt Gefangene abgeschoben, Abteilungen von tausend bis zwölfhundert Mann, die nach den Festungen in Deutschland überführt wurden. Vor zwei Tagen hatten sie vor dem preußischen Posten einen Trupp Offiziere abgehen sehen, die in Pont-à-Mousson die Eisenbahn nehmen sollten. Bei allen herrschte ein wahres Fieber, eine wütende Sucht, aus dem Jammerlager herauszukommen. Ach! Wenn sie doch endlich drankämen! Und als sie die 106er immer noch an der Böschung lagern fanden, in einer Unordnung, die durch ihre mannigfachen Leiden nur noch gesteigert war, da fielen sie wahrhaft in Verzweiflung.

Trotzdem glaubten Jean und Maurice aber, sie würden heute etwas zu essen kriegen. Seit dem Morgen hatte sich zwischen den Gefangenen und den Bayern auf der andern Seite des Kanals ein reger Handelsverkehr entwickelt; sie warfen ihnen Geld in einem Taschentuche hinüber, und die warfen ihnen dann das Taschentuch mit einem Stück Weißbrot oder etwas grobem, kaum trockenem Tabak wieder zurück. Selbst Soldaten, die kein Geld hatten, beteiligten sich an diesen Geschäften, indem sie ihnen ihre weißen Diensthandschuhe hinüberwarfen, für die die Bayern eine große Liebhaberei zu haben schienen. Zwei Stunden lang flogen an dem ganzen Kanal entlang solche Packen in diesem barbarischen Tauschhandel hinüber und herüber. Aber als Maurice in seiner Halsbinde ein Fünffrancsstück hinübergeworfen hatte, warf der Bayer, der ihm ein Brot dafür zuwerfen wollte, es aus Ungeschick oder niederträchtigem Spaß so, daß es ins Wasser fiel. Nun erhob sich unter den Deutschen ein Riesengelächter.

Zweimal versuchte Maurice, es zu erreichen, aber jedesmal tauchte das Brot unter. Nun liefen, durch das Gelächter angelockt, Offiziere herbei und verboten ihren Leuten unter Androhung schwerer Strafen, den Gefangenen irgend etwas zu verkaufen. Der Handel brach ab, und Jean mußte Maurice beruhigen, der den Dieben die Fäuste zeigte und ihnen zurief, sie sollten ihm sein Geld wiedergeben.

Auch dieser Tag wurde trotz seines mächtigen Sonnenscheins schrecklich. Zweimal gab es Alarm, zweimal tönten die Hörner zum Appell, so daß Jean nach dem Schuppen rannte, in dem, wie er glaubte, eine Verteilung stattfinden sollte. Aber beide Male erhielt er im Gedränge nur Rippenstöße. Die Preußen, bei denen alles so vorzüglich geordnet war, fuhren fort, der gefangenen Truppe gegenüber eine rohe Sorglosigkeit zu zeigen. Auf die Vorstellungen der Generale Douay und Lebrun ließen sie zwar ein paar Hämmel und einige Wagenladungen mit Brot heranschaffen; aber ihre Vorsichtsmaßregeln erwiesen sich als so schlecht getroffen, daß die Hämmel weggeschleppt und die Wagen geplündert waren, sobald sie über die Brücke kamen, und die Truppen, die hundert Meter weiter entfernt lagerten, immer noch nichts bekamen. Fast nur die Herumstreicher, die die Wagen geplündert hatten, bekamen etwas zu essen. Und als Jean den Trick begriffen hatte, wie er sagte, brachte er Maurice schließlich mit an die Brücke heran, um nach Nahrung auszuspähen.

Es war schon vier Uhr, und sie hatten an diesem schönen, sonnenwarmen Donnerstag noch nichts gegessen, als sie plötzlich zu ihrer Freude Delaherche entdeckten. Ein paar Bürger aus Sedan hatten gleich ihm mit vieler Mühe die Erlaubnis erhalten, sich die Gefangenen anzusehen, um ihnen Lebens-

mittel zu bringen; Maurice hatte auch schon mehrfach seine Überraschung ausgedrückt, daß er nichts von seiner Schwester hörte. Sobald sie Delaherche von weitem erkannten, der mit einem Korbe beladen war und unter jedem Arm ein Brot trug, stürzten sie vorwärts; sie kamen zu spät; es war eine derartige Drängelei entstanden, daß der Korb und eins der Brote ihm schon weggenommen und verschwunden waren, ohne daß der Tuchfabrikant auch nur Zeit gehabt hätte, sich über den Raub klar zu werden.

„Ach, meine armen Freunde!" stammelte er ganz verdutzt und überwältigt, obwohl er in seiner Sucht nach Volkstümlichkeit mit einem Lächeln auf den Lippen und einer gutmütigen, gar nicht hochmütigen Miene auf sie zu kam.

Jean hatte sich des andern Brotes bemächtigt und verteidigte es; und als er und Maurice am Wegrande saßen und es mit mächtigen Bissen verschlangen, berichtete Delaherche ihnen. Seiner Frau ging es, Gott sei Dank, recht gut. Er war nur über den Oberst beunruhigt, der in große Niedergeschlagenheit verfallen war, obschon seine Mutter ihm dauernd vom Morgen bis zum Abend Gesellschaft leistete.

„Und meine Schwester?" fragte Maurice.

„Ihre Schwester, richtig! ... Sie ist mit mir gekommen und hat die beiden Brote getragen. Aber sie mußte da drüben auf der andern Seite des Kanals bleiben. Der Posten wollte sie unter keinen Umständen durchlassen. ... Sie wissen doch, die Preußen haben allen Frauen den Zutritt zur Halbinsel strengstens verboten."

Nun sprach er von Henriette und ihren vergeblichen Bemühungen, ihren Bruder zu sehen und ihm zu helfen. In Sedan hatte ein Zufall sie mit dem Vetter Günther, dem preußischen Gardehauptmann, zusammengeführt. Er war

mit seiner trocknen, harten Miene an ihr vorbeigegangen und hatte getan, als kennte er sie nicht. Ihr war das Herz in die Kehle gestiegen, als befände sie sich angesichts eines der Mörder ihres Mannes, und sie hatte zuerst ihren Schritt beschleunigt. Dann war sie in einem plötzlichen Stimmungswechsel, den sie sich nicht zu erklären vermochte, wieder umgekehrt und hatte ihm mit rauher, vorwurfsvoller Stimme alles über Weiß' Tod erzählt. Er aber hatte nur eine ausweichende Handbewegung gemacht, als er von dem Tode seines Verwandten hörte; das war eben Kriegslos, er hätte auch getötet werden können. Kaum ein Zittern war über sein Soldatengesicht gelaufen. Dann hatte sie ihm von ihrem gefangenen Bruder erzählt und ihn angefleht, sich für ihn zu verwenden, damit sie ihn sehen könne, aber er hatte jede Einmischung abgelehnt. Die Verordnungen wären sehr scharf; er sprach von dem deutschen Willen wie von etwas Heiligem. Als sie ihn verließ, hatte sie das Gefühl gehabt, als halte er sich für einen Richter über Frankreich, unduldsam und voll der dünkelhaften Zurückhaltung des Erbfeindes, die der Haß gegen die Rasse, die er zu züchtigen hatte, nur noch erhöhte.

„Immerhin," schloß Delaherche, „etwas haben Sie heute abend doch zu essen gehabt; aber es bringt mich zur Verzweiflung, daß ich, wie ich befürchte, keine weitere Erlaubnis bekommen werde."

Er fragte sie, ob sie ihm keine Aufträge mitzugeben hätten, und nahm diensteifrig ein paar mit Blei geschriebene Briefe an sich, die ihm andere Soldaten anvertrauten; denn man hatte gesehen, wie die Bayern sich mit den Briefen, die sie zu befördern versprochen hatten, ihre Pfeifen anzündeten.

Als Maurice und Jean ihn dann bis zur Brücke begleiteten, rief Delaherche:

„Halt! Sehen Sie Henriette da hinten nicht? ... Sie können ganz genau sehen, wie sie ihr Taschentuch schwenkt.“

Jenseits der Postenkette konnten sie tatsächlich eine schmächtige, kleine Gestalt in der Menge unterscheiden, einen weißen Fleck, der im Sonnenschein zitterte. Tief gerührt hoben sie alle beide die Arme und antworteten durch ein wütendes Schütteln ihrer Hände.

Am folgenden Tag, einem Freitag, machte Maurice seinen schlimmsten Tag durch. Jedoch hatten sie nach einer ruhigen Nacht in dem kleinen Gehölz mal wieder das Glück, Brot zu essen zu bekommen; denn Jean hatte bei dem Schlosse Villette eine Frau entdeckt, die welches für zehn Francs das Pfund verkaufte. Aber an diesem Tage wohnten sie einem scheußlichen Vorgange bei, dessen Erinnerung in ihnen noch lange nachspukte.

Chouteau hatte am Tage vorher bemerkt, daß Pache gar nicht klagte, sondern eine schlaue, zufriedene Miene zur Schau trug, wie jemand, der seinen Hunger gestillt hat. Sofort war ihm der Gedanke gekommen, der Heimtücker müßte irgendwo ein Versteck haben, um so mehr, als er ihn sich heute morgen entfernen und nach einer Stunde ungefähr mit einem Lächeln um den vollen Mund zurückkommen sehen. Er hatte sicher irgendwo im Getümmel unverhofft einen guten Fund getan oder Vorräte erwischt. Und Chouteau hetzte nun Loubet und Lapoulle auf, den letzteren vor allen Dingen. Nicht wahr? So'n dreckiger Kerl, was zu essen zu haben und dann nicht mal mit den Gefährten zu teilen.

„Wißt ihr, heute abend gehen wir hinter ihm her. Wollen doch mal sehen, ob er sich allein das Maul zu stopfen wagt, wenn wir armen Teufel neben ihm verrecken.“

„Ja, ja, richtig, wir wollen hinter ihm hergehen!" wiederholte Lapoulle heftig. „Dann wollen wir schon sehen!"

Er ballte die Fäuste; schon die Hoffnung auf Essen machte ihn verrückt. Sein Riesenhunger quälte ihn mehr als die andern; seine Qualen wurden derart, daß er versuchte Gras zu essen. Schon seit zwei Tagen, seit der Nacht, als das Pferdefleisch mit den roten Rüben ihm einen gräßlichen Durchfall beigebracht hatte, war er nüchtern; er war mit seinem großen Körper trotz seiner Stärke so ungeschickt, daß er bei der Drängerei bei der Plünderung der Lebensmittel nie etwas abkriegte.

Mit seinem Blute hätte er für ein Pfund Brot bezahlt.

Als die Nacht hereinbrach, glitt Pache zwischen den Bäumen beim Glaireturm dahin, und die drei andern schlichen vorsichtig hinter ihm her.

„Er darf keine Ahnung davon haben," sagte Chouteau immer wieder. „Vorsicht, wenn er sich umdreht."

Aber hundert Schritte weiter glaubte sich Pache offenbar in Sicherheit, denn er fing nun an, rasch auszuschreiten, ohne auch nur einen Blick nach rückwärts zu werfen. Und so konnten sie ihm leicht bis in die benachbarten Steinbrüche folgen und kamen ihm gerade auf den Buckel, als er zwei große Steine lockerte, um ein halbes Brot darunter hervorzunehmen. Das war das Ende seiner Vorräte; er konnte gerade noch eine Mahlzeit davon halten.

„Du gottverdammter Duckmäuser!" brüllte Lapoulle, „da versteckst du dich also!... Sofort gib das her, das ist mein Teil."

Sein Brot hergeben, warum denn? So schwächlich er auch war, jetzt übermannte ihn der Zorn und er preßte das Stück Brot mit aller Kraft gegen seine Brust. Er hatte auch Hunger.

„Laß mich zufrieden, hörst du? Das gehört mir!"

Dann aber riß er vor Lapoulles geballter Faust aus und lief von den Steinbrüchen nach den kahlen Feldern auf der Seite von Donchery hinunter. Schnaufend folgten ihm die drei andern, so schnell ihre Beine laufen wollten. Aber er gewann Raum, da er leichter war als sie und von einer derartigen Furcht gepackt und so versessen auf die Wahrung seines Eigentums war, daß er wie vom Winde getragen schien. Fast einen Kilometer hatte er zurückgelegt und näherte sich dem kleinen Gehölz am Rande des Wassers, als er auf Jean und Maurice stieß, die aus ihrem Nachtlager kamen. Im Vorbeilaufen tönte ihnen sein Notschrei entgegen, aber sie waren von dieser in wütender Eile an ihnen vorbeihastenden Menschenjagd derart verdutzt, daß sie wie angewurzelt neben einem Felde stehenblieben. Und nun sahen sie alles mit an.

Das Unglück wollte, daß Pache an einen Stein stieß und hinfiel. Schon kamen die drei andern fluchend und heulend heran und sahen so, durch ihren Lauf angeregt, wie auf ihre Beute losgelassene Wölfe aus.

„Gib das her, Gotts verdammt!" schrie Lapoulle, „oder ich gebe dir dein Teil!"

Und er hob von neuem die Faust, als Chouteau ihm das aufgeklappte Messer hinreichte, die winzige Klinge, die ihm zum Schlachten des Pferdes gedient hatte.

„Hier! Das Messer!"

Aber nun stürzte Jean herbei, um ein Unglück zu verhindern. und rief, er würde sie alle in den Block bringen; daraufhin behandelte Loubet ihn mit üblem Lachen als Preußen, sie hätten keine Führer mehr, und nur die Preußen hätten zu befehlen.

„Gottsdonnerwetter!“ wiederholte Lapoulle, „willst du das hergeben!“

Trotzdem er vor Schrecken blaß geworden war, preßte Pache in seiner Dickköpfigkeit eines hungrigen Bauern, der nichts fahren läßt, was ihm einmal gehört, das Brot nur fester an seine Brust.

„Nein!“

Da war's zu Ende. Das Viech stieß ihm das Messer mit einer solchen Wucht in die Kehle, daß der Unglückliche nicht einmal einen Schrei ausstieß. Seine Arme öffneten sich, und das Brot rollte zur Erde, wo sein Blut über es hinspritzte.

Angesichts dieses verrückten, törichten Mordes wurde Maurice plötzlich scheinbar selbst von Wahnsinn ergriffen. Unter drohenden Gebärden behandelte er die drei Leute als Mörder, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß sein ganzer Körper zitterte. Lapoulle schien ihn gar nicht zu hören. Vornübergebeugt saß er dicht neben dem Körper auf der Erde und verschlang das mit roten Tropfen besprenkelte Brot; in seiner wilden Stumpfheit hatte es den Anschein, als machte das mächtige Knacken seiner Kinnbacken ihn taub; Chouteau und Loubet dagegen wagten gar nicht, ihren Anteil zu fordern, als sie ihn so fürchterlich bei der Befriedigung seiner Begierde sahen.

Inzwischen war es vollständig Nacht geworden, eine helle Nacht mit schönem Sternenhimmel; und Maurice und Jean, die ihr kleines Gehölz wiedergewonnen hatten, sahen bald nur noch Lapoulle am Maasufer umherirren. Die beiden andern waren verschwunden; sie waren zweifellos wieder an das Kanalufer zurückgekehrt, da sie sich über den Körper, den sie dort hatten liegen lassen, beunruhigt fühlten. Er da-

gegen schien sich im Gegenteil davor zu fürchten, wieder dorthin zu gehen und seine Genossen zu treffen. Nach der ersten Betäubung durch den Mord wurde er augenscheinlich, zumal ihn die Verdauung des dicken, zu rasch verschlungenen Stückes Brot beschwerte, von Angst befallen, so daß er nun umherirrte und nicht wagte, den Weg wieder einzuschlagen, den der Leichnam ihm versperrte, und so trabte er ohne Ende in einem vor Unentschlossenheit schwankenden Schritt auf der Böschung einher. Erwachten Gewissensbisse in der Tiefe dieses finstern Gehirns? Oder war es nicht doch mehr die Angst vor der Entdeckung? So ging er wie ein Tier hinter den Stäben seines Käfigs hin und her, in dem plötzlich entstehenden und immer zunehmenden Bedürfnis, zu fliehen, einem Zwange, der so schmerzhaft war wie eine körperliche Krankheit, und von dem er fühlte, er würde daran sterben, wenn er ihn nicht befriedigte. Im Galopp, im Galopp mußte er aus diesem Gefängnis entfliehen, in dem er jetzt eben zum Mörder geworden war. Er warf sich jedoch platt nieder und wälzte sich lange zwischen den Sträuchern am Ufer herum.

In seinem Widerwillen sagte auch Maurice zu Jean:

„Hör' zu, ich kann hier nicht länger bleiben. Ich versichere dich, ich werde wahnsinnig ... Ich wundere mich schon, daß mein Körper es ausgehalten hat, denn ich befinde mich eigentlich gar nicht so schlecht. Aber der Kopf geht aus dem Leim, ja wahrhaftig! Der geht aus dem Leim, ganz gewiß! Läßt du mich noch einen Tag hier in dieser Hölle, bin ich verloren ... Ich bitte dich, laß uns fliehen, laß uns sofort fliehen."

Und dann ging er daran, ihm die hirnverbranntesten Ausbruchspläne zu entwerfen. Sie wollten schwimmend über die Maas gehen, sich auf die Schildwachen werfen und sie mit

einem Stück Bindfaden erdrosseln, das er in der Tasche hatte; oder auch, sie wollten sie mit Steinen erschlagen, oder schließlich konnten sie sie mit Geld bestechen, ihre Uniformen anziehen und so durch die preußischen Linien kommen.

„Sei doch still, Junge!“ wiederholte Jean voller Verzweiflung. „Ich werde ganz bange, wenn ich dich solche Dummheiten reden höre. Ist das denn vernünftig, ist das denn möglich, all das? ... Morgen wollen wir mal sehen. Sei still!“

Obwohl auch sein Herz voll Zorn und Abscheu war, bewahrte er sich doch seinen gesunden Menschenverstand, so schwach er auch vor Hunger unter all den Alpdrücken dieses, den Grund alles menschlichen Elends aufrührenden Lebens wurde. Und als sein Gefährte immer närrischer wurde und sich in die Maas werfen wollte, mußte er ihn zurückhalten, mit Anwendung von Gewalt sogar, und die Augen standen ihm voller Tränen, während er bat und schalt. Dann plötzlich:

„Da! Sieh hin!“

Ein Aufklatschen des Wassers ließ sich hören. Sie sahen Lapoulle, der sich entschlossen hatte, sich in den Fluß gleiten zu lassen, nachdem er sich den Rock ausgezogen hatte, damit der seine Bewegungen nicht hemmte; sein Hemd bildete einen ganz genau sichtbaren Fleck auf der dahingleitenden schwarzen Strömung. Er schwamm mit langsamen Stößen vorwärts und suchte offenbar nach einer Stelle, wo er landen könnte; auf der andern Seite dagegen unterschieden sie sehr scharf die Schattenrisse der unbeweglich dastehenden Posten. Plötzlich fuhr ein heller Schein durch die Nacht und ein Schuß rollte bis zu den Höhen von Montimont. Das Wasser kochte einfach auf, als ob zwei Ruder es plötzlich wie wild schlügen.

Und das war alles; Lapoulles Körper, das weiße Hemd begann einsam und sanft den Strom hinabzutreiben.

Am folgenden Morgen, einem Sonnabend, brachte Jean Maurice gleich nach Sonnenaufgang zum Lagerplatz der 106er, da er von neuem hoffte, sie würden abgehen. Aber es war kein Befehl dazu da; das Regiment war scheinbar vergessen worden. Viele waren schon abgegangen, und die Zurückgelassenen verfielen einer unheilvollen Krankheit. Seit acht langen Tagen keimte und wuchs der Wahnsinn in dieser Hölle. Das Aufhören des Regens, der drückende, bleierne Sonnenschein änderten nur die Form ihres Leidens. Die außerordentliche Hitze hatte die Leute ganz erschöpft und verlieh den Fällen von Dysenterie das Aussehen einer beunruhigenden Seuche. Der Abfall, der Auswurf dieses ganzen kranken Heeres verpestete die Luft mit ansteckenden Ausdünstungen. Sie konnten nicht länger an der Maas oder dem Kanal entlanggehen, so furchtbar stark war hier der Verwesungsgeruch der zwischen den Sträuchern verfaulenden Pferde und Menschen. Und die auf den Feldern an Entkräftung zugrunde gegangenen Pferde gerieten in Verwesung und strömten einen derartigen Pesthauch aus, daß die Preußen anfingen für sich selbst zu fürchten und den Gefangenen Hacken und Schaufeln brachten und sie zwangen, die Kadaver zu begraben.

Diesen Sonnabend nahm übrigens der Mangel ein Ende. Da sie jetzt viel weniger zahlreich waren und Lebensmittel von allen Seiten heranströmten, so gingen sie mit einem Schlage von äußerster Entbehrung zum üppigsten Überfluß über. Brot, Fleisch, selbst Wein hatten sie, soviel sie wollten; von Sonnenaufgang bis Untergang aßen sie zum Sterben. Die Nacht brach herein und sie aßen immer noch, und sie

aßen weiter bis zum nächsten Morgen. Viele starben an den Folgen.

Tagsüber hatte Jean nur die eine Sorge, auf Maurice aufzupassen, den er jeder Torheit für fähig hielt. Er hatte getrunken und redete davon, er wolle einen deutschen Offizier ohrfeigen, damit sie ihn wegbrächten. Und da Jean am Abend in einem der zum Glaireturm gehörigen Gebäude einen leeren Kellerwinkel entdeckt hatte, hielt er es für das Vernünftigste, hier mit seinem Gefährten zu schlafen, denn eine gute Nacht würde ihn vielleicht beruhigen. Aber das wurde die scheußlichste Nacht ihres ganzen Aufenthaltes, eine Schreckensnacht, in der sie kein Auge schließen konnten. Andere Soldaten füllten den Keller, und in einer Ecke hatten sich sogar zwei niedergelegt, die vor Erschöpfung durch Dysenterie starben; und da vollständige Dunkelheit herrschte, hörten ihre dumpfen Klagen und undeutlichen Schreie gar nicht auf, das Röcheln ihres Todeskampfes nahm immerfort zu. In der tiefen Finsternis wurde dies Röcheln so gräßlich, daß die andern Leute, die neben ihnen lagen und schlafen wollten, ärgerlich wurden und den Sterbenden zuschrien, sie sollten ruhig sein. Die aber hörten natürlich nicht, das Röcheln ging immer von neuem weiter und übertönte alles andere; von draußen aber drang das Gebrüll ihrer betrunkenen Gefährten herein, die immer noch aßen, ohne satt werden zu können.

Nun bekam Maurice Herzbeklemmungen. Er hatte versucht, den schrecklichen Schmerzensschreien zu entfliehen, die ihm den Angstschweiß über die Haut rieseln ließen; aber als er sich tastend erhob, trat er nur auf Gliedmaßen und fiel wieder hin, eingemauert mit den Sterbenden. Nun versuchte er gar nicht mehr zu entkommen. Von der Abfahrt von Reims an bis zu der Vernichtung bei Sedan stand das ganze

gräßliche Unglück wieder in ihm auf. Es schien ihm, als dränge der Leidensweg der Heeresgruppe von Châlons sich in dieser einen Nacht zusammen, in dieser tintenschwarzen Nacht in dem Keller hier, wo die beiden Soldaten durch ihr Todesröcheln die Gefährten am Schlafen hinderten. Das Heer der Verzweiflung, die als Sühnopfer vorgeschickte Menschenherde hatte auf jeder ihrer Raststellen mit Strömen ihres roten Blutes für die Fehler aller gebüßt. Und jetzt verfiel sie, ruhmlos hingeschlachtet, angespien von allen Seiten, unter unverdient harten Züchtigungen dem Märtyrertod. Das war zuviel, er geriet ganz außer sich, er lechzte nach Gerechtigkeit, und ein brennender Drang nach Rache am Schicksal erfüllte ihn.

Als die Dämmerung anbrach, war der eine Soldat tot, der andere röchelte immer noch.

„Komm, vorwärts, Junge," sagte Jean sanft. „Wir wollen Luft schnappen, dann wird uns wieder besser."

Aber draußen, als sie beide in dem schönen, schon warmen Morgen am Ufer entlang gingen, da regte Maurice sich noch mehr auf; er streckte die Fäuste gegen das weite, sonnenüberglänzte Rund des Schlachtfeldes aus, die Ebene von Illy ihnen gegenüber, Saint-Menges links, das Garennegehölz rechts von ihnen.

„Nein, nein, ich kann nicht länger, ich kann das nicht mehr sehen! Es durchbohrt mir das Herz und spaltet mir den Schädel, das immer vor mir zu haben ... Bring' mich weg, bring' mich sofort weg!"

Dieser Tag war wieder ein Sonntag; Glockentöne kamen von Sedan herüber, und schon von weitem hörten sie die Musik der Deutschen. Aber die 106er hatten immer noch keinen Befehl, und Jean, der sich vor dem wachsenden Wahn-

sinn Maurices fürchtete, entschloß sich, einen neuen Plan zu versuchen, der seit gestern in ihm gereift war. Auf dem Wege vor dem preußischen Posten bereitete sich der Abgang eines andern Regiments vor, des fünften Linienregiments. Es herrschte große Verwirrung in der Abteilung, mit deren Abzählung ein sehr schlecht französisch sprechender Offizier gar nicht fertig werden konnte. Und nachdem sie beide Kragen und Knöpfe von ihren Uniformen abgerissen hatten, um sich nicht durch die Regimentsnummer zu verraten, drängten sie sich mitten in das Gewühl hinein; sie kamen über die Brücke hinüber und befanden sich draußen. Chouteau und Loubet hatten offenbar denselben Gedanken gehabt, denn sie bemerkten die beiden mit ihren unruhigen Mörderblicken hinter sich.

Ach! Was für eine Erleichterung, diese erste Minute des Glückes. Wie eine Auferstehung kam ihnen das Draußensein vor, das lebensvolle Licht, die schrankenlose Luft, ein blühendes Erwachen all ihrer Hoffnungen. Wie groß auch ihr Elend immer noch sein mochte, sie fürchteten es nicht länger, sie lachten darüber, als sie jetzt dem schrecklichen Alpdruck des Jammerlagers entkommen waren.

## 3

Zum letzten Male hörten Jean und Maurice nun an diesem Morgen die fröhlichen Klänge französischer Hörner; jetzt ging's auf der Straße nach Deutschland dahin unter dem Trupp Gefangener, dem Abteilungen preußischer Soldaten voranschritten und folgten, während andere sie rechts und links mit aufgepflanztem Bajonett bewachten. Und nun bekamen sie bei allen Posten nur noch deutsche Trompeten mit ihren scharf und traurig tönenden Klängen zu hören.

Maurice war glücklich, als er feststellen konnte, daß die Abteilung links abbog, um durch Sedan zu gehen. Vielleicht konnte er da noch einmal, wenn die Gelegenheit günstig war, seine Schwester Henriette sehen. Aber die fünf Kilometer, die die Halbinsel Iges von der Stadt trennen, genügten, um ihm die Freude über das Entrinnen aus der Kloake, in der er neun Tage lang gelitten hatte, zu verderben. Dies war jetzt noch eine besondere Strafe, dieser jammervolle Schub gefangener, waffenloser Soldaten mit hängenden Armen, die wie eine Hammelherde in eiligem, furchtsamem Getrappel davongeführt wurden. Mit Lumpen bekleidet, schmierig und in ihrem eigenen Schmutz verwahrlost, abgemagert durch ein reichlich wochenlanges Fasten, glichen sie nur noch Landstreichern, verdächtigen Strolchen, die die Gendarmen auf der Landstraße mit einem Netzzug gefangen hatten. Schon von der Vorstadt Torcy an, als Männer stehenblieben und Frauen mit einem Blick düstern Mitleides unter die Türen traten, brach eine erstickende Welle von Scham über Maurice herein; er senkte den Kopf, einen bittern Geschmack im Munde.

Jean, der einen auf die Wirklichkeit gerichteten Sinn und ein dickeres Fell hatte, dachte nur, wie dumm es von ihnen gewesen wäre, daß sie nicht jeder ein Brot mitgenommen hätten. In der Überstürzung ihres Abganges waren sie sogar nüchtern losgezogen; und wieder einmal zerbrach der Hunger ihnen die Beine. Andere Gefangene mußten sich wohl im gleichen Falle befinden, denn viele hielten Geld hin und flehten, man möchte ihnen etwas verkaufen. Ein sehr langer, magerer, der sehr krank aussah, schwenkte mit seinem langen Arm ein Goldstück hin und her und bot es über die Köpfe der Begleitmannschaften hinweg aus, voller Verzweiflung,

daß er doch nichts zu kaufen bekam. Da sah Jean, der schon immer ausspähte, von weitem vor einer Bäckerei einen Haufen Brote liegen. Sofort warf er vor allen andern seine fünf Francs hin und wollte zwei Brote dafür mitnehmen. Als aber der Preuße, der ihm am nächsten stand, ihn roh zurückstieß, setzte er seinen Kopf auf und wollte wenigstens sein Geld wieder haben. Aber der Hauptmann, dem die Überwachung des Trupps übertragen war, ein kleiner Kahlkopf mit frechem Gesicht, kam schon heran. Er hob seinen Revolverkolben gegen Jean und schwur, er werde dem ersten, der sich zu rühren wagte, den Schädel zerschmettern. Und da ließen sie alle die Schultern hängen, sie senkten die Köpfe und setzten ihren Marsch mit dem dumpfen Getrappel ihrer Füße fort, zitternd und unterwürfig wie eine Herde.

„Oh, den da mal ohrfeigen zu können!" murmelte Maurice in seiner Wut hitzig, „ohrfeigen, die Zähne mit der Faust einschlagen!"

Der Anblick dieses Hauptmannes mit seinem Ohrfeigengesicht wurde ihm ganz unerträglich. Sie kamen übrigens schon nach Sedan hinein und gingen über die Maasbrücke; und immer wieder spielten sich rohe Vorgänge ab und häuften sich. Eine Frau, eine Mutter zweifellos, die einen blutjungen Sergeanten umarmen wollte, wurde mit einem so heftigen Kolbenstoß beiseite gestoßen, daß sie zu Boden fiel. Auf dem Turenneplatz wurden Bürger beiseite geschubst, weil sie den Gefangenen Mundvorräte zuwarfen. Auf der Großen Straße wurde einer, der einem Soldaten eine Flasche Wein zusteckte, die eine Dame ihm hinhielt, mit Fußtritten weggejagt. Sedan, das seit acht Tagen das Schlachtvieh der Niederlage so unter der Fuchtel dahintreiben sah, konnte sich an diesen Anblick nicht gewöhnen; es geriet bei jedem Vor-

beimarsch aufs neue in ein Fieber dumpfen Mitleides und Widerwillens.

Indessen auch Jean dachte an Henriette; und plötzlich kam ihm Delaherche in den Sinn. Er stieß seinen Freund mit dem Ellbogen an.

„Na? Nun paß jetzt mal scharf auf, wenn wir durch die Straße da kommen!"

Und richtig bemerkten sie, sowie sie in die Rue Macqua einbogen, wie sich aus einem der prächtigen Fenster der Fabrik mehrere Köpfe herausbogen. Dann erkannten sie Delaherche und seine Frau Gilberte, die sich mit den Ellbogen aufstützten, und hinter ihnen stand die hohe, ernste Gestalt Frau Delaherches... Sie hatten Brote, die der Fabrikant den Verhungerten in die zitternden, flehend emporgestreckten Hände warf.

Maurice hatte sofort bemerkt, daß seine Schwester nicht bei ihnen war; Jean dagegen fürchtete, als er die Brote durch die Luft fliegen sah, daß für sie keins übrigbleiben möchte. Er schwenkte die Arme und schrie:

„Uns auch! Uns auch!"

Das löste bei den Delaherches eine beinahe frohe Überraschung aus. Ihre vor Mitleid ganz bleichen Gesichter hellten sich auf, während sie durch Gebärden ihre Freude über dies Wiedersehen ausdrückten. Gilberte bestand darauf, das letzte Brot selbst in Jeans Arme zu werfen, und tat das mit einem so allerliebsten Ungeschick, daß sie selbst darüber in Lachen ausbrach.

Da sie nicht stehen bleiben konnten, drehte Maurice sich um und fragte mit lauter Stimme, aus der seine Unruhe herausklang:

„Und Henriette? Henriette?"

Delaherche antwortete darauf mit einem langen Satz. Aber seine Stimme ging in dem Getrappel der Füße unter. Er mußte wohl begreifen, daß der junge Mann ihn nicht verstanden hatte, denn er wiederholte seine Zeichen fortwährend, unter denen ein weit weg gegen Süden gerichtetes immer wieder vorkam. Die Abteilung bog bereits in die Rue du Ménil ein; sie verloren die Fabrik mit den drei aus dem Fenster gebeugten Köpfen aus den Augen, während eine Hand noch ein Taschentuch schwenkte.

„Was sagte er?" fragte Jean.

Maurice blickte gequält noch einmal vergeblich nach rückwärts.

„Ich weiß nicht, ich hab's nicht verstanden ... Da sitze ich nun in Unruhe, bis ich Nachrichten habe."

Das Getrappel dauerte an, die Preußen beschleunigten sogar den Marsch mit der Roheit des Siegers; der Trupp verließ Sedan durch das Tor von Ménil, zu einem langen dahinrennenden Faden auseinandergezogen, der sich abjagte, als würde er mit Hunden gehetzt.

Als sie durch Bazeilles kamen, mußten Jean und Maurice an Weiß denken und suchten den Aschenhaufen des kleinen, so tapfer verteidigten Hauses. Man hatte ihnen im Jammerlager von der Plünderung des Ortes erzählt, von der Feuersbrunst und dem Gemetzel; aber was sie jetzt sahen, überstieg alles, was sie an Scheußlichkeiten im Traume gesehen hatten. Nach zwölf Tagen rauchte der Trümmerhaufen noch. Zerbröckelnde Mauern waren vollends niedergestürzt, keine zehn Häuser standen mehr unversehrt. Was sie aber ein wenig tröstete, war, daß sie Karren voller nach dem Kampfe aufgesammelter bayrischer Gewehre und Helme trafen. Dieser Beweis für den Untergang mancher der Mörder und Brandstifter tröstete sie.

In Douzy wurde lange Rast gemacht, damit die Leute frühstücken konnten. Aber auch das ging nicht ohne Leiden ab. Die Gefangenen wurden sehr schnell müde, da sie durch ihr Fasten entkräftet waren. Die, die sich gestern mit Essen vollgestopft hatten, bekamen Schwindel und fühlten sich schwer, die Beine wie zerbrochen; denn anstatt ihren verlorenen Kräften wieder aufzuhelfen, hatte diese Fresserei sie nur noch mehr geschwächt. Als sie daher links vom Orte auf einer Wiese hielten, ließen diese Unglücklichen sich ins Gras fallen, ohne auch nur den Mut zu finden, zu essen. Es fehlte an Wein; barmherzige Frauen, die ihnen welchen bringen wollten, wurden von den Posten weggejagt. Eine von ihnen wurde derart von Furcht ergriffen, daß sie hinfiel und sich den Fuß verrenkte; es kam unter Schreien und Tränen zu einem widerwärtigen Vorgange, währenddessen die Preußen die Flaschen beschlagnahmten und austranken. Das mitleidige Zartgefühl der Bauern gegen die in die Gefangenschaft fortgeführten Soldaten zeigte sich bei jedem Schritt, während es hieß, gegen die Generale wären sie von wilder Roheit. Gerade in Douzy hatten die Einwohner ein paar Tage vorher eine Anzahl Generale, die sich auf Ehrenwort nach Pont-à-Mousson begaben, mit Hohnreden überhäuft. Die Wege waren für Offiziere nicht sicher: Blusenmänner, entwichene Soldaten, auch wohl Fahnenflüchtige sprangen mit Mistgabeln auf sie los, um sie als Feiglinge und Verkaufte umzubringen, da sie unter dem Eindrucke der Sage von ihrem Verrate standen, die noch nach zwanzig Jahren jeden Führer, der das Epaulett getragen hatte, der allgemeinen Verachtung des Landes preisgab.

Maurice und Jean aßen die Hälfte ihres Brotes und konnten es sogar mit ein paar Tropfen Branntwein anfeuchten,

da es einem braven Pächter gelang, ihnen ihre Feldflasche zu füllen. Am schlimmsten aber wurde es danach, als sie sich wieder auf den Weg machen sollten. In Mouzon sollten sie übernachten, und obwohl der Tagemarsch tatsächlich nur kurz war, kam es ihnen doch übermäßig anstrengend vor. Die Leute konnten nicht wieder aufstehen, ohne zu schreien, so steif wurden ihnen die Gliedmaßen von der geringsten Ruhepause. Vielen bluteten die Füße, und sie zogen die Schuhe aus, um weitergehen zu können. Die Dysenterie wütete immer noch; bereits nach einem Kilometer fiel einer davon um, den sie gegen eine Böschung legen mußten. Zwei andere brachen etwas weiter am Fuße einer Hecke zusammen, wo eine alte Frau sie erst am Abend wieder auflas. Alle schwankten sie und stützten sich auf Stöcke, die sie sich mit Erlaubnis der Preußen, vielleicht zum Spott, am Rande eines kleinen Gehölzes schneiden durften. Sie waren nur noch ein Zug hageren, atemlosen, mit Wunden bedeckten Lumpengesindels. Die Gewalttätigkeiten erneuerten sich; wer beiseite ging, und wenn es auch nur zur Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses war, wurde mit Stockhieben wieder herangetrieben. Die Abteilung, die den Schluß bildete, hatte Befehl, Nachzügler mit Bajonettstößen ins Kreuz vorwärts zu treiben. Als ein Sergeant sich weigerte, weiterzugehen, befahl der Hauptmann zwei Leuten, ihn unter die Arme zu fassen und weiterzuschleppen, bis der Unglückliche einwilligte, allein weiterzugehen. Das Ohrfeigengesicht dieses kleinen, kahlköpfigen Offiziers war allein schon eine Strafe, und er mißbrauchte seine Fähigkeit, sehr gut Französisch zu sprechen, dazu, die Gefangenen in ihrer eigenen Sprache mit Beleidigungen zu überhäufen, in trockenen Redensarten, schneidend wie die Hiebe einer Reitpeitsche.

„Oh!“ wiederholte Maurice immer wieder voller Wut, „den da zu halten und ihm das Blut tropfenweise abzuziehen!“

Er war am Ende seiner Kräfte, kränker durch verbissenen Zorn als durch Erschöpfung. Alles brachte ihn auf bis zu den scharfen Klängen der preußischen Trompeten, die ihn bei seiner körperlichen Entkräftung fast wie ein Tier zum Heulen brachten. Niemals würde er ans Ende dieser grausamen Reise gelangen, ohne sich vorher den Schädel einschlagen zu lassen. Wenn sie nur durch den kleinsten Weiler kamen, litt er schrecklich unter den mitleidigen Blicken der Weiber. Wie sollte das werden, wenn sie erst nach Deutschland hineinkämen und die Einwohner der Städte sich drängen würden, um ihn auf seinem Durchmarsche mit beleidigendem Lachen zu empfangen? Und er malte sich schon die Viehwagen aus, in die man sie hineinpferchen würde, die ekelhaften Quälereien unterwegs, das traurige Dasein auf der Festung unter dem schneegeschwängerten Winterhimmel. Nein, nein! Viel lieber sofort tot, viel eher es darauf ankommen lassen, sein Fell hier am Wegesrande liegenzulassen, auf französischer Erde, als dort hinten auf dem Grunde einer dunklen Kasematte zu verfaulen, vielleicht monatelang!

„Hör' mal,“ sagte er ganz leise zu Jean, der neben ihm ging, „wir wollen abwarten, bis wir an einem Gehölz entlangkommen, und dann mit einem Satze zwischen die Bäume ausreißen ... Die belgische Grenze ist nicht weit; wir werden schon irgend jemand finden, der uns hinbringt.“

Trotz seines Widerwillens, der schließlich ihn selbst gleichfalls von Ausreißen träumen ließ, fing Jean, der eine klarere und kaltblütigere Sinnesart hatte, an zu zittern.

„Bist du verrückt? Sie schießen sofort, und wir bleiben alle beide liegen!“

Maurice schien durch eine Bewegung ausdrücken zu wollen, es bestände doch auch die Möglichkeit, sie könnten sie fehlen, aber wenn sie schließlich dabei liegenblieben, na ja! dann war's auch noch nicht schlimmer.

„Schön," fuhr Jean fort, „aber was wird denn aus uns mit unsern Uniformen? Du siehst doch, das ganze Land steckt voll deutscher Posten. Wenigstens müßten wir doch andere Anzüge haben ... Es ist zu gefährlich, mein Junge, so 'ne Dummheit darfst du nicht machen!"

Er mußte ihn zurückhalten und ihn am Arme fassen; er drückte ihn an sich, als müßten sie sich gegenseitig stützen, während er ihn weiter in seiner etwas mürrischen und doch so zartfühlenden Weise beruhigte.

In diesem Augenblicke ließ sie Stimmengeflüster hinter ihrem Rücken sich umdrehen. Es waren Chouteau und Loubet, die am Morgen gleichzeitig mit ihnen von der Halbinsel Iges aufgebrochen waren und die sie bis jetzt hatten vermeiden können. Jetzt marschierten die beiden Galgenvögel ihnen auf den Hacken. Chouteau mußte wohl Maurices Worte über seinen Plan, in ein Gehölz zu entfliehen, gehört haben, denn er nahm ihn seinerseits wieder auf. Er flüsterte ihnen von hinten zu:

„Hört mal, das machen wir mit! Das ist ein großartiger Plan, so auszureißen! Es sind schon verschiedene Genossen losgezogen; wir werden uns doch wohl nicht wie Hunde in dieser Schweinehunde Land mitschleppen lassen ... Na? Wenn wir viere mal 'n bißchen Luft schnappten?"

Maurice geriet von neuem in Fieberhitze, und Jean mußte sich umdrehen und dem Versucher entgegnen:

„Wenn du es eilig hast, lauf' nur voran ... Was denkst du dir denn?"

Vor dem klaren Blicke des Korporals wurde Chouteau etwas unruhig. Er ließ sich den wahren Grund seines Drängens entschlüpfen.

„Na ja! Wenn wir zu vieren sind, geht das doch viel leichter ... Einer oder zwei werden immer schon durchkommen."

Mit einer kräftigen Kopfbewegung wies Jean aber alles von sich ab. Er traute dem Herrn, wie er ihn nannte, nicht und befürchtete irgendeine Niedertracht. Er mußte seine ganze Macht über Maurice ausüben, um ihn am Nachgeben zu verhindern, denn gerade jetzt bot sich eine Gelegenheit, als sie an einem kleinen, sehr dichten Gehölz vorbeikamen, das nur durch ein Feld mit dichtem Gestrüpp vom Wege getrennt wurde. Über dies Feld im Galopp hinwegsetzen und im Dickicht verschwinden, war das nicht die Rettung?

Loubet hatte bisher nichts gesagt. Seine Nase schnüffelte unruhig im Winde umher; die lebhaften Augen des gerissenen Jungen spähten nach dem günstigsten Augenblicke; er war fest entschlossen, nicht in Deutschland zu verschimmeln. Er mußte sich wohl auf seine Beine und seine Verschlagenheit verlassen, die ihn schon so oft aus der Klemme gezogen hatten. Sein Entschluß war plötzlich gereift.

„Ach, Unsinn! Ich hab' genug! Los!"

Mit einem Satze warf er sich in das benachbarte Feld, und Chouteau machte es ebenso und lief neben ihm her. Sofort machten sich zwei Preußen zu ihrer Verfolgung auf, ohne daß es einem andern eingefallen wäre, sie mit einer Kugel anzuhalten. Der ganze Vorgang spielte sich so rasch ab, daß man sich zuerst gar nicht über ihn klar werden konnte. Loubet schlug Haken durch das Gestrüpp und mußte sicher entkommen, während Chouteau, der weniger geschickt war, schon nahe daran war, wieder ergriffen zu werden. Aber mit einer letzten

Anstrengung kam er wieder vor und warf sich seinem Genossen zwischen die Beine, so daß dieser hinschlug; und während die beiden Preußen sich auf den am Boden liegenden Mann stürzten, um ihn festzuhalten, rettete der andere sich ins Holz und verschwand. Nun ertönten ein paar Schüsse, sie dachten an ihre Gewehre. Sie versuchten sogar zwischen den Bäumen eine Art Treibjagd, aber ganz ohne Erfolg.

Die beiden Soldaten schlugen indessen auf den am Boden liegenden Loubet ein. Außer sich war der Hauptmann herangestürzt und sagte, er wolle es ihnen schon zeigen; und bei dieser Ermutigung regnete es derart Fußtritte und Kolbenstöße auf den Unglücklichen ein, daß ihm, als sie ihn aufhoben, ein Arm gebrochen und der Kopf aufgeschlagen war.

Ehe sie nach Mouzon kamen, gab er auf dem kleinen Karren eines Bauern, der ihn wohl aufnehmen wollte, seinen Geist auf.

„Siehst du?“ begnügte Jean sich, Maurice ins Ohr zu flüstern.

Mit einem Blick auf das undurchdringliche Gehölz drückten die beiden ihre Wut gegen den Lumpen aus, der jetzt frei dahinrannte; mit dem armen Teufel, seinem Opfer, empfanden sie schließlich doch Mitleid, denn wenn das Leckermaul wohl auch nicht viel wert war, er war doch ein lustiger Bruder, ein Schlaukopf, nicht uneben. Aber da sahen sie, so gerissen man sich auch anstellte, eines Tages fiel man doch herein!

In Mouzon wurde Maurice trotz dieser schrecklichen Lehre wieder von seinem verrückten Drange nach augenblicklicher Flucht gepackt. Sie waren in einen Zustand derartiger Übermüdung verfallen, daß die Preußen den Gefangenen beim Aufschlagen der paar ihnen zur Verfügung gestellten Zelte helfen mußten. Der Lagerplatz befand sich nahe bei der Stadt

auf niedrig gelegenem, sumpfigem Gelände; das Schlimmste war, daß am Tage vorher bereits ein anderer Trupp hier gelagert hatte und der Erdboden infolgedessen unter einer Dreckschicht verschwand: eine wahrhafte Kloake von unglaublicher Schmutzigkeit. Um sich zu schützen, mußten sie große flache Steine auf die Erde legen, die sie glücklicherweise nahebei entdeckten. Der Abend verlief indessen weniger hart, denn die Wachsamkeit der Preußen ließ etwas nach, seitdem der Hauptmann verschwunden war, der sich zweifellos in irgendeinem Gasthof untergebracht hatte. Zunächst duldeten die Schildwachen, daß Kinder über ihre Köpfe weg den Gefangenen Früchte zuwarfen, Äpfel und Birnen. Dann ließen sie auch die Einwohner der Umgegend den Lagerplatz betreten, so daß dort bald ein ausgedehnter Handel stattfand und Männer und Frauen Brot, Wein, ja selbst Zigarren feilboten. Jeder, der Geld hatte, aß, trank und rauchte. In der bleichen Dämmerung sah das aus wie ein Winkel aus einem fremden Markte, der sich in brausender Erregung befand.

Hinter ihrem Zelte geriet Maurice aber aufs neue ganz außer sich und sagte immer wieder zu Jean:

„Ich kann nicht länger, ich reiße aus, sobald die Nacht dunkel genug ist ... Morgen halten wir weiter von der Grenze ab, dann ist's zu spät."

„Na schön!" sagte Jean endlich, dessen Widerstandskraft zu Ende war und der selbst von dem Drange zu fliehen erfüllt war, „reißen wir aus! Wir werden ja sehen, ob wir unser Fell dabei liegenlassen."

Allein von nun an sah er sich die Verkäufer um sie her genauer an. Manche Kameraden hatten sich schon Blusen und Hosen besorgt, und es hieß, mitleidige Bürger hätten sich ganze Lager von Kleidern zugelegt, um den Gefangenen das

Entweichen zu erleichtern. Fast sogleich wurde seine Aufmerksamkeit durch ein schönes Mädchen auf sich gelenkt, eine große blonde Sechzehnjährige mit prachtvollen Augen, die einen Korb mit drei Broten auf dem Arme trug. Sie rief ihre Ware nicht wie die andern aus, sondern zeigte nur ein anziehendes, etwas unruhiges Lächeln und eine zaudernde Haltung. Er sah sie fest an, ihre Blicke trafen sich und blieben einen Augenblick ineinander versenkt. Dann kam sie mit etwas verlegenem Lächeln näher, dem Lächeln eines schönen Mädchens, das sich anbietet.

„Möchten Sie Brot haben?"

Er antwortete nicht, sondern fragte sie durch ein kaum sichtbares Zeichen. Als sie dann mit dem Kopfe eine Bejahung andeutete, wagte er eine ganz leise Frage.

„Haben Sie Anzüge?"

„Ja, unter den Broten."

Und dann rief sie entschlossen ihre Waren ganz laut aus: „Brot, Brot! Wer kauft Brot?" Aber als Maurice ihr zwanzig Francs zustecken wollte, entzog sie sich ihm mit einer raschen Bewegung und ließ ihren Korb vor ihnen stehen. Sie sahen indessen noch, wie sie sich zurückwandte und ihre braunen Augen ihnen voll zärtlicher Rührung zulächelten.

Nun sie den Korb hatten, verfielen Jean und Maurice in höchste Verlegenheit. Sie hatten sich von ihrem Zelt entfernt und konnten es unmöglich wiederfinden, so sehr hatten sie sich verirrt. Wo sollten sie hin? Wie die Kleider wechseln? Es kam ihnen so vor, als ob alle Welt den Korb, den Jean so linkisch am Arme trug, mit den Augen prüfte und den Inhalt ganz genau durchschaute. Endlich traten sie kurz entschlossen in das erste beste leere Zelt ein, wo sie sich jeder in eine Bluse und Hose stürzten und ihre Uniformsachen vorher unter die

Brote steckten. Das alles ließen sie dann im Stich. Sie hatten aber nur eine wollene Mütze gefunden, und Jean zwang Maurice, sie aufzusetzen. Da er selbst einen bloßen Kopf behalten mußte, hielt er die Gefahr für viel größer, als sie wirklich war, und sah sich schon verloren. So blieb er zurück und suchte nach irgendeiner Kopfbedeckung, bis ihm plötzlich der Gedanke kam, einem alten, sehr schmutzigen Manne, der Zigarren verkaufte, seinen Hut abzukaufen.

„Drei Sous das Stück, zwei für fünf Sous, die Brüsseler Zigarren!"

Seit der Schlacht bei Sedan gab es keinen Zoll mehr; ganz frei lief der Strom aus Belgien über die Grenze; und der alte zerlumpte Kerl hatte schon schöne Gewinne eingeheimst, was ihn aber nicht hinderte, eine mächtige Forderung zu stellen, als er begriff, wozu man ihm seinen alten Hut abkaufen wollte, einen alten fettigen, an manchen Stellen durchlöcherten Filz. Er gab ihn nur gegen zwei Fünffrancsstücke her und tat so, als ob er sich nun sicher erkälten müßte.

Jean kam übrigens noch ein weiterer Gedanke, nämlich der, ihm seinen ganzen Warenvorrat gleichfalls abzukaufen, die drei Dutzend Zigarren, die er noch mit herumschleppte. Und ohne weiter zu warten, schrie er sogleich, den eingetriebenen Hut über die Augen gedrückt, mit müder Stimme:

„Drei Sous zwei Stück, drei Sous zwei Stück, die Brüsseler Zigarren!"

Das wurde ihnen zur Rettung. Er gab Maurice ein Zeichen, voranzugehen. Der hatte das Glück, einen alten Regenschirm auf der Erde zu finden; und da einige Tropfen zu fallen begannen, spannte er ihn ruhig auf, um so durch die Postenkette zu kommen.

„Drei Sous zwei Stück, drei Sous zwei Stück, die Brüsseler Zigarren!“

In ein paar Minuten war Jean seine Ware los. Alles drängte lachend auf ihn ein: das war noch mal ein vernünftiger Kerl, der arme Leute nicht bestahl! Durch die billigen Preise angelockt, kamen auch Preußen heran, und er mußte auch mit ihnen handeln. Auf diese Weise brachte er es fertig, durch den Gürtel der Wachen zu kommen; seine letzten zwei Zigarren verkaufte er einem bärtigen Sergeanten, der kein Wort Französisch sprach.

„Geh' doch nicht so schnell, Gottsverdammt!“ wiederholte Jean immer wieder hinter Maurices Rücken. „Du bringst es noch dazu, daß sie uns wieder fangen.“

Aber wider ihren Willen liefen ihre Beine mit ihnen davon. Es kostete sie eine mächtige Überwindung, an der Trennung der beiden Wege einen Augenblick unter den Gruppen stehenzubleiben, die dort vor einer Kneipe standen. Dort plauderten ein paar Bürger ganz friedlich mit deutschen Soldaten; und sie taten so, als hörten sie zu, wagten sogar selbst ein paar Worte darüber einzuwerfen, daß der Regen doch wohl während der Nacht wieder anfangen würde. Ein Mann, ein fetter Herr, der sie unverwandt ansah, machte sie zittern. Aber als er sie dann ganz gutmütig anlächelte, wagten sie sich ganz leise an ihn heran.

„Mein Herr, ist der Weg nach Belgien überwacht?“

„Ja, aber gehen Sie nur zuerst durch dies Gehölz und halten Sie sich dann links querfeldein.“

In dem Holz, als sie in dem großen, dunklen Schweigen der unbeweglichen Bäume nichts mehr hörten, als sich nichts mehr rührte und sie sich gerettet glaubten, da warf eine ungewöhnliche Rührung sie sich plötzlich gegenseitig in die Arme.

Maurice weinte unter heftigem Schluchzen, während Jean nur langsam die Tränen über die Backen rannen. Das war die Abspannung nach ihrer langen Qual, die Freude, sich sagen zu können, ihr Leid sei schließlich doch zu etwas gut gewesen. So umschlossen sie sich in einer heftigen Umarmung, in der Brüderlichkeit, zu der all ihre gemeinsamen Leiden sie geführt hatten; und der Kuß, den sie jetzt austauschten, schien ihnen der süßeste und kräftigste ihres ganzen Lebens, ein Kuß, wie sie ihn von einer Frau niemals bekommen würden, der Kuß unsterblicher Freundschaft, unbedingter Gewißheit, daß ihre Herzen von nun an bis in alle Ewigkeit eins wären.

„Ach, Junge," fing Jean mit zitternder Stimme wieder an, nachdem sie sich losgemacht hatten, „es ist ja schon so gut, hier zu sein, aber wir sind doch noch nicht durch ... Müssen uns mal zurechtfinden."

Obwohl Maurice diese Stelle der Grenze nicht kannte, schwur er doch, sie brauchten nur geradeaus zu gehen. So glitten sie also, einer hinter dem andern, vorsichtig bis an den Waldrand weiter. Dort fiel ihnen die Angabe des freundlichen Bürgers ein, und sie wollten sich nach links wenden, um über die Stoppelfelder zu gelangen. Als sie aber an eine von Pappeln eingefaßte Straße kamen, bemerkten sie das Feuer eines preußischen Postens, der ihnen den Weg versperrte. Das Bajonett der Schildwache funkelte, die Leute waren gerade mit ihrer Suppe fertig und plauderten. So mußten sie also zurück und warfen sich wieder in das dickste Gehölz aus Furcht, sie würden verfolgt. Sie glaubten Stimmen und Schritte zu hören und schlugen sich so ungefähr eine Stunde lang in dem Dickicht herum, so daß sie jede Richtung verloren und sich um sich selber drehten, manchmal im Galopp wie

durchs Gestrüpp fliehende Tiere, manchmal wieder unbeweglich, vor Angst schwitzend, wenn sie unbeweglich dastehende Eichen für Preußen hielten. Endlich kamen sie von neuem auf den von Pappeln eingefaßten Weg, zehn Schritt von der Schildwache, dicht bei den Soldaten, die sich ganz ruhig wärmten.

„Keine Möglichkeit!" stöhnte Maurice. „Das Holz ist verhext."

Diesmal aber hatte man sie gehört. Zweige hatten geknackt, Steine waren ins Rollen geraten. Und als sie auf das Halt! der Schildwache zu rennen anfingen, ohne zu antworten, griff der Posten zu den Waffen, Schüsse tönten hinter ihnen her und durchstreuten das Gehölz mit Kugeln.

„Herrgott!" fluchte Jean plötzlich dumpf und hielt einen Schmerzensschrei zurück.

An der linken Wade empfand er etwas wie einen so heftigen Peitschenhieb, so daß er davon gegen einen Baum geschleudert wurde.

„Getroffen?" fragte Maurice besorgt.

„Ja, das Bein, nun sind wir futsch!"

Noch atmend horchten beide um sich in der Furcht, den Lärm der Verfolgung immer noch auf ihren Hacken zu hören. Aber das Schießen hatte aufgehört und es regte sich nichts in dem großen, schaudernden Schweigen, das sie wieder aufgenommen hatte. Der Posten traute sich augenscheinlich zwischen den Bäumen nicht weiter vor.

Jean gab sich Mühe, sich aufrechtzuhalten, und mußte einen Schrei unterdrücken. Und Maurice hielt ihn aufrecht.

„Kannst du nicht mehr laufen?"

„Ich glaube wirklich nicht!"

Trotz seiner Ruhe kam ein mächtiger Zorn über ihn. Er ballte die Fäuste und hätte sich prügeln mögen.

„Ach! Herrgott nochmal! Herrgott nochmal! Ist das ein Pech! Sich die Pfoten zerquetschen zu lassen, wenn man sie so nötig hat zum Laufen! Wahrhaftig, man sollte sich selbst auf den Misthaufen werfen! ... Reiß' du nur allein aus!"

Maurice begnügte sich damit, ganz vergnügt zu antworten:

„Bist du dämlich!"

Er hatte ihn beim Arme genommen und half ihm, denn sie wollten beide schleunigst weiter. Nach ein paar mühsam mit heldenhafter Anstrengung gemachten Schritten mußten sie abermals voller Unruhe stehenbleiben, als sie vor sich ein Haus, eine Art kleinen Hofes, am Waldrande bemerkten. Kein Licht drang aus den Fenstern, das Hoftor stand weit offen vor dem dunklen leeren Gebäude. Und als sie schließlich den Mut fanden, in den Hof vorzudringen, da sahen sie dort zu ihrer Verwunderung ein fertig gesatteltes Pferd ohne irgendwelches Anzeichen, wie oder warum es dorthin käme. Vielleicht würde sein Herr wiederkommen, vielleicht lag er mit durchschossenem Kopfe hinter irgendeinem Busche. Das würden sie nie erfahren.

Aber in Maurice stieg plötzlich ein Plan auf, über den er höchst erfreut war.

„Hör' mal, die Grenze ist zu weit, und außerdem müßten wir unbedingt einen Führer haben ... Wenn wir dagegen nach Remilly zum Ohm Fouchard gingen, da kann ich dich sicher mit verbundenen Augen hinbringen, so genau kenne ich auch die kleinsten Schleichwege ... Was? Das ist noch ein Gedanke, ich werde dich auf das Pferd setzen, und Ohm Fouchard wird uns immerhin schon aufnehmen."

Zuerst aber wollte er das Bein untersuchen. Es wies zwei Löcher auf; die Kugel mußte wieder ausgetreten sein, nachdem sie das Schienbein zerbrochen hatte. Das Blut floß nur

spärlich, und so begnügte er sich damit, die Wade mit seinem Taschentuche zu verbinden.

„Geh' du doch alleine los!" sagte Jean wieder.

„Sei still, Dummkopf!"

Als Jean sicher im Sattel saß, faßte Maurice die Zügel des Pferdes, und es ging los. Es mußte ungefähr elf Uhr sein, und er rechnete darauf, den Weg in drei Stunden zu machen, selbst wenn sie nur im Schritt gingen. Einen Augenblick versetzte ihn der Gedanke an eine unvorhergesehene Schwierigkeit in Verzweiflung: wie sollten sie über die Maas kommen, um auf das linke Ufer zu gelangen? Die Brücke in Mouzon war zweifellos bewacht. Endlich erinnerte er sich an eine weiter stromab bei Villers gelegene Fähre; und auf gut Glück, in dem festen Glauben, das Schicksal werde ihnen endlich doch wohl hold sein, setzte er sich über die Wiesen und Äcker des rechten Ufers auf diesen Ort zu in Bewegung.

Alles ließ sich zunächst sehr günstig an; sie brauchten nur einem Kavalleriestreiftrupp auszuweichen und hielten eine Viertelstunde unbeweglich im Schatten einer Mauer. Es hatte wieder zu regnen begonnen, und der Marsch wurde für ihn sehr beschwerlich, da er neben dem Pferd her über den durchweichten Erdboden laufen mußte; aber das Pferd war glücklicherweise ein braver, sehr gelehriger Kerl. In Villers war das Glück tatsächlich mit ihnen: die Fähre hatte gerade um diese Nachtzeit einen bayrischen Offizier übergesetzt und konnte sie sofort aufnehmen und ohne Zwischenfall am andern Ufer absetzen. Eigentliche Gefahren, die schlimmsten Abspannungen, begannen erst im Dorfe selbst, wo sie fast in den Händen der am ganzen Wege nach Remilly entlang gestaffelten Wachen geblieben wären. Von neuem warfen sie sich also in die Felder und suchten, so gut es ging, kleine

Hohlwege und enge, kaum betretene Pfade. Die geringsten Hindernisse zwangen sie zu gewaltigen Umwegen. Sie mußten durch Hecken und Gräben und bahnten sich einen Weg durch undurchdringliches Dickicht. Jean wurde bei dem feinen Regen vom Fieber gepackt und hatte sich halb über den Sattel gelegt; er war halb ohnmächtig und krampfte seine Hände in die Mähne des Pferdes. Maurice, der sich den Zügel um den rechten Arm geschlungen hatte, mußte ihm die Beine festhalten, damit er nicht herunterrutschte. Über eine Meile hin, während noch fast zwei Stunden, zog sich der Marsch so unter fortwährendem Stolpern und plötzlichem Ausrutschen in die Länge; sie verloren alle Augenblicke derart das Gleichgewicht, daß das Tier und die beiden Männer sich fast überschlugen. Sie bildeten einen höchst jämmerlichen Zug, schmutzbedeckt, das Pferd auf den Beinen zitternd, der Mann, den es trug, schlaff, als ob er seinen letzten Seufzer aushauchen wollte, der andere zerstört, scheu, nur noch mit äußerster Anspannung brüderlichen Mitleids weiterlaufend. Der Tag brach an; es mochte fünf Uhr sein, als sie Remilly erreichten.

Mitten auf dem oberhalb des Ortes am Ausgange des Passes von Haraucourt gelegenen Hofe seines Anwesens lud Vater Fouchard gerade zwei am Tage vorher geschlachtete Hämmel auf seinen Karren. Der Anblick seines Neffen in so trauriger Verfassung brachte ihn dermaßen außer Fassung, daß er nach den ersten Erklärungen wütend schrie:

„Ich soll euch hierbehalten, dich und deinen Freund? ... Um Geschichten mit den Preußen zu kriegen, ach nein, weißt du! Lieber will ich sofort verrecken!"

Er wagte es indessen doch nicht, Maurice zu hindern, daß er Jean vom Pferde half und ihn auf den großen Küchen-

tisch legte. Silvine lief schleunigst nach ihrem eigenen Kopfkissen, das sie dem immer noch ohnmächtigen Verwundeten unter den Kopf schob. Aber der Alte schimpfte und war wütend darüber, den Mann da auf seinem Tische zu sehen; er behauptete, es ginge ihm sehr schlecht, und fragte, warum sie ihn nicht sofort ins Lazarett brächten; es gäbe da glücklicherweise eins in Remilly, dicht bei der Kirche in einem alten Schulhause, dem Überbleibsel eines Klosters, in dem sich ein großer, sehr bequemer Saal befände.

„Ins Lazarett!" schrie Maurice dagegen, „damit die Preußen ihn, wenn er wieder heil ist, nach Deutschland schicken; denn jeder Verwundete gehört ihnen doch! ... Wollt Ihr Euch über uns lustig machen, Ohm? Ich habe ihn doch nicht hierher gebracht, um ihn ihnen wieder auszuliefern!"

Die Geschichte wurde immer schlimmer; der Ohm sprach davon, sie vor die Tür zu setzen, als Henriettes Name fiel.

„Wieso, Henriette?" fragte der junge Mann.

Und schließlich erfuhr er dann, seine Schwester sei seit zwei Tagen in Remilly; sie wäre in solche Todtraurigkeit über ihren Verlust verfallen, daß der Aufenthalt in Sedan, wo sie ein so glückliches Leben geführt habe, ihr unerträglich geworden sei. Ein Zusammentreffen mit Doktor Dalichamp von Raucourt, den sie kannte, hatte sie dazu gebracht, sich bei Vater Fouchard in einer kleinen Kammer niederzulassen, um sich ganz den Verwundeten in dem benachbarten Lazarett zu widmen. Das allein, sagte sie, gewährte ihr Ablenkung. Sie bezahlte ihren Unterhalt und wurde auf dem Hofe die Quelle von tausend Annehmlichkeiten, so daß der Alte sie mit wohlgefälligen Augen anblickte. Wenn er dabei verdiente, war's immer gut.

„Ach! Meine Schwester ist hier!" sagte Maurice wieder. „Das also hat Herr Delaherche mir mit seinen Riesen-

gebärden sagen wollen, die ich nicht verstand!... Schön, wenn sie hier ist, dann ist ja alles gut, dann bleiben wir auch."

Trotz seiner Ermattung wollte er sie sofort im Lazarett aufsuchen, wo sie die Nacht zugebracht hatte; nun aber war der Ohm wütend darüber, daß er jetzt nicht mit seinem Karren und den beiden Hämmeln auf seinen Schlachterhandel durch die Ortschaften losziehen könne, solange diese verfluchte Geschichte mit dem Verwundeten, der ihm da in die Arme gefallen war, nicht zum Schlusse gekommen wäre.

Als Maurice Henriette zurückbrachte, überraschten sie Vater Fouchard, wie er das Pferd sorgfältig untersuchte, das Prosper eben in den Stall bringen wollte. Müde war das Vieh ja, aber verteufelt fest, und es gefiel ihm. Lachend sagte der junge Mann, er schenkte es ihm. Henriette nahm ihn ihrerseits beiseite und setzte ihm auseinander, Jean werde ihn bezahlen, sie selbst werde sich mit ihm befassen und ihn in der kleinen Kammer versorgen, da hinter dem Stall, wo die Preußen ihn sicher nicht suchen würden. Brummig und immer noch nicht recht davon überzeugt, daß bei der Geschichte für ihn was Gutes herausspringen werde, stieg Vater Fouchard schließlich auf seinen Karren und zog ab, nachdem er ihr freigestellt hatte, alles zu tun, was ihr gut schiene.

Nun brachte Henriette in ein paar Minuten mit Silvines und Prospers Hilfe die Kammer in Ordnung und ließ Jean hinaufbringen, den sie in ein ganz frisches Bett legten, ohne daß er weitere Lebenszeichen, als ein undeutliches Stammeln, von sich gab. Er öffnete die Augen, sah um sich, schien aber niemand zu erkennen. Maurice brachte es noch fertig, ein Glas Wein zu trinken und einen Rest Fleisch zu essen,

worauf er mit einem Schlage infolge seiner gänzlichen Abspannung zusammenbrach; da trat Doktor Dalichamp, wie alle Morgen, auf seinem Wege zum Lazarett herein, und der junge Mann fand noch soviel Kraft, ihm in seinem Wunsche nach Gewißheit mit seiner Schwester an das Bett des Verwundeten zu folgen.

Der Doktor war ein junger Mann mit dickem, rundem Kopf, Bartkrause und Haar wurden bereits grau. Sein kräftig gefärbtes Gesicht war wie das eines Bauern durch den ständigen Aufenthalt in frischer Luft wie gegerbt, denn er befand sich dauernd unterwegs, um irgendwelchem Leiden Linderung zu schaffen; seine lebhaften Augen dagegen und seine dicke Nase, seine gutmütigen Lippen drückten durchaus das Wesen eines mitfühlenden Mannes aus, der wohl zuweilen etwas verdreht war, ein Arzt ohne besonderen Geist, dem indessen seine langjährige Erfahrung beim Erkennen von Krankheiten ausgezeichnete Dienste leistete.

Als er den immer noch schlummernden Jean untersucht hatte, sagte er leise:

„Ich fürchte sehr, es wird notwendig werden, das Bein abzunehmen."

Das war ein großer Kummer für Maurice und Henriette. Er fügte indessen hinzu:

„Vielleicht werden wir ihm das Bein erhalten können, aber es wird große Mühe machen und sehr lange dauern ... Im Augenblick steht er unter dem Einfluß derartiger körperlicher und seelischer Niedergeschlagenheit, daß das einzige, was wir tun können, ist, ihn schlafen zu lassen ... Morgen wollen wir mal sehen."

Als er ihn dann verbunden hatte, wandte er sich zu Maurice, den er schon früher als Kind gekannt hatte.

„Und Sie, mein braver Junge, Sie lägen auch besser im Bett, als daß Sie hier auf dem Stuhle sitzen."

Der junge Mann sah mit ausdruckslosen Augen starr vor sich hin, als hörte er ihn gar nicht. Er war trunken vor Müdigkeit, und nach all dem Leid und dem Widerwärtigen, was sich seit Beginn des Feldzuges in ihm aufgespeichert hatte, stieg ein Fieber, eine ungewöhnliche, nervöse Überreizung in ihm empor. Der Anblick seines mit dem Tode ringenden Freundes, das Gefühl der eigenen Niederlage, wie er so nackt, waffenlos, zu nichts gut, dasaß, der Gedanke, daß all seine heldenmütigen Anstrengungen in derartigem Jammer ihr Ende finden sollten, stürzten ihn mit wildem Zwange in Auflehnung gegen das Schicksal. Endlich fing er an zu sprechen.

„Nein, nein! Nichts ist zu Ende! Nein, ich muß sofort weiter ... Nein, weil er jetzt für Wochen, für Monate vielleicht hier liegen muß, brauche ich jedoch nicht stilliegen, ich will sofort weiter ... Nicht wahr, Doktor, Sie helfen mir, Sie machen es mir möglich, durchzukommen und nach Paris zu gelangen!"

Zitternd schloß Henriette ihn in ihre Arme.

„Was sagst du da? So schwach wie du bist, nach all dem Leiden! Ich halte dich fest, ich lasse dich nicht so weg ... Hast du nicht deine Schuld abgetragen? Denk' doch auch etwas an mich, wenn du mich hier allein zurückläßt, wo ich doch jetzt niemand außer dir habe."

Ihre Tränen vermengten sich. In ihrer gegenseitigen Anbetung umarmten sie sich glühend mit der Zärtlichkeit von Zwillingen, die schon von jenseits der Geburt herstammt und daher wohl so innig ist. Aber er wurde nur noch aufgeregter.

„Ganz gewiß, ich muß fort ... Sie warten auf mich, und ich stürbe vor Sehnsucht, wenn ich nicht hinginge ... Du

kannst dir nicht denken, wie es in mir kocht, wenn ich mir sage, ich soll mich ruhighalten! Ich sage dir, so darf das nicht ausgehen, wir müssen uns rächen; an wem, an was? — ach, das weiß ich selbst nicht, aber rächen müssen wir uns für all das Unheil, wenn wir noch den Mut zum Weiterleben behalten sollen!"

Doktor Dalichamp, der diesem Vorgange mit großem Anteile folgte, hielt Henriette durch Zeichen davon ab, ihm zu antworten. Wenn Maurice erst einmal geschlafen hätte, würde er zweifellos ruhiger werden; und er schlief den ganzen Tag, die ganze folgende Nacht, länger als zwanzig Stunden, ohne ein Glied zu rühren. Allein am folgenden Morgen trat bei seinem Aufwachen sein Entschluß, weiterzugehen, unerschütterlich wieder hervor. Er hatte kein Fieber mehr, er war düster und unruhig und beeilte sich, allen Versuchen, ihn zu beruhigen, auszuweichen, sowie er sie bemerkte. Seine Schwester begriff unter Tränen, daß sie ihn nicht drängen dürfe. Und Doktor Dalichamp versprach ihm bei seinem Besuch, ihm durch die Papiere eines in Rancourt gestorbenen Hilfspflegers die Flucht zu erleichtern. Maurice sollte die graue Bluse und die Armbinde mit dem roten Kreuz nehmen und dann durch Belgien sich wieder nach Paris durchschlagen, das noch offen war.

Er verließ den Hof an diesem Tage nicht mehr und verbarg sich, um auf die Nacht zu warten. Er tat kaum den Mund auf, versuchte aber doch, Prosper mitzukriegen.

„Sagt mal, reizt Euch das gar nicht, die Preußen wieder zu sehen zu kriegen?"

Der ehemalige Chasseur d'Afrique, der gerade ein Käsebutterbrot aß, hob sein Messer in die Luft.

„Ach! Nach dem, was wir davon zu sehen gekriegt haben,

ist das kaum der Mühe wert! ... Wenn wir doch schon mal zu nichts gut sind, wir von der Kavallerie, als daß wir uns totschlagen lassen, wenn alles vorbei ist, weshalb soll ich dann wieder mitgehen? .... Nein wahrhaftig, die sind mir zu dumm gekommen, sie haben uns ja nichts Ordentliches tun lassen!"

Sie schwiegen, und dann fing er, offenbar um das Unbehagen seines Soldatenherzens zu unterdrücken, wieder an:

„Und dann gibt's hier jetzt auch zu viel zu tun. Da kommt das große Pflügen und dann das Säen. Müssen doch auch an das Land denken, nicht? Wenn das auch Spaß macht, zu fechten, was soll denn aber werden, wenn nicht mehr gepflügt wird? ... Ihr seht, ich kann die Arbeit nicht liegen lassen. Nicht weil Vater Fouchard ein vernünftiger Kerl ist, denn ich habe so 'ne Ahnung, als würde ich wohl nichts davon zu sehen kriegen, wie dem sein Geld aussieht; aber das Vieh mag mich schon ganz gern leiden, und wahrhaftig! — als ich heute morgen da so bei dem Stück am Vieux-Clos stand, da sah ich so von weitem nach dem verdammten Sedan hinüber und war doch ganz froh, daß ich so im Sonnenschein ganz allein mit meinen Viechern meinen Pflug führen konnte."

Sowie es dunkel geworden war, kam Doktor Dalichamp mit seinem Wägelchen. Er wollte Maurice selbst an die Grenze bringen. Vater Fouchard war sehr zufrieden, wenigstens einen von ihnen losziehen zu sehen, und ließ sich soweit herab, auf der Straße aufzupassen, ob nicht gerade ein Streiftrupp herumstriche; Silvine dagegen war gerade mit dem Flicken der alten Bluse des Pflegers fertig geworden, die auf dem Arme die Binde mit dem roten Kreuz trug. Der Doktor, der vor der Abfahrt Jeans Bein abermals untersucht hatte,

konnte noch nicht sicher sagen, ob er es erhalten könne. Der Verwundete lag immer noch in einer unüberwindlichen Schlaftrunkenheit, erkannte niemand, sprach auch nicht. Und Maurice wollte schon fortgehen, ohne ihm Lebewohl zu sagen, als er, während er sich über ihn beugte, um ihn zu umarmen, sah, wie er die Augen weit öffnete und die Lippen bewegte, um mit ganz leiser Stimme zu sprechen:

„Du gehst fort?"

Und dann, als sie sich darüber wunderten:

„Ja, ich habe euch wohl gehört, aber ich konnte mich nicht rühren. Nimm nun all das Geld mit. Sieh mal in meiner Hosentasche nach."

Von dem Gelde aus der Kriegskasse, das sie sich geteilt hatten, blieben jedem von ihnen ungefähr noch zweihundert Francs.

„Das Geld!" rief Maurice. „Das hast du aber ja viel nötiger als ich mit meinen gesunden Beinen! Mit zweihundert Francs kann ich schon nach Paris kommen und mir nachher den Schädel einschlagen lassen, das kostet nichts... Aber trotzdem auf Wiedersehen, mein Alter, und hab' Dank dafür, daß du was Vernünftiges und Ordentliches aus mir gemacht hast, denn ohne dich wäre ich ganz sicher irgendwo am Rande eines Feldes liegengeblieben und wie ein Hund verreckt."

Jean brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen.

„Du hast mir nichts zu danken, wir sind quitt... Mich hätten doch die Preußen da unten aufgepickt, wenn du mich nicht auf deinem Rücken weggeschleppt hättest. Und gestern hast du mich ihnen wieder aus den Krallen geholt... Du hast mir's schon zweimal vergolten, und jetzt wäre ich dran, mein Leben hinzugeben... Ach, wie wird mir zumute sein, wenn du nicht mehr da bist!"

Seine Stimme zitterte und Tränen traten ihm in die Augen.

„Gib mir noch einen Kuß, mein Junge."

Und sie küßten sich, und wie an dem Abend im Gehölz lag in diesem Kusse die Brüderlichkeit all der zusammen durchgemachten Gefahren, die paar gemeinsam durchlebten Wochen heldenhaften Daseins, die sie enger aneinander geschlossen hatte, als Jahre es im gewöhnlichen Leben vermocht hätten. Die Tage ohne Brot, die Nächte ohne Schlaf, die übermäßigen Anstrengungen, die fast fortwährende Todesgefahr zogen sich durch ihre zärtliche Zuneigung. Können sich jemals zwei Herzen wieder voneinander losmachen, wenn die Hingabe des eigenen Selbst sie derart miteinander verschmolzen hat? Indessen war der Kuß, den sie im Dunkel der Bäume austauschten, voll neuer Hoffnung gewesen, die die Flucht vor ihnen eröffnete; in diesem Kusse dagegen lagen jetzt alle Schauer des Lebewohls. Würden sie sich noch eines Tages wiedersehen? Und wie, unter was für schmerzhaften oder freudigen Umständen?

Doktor Dalichamp, der schon in seinen kleinen Wagen gestiegen war, rief nach Maurice. Der küßte noch einmal seine Schwester Henriette von ganzem Herzen, und sie sah ihn schweigend, tränenüberströmt an, leichenblaß in ihren schwarzen Witwenkleidern.

„Ich vertraue dir meinen Bruder an . . . Sorge gut für ihn und hab' ihn so lieb wie ich selber!"

## 4

Die Kammer war ein großer Raum mit Steinfliesen, einfach mit Kalk geweißt, und hatte früher zum Obstaufbewahren

gedient. Sie roch noch sehr gut nach Äpfeln und Birnen; als einzige Einrichtung enthielt sie eine eiserne Bettstelle, einen weißgescheuerten Tisch und zwei Stühle, außer einem alten Nußbaumholzschrank mit gewaltigen Seitenwänden, in den eine ganze Welt hineinging. Aber die Ruhe, die in ihm herrschte, war von tiefer Süße, man hörte nichts in ihm als gedämpftes Geräusch vom Stalle her, schwaches Klappern von Holzschuhen und das Brüllen der Rinder. Durch das nach Süden gelegene Fenster fiel heller Sonnenschein. Es bot einen Ausblick nur auf ein Stück Hügel und ein von einem kleinen Holze begrenztes Kornfeld. Und diese verschlossene, geheimnisvolle Kammer war vor allen Augen so wohl verborgen, daß kein Mensch in der Welt ihr Dasein ahnen konnte.

Henriette brachte sofort alles in Ordnung: um allen Verdacht zu vermeiden, wurde abgemacht, nur sie und der Doktor sollten zu Jean hineingehen. Silvine durfte nicht hinein, ohne daß er nach ihr rief. Am frühen Morgen wurde alles durch die beiden Frauen aufgeräumt; von da an blieb die Tür den ganzen Tag wie zugemauert. Wenn der Verwundete nachts irgend etwas brauchte, brauchte er nur an die Wand zu klopfen, denn das benachbarte Zimmer war von Henriette bewohnt. Und so fand sich Jean plötzlich nach so stürmisch-drangvollen Wochen von aller Welt abgeschlossen und sah nur noch die junge, sanfte Frau, deren leichter Schritt nicht das leiseste Geräusch verursachte. Jetzt kam sie ihm wieder so vor wie damals das erstemal dort hinten in Sedan, wie eine Erscheinung, mit ihrem etwas großen Munde, ihren feinen Zügen, den Haaren wie reifer Hafer, wenn sie sich mit ihm in ihrer unendlichen gütigen Weise zu tun machte.

Die ersten Tage war das Fieber des Verwundeten so hoch, daß Henriette ihn kaum verlassen durfte. Doktor Dalichamp

kam jeden Morgen beim Vorbeigehen herein unter dem Vorwande, sie abzuholen und mit nach dem Lazarett zu nehmen; und dann untersuchte er Jean und verband ihn. Da die Kugel das Schienbein zerschmettert hatte und dann wieder ausgetreten war, wunderte er sich über das schlechte Aussehen der Wunde und befürchtete, ein Knochensplitter sei darin steckengeblieben, der mit der Sonde nicht zu fühlen sei und ihn zu einer Entfernung des ganzen Knochens zwingen könnte. Er hatte mit Jean darüber gesprochen; aber der hatte sich bei dem Gedanken an eine Verkürzung des Beines, durch die er hinken würde, heftig gesträubt: nein, nein! Lieber wollte er sterben, als Krüppel bleiben. Und der Doktor beobachtete die Verwundung weiter und begnügte sich damit, sie mit in Olivenöl und Karbolsäure getränkter Watte zu verbinden, nachdem er ein Drän, ein Gummiröhrchen, in die Wunde gelegt hatte, um den Abfluß des Eiters zu erleichtern. Aber er machte ihn doch darauf aufmerksam, daß die Heilung ohne jeden Eingriff sehr langwierig sein werde. Nach der zweiten Woche ließ das Fieber jedoch nach, sein Zustand besserte sich, wenn er auch noch völlig unbeweglich blieb.

Die Vertraulichkeit zwischen Jean und Henriette geriet nun in geregelte Bahnen. Es bildeten sich bestimmte Gewohnheiten aus, und es schien ihnen, als hätten sie nie anders gelebt und müßten auch zukünftig immer so weiter leben. Sie brachte jede Stunde, die sie nicht im Lazarett war, bei ihm zu, achtete darauf, daß er regelmäßig aß und trank, und half ihm, wenn er sich umdrehen wollte, mit einer Kraft in ihren Handgelenken, die man ihren zierlichen Armen gar nicht zugetraut hätte. Zuweilen plauderten sie zusammen; meistens aber sagten sie gar nichts, vor allem zu Anfang. Aber sie langweilten sich scheinbar nie, das Leben floß ihnen äußerst

sanft in dieser tiefen Ruhe dahin, er noch ganz zermartert von der Schlacht, sie in ihrem Witwenkleide mit einem Herzen, das noch ganz zerbrochen war von dem erlittenen Verlust. Zunächst hatte er so etwas wie Scham empfunden, denn er fühlte wohl, wie hoch sie über ihm stand, daß sie fast eine Dame war, während er doch stets nichts weiter als ein Bauer und Soldat gewesen war. Er konnte ja kaum lesen und schreiben. Dann aber wurde er doch etwas sicherer, als er sah, daß sie ihn ganz ohne Stolz wie einen ihresgleichen behandelte, und das ermutigte ihn nun auch, sich so zu geben, wie er wirklich war, klug auf seine Weise, infolge seines ruhigen Nachdenkens. Übrigens wunderte er sich über sich selbst, daß er sich soviel dünner und leichter geworden fühlte und ganz anders dachte: kam das von dem greulichen Leben, das er zwei Monate lang geführt hatte? Er ging aus all den körperlichen und seelischen Leiden tatsächlich verfeinert hervor. Was ihn aber schließlich ganz gefangennahm, war, daß er fand, sie selbst wüßte auch nicht viel mehr als er. Sehr jung war sie nach dem Tode ihrer Mutter zum Aschenbrödel geworden, zum kleinen Hausmütterchen, das für seine drei Männer sorgen mußte, wie sie ihren Großvater, ihren Vater und ihren Bruder nannte, so daß sie für sich selbst keine Zeit zum Lernen behielt. Lesen, Schreiben, etwas Rechtschreibung und Rechnen, mehr konnte man von ihr nicht verlangen. Und so verursachte sie ihm länger keine Furcht und schien ihm nur deshalb über allen andern zu stehen, weil sie so sehr gütig war und so außerordentlich mutig, obwohl sie eigentlich nur wie ein kleines, lediglich in dem Kleinkram ihres Haushaltes aufgehendes Frauchen aussah.

Sobald sie über Maurice zu sprechen anfingen, verstanden sie sich sofort. Wenn sie sich jetzt so hingab, so war es für den

Freund, für den Bruder Maurices, den braven, hilfsbereiten Mann, dem sie nun ihrerseits eine Herzensschuld abtrug. Sie war voller Dankbarkeit, und ihre Zuneigung wuchs, je besser sie ihn in seiner schlichten Verständigkeit, seiner festen Denkart kennenlernte; und er, den sie wie ein Kind versorgte, geriet auch seinerseits in eine tiefe Dankbarkeitsschuld; für jede Tasse Brühe, die sie ihm reichte, hätte er ihr die Hände küssen mögen. In der tiefen Einsamkeit, in der sie lebten und in der die gleichen Sorgen sie bewegten, wurde das Band zarter Zuneigung, das sie verknüpfte, jeden Tag enger. Hatten sie alle denkwürdigen Einzelheiten ihres Leidensweges von Reims nach Sedan erschöpft, und sie wurde nie müde, nach ihnen zu fragen, dann trat immer dieselbe Frage wieder hervor: was machte Maurice wohl jetzt? Warum schrieb er nicht? War denn Paris bereits vollständig eingeschlossen, daß sie gar keine Nachrichten mehr bekamen? Nur einen drei Tage nach seiner Abreise in Rouen aufgegebenen Brief hatte sie erhalten, in dem er ihnen in wenigen Zeilen auseinandersetzte, wie er nach einem langen Umwege in dieser Stadt gelandet wäre, um nach Paris zu kommen. Und nun seit einer Woche schon nichts mehr, völliges Schweigen.

Wenn Doktor Dalichamp morgens den Verwundeten verbunden hatte, machte es ihm Spaß, sich ein paar Minuten zu vergessen. Manchmal blieb er auch des Abends, wenn er zurückkam, noch etwas länger; und so stellte er das einzige Band mit der Welt für sie dar, der weiten Welt da draußen, die von verhängnisvollen Umwälzungen durcheinandergerüttelt wurde. Nur durch ihn erhielten sie Neuigkeiten; er besaß ein glühend vaterländisch fühlendes Herz, das vor Zorn und Kummer bei jeder Niederlage überquoll. Er sprach auch kaum von etwas anderm als von dem Einmarsch der Preu-

ßen, dessen Flut sich seit Sedan allmählich über ganz Frankreich ausbreitete wie eine schwarze Lache. Jeder Tag machte ihn trauriger, und er blieb niedergeschlagen auf einem der beiden Stühle am Bette sitzen und erklärte die Lage mit zitternden Handbewegungen für ernster und ernster. Zuweilen waren seine Taschen vollgestopft mit belgischen Zeitungen, die er ihnen daließ. Nach einem Zeitraum von Wochen gelangte so der Widerhall jedes Unglücks in diese weltverlorene Kammer und brachte die beiden armen, mit ihrem Leide dort eingeschlossenen Wesen durch gemeinsame Sorge immer noch näher zusammen.

Auf diese Weise las Henriette Jean dann auch aus alten Zeitungen die Vorgänge bei Metz vor, die große, heldenhafte Schlacht, die dreimal nach je einem Tage Zwischenraum wieder aufgenommen wurde. Sie waren schon fünf Wochen alt, aber er kannte sie noch nicht, und beim Hören krampfte sich ihm das Herz aufs neue zusammen, wenn er dort all den Jammer und die Mängel wiederfand, die er selbst durchgemacht hatte. Wenn Henriette mit ihrer etwas singenden Stimme wie eine aufmerksame Schülerin jeden Satz klar herausschälte, dann rollte sich in dem schaudernden Schweigen des einsamen Zimmers die ganze jammervolle Geschichte wieder ab. Nach Fröschweiler, nach Spicheren zauderten im Augenblick, als das vernichtete erste Korps das fünfte in seine Auflösung mit hineinriß, die andern von Metz bis Bitsch gestaffelten Korps und wichen in der Bestürzung über dies Unglück zurück, um sich schließlich in dem befestigten Lager auf dem rechten Moselufer zu sammeln. Aber wieviel kostbare Zeit verloren sie, anstatt sofort auf Paris zu eilen, ein Rückzug, der nachher so schwierig werden sollte! Der Kaiser hatte den Oberbefehl dem Marschall Bazaine abtreten müssen,

von dem man den Sieg erwartete. Da kam am 14. Borny, wo die Truppe in dem Augenblick angegriffen wurde, als sie sich für den Übergang auf das linke Moselufer entschieden hatte; sie hatte zwei deutsche Heeresgruppen gegen sich, die Steinmetz', die unbeweglich dem befestigten Lager drohend gegenüberstand, und die des Prinzen Friedrich Karl, der oberhalb über den Fluß gegangen war und nun am linken Ufer herabkam, um Bazaine von dem übrigen Frankreich abzuschneiden; Borny, dessen erste Schüsse erst nachmittags um drei Uhr losgingen, Borny, dieser Sieg ohne Folgen, der die französischen Korps zwar im Besitz ihrer Stellungen ließ, aber sie rittlings auf beiden Seiten der Mosel festnagelte, während die Umgehungsbewegung der zweiten deutschen Heeresgruppe sich vollzog. Dann am 16. kam Rézonville, wo alle Korps bereits auf dem linken Ufer standen, aber das dritte und vierte zurückblieben, weil die furchtbare Verstopfung an der Straßenkreuzung von Etain und Mars-la-Tour sie aufhielt, der kühne Angriff der preußischen Kavallerie und Artillerie, die diese Straßen am Morgen abschnitten, die langanhaltende, verworrene Schlacht, die Bazaine noch bis zwei Uhr hätte gewinnen können, da er nur eine Handvoll Leute vor sich über den Haufen zu rennen brauchte, und die er wegen der unerklärlichen Furcht verlor, er könne von Metz abgeschnitten werden; die Riesenschlacht, die sich meilenweit über Hügel und Ebenen hinzog, in der die von vorn und in der Seite angegriffenen Franzosen Heldentaten verrichteten, um nicht vorgehen zu brauchen, und dem Feinde Zeit ließen, sich zu sammeln, so daß sie selbst im Sinne der Preußen arbeiteten, die sie zum Zurückgehen auf das andere Flußufer bringen wollten. Am 18. endlich, nach dem Rückzug auf das befestigte Lager, fand dann bei Saint-Privat der letzte Kampf

statt, eine Angriffslinie von dreizehn Kilometern, zweihunderttausend Deutsche mit siebenhundert Kanonen gegen hundertundzwanzigtausend Franzosen, die nur fünfhundert Geschütze hatten, die Deutschen mit der Stirn gegen Deutschland, die Franzosen gegen Frankreich, als wären bei der eigenartigen Drehbewegung, die sich vollzogen hatte, die Eindringlinge die Überfallenen geworden, das fürchterliche Handgemenge von zwei Uhr an, in dem die preußische Garde zerhackt und zurückgeworfen wurde und Bazaine lange Zeit siegreich blieb, stark durch seinen unerschütterlichen linken Flügel bis zu dem Augenblick, wo gegen Abend der schwächere rechte Flügel Saint-Privat inmitten eines greulichen Gemetzels aufgeben mußte und das ganze Heer geschlagen mit sich riß, das auf Metz zurückgeworfen wurde und von nun mit einem eisernen Gürtel eingeschlossen war.

Jean unterbrach Henriette alle Augenblicke beim Lesen und sagte:

„Na ja! Und wir warteten schon von Reims ab, daß Bazaine käme!"

Die am 19. nach Saint-Privat aufgegebene Depesche des Marschalls, in der er davon sprach, seine Rückzugsbewegung über Montmédy wieder aufnehmen zu wollen, diese Depesche, die den Vormarsch der Armee von Châlons veranlaßt hatte, erschien jetzt nur noch als der Bericht eines geschlagenen Führers, der seine Niederlage zu beschönigen wünscht; und später noch, am 29., als er die Nachricht vom Anmarsch einer Entsatzarmee durch die preußischen Linien hindurch erhielt, da hatte er bei Noisseville einen letzten Versuch auf dem rechten Ufer unternommen, aber so kraftlos, daß die Abteilung von Metz am 1. September, demselben Tage, an dem die Gruppe von Châlons bei Sedan vernichtet wurde, sich zurück-

zog und nun endgültig gelähmt, für Frankreich tot dalag. Der Marschall, der bis dahin nur für einen mittelmäßigen Führer gegolten hatte, da er es unterließ, sich die Wege zunutze zu machen, solange sie offenstanden, und dem sie später durch überlegene Kräfte versperrt wurden, sollte von nun an unter der Herrschaft politischer Vorurteile als Verschwörer und Verräter dastehen.

Aber in den Zeitungen, die Doktor Dalichamp mitbrachte, blieb Bazaine der große Mann, der tapfere Soldat, von dem Frankreich noch seine Rettung erwartete. Und Jean ließ sich die Stellen wieder vorlesen, um genau zu verstehen, wie die dritte deutsche Heeresgruppe sie unter dem Kronprinzen von Preußen hatte verfolgen können, während die erste und zweite Metz einschlossen und beide so stark an Menschen und Geschützen waren, daß es möglich geworden war, aus ihnen eine vierte Armee zu bilden und abzusenden, die dann unter dem Befehle des Kronprinzen von Sachsen bei Sedan das Unglück vervollständigte. Nachdem er sich so auf seinem Schmerzensbette, auf dem ihn seine Verwundung festhielt, über alles unterrichtet hatte, blieb er doch voller Hoffnung.

„Also wir waren gar nicht die Stärkeren!... Einerlei, sie führen doch Zahlen an: Bazaine hat hundertfünfzigtausend Mann, dreihunderttausend Gewehre, über fünfhundert Geschütze; er wird ihnen schon nach seiner Art verdammt eklig einen beibringen!"

Henriette nickte mit dem Kopfe und schloß sich scheinbar seiner Meinung an, um ihn nicht noch trübseliger zu machen; sie verlor sich gänzlich in diesen mächtigen Truppenbewegungen, aber sie fühlte doch das Unvermeidliche des Unheils. Ihre Stimme blieb klar; sie hätte ihm stundenlang vorlesen können, einfach vor Glücksgefühl, ihm damit ein Vergnügen zu

machen. Manchmal aber brachte sie der Bericht über irgendein Gemetzel doch ins Stammeln, und ein plötzlicher Tränenstrom füllte ihre Augen. Zweifellos dachte sie an ihren dort unten erschlagenen Mann, den der bayrische Offizier mit dem Fuße gegen die Mauer gestoßen hatte.

„Wenn Ihnen das soviel Kummer macht," sagte Jean ganz überrascht, „dann müssen Sie mir von dem Schlachten nichts vorlesen."

Aber sie gewann sofort ihre freundliche Sanftmut wieder.

„Nein, nein, verzeihen Sie, mir macht das wirklich auch Spaß."

Eines Abends zu Anfang Oktober, als draußen ein wütender Wind heulte, trat sie nach ihrer Rückkehr vom Lazarett ganz bewegt in die Kammer und sagte:

„Ein Brief von Maurice! Der Doktor hat ihn mir eben gegeben!"

Die beiden gerieten jeden Morgen in größere Unruhe darüber, daß der junge Mann gar kein Lebenszeichen von sich gab; und vor allem eine Woche lang, nachdem das Gerücht von der vollständigen Einschließung von Paris umhergelaufen war, da verzweifelten sie daran, noch wieder Nachricht von ihm zu erhalten, und fragten sich besorgt, was aus ihm wohl nach seinem Fortgang von Rouen geworden sein könne. Jetzt klärte sich ihnen das Schweigen auf, denn der Brief, den er am 18. von Paris aus an Doktor Dalichamp gesandt hatte, demselben Tag, an dem die letzten Züge nach Le Havre abgingen, hatte einen gewaltigen Umweg gemacht und war nur durch ein Wunder herübergekommen, nachdem er sich unendlich oft unterwegs verirrt hatte.

„Ach, der liebe Junge!" rief Jean ganz glücklich. „Lesen Sie mir mal schnell vor!"

Der Wind hatte seine Wut noch verdoppelt, das Fenster krachte wie unter Rammstößen. Und nachdem Henriette die Lampe auf den Tisch vorm Bett gestellt hatte, machte sie sich ans Lesen, so nahe bei Jean, daß ihre Haare sich berührten. Es war so milde und schön in dieser Kammer, während draußen der Sturm tobte.

Es war ein langer Brief von acht Seiten, in dem Maurice zunächst auseinandersetzte, wie es ihm gleich nach seiner Ankunft am 16. geglückt sei, sich in ein Linienregiment einreihen zu lassen, dessen Bestände aufgefüllt wurden. Dann wandte er sich den Tatsachen zu; er erzählte mit fieberhafter Erregung alles, was er von den Ereignissen dieses schrecklichen Monats erfahren hatte, wie Paris sich nach dem schmerzlichen Erstarren über Weißenburg und Fröschweiler wieder beruhigt habe, wie es wieder Hoffnung auf einen Ausgleich gewonnen habe, wieder in neue Einbildungen verfallen sei — die sagenhaften Siege der Heere, der Oberbefehl Bazaines, die Massenerhebung, die Massenopfer von Preußen, von denen sogar die Minister von der Tribüne gesprochen hatten. Und wie dann plötzlich zum zweiten Male am 3. September ein Donnerschlag über Paris ertönt sei: alle Hoffnungen zerschmettert, die unwissende, vertrauensselige Stadt unter diesem Schicksalsschlage zusammengebrochen, die Rufe nach: Absetzung! Absetzung! die abends schon auf den Boulevards ertönt seien, die kurze, düstere Nachtsitzung, in der Jules Favre über die Forderung nach Absetzung durch das Volk gesprochen habe. Wie dann am nächsten Morgen, dem 4. September, eine Welt zusammengebrochen sei, das zweite Kaiserreich durch seine Laster und Fehler in den Zusammenbruch mit hineingerissen sei, das ganze Volk auf der Straße, ein Strom von einer halben Million Menschen im Sonnen-

scheine dieses schönen Sonntages den Konkordienplatz erfüllt und sich bis an die Gitter der gesetzgebenden Versammlung gewälzt habe, das eine Handvoll Soldaten kaum mit erhobenem Kolben verschließen konnte, wie sie die Türen eingebrochen hätten und in den Sitzungssaal eingedrungen seien, wo Jules Favre, Gambetta und andere Abgeordnete der Linken gerade aufgebrochen seien, um im Stadthause die Republik auszurufen, während sich im Louvre eine kleine, nach dem Platze Saint-Germain-l'Auxerrois hinausführende Tür öffnete, um die schwarzgekleidete Kaiserin-Regentin hinauszulassen, die zitternd, nur von einer einzigen Freundin begleitet, von dannen floh und sich auf dem Rücksitz einer zufällig angetroffenen Mietskutsche verbarg, die nun mit ihr weit von den jetzt durch die Menge durchströmten Tuilerien weghumpelte. Am gleichen Tage verließ Napoleon III. den Gasthof von Bouillon, in dem er die erste Nacht der Verbannung auf seinem Wege nach Wilhelmshöhe zugebracht hatte.

Mit ernster Miene unterbrach Jean Henriette:

„Dann sind wir jetzt also eine Republik? ... Um so besser, wenn es nur dazu hilft, die Preußen zu schlagen!"

Aber er schüttelte den Kopf; sie hatten ihn immer vor der Republik bange gemacht, als er noch Bauer war. Und jetzt vor dem Feinde schien ihm das auch nicht gerade richtig, nicht einig zu sein. Aber schließlich mußte ja wohl irgend etwas anderes an die Reihe kommen, da das Kaiserreich entschieden faul war und niemand mehr was von ihm wissen wollte.

Henriette las den Brief zu Ende, der damit schloß, daß er den Anmarsch der Preußen meldete. Am 13., demselben Tage, an dem sich eine Abordnung der Regierung der Nationalen Verteidigung in Tours einrichtete, hatte man sie

östlich von Paris bis Lagny vorrücken sehen. Am 14. und 15. standen sie an den Toren bei Créteil und Joinville-le-Pont. Aber am 18., an dem Morgen, wo Maurice diesen Brief geschrieben hatte, schien er noch nicht an eine vollständige Einschließung glauben zu wollen; es war abermals ein schönes Vertrauen über ihn gekommen, und er betrachtete die Belagerung als einen unverschämten, frechen Versuch, der scheitern müsse, ehe drei Wochen um wären, wenn man sich auf die Entsatztruppen verlassen könne, die die Provinz ganz sicher zu Hilfe schicken würde, wobei die Gruppe von Metz noch gar nicht mitgerechnet sei, die doch schon sicher von Verdun über Reims heranrücke. Aber die Ringe des eisernen Gürtels hatten sich schon ineinandergefügt und Paris umfangen, und jetzt bildete es, von aller Welt abgeschlossen, nichts weiter als ein Riesengefängnis für zwei Millionen Lebewesen, in dem nur noch das Schweigen des Todes herrschte.

„O mein Gott," flüsterte Henriette bedrückt, „wie lange soll das alles dauern; werden wir ihn wohl je wiedersehen?"

Eine Windsbraut bog die Bäume in der Ferne vornüber und brachte alles alte Gebälk auf dem Hofe zum Knarren. Wenn es einen harten Winter geben sollte, was für Leiden bedeutete das für die armen Soldaten, die sich ohne Feuer, ohne Brot im Schnee schlagen mußten.

„Bah!" schloß Jean, „sein Brief ist sehr nett, und es ist ein Spaß, etwas von ihm zu hören ... Man muß nicht immer gleich verzweifeln."

Nun verrann Tag für Tag des Oktobermonats; der Himmel war grau und traurig, und der Wind führte bald nur immer mehr düstere Wolken heran. Jeans Wunde vernarbte unendlich langsam; der Eiter, den das Drän abführte, war

immer noch nicht so, daß der Doktor es hätte weglassen können; und der Verwundete wurde sehr schwach, da er sich in seiner Furcht, verkrüppelt zu bleiben, gegen jede Operation wehrte. Ein ergebenes Abwarten, das nur zuweilen durch plötzliche Angstzustände unterbrochen wurde, ohne daß ihnen eine erkennbare Ursache zugrunde lag, herrschte nun in der kleinen verlorenen Kammer, in der alle Nachrichten nur von weither unbestimmt eintrafen, wie beim Erwachen aus einem Alpdruck. Dort hinten ging der scheußliche Krieg mit seinen Gemetzeln und Unglücksschlägen weiter, irgendwo, ohne daß sie je die reine Wahrheit erfuhren, ohne daß ein anderer Laut zu ihnen drang als das dumpfe Stöhnen des hingemordeten Vaterlandes. Und der Wind trieb die Blätter unter dem bleigrauen Himmel dahin; dann herrschte wieder langes Schweigen über der kahlen Landschaft und wurde nur hin und wieder durch das einen strengen Winter ankündigende Krächzen der Raben unterbrochen.

Das Lazarett, das Henriette nur verließ, um Jean Gesellschaft zu leisten, war zu einem ihrer Unterhaltungsgegenstände geworden. Wenn sie abends zurück war, fragte er sie; er kannte jeden der Verwundeten und wollte wissen, welcher stürbe und welcher geheilt würde; und sie selbst wurde nicht müde, ihm von diesen ihr ganzes Herz erfüllenden Verhältnissen mit allen kleinsten Einzelheiten ihres Tagewerkes zu erzählen.

„Ach!“ sagte sie immer und immer wieder, „die armen Jungens, die armen Jungens!“

Das war nicht länger der Verbandplatz während der Schlacht, auf dem frisches Blut floß, wo Gliedmaßen bei gesundem, rotem Fleisch abgenommen wurden. Dies war jetzt das dem Hospitalbrand verfallene Lazarett, das nach

Fieber und Tod roch, ganz schlaff von langsamen Genesungsvorgängen und nicht endenwollenden Todeskämpfen. Der Doktor Dalichamp hatte die größte Mühe gehabt, sich die nötigen Betten, Matratzen und Laken zu besorgen; und jeden Tag verlangte der Unterhalt seiner Kranken Brot, Wein, Fleisch, trockenes Gemüse, Binden, Verbandstoffe und Hilfswerkzeuge, neue Wunder von ihm. Die Preußen, die sich im Militärhospital in Sedan eingerichtet hatten, verweigerten ihm alles, sogar Chloroform, so daß er sich alles aus Belgien kommen lassen mußte. Und dabei hatte er verwundete Deutsche ebensogut aufgenommen wie Franzosen und verpflegte vor allem auch ein Dutzend in Bazeilles gefundene Bayern. Die Feinde, die sich einander an die Gurgel gefahren waren, ruhten nun hier Seite an Seite in gutem Einvernehmen, zu dem sie ihre gemeinsamen Leiden führten. Und was für ein fürchterlicher, jammervoller Aufenthaltsort, diese beiden langen ehemaligen Schulsäle von Remilly, in deren jedem etwa fünfzig Betten in dem hellen, bleichen Licht ihrer hohen Fenster standen!

Noch zehn Tage nach der Schlacht wurden Verwundete herangebracht, die man in vergessenen Winkeln aufgefunden hatte. So waren vier ohne jede ärztliche Hilfe in einem leeren Hause in Balan liegen geblieben und lebten noch, ohne daß man wußte wie, ohne Zweifel wohl dank der Barmherzigkeit irgendwelcher Nachbarn; ihre Wunden wimmelten von Ungeziefer und sie starben an Blutvergiftung durch diese unsauberen Wunden. Solche Eiterungen waren es auch, gegen die kein Kampf fruchtete, die über die Reihen der Betten hinhauchten und sie leerten. An der Türe schon packte einen der Geruch nach Brand an der Kehle. Aus den Dräns sickerte tropfenweise der faulige Eiter. Häufig mußte das

gesunde Fleisch wieder aufgeschnitten werden, um einen unerkannt gebliebenen Knochensplitter zu entfernen. Dann traten Geschwüre auf, die sich weithin einen Ausfluß bahnten. Erschöpft, abgemagert erlitten die Unglücklichen mit ihren erdfarbigen Gesichtern all diese Qualen. Einzelne verbrachten ihre Tage ganz ohne einen Atemzug auf dem Rücken, die dunklen Augenlider geschlossen, so daß sie wie schon halb verweste Leichen aussahen. Andere konnten keine Ruhe finden und wurden von einer ewigen Schlaflosigkeit gepeinigt; sie waren dauernd naß von Schweiß und so erregt, als habe der Schrecken sie mit Wahnsinn geschlagen. Aber ob sie nun erregt oder ruhig waren, sobald der Schüttelfrost des Wundbrandes sie packte, war es zu Ende, das Gift siegte, es flog von einem zum andern und riß sie in dem einen großen Strom siegreicher Fäulnis davon.

Aber am schlimmsten war es im Saal der Verdammten, wo die an Dysenterie, Typhus oder Blattern Erkrankten lagen. Viele hatten die schwarzen Blattern. Sie wälzten sich und schrien in einem ewigen Fiebertraume, sie richteten sich in ihren Betten auf und standen da wie Gespenster. Andere, deren Lungen angegriffen waren, starben an Lungenentzündung und unter schrecklichem Husten. Wieder andere brüllten und kamen nur unter der Einwirkung eines kalten Wasserstrahles zur Ruhe, mit dem ihre Wunden fortwährend gekühlt wurden. Die Stunde der Erwartung, die Stunde des Verbindens war die einzige, die einige Ruhe hervorbrachte, die die Betten lüftete und die von dem langen Liegen in derselben Stellung steif gewordenen Körper etwas auffrischte. Aber es war auch eine Stunde der Furcht, denn kein Tag verging, an dem der Doktor nicht beim Nachsehen der Wunden zu seinem Kummer auf der Haut irgendeines

armen Teufels bläuliche Flecken vorfand, die Anzeichen um sich greifenden Brandes. Am nächsten Tage wurde dann operiert. Wieder wurde ein Stück Bein oder Arm abgeschnitten. Manchmal stieg der Brand auch höher hinauf, und er mußte fortfahren, bis er schließlich das ganze Glied abgeschnitten hatte. Dann ging der ganze Mann hinterher, der Körper wurde mit leichenfarbigen Typhusflecken übersät, und der Kranke mußte taumelnd, wie trunken und halbirr in den Saal der Verdammten gebracht werden, wo er dann dahinsiechte und sein Fleisch, schon ehe der Tod eintrat, abstarb und Leichengeruch ausströmte.

Jeden Abend antwortete Henriette bei ihrer Rückkehr auf Jeans Fragen mit vor Rührung zitternder Stimme:

„Ach! Die armen Jungens, die armen Jungens!"

Die Einzelheiten, die täglichen Qualen dieser Hölle blieben sich stets gleich. Eine Schulter ausgelöst, ein Fuß abgeschnitten, eine Geschwulst entfernt; aber würde der Brand oder das Anstreckungsfieber ihn durchkommen lassen? Oder auch es war wieder einer begraben, häufiger ein Franzose, zuweilen ein Deutscher. Selten ging ein Tag zu Ende, ohne daß verstohlen eine schnell aus vier Brettern hergestellte Bahr in der Dämmerung das Lazarett verließ, begleitet von einem einzigen Pfleger oder oft auch von der jungen Frau selbst, damit ein Mensch doch nicht wie ein Hund verscharrt würde. Auf dem kleinen Friedhof von Remilly waren zwei große Gruben ausgehoben worden; und hier schliefen alle in einer Reihe, die Franzosen rechts, die Deutschen links, Seite an Seite, wieder versöhnt in der Erde.

Ohne daß er sie je gesehen hatte, nahm Jean schließlich Anteil an gewissen Verwundeten. Er verlangte von ihnen zu hören.

„Und was macht das ‚Arme Kind' heute?"

Das war ein kleiner Soldat vom fünften Linienregiment, der sich freiwillig gestellt hatte und noch nicht zwanzig Jahre alt war. Er hatte den Beinamen „Armes Kind" behalten, weil er diese Worte ohne aufzuhören wiederholte, wenn er von sich sprach; und als er eines Tages nach dem Grunde dafür gefragt wurde, hatte er geantwortet, seine Mutter hätte ihn immer so genannt. Ein armes Kind in der Tat, denn er starb an einer Brustfellentzündung, die ihm durch eine Wunde in der linken Seite beigebracht war.

„Ach, der liebe Junge!" sagte Henriette, die eine mütterliche Zuneigung zu ihm gewonnen hatte; „es geht ihm heute nicht gut, er hat den ganzen Tag gehustet. Es zerreißt mir das Herz, wenn ich ihn so höre."

„Und Ihr Bär, Ihr Gutmann?" fing Jean mit einem schwachen Lächeln wieder an. „Hat der Doktor bessere Hoffnung?"

„Ja, vielleicht kann er ihn retten. Aber er leidet gräßlich."

Obwohl das Mitleid mit ihm sehr groß war, konnten sie beide nicht von Gutmann ohne eine gewisse gerührte Heiterkeit sprechen. Als die junge Frau am ersten Tage ins Lazarett gekommen war, war sie ganz erschrocken gewesen, in einem bayrischen Soldaten den Mann mit dem roten Haar und Bart, den blauen Augen und der dicken Nase wiederzufinden, der sie in Bazeilles auf seinen Armen davongetragen hatte, während ihr Mann erschossen wurde. Er hatte sie gleichfalls wiedererkannt; aber er konnte nicht sprechen, denn eine in den Nacken eingedrungene Kugel hatte ihm die halbe Zunge weggerissen. Und nachdem sie zwei Tage lang jedesmal mit einem unwillkürlichen Schauder vor Schrecken zurückbebte, wenn sie sich seinem Bette näherte, wurde sie doch endlich

durch die verzweifelten und sanften Blicke überwunden, mit denen er ihr folgte. War er nicht länger das Ungeheuer mit der blutbespritzten Haut und den vor Wut verdrehten Augäpfeln, dessen Andenken sie mit allen Schrecken der Erinnerung quälte? Es kostete sie eine große Anstrengung, dies Untier jetzt noch in diesem Unglücklichen mit dem gutmütigen, anstelligen Wesen bei seinen grausamen Leiden wiederzuerkennen. Der so selten vorkommende Fall rührte durch sein plötzliches Siechtum das ganze Lazarett. Man wußte nicht einmal genau, ob er wirklich Gutmann hieße, aber man nannte ihn so, weil der einzige Laut, den er hervorbringen konnte, in einem Gebrumm zweier Silben bestand, die beinahe diesem Namen glichen. Im übrigen glaubte man nur, er wäre verheiratet und hätte Kinder. Er mußte wohl ein paar Worte französisch verstehen, denn zuweilen antwortete er durch heftiges Kopfnicken. Verheiratet? Ja, ja! Kinder? Ja, ja! Die Rührung, die er eines Tages beim Anblick von Mehl empfand, führte zu der weiteren Annahme, er könne Müller sein. Weiter nichts. Wo mochte die Mühle liegen? In welchem entfernten Orte Bayerns weinten wohl jetzt seine Frau und Kinder? Mußte er unerkannt sterben, namenlos, und die Seinigen dort hinten in ewiger Erwartung zurücklassen?

„Heute", erzählte Henriette Jean eines Abends, „hat Gutmann mir Kußhände zugeworfen... Ich kann ihm nicht mehr zu trinken geben oder ihm die geringste Kleinigkeit besorgen, ohne daß er die Finger an die Lippen führt und mir durch seine Bewegungen die glühendste Dankbarkeit ausdrückt... Sie dürfen nicht lachen, es ist zu schrecklich, wenn man so vor der Zeit lebendig begraben wird."

Gegen Ende Oktober ging es Jean indessen besser. Der

Doktor neigte dazu, das Drän zu entfernen, wenn er auch noch einen gewissen Argwohn beibehielt; und die Wunde schien ganz rasch vernarben zu wollen. Der Genesende konnte aufstehen und brachte Stunden mit Herumlaufen in der Kammer zu, oder indem er vor dem Fenster saß, wo der Flug der Wolken ihn traurig stimmte. Dann ärgerte er sich und redete davon, er müsse sich mit irgend was beschäftigen oder wolle sich auf dem Hofe nützlich machen. Eine der geheimen Quellen seines Unbehagens war die Geldfrage, denn er glaubte, seine zweihundert Francs wären in den sechs langen Wochen längst ausgegeben. Wenn Vater Fouchard weiter gute Miene machte, dann mußte also Henriette ihn wohl bezahlen. Dieser Gedanke war ihm peinlich; er wagte auch nicht, sich mit ihr darüber auseinanderzusetzen, und empfand es als eine wahre Erleichterung, als sie übereinkamen, daß er für einen neuen Knecht ausgegeben werden sollte, der mit Silvine die Sachen im Hause zu besorgen hatte, während Prosper sich mit der Bestellung draußen beschäftigte.

Trotz der scheußlichen Zeiten war ein Knecht mehr gar nicht zuviel für Vater Fouchard, denn sein Geschäft ging ausgezeichnet. Während das ganze Land an allen vier Gliedern zur Ader gelassen röchelte, fand er Mittel und Wege, sein Gewerbe als herumziehender Schlachter derartig zu erweitern, daß er jetzt das Drei- und Vierfache an Tieren schlachtete. Man erzählte sich, er habe seit dem 31. August großartige Verkäufe mit den Preußen abgeschlossen. Er, der noch am 30. seine Tür gegen die Soldaten des siebenten Korps mit der Flinte in der Hand verteidigt hatte, ihnen kein Laib Brot hatte geben wollen und ihnen zurief, sein Haus sei leer, hatte sich beim Erscheinen des ersten feindlichen Soldaten am 31. als ein Händler für alles aufgetan, hatte fabelhafte Fleisch-

vorräte, ganze Herden aus seinem Keller ausgegraben und aus unbekannten Löchern hervorgeholt, wo er sie versteckt gehalten hatte. Und seit dem Tage besaß er eine der größten Fleischlieferungen für die deutschen Heere, und alles war erstaunt über die Geschicklichkeit, mit der er seine Ware unterbrachte und sie sich zwischen zwei Beschlagnahmen bezahlen ließ. Andere hatten unter den manchmal rohen Anforderungen der Sieger zu leiden: er hatte noch nicht einen Scheffel Mehl abgeliefert oder einen Hektoliter Wein oder ein Viertel Ochsen, ohne sofort schöne, klingende Münze dafür zu bekommen. Man klatschte darüber wohl in Remilly und fand es gemein von jemand, der gerade seinen einzigen Sohn im Kriege verloren hatte; übrigens besuchte er das Grab nie, und Silvine unterhielt es ganz allein. Aber schließlich achteten sie es doch, daß er reich zu werden verstände, während die größten Schlauköpfe ihr Fell lassen mußten. Aber er zuckte schlau die Achseln und brummte breitschultrig und dickfellig:

„Vaterlandsfreund, Vaterlandsfreund, ich bin ein besserer als sie!... Ist denn das vielleicht Vaterlandsliebe, die Preußen für nichts und wieder nichts vollzustopfen? Ich lasse sie doch ordentlich bezahlen ... Wir werden schon sehen, wir werden später schon sehen!"

Schon am zweiten Tag stand Jean zu lange herum, und die heimlichen Befürchtungen des Doktors bewahrheiteten sich: die Wunde brach wieder auf, das Bein entzündete sich ganz erheblich und er mußte sich wieder zu Bett legen. Dalichamp kam schließlich auf das Vorhandensein eines Knochensplitters, den die Anstrengungen der beiden Tage vollends abgerissen hatten. Er suchte ihn und war so glücklich, ihn herauszubekommen. Aber das ging nicht ohne neue Erschütterungen mit heftigem Fieber ab, das Jean abermals

sehr herunterbrachte. Noch nie vorher war er in einen derartigen Schwächezustand verfallen. Und Henriette nahm ihren Platz als treue Pflegerin in der Kammer wieder auf, die der Winter nun mit seiner Kälte noch trauriger erscheinen ließ. Es war jetzt in den ersten Novembertagen; der Wind hatte bereits einen Schneesturm herangefegt, und es war auf den Fliesen innerhalb der vier kahlen Wände bitterkalt. Da kein Kamin vorhanden war, entschlossen sie sich, einen kleinen Ofen aufzustellen, der ihre Einsamkeit mit seinem Bollern etwas erheiterte.

Eintönig liefen die Tage dahin, und diese erste Woche seines Rückfalles war sicher für Jean und für Henriette auch die düsterste ihrer langen, erzwungenen Vertraulichkeit. Sollte denn sein Leiden gar kein Ende nehmen? Sollten immer wieder neue Gefahren auftreten und sie auf gar kein Ende all dieses Elendes hoffen können? Alle Augenblicke flogen ihre Gedanken zu Maurice, von dem sie nichts mehr hörten. Sie erfuhren wohl, andere bekämen Briefe, winzige, von Brieftauben überbrachte Briefchen. Zweifellos hatte der Schuß eines Deutschen gerade die Taube auf ihrem Fluge getötet, die ihnen ihre Freude und Liebe durch den weiten, freien Himmel zutrug. Alles schien vor dem vorzeitigen Winter zurückzuweichen, zu verlöschen und zu vergehen. Der Lärm des Krieges gelangte nur mit bedeutenden Verzögerungen zu ihnen; die spärlichen Zeitungen, die Doktor Dalichamp ihnen noch hin und wieder mitbrachte, waren manchmal eine Woche alt. Und so rührte ihre Traurigkeit besonders von ihrer Unwissenheit her, von dem, was sie nicht wußten, und dem, was sie ahnten, denn trotz allem hörten sie durch die schweigende Landschaft einen langgezogenen Todesschrei um den Hof herumziehen.

Eines Morgens kam der Doktor ganz aufgelöst, mit zitternden Händen zu ihnen. Er zog eine belgische Zeitung aus der Tasche, und während er sie auf das Bett warf, rief er:

„Ach, Freunde, Frankreich ist tot, nun hat uns Bazaine auch verraten!“

Jean, der mit zwei Kopfkissen im Rücken vor sich hinschlummerte, wachte auf.

„Wieso verraten?“

„Ja, er hat Metz und sein Heer übergeben. Da geht die Geschichte von Sedan wieder los, und diesmal ist's mit unserm Fleisch und Blut zu Ende!“

Dann nahm er die Zeitung wieder auf und las:

„Hundertfünfzigtausend Kriegsgefangene, hundertdreiundfünfzig Adler und Fahnen, fünfhundertundein Feldgeschütz, sechsundsechzig Mitrailleusen, achthundert Festungsgeschütze, dreihunderttausend Gewehre, zweitausend Militärfuhrwerke, Ausrüstung für fünfundachtzig Batterien ...“

Und er gab ihnen noch weitere Einzelheiten an: Marschall Bazaine mit seinem Heer in Metz eingeschlossen, zur Untätigkeit gezwungen, nichts unternehmend, um den ihn umgebenden eisernen Gürtel zu sprengen; seine dann folgenden Berichte an Prinz Friedrich Karl, seine dunklen, zögernden politischen Pläne, sein Ehrgeiz, eine entscheidende Rolle zu spielen, über die er sich selbst indessen noch gar nicht im klaren zu sein schien; dann all seine verwickelten Unternehmungen, die verdächtigen, lügnerischen Botschaften an Herrn von Bismarck, an König Wilhelm, an die Kaiserin-Regentin, die sich schließlich geweigert hatte, mit dem Feinde auf der Grundlage von Gebietsabtretungen weiterzuverhandeln; und das unentrinnbare Verhängnis, das Schicksal sein Werk voll-

endend, Hungersnot in Metz, die Übergabe erzwungen, Führer und Soldaten derart heruntergekommen, daß sie die harten Bedingungen des Siegers annehmen mußten. Frankreich hatte kein Heer mehr.

„Herrgott!“ fluchte Jean dumpf vor sich hin; alles hatte er nicht verstanden, aber für ihn war Bazaine bis dahin der große Feldhauptmann geblieben, der einzige noch mögliche Retter. „Also, was sollen wir nun machen? Was wird aus denen in Paris?“

Der Doktor war gerade bis zu den unheilvollen Nachrichten aus Paris gelangt. Er machte sie darauf aufmerksam, daß die Zeitung am 5. November ausgegeben war. Die Übergabe von Metz hatte am 27. Oktober stattgefunden, und die Nachricht konnte erst am 30. in Paris bekanntgeworden sein. Nach den bei Chevilly, bei Bagneux, bei Malmaison erlittenen Schlägen, nach dem Kampf und dem Verlust von Le Bourget fiel diese Nachricht wie ein Donnerschlag auf die verzweifelte, durch die Schwäche und Untätigkeit der Regierung der nationalen Verteidigung gereizte Bevölkerung nieder. Am nächsten Tage, dem 31. Oktober, brach denn auch ein richtiger Aufstand los; eine Riesenmenge hatte den Platz vor dem Stadthause vollgepfropft und war in die Säle gedrungen, wo sie die Mitglieder der Regierung als Gefangene festhielt, bis die Nationalgarde sie aus Furcht befreite, man möchte sonst die Umsturzmänner triumphieren sehen, die die Kommune ausriefen. Und die belgische Zeitung fügte die beleidigendsten Betrachtungen für das große Paris hinzu, das der Bürgerkrieg im Augenblicke, wo der Feind vor den Toren stand, zerriß. War das nicht die endgültige Zersetzung, die Pfütze von Dreck und Blut, in der eine ganze Welt zugrunde ging?

„Das ist auch wahr," flüsterte Jean ganz blaß, „man prügelt sich auch nicht, wenn die Preußen da sind."

Henriette, die noch nichts gesagt hatte und über diese politischen Angelegenheiten auch nicht gern den Mund auftun wollte, konnte einen Ausruf nicht zurückhalten. Sie dachte lediglich an ihren Bruder.

„Mein Gott! Wenn Maurice sich mit seinem Tollkopf nur nicht in diese Geschichte mengt!"

Es entstand Stille, und der Doktor fing als glühender Vaterlandsfreund wieder an:

„Einerlei, wenn auch keine Soldaten mehr da sind, werden schon neue wachsen. Metz hat sich ergeben, selbst Paris könnte sich auch mal übergeben, und Frankreich würde deshalb doch noch nicht vergehen ... Ja, wie unsere Bauern sagen, der Magen ist noch gesund und wir werden schon weiterleben!"

Aber sie sahen wohl, das war nur erzwungene Hoffnungsfreudigkeit. Er sprach von dem neuen Heere, das sich an der Loire bildete, und von seinem ersten Auftreten in der Gegend von Arthénay, das nicht sehr glücklich verlaufen war: es mußte sich erst an den Krieg gewöhnen, dann würde es schon auf Paris ziehen. Ganz fieberhaft erregt war er über die Aufrufe Gambettas, der am 7. Oktober im Ballon von Paris abgegangen war und sich am nächsten Tage in Tours eingerichtet hatte; sie riefen alle Bürger zu den Waffen und sprachen in einer zugleich so männlichen und doch so verständigen Weise, daß das arme Land sich dieser Diktatur der öffentlichen Wohlfahrt unterwarf. Und war nicht auch von der Bildung einer weiteren Heeresgruppe im Norden die Rede, einer andern im Osten, so daß lediglich durch die Kraft des Glaubens die Soldaten nur so aus dem Boden schossen! Das war das Erwachen der Provinz, der unbe-

zähmbare Wille, alles Fehlende zu schaffen, den Kampf bis zum letzten Sou und dem letzten Blutstropfen fortzusetzen.

„Bah!" schloß der Doktor und stand auf, um fortzugehen, „ich habe schon manchem Kranken das Leben abgesprochen, der acht Tage später wieder auf den Beinen stand."

Jean mußte lächeln.

„Herr Doktor, machen Sie mich schnell gesund, damit ich wieder auf meinen Posten da hinten ziehen kann."

Aber in ihm sowohl wie in Henriette blieb doch eine große Traurigkeit über diese neuen schlechten Nachrichten zurück. Am selben Abend hatten sie einen Schneesturm, und als Henriette am nächsten Tage ganz zitternd aus dem Lazarett zurückkam, erzählte sie ihm, Gutmann sei gestorben. Diese starke Kälte nahm den zehnten von ihren Kranken mit und leerte die Reihen der Betten. Der unglückliche Stumme, dem die halbe Zunge fortgerissen war, hatte zwei Tage lang geröchelt. Während der letzten Stunden war sie am Kopfende seines Bettes sitzengeblieben, mit so flehenden Blicken hatte er sie angesehen. Sie erzählte, wie ihm die Augen voller Tränen gestanden hätten; er hatte ihr vielleicht seinen richtigen Namen sagen wollen, den Namen des fernen Dorfes, in dem Weib und Kinder auf ihn warteten. Und so war er unbekannt hinübergegangen und hatte ihr mit tastenden Fingern einen letzten Kuß zugeworfen, wie um ihr noch einmal für ihre freundliche Fürsorge zu danken. Sie war allein zum Friedhof mitgegangen, wo die gefrorene Erde, die schwere Erde der Fremde, mit Schneeballen untermischt, dumpf auf seinen Fichtensarg fiel.

Am nächsten Morgen sagte Henriette dann bei ihrer Rückkehr:

„Das ‚Arme Kind' ist auch tot."

Um diesen weinte sie noch.

„Wenn Sie ihn in seinem Fiebertraum gesehen hätten! Er nannte mich ‚Mama! Mama!‘ und seine Arme, die er nach mir ausstreckte, waren so dünn, daß ich ihn auf den Schoß nehmen mußte ... Ach, der Unglückliche! Sein Leiden hatte ihn so heruntergebracht, daß er nicht viel mehr wog als ein kleiner Junge ... Ich habe ihn gewiegt, damit er in Ruhe sterben könnte, jawohl! Richtig gewiegt; er nannte mich ja auch Mutter, und ich war doch nur ein paar Jahr älter als er ... Er weinte, und ich konnte meine Tränen auch nicht zurückhalten und muß immer noch weinen ...“

Sie erstickte und mußte abbrechen.

„Als er starb, stammelte er immer wieder die Worte, mit denen wir ihn anredeten: ‚Armes Kind, armes Kind!‘ ... Ach ja, gewiß sind sie alle arme Kinder, all die braven Jungens, und manche sind noch so jung, und der scheußliche Krieg nimmt ihnen ihre Gliedmaßen und läßt sie so leiden, ehe sie in die Grube fahren!“

Jeden Tag kam Henriette jetzt derartig niedergeschlagen von einem neuen Todeskampfe nach Hause, und dies Leiden der andern brachte sie noch näher zusammen in den traurigen Stunden, die sie so allein in der großen friedlichen Kammer verbrachten. Und doch waren es sehr süße Stunden; denn es war eine Zuneigung zwischen ihnen entstanden, die sie für geschwisterlich hielten, da ihre Herzen sich allmählich verstehen gelernt hatten. Er hatte sich mit seiner nachdenklichen Sinnesart an ihrer fortdauernden Vertraulichkeit aufgerichtet; und wenn sie ihn so gut und verständig sah, dachte sie gar nicht mehr daran, daß er, bevor er den Tornister getragen hätte, den Pflug geführt habe. Sie verstanden sich ausgezeichnet und führten sehr gut Haus miteinander, wie Silvine

mit ernstem Lächeln sagte. Es war auch gar keine Scham voreinander zwischen ihnen entstanden, und sie pflegte sein Bein weiter, ohne daß ihre klaren Blicke sich auch nur je hätten abwenden müssen. Stets in Schwarz, in ihren Witwenkleidern schien sie gar keine Frau mehr zu sein.

Jean mußte aber an den langen Nachmittagen, an denen er allein saß, darüber nachdenken. Was er für sie fühlte, war eine Art unendlicher Dankbarkeit, eine hingebende Hochachtung, die jeden Gedanken an Liebe wie eine Heiligtumsschändung von sich wies. Und trotzdem sagte er sich, wenn er eine solche Frau gehabt hätte, so zart, so sanft, so tätig, dann wäre das Leben für ihn ein Dasein im Paradiese gewesen. Sein Elend, die schlimmen in Rognes zugebrachten Jahre, das Unglück seiner Ehe, der gewaltsame Tod seiner Frau, seine ganze Vergangenheit wurde mit einem zarten Bedauern wieder lebendig in ihm, in einer unbestimmten, kaum ausgesprochenen Hoffnung, als sollte er sein Glück noch einmal versuchen. Er schloß die Augen und ließ sich vom Halbschlaf umfangen, und dann sah er sich ganz verworren in Remilly wieder, aufs neue verheiratet, als Besitzer von so viel Land, wie zur Befriedigung eines Haushaltes von tüchtigen, aber nicht ehrgeizigen Leuten genügte. Das war so leicht, daß es gar keinen Bestand hatte, niemals bestehen konnte. Er hielt sich nur noch der Freundschaft fähig; er liebte Henriette, weil er ja doch Maurices Bruder war. Aber schließlich wurde dieser undeutliche Traum einer Ehe doch zu einem großen Trost für ihn, eine dieser Einbildungen, von denen man weiß, sie sind nicht zu verwirklichen, und doch tun sie einem in traurigen Stunden so wohl.

Henriette hatte dagegen noch keinen Hauch von etwas Derartigem verspürt. Ihr Herz war am Tage des schrecklichen

Vorganges in Bazeilles gemordet; und wenn ein Trost, eine neue Zuneigung sie überkam, so mußte das geschehen sein, ohne daß sie es bestimmt empfand: es war das eine jener verborgenen Wanderungen des sprossenden Samenkorns, dessen verborgene Arbeit nichts dem Blicke enthüllt. Sie wußte gar nicht, was für ein Vergnügen sie dabei empfand, stundenlang an Jeans Bett zu sitzen und ihm aus den Zeitungen vorzulesen, obwohl sie ihnen doch stets nur neuen Kummer bereiteten. Nie wurde ihre Hand, wenn sie die seinige zufällig berührte, auch nur warm; nie hatte der Gedanke an das Morgen sie in Träume gewiegt und sie wünschen lassen, wieder geliebt zu werden. Aber sie übersah nicht, daß sie sich doch nur in dieser Kammer getröstet fühlte. Wenn sie sich hier befand, wenn ihr sanfter Tätigkeitsdrang sie hier beschäftigte, dann wurde ihr Herz ruhig und es schien ihr, als müßte ihr Bruder demnächst wiederkommen, alles würde gut ausgehen, sie würden schließlich glücklich werden und sich nie wieder verlassen. Und sie sprach hierüber ohne jede Verwirrtheit, so natürlich schienen ihr diese Sachen, ohne daß es ihr bei der keuschen und unbewußten Hingabe ihres ganzen Herzens in den Sinn gekommen wäre, sich tiefer zu befragen.

Als sie sich aber eines Nachmittags nach dem Lazarett begab, wurde ihr Herz vor Schrecken zu Eis, als sie in der Küche einen preußischen Hauptmann und zwei andere Offiziere bemerkte, und nun begriff sie, eine wie große Zuneigung sie zu Jean empfand. Diese Leute hatten augenscheinlich von der Anwesenheit des Verwundeten auf dem Hofe gehört und waren gekommen, um ihn festzunehmen; das bedeutete, sein Fortgehen, seine Gefangenschaft in Deutschland, tief in irgendeiner Festung, waren unvermeidlich. Sie hörte zitternd zu, und ihr Herz schlug mächtig.

Der Hauptmann, ein dicker Mann, der französisch sprach, überhäufte Vater Fouchard mit Vorwürfen.

„Das kann so nicht weitergehen, Sie machen sich über uns lustig. Ich bin selbst gekommen, um Ihnen anzukündigen, daß, wenn der Fall noch einmal vorkommt, ich Sie zur Rechenschaft ziehen werde, jawohl! Und ich werde meine Maßregeln zu treffen wissen!"

Ganz ruhig, mit herabhängenden Händen heuchelte der Alte Erstaunen, als hätte er nichts begriffen.

„Wieso denn, Herr, wieso denn?"

„Ach! Heulen Sie mir nicht die Ohren voll, Sie wissen ganz genau, die drei Kühe, die Sie mir Sonntag verkauft haben, waren verfault, vollständig verfault, krank, an irgendeiner ansteckenden Krankheit gestorben, denn sie haben meine Leute vergiftet, und jetzt werden wohl schon zwei von ihnen tot sein."

Nun spielte Vater Fouchard den Unwilligen, Ärgerlichen.

„Verfault! Meine Kühe! So schönes Fleisch, das könnte man einer Wöchnerin geben, um sie wieder zu Kräften zu bringen!"

Und dann jammerte er und schlug sich an die Brust und schrie, er wäre ein ehrlicher Mann und wollte sich lieber was von seinem eigenen Fleisch abhacken, als schlechtes verkaufen. Seit dreißig Jahren kennte ihn jedermann, und niemand könne von ihm sagen, daß er nicht gutes Gewicht führe und gute Ware.

„Sie waren gesund wie mein Augapfel, Herr, und wenn Ihre Soldaten Durchfall haben, dann haben sie zuviel gegessen; wenn nicht gar schlechte Kerls ihnen was in den Kessel geschüttet haben ..."

So betäubte er den Hauptmann mit einem derartigen

Wortschwall und so lächerlichen Vermutungen, daß dieser schließlich außer sich geriet und ihm das Wort abschnitt.

„Genug! Ich habe Sie jetzt gewarnt, passen Sie auf! ... Und dann noch etwas: wir haben Sie im Verdacht, daß Sie alle hier im Dorfe im Einvernehmen mit den Franktireurs aus dem Walde von Dieulet stehen, die uns vorgestern erst wieder einen Posten ermordet haben ... Verstehen Sie, passen Sie auf!"

Als die Preußen fort waren, zuckte Vater Fouchard mit einem unendlich verächtlichen Hohnlachen die Achseln. Verrecktes Vieh, natürlich verkaufte er ihnen das, sie brauchten überhaupt nichts anderes zu essen. All das Aas, das die Bauern ihm brachten, das an Krankheit gefallen war oder das er verreckt im Graben fand, war das nicht etwa gut genug für diese Dreckluümmel?

Er zwinkerte mit dem einen Auge, und indem er sich zu der wieder ruhig gewordenen Henriette wandte, sagte er mit einer Art spöttischer Siegermiene:

„Na, Kleine, sollte man's denken, daß es dann noch Leute gibt, die sagen, ich wäre kein Vaterlandsfreund ... Was? Laß es sie ebenso machen und sie die Preußen auch mit verdorbenem Fleisch anschmieren, damit sie ihre Sous dafür einstecken! ... Kein Vaterlandsfreund, gottsverdammt! Ich habe mit meinen Kühen schon mehr umgebracht als mancher Soldat mit seinem Chassepot!"

Als Jean von dieser Geschichte hörte, wurde er aber doch unruhig. Wenn die deutschen Behörden argwöhnten, die Einwohner von Remilly nähmen die Franktireurs aus dem Walde von Dieulet auf, dann konnten sie von einer Stunde zur andern Haussuchungen vornehmen und ihn entdecken. Der Gedanke, seine Wirte bloßzustellen, Henriette auch nur

die geringste Aufregung zu verursachen, war ihm unerträglich. Aber sie brachte ihn durch ihr Flehen schließlich dazu, daß er noch ein paar Tage blieb; denn seine Wunde vernarbte sehr langsam, seine Beine waren noch nicht fest genug, um zu einem der im Norden oder an der Loire im Felde stehenden Regimenter zu stoßen.

Daher wurden denn auch die Tage bis zur Mitte Dezember die schaurigsten, schmerzlichsten ihrer ganzen Einsamkeit. Die Kälte war so durchdringend geworden, daß der Ofen das große, kahle Zimmer nicht mehr durchwärmen konnte. Wenn sie durchs Fenster den dicken Schnee draußen auf dem Erdboden liegen sahen, dann dachten sie an Maurice, der dort hinten in dem vereisten, toten Paris vergraben lag und von dem sie nichts Genaues mehr hörten. Immer wieder traten die gleichen Fragen auf: was machte er wohl, warum gab er kein Lebenszeichen von sich? Sie wagten nicht, sich ihre schrecklichen Befürchtungen zu erzählen, daß er verwundet, daß er krank, vielleicht schon tot sei. Die paar unbestimmten Nachrichten, die sie durch die Zeitungen erhielten, waren auch nicht gerade geeignet, sie ruhiger zu machen. Nach verschiedenen, als glücklich verlaufen ausgegebenen Ausfällen, die sofort widerrufen wurden, lief das Gerücht von einem großen, am 2. Dezember bei Champigny von General Ducrot davongetragenen Siege umher; später hörten sie aber ganz bestimmt, daß er am nächsten Tage gezwungen worden war, die eroberten Stellungen aufzugeben und sich über die Marne zurückzuziehen. So wurde Paris durch ein mit jeder Stunde enger werdendes Band erdrosselt, die Hungersnot begann, nach dem Hornvieh wurden die Kartoffeln beschlagnahmt, die Bürger bekamen kein Gas mehr, bald mußten die Straßen dunkel sein und nur noch der rote Flug der Granaten durch

sie hindurchwirbeln. Und beide konnten sie sich nicht mehr erwärmen oder essen, ohne daß das Bild Maurices und der zwei Millionen in diesem Riesengrabe eingeschlossenen Lebewesen wie ein Spukbild vor ihnen auftauchte.

Von allen Seiten, vom Norden sowohl wie aus der Mitte, kamen immer schlechtere Nachrichten. Im Norden hatte das zweiundzwanzigste Korps, das aus Mobilgarden, Ersatzkompagnien und Soldaten und Offizieren gebildet war, die dem Unglück bei Sedan und Metz entronnen waren, Amiens aufgeben und sich nach der Gegend von Arras zurückziehen müssen; daraufhin war dann Rouen in die Hände des Feindes gefallen, ohne daß diese Handvoll aufgelöster, entmutigter Männer es ernstlich verteidigt hätten. In Mittelfrankreich hatte der am 9. November bei Coulmiers durch die Loireabteilung davongetragene Sieg glühende Hoffnungen erweckt: Orléans wiedergenommen, die Bayern auf der Flucht, der Marsch auf Etampes, der Entsatz von Paris bevorstehend. Am 5. Dezember nahm Prinz Friedrich Karl Orléans wieder, zerschnitt die Loiregruppe in zwei Teile, von denen drei Korps sich auf Vierzon und Bourges zurückzogen, während zwei andere unter dem Befehl General Chanzys in heldenmütigem Rückzug auf Le Mans zurückgingen, in einer ganzen Woche voller Kämpfe und Märsche. Die Preußen standen überall, bei Dijon wie bei Dieppe, bei Le Mans wie bei Vierzon. Und dann kam fast jeden Tag von weither der Krach, daß sich wieder ein fester Platz infolge Beschießung ergeben habe. Am 28. September war Straßburg nach sechsundvierzigtägiger Belagerung und siebenunddreißigtägiger Beschießung unterlegen, die Mauern zerhackt, die Baudenkmäler von fast zweihunderttausend Geschossen durchlöchert. Schon war die Zitadelle von Laon in die Luft

geflogen, hatte Toul sich übergeben; und dann kam die düstere Folge: Soissons mit seinen hundertachtundzwanzig Geschützen, Verdun, das hundertsechsunddreißig hatte, Neubreisach hundert, La Fère siebzig, Montmédy fünfundsechzig. Diedenhofen stand in Flammen, Pfalzburg öffnete seine Tore erst nach zwölf Wochen wütenden Widerstandes. Es schien, als brenne, zerschmölze ganz Frankreich in dieser rasenden Beschießung.

Als Jean eines Morgens unbedingt fortgehen wollte, umfaßte Henriette seine Hände mit einer verzweifelten Umklammerung und hielt ihn zurück.

„Nein, nein! Ich flehe Sie an, lassen Sie mich nicht allein hier! Sie sind noch zu schwach, warten Sie noch ein paar Tage, nur noch ein paar Tage ... Ich verspreche Ihnen, ich lasse Sie sofort los, wenn der Doktor sagt, daß Sie stark genug sind, um wieder ins Feld zu gehen."

## 5

An diesem eisigen Dezemberabend saßen Silvine und Prosper allein mit Karlchen in der großen Küche des Hofes; sie nähte, und er war dabei, sich eine schöne Peitsche zurechtzumachen. Es war sieben Uhr; um sechs hatten sie gegessen, ohne auf Vater Fouchard zu warten, der sich wohl in Raucourt verspätet hatte, wo es an Fleisch fehlte; und Henriette, die heute Nachtwache im Lazarett hatte, war fortgegangen und hatte Silvine ans Herz gelegt, ja nicht zu Bett zu gehen, ohne noch einmal Kohlen auf Jeans Ofen zu schütten.

Draußen lag der Himmel sehr dunkel über dem weißen Schnee. Kein Laut kam aus dem eingeschneiten Orte; in dem großen Raume war nur Prospers Messer zu hören, das ge-

schickt Rauten und Rosetten in den Stiel aus Kornelkirschen-holz einschnitzte. Zuweilen hielt er inne und sah auf Karlchen, dessen dicker Blondkopf vor Müdigkeit hin und her baumelte. Nachdem das Kind schließlich eingeschlafen war, schien das Schweigen noch eindringlicher zu werden. Sanft rückte die Mutter die Kerze zur Seite, damit ihr Kleiner nicht den hellen Schein auf die Augenlider bekäme; dann nähte sie weiter und verfiel in tiefe Träumerei.

Und nun faßte Prosper einen Entschluß, nachdem er erst noch ein wenig gezaudert hatte.

„Hört mal, Silvine, ich muß Euch was sagen ... Ja, ich habe gewartet, bis ich mit Euch allein wäre ...“

Sie wurde sofort unruhig und hob die Augen.

„Die Sache ist die ... Verzeiht mir, wenn ich Euch wehtue, aber es ist besser, Ihr seid gewarnt ... Ich habe heute morgen in Remilly an der Ecke bei der Kirche Goliath gesehen, so wahr ich Euch jetzt vor mir sehe. Oh! Bei hellem Tageslicht; ein Irrtum war da gar nicht möglich!“

Sie wurde sehr blaß, die Hände zitterten ihr und sie stöhnte nur eine dumpfe Klage.

„Mein Gott! Mein Gott!“

Prosper fuhr in vorsichtigen Ausdrücken fort, ihr alles, was er den Tag über gehört hatte, zu erzählen, indem er einen oder den andern gefragt hatte. Kein Mensch zweifelte länger daran, daß Goliath ein Spion sei, daß er sich schon früher im Lande niedergelassen habe, um seine Straßen, seine Hilfsmittel, seine kleinsten Lebensbedingungen kennenzulernen. Die Leute riefen sich seinen Aufenthalt auf dem Hofe Vater Fouchards ins Gedächtnis zurück, die plötzliche Art und Weise, wie er weggegangen war, die Stellen, die er nachher in der Gegend von Beaumont und Raucourt eingenommen

habe. Und jetzt war er wieder da und hatte bei der Kommandantur in Sedan eine recht unbestimmte Stellung inne; er lief abermals durch die Ortschaften, als wäre er damit beauftragt, die einen anzuzeigen, die andern zu schröpfen und auf das richtige Eingehen der Anforderungen zu achten, mit denen man die Einwohner schröpfte. Heute morgen hatte er Remilly wegen einer Mehllieferung in Schrecken versetzt, die unvollständig war und zu langsam einging.

„Ihr seid nun gewarnt," sagte Prosper zum Schluß, „und wißt ja nun, was Ihr zu tun habt, wenn er hierher kommt..."

Sie unterbrach ihn mit einem Schreckensruf.

„Glaubt Ihr, er kommt hierher?"

„Natürlich, es kommt mir ganz bestimmt so vor... Er wäre doch recht wenig neugierig; er hat doch den Kleinen noch nicht gesehen und weiß doch, daß er da ist... Und dann seid Ihr am Ende doch auch noch da, auch nicht gerade häßlich und ganz ansehnlich."

Mit einer flehenden Handbewegung brachte sie ihn zum Schweigen. Karlchen war durch das Geräusch aufgewacht und hob den Kopf. Mit unsichern Blicken rief er sich, wie aus einem Traume auffahrend, das Schimpfwort wieder ins Gedächtnis zurück, das er von einem Spaßvogel im Dorfe gelernt hatte, und erklärte mit dem ganzen Ernst eines dreijährigen Kerlchens:

„Schweinehunde, die Preußen!"

Wie närrisch drückte seine Mutter ihn in ihre Arme und setzte ihn dann auf ihr Knie. Ach! Das arme Wesen, ihre Freude und ihre Verzweiflung, das sie von ganzer Seele liebte und doch nicht ansehen konnte, ohne zu weinen, dies Kind ihres Fleisches, das sie zu ihrem Schmerz von den gleichaltrigen kleinen Burschen, wenn sie auf der Straße mit ihm

spielten, in häßlicher Weise den Preußen nennen hörte! Sie küßte ihn, als wollte sie die Worte wieder in seinen Mund hineindrängen.

„Wer hat dir die häßlichen Worte beigebracht? Das darfst du nicht, so was mußt du nicht wieder sagen, mein Liebling!"

Mit kindlicher Dickköpfigkeit wollte Karlchen vor Lachen ersticken und fing schleunigst wieder an:

„Schweinehunde, die Preußen!"

Als er dann aber seine Mutter in Tränen ausbrechen sah, fing er auch an zu weinen und hing sich an ihren Hals. Mein Gott, was für ein neues Unglück drohte ihr da wieder? Hatte sie mit Honoré noch nicht genug verloren, die einzige Hoffnung ihres Lebens, die Gewißheit, daß sie vergessen dürfe und noch einmal glücklich werden würde? Nun mußte der andere wieder erscheinen und sie vollends unglücklich machen.

„Komm," flüsterte sie, „komm schlafen, mein Liebling! Ich hab' dich trotz allem lieb, denn du weißt ja nicht, was für Kummer du mir machst!"

Sie ließ Prosper einen Augenblick allein, der, um ihr mit seinen Blicken nicht peinlich zu werden, so getan hatte, als ob er sehr sorgfältig an seinem Peitschengriff schnitzte.

Aber ehe Silvine Karlchen zu Bett legte, brachte sie ihn wie gewöhnlich erst noch zum Gutenachtsagen zu Jean, denn das Kind war sehr gut Freund mit ihm. Als sie heute abend mit ihrer Kerze eintrat, sah sie, daß der Verwundete aufrecht saß und mit weit offenen Augen in die Finsternis hineinstarrte. Sieh! Also er schlief noch nicht? Nein, wahrhaftig nicht, er träumte von allen möglichen Dingen, wie er so allein in dieser stillen Winternacht dasaß. Und während sie den Ofen voll Kohlen schüttete, spielte er einen Augenblick

mit Karlchen, der sich wie ein junges Kätzchen auf seinem Bett herumkugelte. Er kannte Silvines Geschichte und fühlte so etwas wie Freundschaft für dies tüchtige, unterwürfige, im Unglück so erprobte Mädchen, wie sie nun um den einzigen Mann trauerte, den sie geliebt hatte, und keinen andern Trost besaß als diesen Kleinen, der ihr zugleich von seiner Geburt an soviel Qual verursachte. Als sie näher kam, nachdem sie den Ofen zugedeckt hatte, um ihm den Kleinen aus den Armen zu nehmen, bemerkte er auch an ihren roten Augen, daß sie geweint hatte. Was war denn los? Hatte ihr wieder jemand Kummer gemacht? Aber sie mochte ihm keine Antwort geben: später wollte sie es ihm mal sagen, wenn es überhaupt der Mühe wert wäre. Mein Gott, war denn das Dasein für sie jetzt nicht ein ständiger Kummer?

Endlich brachte Silvine Karlchen weg, als sich auf dem Hofe vor dem Hause das Geräusch von Schritten und Stimmen hören ließ. Und auch Jean horchte voller Überraschung hin.

„Was gibt's denn? Das ist doch nicht Vater Fouchard, der da kommt; ich habe doch die Räder des Karrens nicht gehört."

In der Stille seiner entlegenen Kammer hatte er sich schließlich daran gewöhnt, sich auf diese Weise das innere Leben auf dem Hofe zu erklären, und seine geringsten Laute waren ihm vertraut geworden. Er spitzte also die Ohren und hörte sofort:

„Ach ja, das sind die Leute, die Franktireurs aus dem Walde von Dieulet, die sich Vorräte holen wollen."

„Rasch!" flüsterte Silvine im Weggehen und ließ ihn aufs neue im Dunkel, „ich muß mich beeilen, damit sie ihr Brot kriegen!"

Richtig hämmerten Fäuste gegen die Küchentür, und Pro-

sper, der allein geblieben war und sich darüber ärgerte, zögerte und verhandelte mit ihnen. Wenn der Herr nicht zu Hause war, machte er nicht gern auf aus Furcht vor Schaden, für den er verantwortlich gemacht werden könnte. Jetzt aber kam zu seinem Glück gerade im selben Augenblick Vater Fouchards Karren die abschüssige Straße herab, der Trab des Pferdes war durch den Schnee gedämpft worden. Und nun nahm der Alte die drei Männer in Empfang.

„Ah, schön! Ihr drei seid's . . . Was bringt ihr mir denn da auf dem Karren?"

Sambuc, der magere Schnapphahn, hatte sich in eine blauleinene, viel zu weite Bluse eingewickelt und hörte gar nicht auf ihn, denn er ärgerte sich über Prosper, seinen ehrenhaften Herrn Bruder, wie er ihn nannte, der sich jetzt erst hatte entschließen können, die Tür aufzumachen.

„Sag mal, du, hältst du uns für Bettler, daß du uns bei einem derartigen Wetter so da draußen stehen läßt?"

Aber Prosper blieb ganz ruhig; er zuckte, ohne zu antworten, die Achseln und zog das Pferd und den Karren herein, während Vater Fouchard sich abermals über den Schiebkarren beugte und dazwischenfuhr.

„Ach so, das sind zwei verreckte Hämmel, die ihr mir da bringt . . . 's ist nur gut, daß es friert, sonst würden sie wohl nicht gut riechen."

Cabasse und Ducat, Sambucs zwei Leutnants, die ihn auf allen seinen Unternehmungen begleiteten, wandten sich gegen ihn.

„Oh!" meinte der erste mit dem lebhaften Geschrei des Provenzalen, „die sind noch keine drei Tage alt . . . Die Viecher sind auf Raffins' Hof gestorben, da haben sie ein scheußliches Sterben unter dem Vieh."

„Procumbit humi bos“, sagte der andere her, der frühere Gerichtsvollzieher, den sein lebhafter Geschmack für kleine Mädchen heruntergebracht hatte und der lateinische Brocken liebte.

Vater Fouchard fuhr mit einem Kopfnicken fort, die Ware herunterzusetzen, und tat so, als sei sie schon zu weit. Und indem er mit den drei Männern in die Küche trat, schloß er:

„Schließlich müssen sie wohl damit zufrieden sein ... Gut, daß sie in Raucourt auch kein Rippenstück mehr haben. Wenn man Hunger hat, nicht wahr, dann ißt man alles!“

Und im Grunde entzückt, rief er rasch nach Silvine, die gerade wiederkam, nachdem sie Karlchen zu Bett gebracht hatte.

„Gib uns Gläser, wir wollen eins auf Bismarcks Verrecken trinken!“

So unterhielt Fouchard gute Beziehungen zu den Franktireurs aus dem Walde von Dieulet, die seit beinahe drei Monaten in der Dämmerung aus ihrem Dickicht herauskamen und dann herumstreiften, überall die Preußen auf den Straßen umbrachten und ausraubten, wo sie sie nur überraschen konnten, und sich dann auf die Höfe schlugen und die Bauern brandschatzten, sobald es an feindlichem Wild zu fehlen begann. Sie waren der Schrecken der Dörfer, und das um so mehr, als für jeden Angriff auf einen Begleittrupp, für jeden ermordeten Posten die deutschen Behörden sich an den umliegenden Flecken rächten, die sie des Einverständnisses beschuldigten, und sie mit Bußen belegten, außerdem aber die Ortsvorsteher gefangen wegschleppten und die Weiler verbrannten. Und wenn die Bauern Sambuc und seine Bande trotz ihrer Neigung dazu nicht auslieferten, so geschah

es einfach aus Furcht, an irgendeiner Wegebiegung eine Kugel abzukriegen, wenn die Sache schief ging.

Er, Fouchard, war auf den ungewöhnlichen Gedanken verfallen, mit ihnen Handel zu treiben. Da sie das Land nach jeder Richtung durchstreiften, und zwar die Gräben sowohl als die Ställe, so waren sie seine Versorger mit verrecktem Vieh geworden. Kein Rind oder Hammel kam im Umkreise von drei Meilen um, ohne daß sie das Aas nachts aufhoben und ihm zuschleppten. Er bezahlte sie in Mundvorrat, Brot vor allem; ganze Öfen voll mußte Silvine besonders für sie backen. Und wenn er die Franktireurs übrigens auch nicht besonders gern hatte, so bewunderte er sie doch heimlich als geschickte Galgenvögel, die ihre Geschäfte unbekümmert um alle Welt besorgten; und wenn er auch aus seinem Handel mit den Preußen ein Vermögen zog, so lachte er doch innerlich wild auf, wenn er hörte, daß wieder einer von ihnen am Wege mit durchschnittener Kehle gefunden war. „Eure Gesundheit!" begann er wieder und stieß mit den drei Männern an.

Dann wischte er sich die Lippen mit der umgekehrten Hand ab:

„Sagt mal, die haben ja eine ganze Geschichte daraus gemacht, aus den beiden Ulanen, die sie da dicht bei Villecourt ohne Kopf gefunden haben... Ihr wißt doch, Villecourt steht seit gestern in Flammen: den Urteilsspruch haben sie über das Dorf verhängt, wie sie sagen, um sie dafür zu strafen, daß sie euch aufgenommen haben... Müßt verständig sein, wißt ihr, und nicht gleich wieder hingehen. Wir bringen euch euer Brot da hinten hin."

Sambuc spottete laut und zuckte die Achseln. Ach, Quatsch! Die Preußen mochten laufen. Mit einemmal aber wurde er ärgerlich und schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Gottsdonnerwetter! Die Ulanen, das ist noch was Ordentliches; aber der andere da, den möchte ich wohl mal so unter vier Augen vornehmen, den andern, den Spion, der bei Euch gedient hat ..."

„Goliath", sagte Vater Fouchard.

Silvine, die eben ihre Näherei wieder aufgenommen hatte, hielt ganz ergriffen ein und hörte zu.

„Richtig, Goliath! ... Ach, der Gauner! Der kennt die Wälder um Dieulet wie ich meine Tasche; der ist dazu fähig, uns da eines Morgens packen zu lassen; und gerade weil er heute im Malteserkreuz damit geprahlt hat, er wollte es uns schon vor acht Tagen arg besorgen! ... Das Dreckschwein hat damals bei Beaumont ganz sicher die Bayern geführt, nicht wahr? Ihr da?"

„So wahr, wie die Kerze da uns Licht gibt!" bestätigte Cabasse.

„Per amica silentiae lunae", setzte Ducat hinzu, dessen Aussprüche sich manchmal etwas verhedderten.

Aber Sambuc brachte den Tisch mit einem abermaligen Faustschlage zum Erzittern.

„Er ist verurteilt, wir haben über ihn zu Gericht gesessen, der Strolch! ... Wenn Ihr mal eines Tages merkt, wo er durchkommt, dann sagt mir doch Bescheid, und sein Kopf soll die Ulanenschädel in der Maas wiederfinden, ach, Gottsdonnerwetter! Jawohl! Dafür bürge ich Euch."

Nun entstand Stillschweigen. Silvine sah sie mit starren Augen an, ganz blaß.

„Das sind doch alles solche Geschichten, von denen man nicht reden sollte," fing Vater Fouchard schlau wieder an. „Eure Gesundheit und auf Wiedersehen! Guten Abend!"

Sie hatten die zweite Flasche geleert. Prosper war aus dem

Stalle zurückgekommen und legte auch mit Hand an, um von Silvine in einen Sack gesteckte Brote an Stelle der beiden Hämmel auf den Karren legen zu helfen. Aber er antwortete nicht einmal und drehte sich um, als sein Bruder und die beiden andern weggingen und mit dem Karren im Schnee verschwanden, indem sie erwiderten:

„Gleichfalls schönen guten Abend und viel Vergnügen!"

Als Vater Fouchard sich am nächsten Tage nach dem Frühstück allein befand, sah er mit einem Male Goliath selbst, groß, dick, mit seinem ruhigen Lächeln auf dem rosigen Gesicht, vor sich. Wenn er sich von dessen plötzlichem Erscheinen auch überrascht fühlte, so ließ er sich das doch nicht merken. Er plierte mit den Augenlidern, während der andere herantrat und ihm bieder die Hand schüttelte.

„Guten Tag, Vater Fouchard!"

Er tat so, als ob er ihn nun erst erkenne.

„Sieh, du bist's, mein Junge! ... Oh! Du bist noch kräftiger geworden! Wie fett du bist!"

Und nun sah er ihn von oben bis unten an, wie er da so mit einer Art Rock aus dickem, blauem Tuch und einer Mütze aus demselben Stoffe vor ihm stand, großartig und selbstzufrieden. Er sprach übrigens ohne jede fremde Betonung mit der etwas klebenden Langsamkeit der Bauern jener Gegend.

„Gewiß, ich bin's, Vater Fouchard ... Ich wollte doch nicht wieder herkommen, ohne Euch mal guten Tag zu sagen."

Der Alte blieb mißtrauisch. Was hatte er vor, der Mensch da? Hatte er davon gehört, daß die Franktireurs gestern auf dem Hofe gewesen wären? Er wollte schon sehen. Aber trotzdem, solange der da höflich blieb, war es besser, seine Höflichkeit zu erwidern.

„Das war recht, mein Junge, und weil es sehr nett von dir ist, laß uns erst mal einen nehmen."

Er machte sich die Mühe, selbst zwei Gläser und eine Flasche zu holen. All der Wein, der so getrunken wurde, machte ihm das Herz bluten; aber beim Geschäft mußte man es verstehen, auch einmal etwas anzubieten. Und so wiederholte sich der Vorgang vom Abend vorher, sie stießen mit denselben Bewegungen und denselben Worten miteinander an.

„Eure Gesundheit, Vater Fouchard!"

„Die deinige, mein Junge!"

Dann ließ sich Goliath als alter Freund gehen. Er sah um sich her wie jemand, der sich mit Freuden alle Vorgänge wieder ins Gedächtnis zurückruft. Er sprach übrigens gar nicht über die Vergangenheit, ebensowenig wie über die Gegenwart. Das Gespräch drehte sich lediglich um die große Kälte, die doch Feldarbeiten stark beeinträchtigen müsse; der Schnee hatte glücklicherweise auch sein Gutes, denn er tötete die Insekten. Kaum daß er ganz leise einen gewissen Kummer zum Ausdruck brachte, indem er auf den dumpfen Haß anspielte, die furchtsame Mißachtung, die man ihm in den übrigen Häusern von Remilly bewiesen. Nicht wahr? Jeder gehört doch nun einmal seinem Vaterlande an, und man dient doch einfach seinem Lande, so gut man es versteht. Aber in Frankreich gab es doch allerlei, worüber sich die Leute sonderbare Gedanken machten. Und der Alte sah ihn an und hörte so verständig und so milde zu mit seinem breiten, fröhlichen Gesicht, als sage er sich, der Mann kann doch sicher nicht in übler Absicht zu mir gekommen sein.

„Seid Ihr denn heute ganz allein, Vater Fouchard?"

„O nein, Silvine ist da drin und gibt den Kühen Futter . . . Möchtest du Silvine mal sehen?"

Goliath fing an zu lachen.

„Ja gewiß ... Ich will Euch ganz offen sagen, ich komme nur Silvines halber.“

Da stand Vater Fouchard ganz beruhigt auf und rief mit voller Stimme:

„Silvine! Silvine! ... Hier ist jemand für dich.“

Dann ging er weg, denn nun hatte er keine Angst mehr, das Mädchen würde das Haus schon beschützen. Wenn das jemand so lange noch festhält, nach Jahren noch, dann ist er verratzt.

Silvine war nicht überrascht, bei ihrem Hereintreten Goliath vorzufinden, der sitzengeblieben war und sie mit einem gutmütigen, etwas verlegenen Lächeln ansah. Sie hatte ihn erwartet und blieb nun, nachdem sie über die Schwelle getreten war, einfach stehen, und ihr ganzes Wesen erstarrte. Und Karlchen, der hinter ihr hergelaufen war, hing sich an ihre Röcke und war höchst erstaunt über den Mann, den er da fand und den er gar nicht kannte.

Ein paar Sekunden lang herrschte verlegenes Schweigen.

„Das ist also der Kleine?“ fragte Goliath schließlich mit seiner milden Stimme.

„Ja“, antwortete Silvine hart.

Das Schweigen begann aufs neue. Er war im siebenten Monat ihrer Schwangerschaft fortgegangen und wußte zwar, daß er ein Kind habe, aber er sah es jetzt zum erstenmal. Als verständiger Junge, der überzeugt ist, daß er gute Gründe für sich hat, wollte er sich auch mit ihr auseinandersetzen.

„Sieh mal, Silvine, ich verstehe wohl, daß du auf mich noch böse bist. Aber gerecht ist das doch nicht ... Wenn ich wegging und dir so großen Kummer machte, dann mußtest du dir doch sagen, daß das nur geschah, weil ich nicht mein eigener

Herr war. Wenn man Vorgesetzte hat, muß man ihnen gehorchen, nicht wahr? Hätten sie mich hundert Meilen weit zu Fuß weggeschickt, ich wäre gegangen. Und ich konnte doch natürlich nicht reden; es hat mir das Herz abgedrückt, so ohne gute Nacht zu sagen von dir weggehen zu müssen ... Heute, mein Gott! Ich will dir gar nicht erzählen, daß ich ganz sicher wiedergekommen wäre. Ich habe indessen stets darauf gerechnet, und da bin ich, siehst du ..."

Sie hatte den Kopf abgewendet und sah durch das Fenster nach dem Schnee im Hofe, als wäre sie fest entschlossen, nicht auf ihn zu hören. Da ihn diese Mißachtung, dies hartnäckige Schweigen besorgt machte, unterbrach er seine Erklärungen, indem er sagte:

„Weißt du, du bist noch schöner geworden!"

Sie war tatsächlich wunderschön in ihrer Blässe, mit den prachtvollen großen Augen, die ihr ganzes Gesicht leuchten ließen. Ihre schweren schwarzen Haare bedeckten ihren Kopf wie ein Helm ewiger Trauer.

„Komm, sei nett! Du mußt doch merken, daß ich dir nichts Böses tun will ... Wenn ich dich nicht lieb hätte, wäre ich doch sicher nicht wiedergekommen ... Wo ich aber doch nun mal hier bin und alles wieder in die Reihe kommt, werden wir uns doch wiedersehen, nicht wahr?"

Mit einer raschen Bewegung war sie zurückgewichen und sah ihm nun ins Gesicht:

„Niemals!"

„Wieso niemals? Bist du denn nicht meine Frau, und ist denn das nicht unser Kind?"

Sie ließ ihn nicht aus den Augen, als sie langsam sagte:

„Hört, wir machen besser sofort Schluß damit ... Ihr habt Honoré gekannt, ich liebte ihn und habe niemals einen andern

als ihn geliebt. Er ist tot, Ihr habt ihn mir dort unten getötet ... Nie wieder werde ich die Eure! Niemals!"

Sie hatte die Hand zum Schwur erhoben, und schwur nun mit einem derartigen Haß in der Stimme, daß er einen Augenblick ganz sprachlos blieb und dann leise fortfuhr, wobei er sie aber nicht länger duzte:

„Ja, ich wußte es, Honoré ist tot. Er war ein recht netter Kerl. Aber was wollt Ihr? Andere sind auch gefallen in diesem Kriege ... Und dann schien mir doch von dem Augenblicke an, wo er tot war, da gäbe es doch kein Hindernis mehr; denn schließlich, laßt Euch mal daran erinnern, Silvine, ich war doch nicht roh, Ihr habt doch selbst eingewilligt ..."

Aber er brachte den Satz nicht zu Ende, so gänzlich fassungslos sah er sie plötzlich vor sich, beide Hände vorm Gesicht, als wollte sie sich zerreißen.

„Ah ja, das ist es ja! Das ist es, was mich ganz verrückt macht! Warum habe ich denn nur eingewilligt, wo ich Euch doch nicht liebhatte? ... Ich kann mich nicht mehr drauf besinnen, ich war so traurig, so krank über Honorés Weggang, und es kam vielleicht, weil Ihr von ihm spracht und es so aussah, als hättet Ihr ihn gern ... Mein Gott! Wie viele Nächte habe ich zugebracht, um alle Tränen meines Leibes zu weinen, wenn ich daran dachte! Es ist scheußlich, wenn man etwas getan hat, was man doch nicht wollte und sich nachher nicht erklären kann, warum man es getan hat ... Und er hat mir vergeben, er hat mir gesagt, daß, wenn diese Schweinehunde von Preußen ihn nicht umbrächten, dann wollte er mich trotzdem heiraten, sobald er vom Dienst frei wäre ... Und Ihr glaubt, ich könnte wieder zu Euch zurückkommen? Ah! Seht! Unter dem Messer würde ich noch nein sagen, nein, niemals!"

Diesmal verdüsterte sich Goliaths Miene. Er hatte sie als

so unterwürfig gekannt und fand sie nun so unerschütterlich, von wilder Entschlossenheit. So ein guter Kerl er auch war, er wollte sie haben, und wenn es auch mit Gewalt wäre, nun er der Herr war; und wenn er ihr seinen Willen nicht mit Gewalt aufzwang, so geschah das aus angeborener Klugheit, aus gefühlsmäßiger, geduldiger Schlauheit. Der Riese mit den dicken Fäusten liebte keine Aufregungen. Er dachte auch schon an ein anderes Mittel, um sie zur Unterwerfung zu bringen.

„Schön! Wenn Ihr nichts mehr von mir wissen wollt, dann nehme ich den Kleinen mit."

„Wieso, den Kleinen?"

Karlchen, an den sie nicht gedacht hatte, war an seiner Mutter Röcken hängen geblieben und mußte an sich halten, um nicht bei ihrem Streit in Schluchzen auszubrechen. Und Goliath, der nun von seinem Stuhle aufstand, trat näher.

„Nicht wahr? Du bist doch mein Kleiner, ein kleiner Preuße ... Komm, ich will dich mitnehmen!"

Aber Silvine hatte ihn schon zitternd in ihre Arme gerissen und drückte ihn gegen ihre Brust.

„Er ein Preuße? Nein! Ein Franzose ist er, in Frankreich geboren!"

„Ein Franzose? Seht ihn doch mal an, und dann seht mich an! Er ist doch mein Ebenbild! Sieht er Euch denn etwa ähnlich?"

Nun erst sah sie auf den großen blonden Burschen mit seinem krausen Bart und Haar, dem dicken, rosigen Gesicht, in dem die dicken blauen Augen wie aus Porzellan blinkerten. Und es war ja wahr, der Kleine hatte denselben gelben Schopf, dieselben Backen, dieselben hellen Augen, die ganze Rasse von drüben in sich. Sie fühlte, wie sie selbst anders beschaffen

war mit ihren schwarzen Ringelhaaren, die ihr aus dem Haarknoten ungeordnet über die Schulter herabglitten.

„Ich habe ihn gemacht und mir gehört er!" fing sie voller Wut wieder an. „Ein Franzose, der niemals ein Wort vom Eurem dreckigen Deutsch verstehen wird, ja! Ein Franzose, der eines Tages losziehen und Euch alle totschlagen wird, um die zu rächen, die ihr getötet habt!"

Karlchen fing an zu weinen und zu schreien und krampfte sich um ihren Hals.

„Mama, Mama, ich bin bange, bring' mich weg!"

Da trat Goliath, der offenbar keinen Lärm erregen wollte, wieder zurück und sagte nur noch mit harter Stimme, während er sie aufs neue duzte:

„Paß genau auf das, was ich dir jetzt sage, Silvine ... Ich weiß alles, was hier vorgeht. Ihr nehmt die Franktireurs aus dem Walde von Dieulet auf, den Sambuc da, der ein Bruder eures Knechts ist, einen Strolch, den ihr mit Brot versorgt. Und ich weiß, daß der Knecht, der Prosper, ein Chasseur d'Afrique ist, ein Fahnenflüchtiger, der uns gehört; und ich weiß auch, daß ihr einen Verwundeten verbergt, einen andern Soldaten, den ein Wort von mir auf die Festung nach Deutschland bringt. Nicht wahr? Siehst du, ich bin gut unterrichtet ..."

Sie hörte ihn jetzt stumm, erschreckt an, während Karlchen an ihrem Halse mit seiner kleinen Stimme immer wieder stammelte:

„O Mama, Mama! Bring' mich weg, ich bin so bange!"

„Na schön!" begann Goliath wieder, „ich bin wahrhaftig kein Bösewicht und habe auch nicht gern Stänkereien, das mußt du selbst sagen; aber ich schwöre dir, ich lasse sie alle verhaften, Vater Fouchard und die andern, wenn du nicht näch-

sten Montag in deiner Kammer auf mich wartest ... Und den Kleinen da nehme ich auch und schicke ihn dort unten hin zu meiner Mutter, die sehr froh sein wird, wenn sie ihn hat; denn von dem Augenblicke an, wo du mit mir brechen willst, gehört er mir ... Nicht wahr? Ich brauche bloß zu kommen und ihn zu holen, denn hier ist ja dann niemand mehr. Ich bin hier Herr und tue, was mir Spaß macht ... Was wirst du nun tun, sag'!"

Aber sie antwortete nicht, sie preßte nur ihr Kind stärker an sich, als befürchtete sie, er möchte es ihr sofort entreißen; und in ihren großen Augen stiegen Furcht und Abscheu auf.

„Schön, ich lasse dir drei Tage zum Nachdenken ... Du läßt das Kammerfenster offen, das nach dem Obstgarten hinausgeht ... Finde ich das Fenster Montag abend um sieben Uhr nicht offen, lasse ich am nächsten Tage alle deine Leute verhaften und ich komme und hole den Kleinen. Auf Wiedersehen, Silvine!"

Er ging ruhig fort; sie aber blieb wie angewurzelt auf derselben Stelle stehen; der Kopf summte ihr von so mächtigen, so schrecklichen Gedanken, daß sie sich ganz blödsinnig vorkam. Und während des ganzen Tages tobte dieser Sturm in ihr weiter. Zunächst kam ihr der Gedanke, das Kind auf den Arm zu nehmen und gerade vor sich fortzugehen, einerlei wohin: nur was sollte werden, wenn es Nacht würde? Wie sollte sie für ihn und sich einen Lebensunterhalt gewinnen? Und dabei rechnete sie noch gar nicht einmal mit, daß doch die Preußen alle Wege unsicher machten, sie vielleicht festnehmen, zurückbringen würden. Dann tauchte der Plan in ihr auf, mit Jean zu sprechen und Prosper und selbst Vater Fouchard zu benachrichtigen; aber von neuem zögerte sie und scheute zurück: war sie denn der Freundschaft dieser Leute

so sicher, um die Gewißheit zu haben, sie würden sie nicht einfach ihrer aller Sicherheit zum Opfer bringen? Nein, nein, sie wollte niemand etwas sagen, sie wollte sich allein aus der Gefahr ziehen, die sie ja auch allein durch ihre starrköpfige Weigerung veranlaßt hatte. Aber was konnte sie aussinnen? Wie sollte sie dies Unglück verhindern? Denn ihre Ehrlichkeit bäumte sich auf; nie hätte sie es sich verziehen, wenn durch ihre Schuld das Verhängnis über so viele Leute hereingebrochen wäre, vor allem über Jean, der sich so nett gegen Karlchen benahm.

Die Stunden liefen hin, der nächste Tag verrann und sie hatte noch nichts gefunden. Sie ging wie gewöhnlich ihren Geschäften nach, fegte die Küche aus, versorgte die Kühe, kochte Suppe. Und was sie bei ihrem völligen Schweigen, bei dem schrecklichen Schweigen, das sie hartnäckig weiter beobachtete, immer mehr in sich aufsteigen fühlte, und was sie von Stunde zu Stunde mehr vergiftete, das war ihr Haß gegen Goliath. In ihm lag ihre Sünde, ihre Verdammung. Ohne ihn hätte sie auf Honoré gewartet, würde Honoré noch am Leben und sie selbst glücklich sein. Mit was für einem Tone hatte er ihr zu verstehen gegeben, daß er jetzt der Herr sei! Das war übrigens wahr, es gab keine Gendarmen mehr, keine Richter, an die sie sich hätte wenden können; nur die Macht hatte noch Recht. Oh! Die Stärkere zu sein, ihn zu packen, wenn er käme, ihn, der davon redete, die andern zu packen! Für sie gab es nur das Kind, das von ihrem Fleische war. Dieser Zufallsvater rechnete gar nicht mit, hatte nie gerechnet. Sie war nicht seine Frau; sie fühlte sich im Gegenteil von einem rasenden Zorn, von dem Widerwillen der Überwundenen aufgestachelt, sobald sie nur an ihn dachte. Ehe sie sich ihm hingäbe, würde sie eher das Kind und dann

sich selbst umbringen. Und das hatte sie ihm ja auch gesagt: dies Kind, mit dem er ihr nur ein Geschenk des Hasses gemacht hatte, das wünschte sie bereits erwachsen zu sehen, fähig, sie zu verteidigen; sie sah es schon später mit der Waffe ausziehen und ihnen allen dort drüben das Fell durchbohren. Ah! Jawohl, ein Franzose mehr, ein Franzose, der Preußen töten könnte!

Indessen blieb ihr nur noch ein Tag, und sie mußte einen Entschluß fassen. Gleich in der ersten Minute war ihr in der Fassungslosigkeit ihres armen kranken Hirns ein grausiger Gedanke durch den Sinn gefahren: die Franktireurs zu benachrichtigen und Sambuc den Fingerzeig zu geben, auf den er lauerte. Aber der Gedanke war flüchtig und undeutlich geblieben und sie hatte ihn als zu ungeheuerlich von sich gescheucht; sie mochte auch gar nicht über ihn nachdenken: war denn dieser Mensch nicht schließlich doch der Vater ihres Kindes? Sie konnte ihn nicht ermorden lassen. Dann aber war der Gedanke wiedergekommen, hatte sie allmählich gefangengenommen, war dringlicher geworden; und jetzt drängte er sich ihr mit all der sieghaften Kraft seiner Einfachheit, seiner Unbedingtheit auf. Sobald Goliath tot war, hatten Jean, Prosper, Vater Fouchard nichts mehr zu befürchten. Sie selber konnte Karlchen behalten und niemand ihn ihr mehr streitig machen. Und da war noch etwas, etwas ganz Tiefes, ihr selbst Unbekanntes, das aus der Tiefe ihres Wesens emporstieg: die Notwendigkeit, zu einem Ende zu kommen, die Vaterschaft durch den Untergang des Vaters auszulöschen, die wilde Freude, sich endlich sagen zu können, dann würde sie dastehen, als sei ihr Fehltritt von ihr genommen, wenn sie als Mutter die einzige Herrin über das Kind wäre, ohne Teilhaberschaft irgendeines männlichen Wesens. Noch einen gan-

zen Tag lang wälzte sie diesen Plan im Kopfe herum und fand nicht mehr die Kraft, ihn von sich zu stoßen; wider Willen kam sie auf alle Einzelheiten eines Hinterhaltes zurück, dachte sich seine geringsten Einzelheiten aus und legte sie zurecht. Jetzt wurde er zu einer ganz bestimmten Vorstellung, zu einer Vorstellung, die Boden gefaßt hat, die man nicht weiter abwägt; und als sie schließlich zum Handeln überging, diesem Drange, dem unwiderstehlichen, zu gehorchen, da ging sie wie im Traume umher, unter dem Willen eines andern Wesens, eines, das sie nie zuvor in sich gekannt hatte.

Am Sonntag hatte Vater Fouchard in seiner Unruhe die Franktireurs wissen lassen, daß er ihnen ihren Sack mit Brot in die Steinbrüche von Boisville bringen lassen würde, einem sehr einsamen, zwei Kilometer entfernten Winkel; und da Prosper zu tun hatte, schickte er Silvine mit dem Schiebkarren hin. Führte da nicht das Schicksal selbst die Entscheidung herbei? Hier sah sie einen Ratschluß des Geschickes; sie sprach mit Sambuc und gab ihm ein Stelldichein für den nächsten Abend mit klarer Stimme, ohne fieberhafte Aufregung, als hätte sie gar nicht anders gekonnt. Am nächsten Tage fand sie noch mehr Zeichen, ganz bestimmte Hinweise darauf, daß die Menschen, die Dinge selbst den Mord wollten. Zunächst wurde Vater Fouchard ganz unvermutet nach Raucourt gerufen und ließ den Befehl zurück, sie sollten ohne ihn zu Abend essen, da er voraussah, daß er vor acht Uhr nicht wieder zu Hause sein könne. Dann bekam Henriette, die erst wieder am Mittwoch Nachtwache haben sollte, sehr spät noch die Nachricht, sie müsse am Abend die plötzlich unwohl gewordene Diensttuerin vertreten. Und da Jean seine Kammer nicht verließ, einerlei, was für Geräusche er auch hörte, so blieb nur noch Prospers Dazwischenkommen zu befürchten.

Er war nicht dafür zu haben, zu mehreren einen Menschen umzubringen. Als er aber seinen Bruder mit seinen beiden Leutnants daherkommen sah, da trat der Widerwillen gegen diese ekelhaften Gesellen vor seinem Abscheu gegen die Preußen zurück: gewiß, retten würde er keinen von ihnen, von diesen Drecklümmeln, und würde es ihm in noch so widerlicher Weise besorgt; und so zog er es vor, zu Bett zu gehen und den Kopf in den Kissen zu vergraben, um nichts zu hören und damit nicht in die Versuchung zu kommen, sich als Soldat benehmen zu müssen.

Es war ein viertel vor sieben, und Karlchen wollte und wollte nicht einschlafen. Für gewöhnlich fiel ihm der Kopf auf den Tisch, sobald er seine Suppe gegessen hatte.

„Komm, schlaf', mein Liebling," wiederholte Silvine, die ihn in Henriettes Kammer gebracht hatte; „siehst du, hier hast du es gut in der großen Baba deiner lieben Freundin."

Aber das Kind geriet über dies unverhoffte Vergnügen erst recht außer sich vor Entzücken; es strampelte und lachte zum Ersticken.

„Nein, nein ... Bleib', kleine Mutti! ... Spiel' mit mir, kleine Mutti!"

In ihrer Geduld zeigte sie sich von äußerster Sanftmut und wiederholte aufs zärtlichste:

„Nun mach' baba, mein Liebling ... mach' baba, mir zuliebe!"

Und schließlich schlief das Kind mit einem Lächeln auf den Lippen ein. Sie nahm sich nicht die Mühe, es auszuziehen, sondern deckte es nur warm zu und ging fort, ohne den Schlüssel umzudrehen, da es für gewöhnlich fest schlief.

Nie hatte Silvine sich so ruhig gefühlt, so klaren und lebhaften Sinnes. Sie hatte eine Raschheit des Entschlusses,

eine Leichtigkeit in ihren Bewegungen, wie losgelöst von ihrem Körper, als handelte sie unter dem Antriebe dieses andern, das sie nicht kannte. Bereits hatte sie Sambuc mit Cabasse und Ducat hereingelassen und ihnen größte Vorsicht anempfohlen; und dann führte sie sie in ihre Kammer und stellte sie rechts und links vom Fenster auf, das sie trotz der großen Kälte offen ließ. Es herrschte tiefe Finsternis; der Raum wurde nur durch den Widerschein des Schnees erhellt; Todesschweigen lag über der Landschaft; unendlich rannen die Minuten dahin. Bei dem leichten Geräusch näherkommender Schritte ging Silvine heraus, um sich wieder in die Küche zu setzen, wo sie unbeweglich, ihre großen Augen auf die Kerzenflamme geheftet, wartete.

Es dauerte noch recht lange; Goliath strich erst um den Hof, ehe er sich weiterwagte. Er glaubte die junge Frau zu gut zu kennen und wagte es deshalb, nur mit einem Revolver im Gurt herzukommen. Aber ein gewisses Unbehagen warnte ihn; er stieß das Fenster ganz auf und rief leise, indem er den Kopf vorstreckte:

„Silvine! Silvine!"

Da er das Fenster offen fand, hatte sie es sich also überlegt und nachgegeben. Das freute ihn sehr, wenn er es auch lieber gesehen hätte, sie hätte ihn selbst empfangen, um es ihm zu versichern. Zweifellos hatte Vater Fouchard sie zurückgerufen, um irgend etwas fertigzumachen. Er hob seine Stimme ein wenig.

„Silvine! Silvine!"

Nichts antwortete, kein Hauch. Nun kletterte er über die Fensterbrüstung mit der Absicht ins Zimmer, sich sofort in das Bett hineinzuwühlen und sie unter der Decke zu erwarten; so kalt war es.

Plötzlich entstand ein wütendes Gedränge, Füßetrampeln, Ausrutschen unter ersticktem Fluchen und Röcheln. Sambuc und die beiden andern hatten sich auf Goliath gestürzt; aber trotz ihrer Überzahl konnten sie den Riesen nicht überwältigen, dessen Kräfte die Gefahr verzehnfachte. In der Finsternis hörte man das Krachen ihrer Gliedmaßen, die ächzenden Anstrengungen ihres Ringens. Glücklicherweise war ihm der Revolver entfallen. Eine Stimme, die Cabasses, stammelte ganz erstickt: „Die Stricke, die Stricke!" während Ducat Sambuc das Bündel Stricke hinreichte, mit dem sie sich vorsichtigerweise versehen hatten. Nun kam es zu einem wilden, sich unter Fußtritten und Faustschlägen abspielenden Vorgange; zuerst wurden ihm die Beine gebunden, dann die Arme gegen die Seiten, dann der ganze Körper unter Hin- und Hertasten und allen möglichen plötzlichen Seitensprüngen mit einem derartigen Aufwand an Umschlingungen und Knoten umschnürt, daß der Mann wie in einen Netz gefangen war, dessen Maschen ihm ins Fleisch schnitten. Er schrie fortwährend, und Ducats Stimme fing immer dagegen an: „Halt doch's Maul!" Die Schreie hörten auf, Cabasse hatte ihm roh ein altes blaues Taschentuch über den Mund gebunden. Endlich verpusteten sie sich und trugen ihn wie einen Ballen in die Küche, wo sie ihn auf den großen Tisch neben die Kerze legten.

„Ah, der Dreckpreuße!" fluchte Sambuc und wischte sich die Stirn ab, „der hat uns schön zu schaffen gemacht! ... Sagt mal, Silvine, steckt doch mal eine zweite Kerze an, damit man es ordentlich sehen kann, das Herrgottsschwein da!"

Mit weit aufgerissenen Augen in dem bleichen Gesicht war Silvine aufgestanden. Sie äußerte kein Wort, sie steckte eine andere Kerze an und stellte sie sogleich neben Goliaths Kopf,

der nun lebhaft erhellt zwischen den beiden Wachskerzen sichtbar wurde. Und in diesem Augenblick trafen ihre Blicke zusammen: er flehte sie betäubt, von Furcht gepackt an; aber sie schien ihn nicht zu verstehen; sie wich bis an die Anrichte zurück und blieb aufrecht mit verbissener, eisiger Miene stehen.

„Der Teufel hat mir den halben Daumen abgebissen," schimpfte Cabasse, dem die Hand blutete. „Muß ihm dafür irgend was wieder zerbrechen!"

Er hob schon den Revolver, den er wieder aufgenommen hatte, als Sambuc ihn entwaffnete.

„Nein, nein, keine Dummheiten! ... Wir sind doch keine Räuber, wir sind doch Richter ... Hörst du, du Preußenschwein, wir wollen über dich zu Gericht sitzen; brauchst nicht bange sein, wir achten auch das Recht auf Verteidigung ... Selbst sollst du dich allerdings nicht verteidigen, denn wenn wir dir den Maulkorb abnehmen, schreist du uns ja die Ohren kaputt. Aber ich will dir sofort einen Anwalt geben, und zwar einen berühmten!"

Dann holte er drei Stühle und setzte sie in eine Reihe, worauf er, wie er sagte, einen Gerichtshof einsetzte, sich selbst in die Mitte und rechts und links neben sich seine beiden Leutnants. Alle drei setzten sich, und dann stand er wieder auf und fing nun mit einer spöttischen, allmählich breiter und breiter werdenden Langsamkeit an zu reden, die jedoch mit dem flammenden Zorne des Rächers durchsetzt war.

„Ich bin Vorsitzender und öffentlicher Ankläger zugleich. Das ist zwar nicht ganz ordnungsmäßig, aber wir sind hier zu wenig ... Also ich klage dich an, daß du nach Frankreich gekommen bist, um uns auszuspionieren, so daß du das an unsern Tischen gegessene Brot mit schmutzigstem Verrat bezahlt hast. Du bist doch die Hauptursache unseres Unglücks, du

Verräter du, denn du hast die Bayern nach dem Gefecht bei Nouart in der Nacht durch die Wälder von Dieulet und Beaumont geführt. Man muß schon lange in unserm Lande gelebt haben, um auch die kleinsten Wege so zu kennen; und wir sind unerschütterlich überzeugt, daß du gesehen hast, wie du die Artillerie über geradezu scheußliche Wege geführt hast, die schon derart in Schlammströme verwandelt waren, daß acht Pferde vor jedes Geschütz gespannt werden mußten. Wenn man sich die Wege ansieht, sollte man es nicht für möglich halten, daß ein Armeekorps hier hat durchkommen können ... Ohne dich, ohne dein Verbrechen, daß du es dir erst bei uns gemütlich gemacht und uns nachher verkauft hast, hätte die Überraschung bei Beaumont nicht stattgefunden, wir wären nicht nach Sedan gegangen und hätten am Ende euch verhauen. Ich rede gar nicht von dem ekelhaften Geschäft, das du jetzt hier treibst, von der Frechheit, mit der du hier als Sieger wieder auftrittst und nun arme Leute anzeigst und vor dir zittern machst ... Du bist ein hundsgemeiner Strolch, und ich beantrage die Todesstrafe."

Alles schwieg. Er hatte sich wieder hingesetzt und sagte endlich:

„Ich übertrage Ducat das Amt als dein Verteidiger ... Er ist Gerichtsvollzieher gewesen und hätte es ohne seine kleinen Leidenschaften sehr weit gebracht. Du siehst, wir verweigern dir nichts und sind sehr zuvorkommend."

Goliath, der keinen Finger rühren konnte, wandte die Augen zu seinem Stegreifverteidiger. Nur seine Augen ließen erkennen, daß er noch lebte, diese Augen voll glühendsten Flehens unter der leichenblassen Stirn, von der trotz der Kälte der Angstschweiß in dicken Tropfen herablief.

„Meine Herren," begann Ducat seine Verteidigung, nach-

dem er aufgestanden war, „mein Schutzbefohlener ist tatsächlich der ekelhafteste aller Strolche, und ich würde mich nicht dazu hergeben, ihn zu verteidigen, wenn ich nicht zu seiner Entschuldigung anführen müßte, daß sie dort drüben in seinem Lande alle so sind ... Sehen Sie ihn nur an, und Sie können an seinen Augen sehen, wie erstaunt er darüber ist. Er begreift sein Verbrechen gar nicht. In Frankreich fassen wir unsere Spione nur mit Zangen an; dort drüben dagegen ist Spionieren ein ehrenwerter Beruf, eine verdienstvolle Art, dem Lande zu dienen ... Ich möchte mir sogar gestatten zu sagen, meine Herren, sie haben vielleicht gar nicht so unrecht damit. Unsere edlen Gefühle machen uns alle Ehre, aber das Schlimme ist eben, daß wir uns haben schlagen lassen. Wenn ich mich so ausdrücken darf, quos vult perdere Jupiter dementat ... Sie werden verstehen, meine Herren."

Er setzte sich wieder, und dann begann Sambuc aufs neue:

„Und du, Cabasse, hast du nichts für oder wider den Angeklagten vorzubringen?"

„Ich möchte sagen," schrie der Provenzale, „daß wir mit dem Satan da manches ins reine zu bringen haben ... Ich habe allerlei Ärger in meinem Dasein gehabt; aber mit Gerichtssachen mag ich keinen Spaß treiben, das bringt Unglück ... Den Tod! Den Tod!"

Feierlich war Sambuc wieder aufgestanden.

„Also das ist euer beider Urteilsspruch ... der Tod?"

„Jawohl! Jawohl! Der Tod!"

Die Stühle wurden zurückgestoßen, er trat zu Goliath und sagte:

„Das Urteil ist gesprochen, du mußt sterben."

Die beiden Kerzen brannten wie Wachskerzen mit langen Dochten rechts und links neben dem verfallenen Gesicht

Goliaths. Er machte eine solche Anstrengung, um sie um Gnade anzuflehen, um Worte herauszubrüllen, an denen er erstickte, daß das blaue Taschentuch über seinem Munde sich mit Schaum durchtränkte; es war schrecklich, dieser zum Stillschweigen gezwungene Mensch, der mit einer Flut von in der Kehle steckengebliebener Erkärungen und Bitten sterben sollte.

Cabasse lud den Revolver.

„Soll ich ihm den Schädel zerschmettern?“ fragte er.

„Ah nein, nein!“ rief Sambuc, „das könnte ihm gerade so passen.“

Und dann wandte er sich wieder zu Goliath:

„Du bist kein Soldat, du verdienst nicht die Ehre, mit 'ner Kugel im Kopfe loszukommen ... Nein! Du sollst als das Dreckschwein von Spion verrecken, das du nun mal bist.“

Er drehte sich wieder um und fragte höflich:

„Silvine, ich möchte Euch nichts befehlen, aber ich möchte wohl einen Kübel haben.“

Silvine hatte sich während der Gerichtsverhandlung nicht gerührt. In der Zwangsvorstellung, die sie schon seit zwei Tagen vorwärts trieb, wartete sie mit starrem Gesicht wie geistesabwesend. Und als er nun von ihr einen Kübel verlangte, gehorchte sie ohne weiteres und verschwand eine Minute in der Vorratskammer nebenan; dann kam sie mit dem großen Kübel wieder, in dem sie Karlchens Wäsche zu waschen pflegte.

„Halt! Setzt ihn hier mal unter den Tisch, an den Rand.“

Sie setzte ihn dorthin, und als sie sich wieder erhob, trafen ihre Augen abermals auf Goliaths Augen. In dem Blicke des Elenden lag ein letztes Flehen, aber auch das Aufbäumen eines Menschen, der nicht sterben will. In ihr jedoch war in

diesem Augenblicke nichts als die Frau, nichts als das Verlangen nach diesem Tode, auf den sie wie auf eine Erlösung wartete. Wieder wich sie bis an die Anrichte zurück und blieb dort stehen.

Sambuc machte den Tischaufzug auf und nahm ein großes Küchenmesser heraus, mit dem Speck geschnitten wurde.

„Weil du einmal ein Schwein bist, will ich dich auch wie ein Schwein abstechen."

Er beeilte sich gar nicht, sondern überlegte mit Cabasse und Ducat, wie sie das Abschlachten auf die passendste Weise vornehmen könnten. Sie zankten sich sogar noch darüber, weil Cabasse behauptete, in seinem Lande, in der Provence, stächen sie die Schweine mit dem Kopfe nach unten ab, während Ducat ärgerlich dagegen schrie, das müsse er als eine barbarische und unbequeme Art und Weise ansehen.

„Zieht ihn über den Tischrand her, über den Kübel, damit wir keine Flecken machen."

Sie schoben ihn vorwärts, und Sambuc ging nun ganz ruhig und ordnungsmäßig zu Werke. Mit einem einzigen Schnitt des großen Messers schlitzte er ihm die Gurgel querüber auf. Aus der durchschnittenen Schlagader begann das Blut sofort mit dem leisen Geräusch eines Wasserhahnes in den Kübel zu laufen. Er hatte die Wunde möglichst klein gehalten; kaum ein paar Tropfen spritzten unter dem Drucke des Herzens über. Wenn der Tod hierdurch um so langsamer eintrat, so machten sich dafür so gut wie gar keine Zuckungen bemerkbar, denn die Stricke waren fest, und der Körper blieb vollkommen unbeweglich. Keine Erschütterung, kein Röcheln. Nur auf dem Gesicht konnten sie den Todeskampf verfolgen, auf der von Todesangst zerwühlten Larve, aus der das Blut Tropfen für Tropfen zurücktrat, deren Hautfarbe allmählich

zu der Weiße eines Leintuches verblaßte. Auch die Augen wurden leer. Sie wurden trübe und erloschen.

„Sagt mal, Silvine, einen Schwamm müssen wir aber doch wohl haben."

Aber sie antwortete nicht; sie hielt beide Arme in einer unbewußten Bewegung gegen ihre Brust gedrückt und blieb wie angenagelt, die Kehle wie von einem eisernen Bande zusammengeschnürt, auf den Fliesen stehen. Mit einem Male bemerkte sie dann, daß Karlchen auch da war und an ihren Röcken hing. Er war zweifellos aufgewacht und hatte sich die Tür aufmachen können; niemand hatte die leichten Tritte des neugierigen Knirpses hereinkommen hören. Wie lange mochte er wohl schon hier sein, so halb verborgen hinter seiner Mutter? Auch er sah zu. Mit seinen großen blauen Augen und dem gelben Schopfe sah er das Blut fließen, den dünnen roten Strahl, der den Kübel allmählich vollfüllte. Hatte er zuerst nichts begriffen? Wurde er jetzt von einem Hauche des Entsetzlichen gestreift, begriff er gefühlsmäßig das Abscheuliche, bei dem er dabei war? Er stieß plötzlich einen entsetzten Schrei aus.

„O Mama! O Mama! Bring' mich weg! Ich bin so bange!"

Silvine empfand einen Stoß, der sie ganz und gar in Verwirrung brachte. Das war zuviel, es brach etwas in ihr zusammen; endlich nahm der Schrecken diese Kraft, diese Überreizung von ihr, mit der ihre Zwangsvorstellung sie zwei Tage lang aufrechtgehalten hatte. Das Weib in ihr wurde wieder lebendig; sie brach in Tränen aus und bewegte sich wie eine Verrückte, indem sie Karlchen in die Höhe riß und ihn heftig ans Herz drückte. Und dann lief sie wie rasend mit ihm fort; sie konnte nichts mehr hören, nichts mehr sehen; sie hatte nur

noch den einen Drang, irgendwie zu verschwinden, sich in dem ersten besten Loch zu verbergen, das sie fände.

Gerade jetzt war auch Jean zu dem Entschluß gekommen, leise seine Tür zu öffnen. Obwohl er sich sonst nie über Geräusche auf dem Hofe beunruhigt gefühlt hatte, waren ihm doch schließlich das viele Gehen und Kommen und die mancherlei Stimmen, die er gehört hatte, sonderbar erschienen. Und gerade bei ihm, in seiner ruhigen Kammer, brach Silvine zusammen, mit fliegenden Haaren, schluchzend und so von Schmerz übermannt, daß er zunächst ihre abgerissen zwischen den Zähnen hervorgestotterten Worte gar nicht verstehen konnte. Sie wiederholte immer dieselbe Bewegung, wie um eine häßliche Erscheinung von sich wegzuscheuchen. Endlich begriff er und sah nun auch seinerseits den Hinterhalt, das Halsabschneiden, die Mutter dabeistehend, den Kleinen an ihren Röcken hängend und zusehend, wie seinem Vater die Kehle abgeschnitten wurde und das Blut herabfloß; und ganz vereist blieb auch er stehen, sein Bauern- und Soldatenherz von Jammer überwältigt. Ach! Der Krieg, dieser abscheuliche Krieg, der all die armen Leute in wilde Bestien verwandelte, der den scheußlichsten Haß säte, den Sohn vom Blute des Vaters bespritzt werden ließ und so den Rassenstreit verewigte; er mußte ja später in einem derartigen Abscheu gegen die väterliche Familie heranwachsen, daß er vielleicht eines Tages ausziehen würde, um sie zu vernichten! Saaten des Verbrechens, aus denen eine Ernte des Schreckens hervorgehen mußte.

Auf einen Stuhl gesunken und Karlchen mit wilden Küssen bedeckend, wiederholte Silvine ohne Ende ein und denselben Ausdruck, den Schrei ihres blutenden Herzens.

„Ach, mein armer Junge, jetzt können sie dich nicht länger

einen Preußen schimpfen ... Ach, mein armer Junge, jetzt können sie dich nicht länger einen Preußen schimpfen!"

Jetzt trat auch Vater Fouchard gerade in die Küche. Er hatte als Herr des Hauses angeklopft, und sie mußten ihm wohl öffnen. Er fühlte sich nicht gerade angenehm überrascht, als er den Toten auf seinem Tische fand und einen Kübel voll Blut darunter. Natürlich wurde er bei seiner wenig geduldigen Sinnesart wütend.

„Sagt mal, ihr Schweinigel, hättet ihr eure Schmutzereien nicht auch draußen vornehmen können? Was? Haltet ihr denn mein Haus für einen Misthaufen, daß ihr mir meine Sachen mit solchen Geschichten verschmiert?"

Als Sambuc sich nun entschuldigte und ihm den Vorgang erklärte, wurde der Alte von Furcht ergriffen und fuhr nur noch aufgeregter fort:

„Und dann denkt ihr wohl, ich soll ihn beiseite schaffen, euren Toten da? Haltet ihr das für anständig, bei jemand einen Toten abzuladen, ohne ihn zu fragen, was er mit ihm machen will? Laßt nur mal 'nen Streiftrupp hereinkommen, und ich läge schön drin! Ihr macht euch nichts draus, ihr fragt nicht danach, ob ich nicht mein Fell dabei lassen muß ... O ja! Da kriegt ihr es aber mit mir zu tun, wenn ihr mir euren Toten da nicht sofort mitnehmt! Hört ihr! Nehmt ihn beim Kopf, bei den Pfoten, wo ihr wollt; aber daß da nichts liegen bleibt und daß hier in drei Minuten auch kein Haar mehr von ihm zu finden ist!"

Schließlich erhielt Sambuc von Vater Fouchard einen Sack, obwohl ihm das Herz blutete, daß er noch auch etwas dafür hergeben sollte. Er suchte ihn unter den schlechtesten aus und sagte dabei, ein Sack mit Löchern drin wäre immer noch gut genug für einen Preußen. Nun hatten Cabasse und Ducat unglaub-

liche Mühe, Goliath in den Sack hineinzuzwängen: der Körper war zu dick und zu lang, die Füße standen immer nach drüber hinaus. Dann brachten sie ihn hinaus und luden ihn auf den Karren, der ihnen zum Wegbringen ihres Brotes diente.

„Ich gebe Euch mein Ehrenwort," erklärte Sambuc, „wir besorgen ihn richtig in die Maas."

„Vor allem", bestand Vater Fouchard, „bindet ihm ein paar ordentliche Steine an die Pfoten, damit der Satan nicht wieder hochkommt."

Und in der Nacht, die so dunkel über dem bleichen Schnee dalag, zog der kleine Zug von dannen und verschwand ohne weiteres Geräusch als das leise klagende Quietschen des Schiebkarrens.

Sambuc wird stets beim Haupte seines Vaters schwören, er hätte ihm ein paar ordentliche Steine an die Pfoten gebunden. Indessen, der Körper kam wieder hoch; die Preußen fanden ihn nach drei Tagen bei Pont-Maugis in den dichten Sträuchern; und sie hatten eine gewaltige Wut, als sie diesen Toten aus dem Sack hervorholten, der wie ein Schwein am Halse abgestochen war. Es hagelte die schrecklichsten Drohungen, Quälereien, Haussuchungen. Zweifellos mußten wohl ein paar Einwohner geschwatzt haben; denn eines Abends wurden der Ortsvorsteher von Remilly und Vater Fouchard verhaftet und des Unterhaltens von Beziehungen zu den Franktireurs beschuldigt, denen man diese Tat zur Last legte. Und Vater Fouchard benahm sich in dieser Notlage wirklich großartig mit seinem Gleichmut eines alten Bauern, der ganz genau weiß, welch unüberwindliche Kraft Ruhe und Schweigen innewohnt. Sie würden schon sehen. Im Lande hieß es, er hätte aus den Preußen bereits ein mächtiges Vermögen herausgezogen, ganze Säcke von Talern, die er irgend-

wo vergraben hätte, einen nach dem andern, wie er sie gewonnen hätte.

Als Henriette diese Geschichte hörte, wurde sie schrecklich unruhig. Jean fürchtete von neuem, seine Wirte bloßzustellen, und wollte fort, obwohl der Doktor ihn noch viel zu schwach fand; aber sie blieb fest, daß er noch etwa vierzehn Tage warten müsse; denn sie fühlte sich selbst angesichts der Notwendigkeit der so baldigen Trennung von doppelter Traurigkeit erfüllt. Nach der Verhaftung hatte Jean entweichen können und sich tief in der Scheune versteckt; aber schwebte er nicht trotzdem dauernd in Gefahr, entdeckt und weggeführt zu werden, falls neue Nachforschungen angestellt werden sollten? Sie zitterte übrigens auch für das Schicksal ihres Ohms. So entschloß sie sich denn eines Morgens, nach Sedan zu gehen und die Delaherches aufzusuchen, die bei sich, wie ihr bestätigt wurde, einen sehr einflußreichen preußischen Offizier wohnen hatten.

„Silvine," sagte sie beim Weggehen, „paßt gut auf unsern Kranken, gebt ihm mittags seine Brühe und laßt ihn um vier Uhr seine Arznei einnehmen."

Die Magd war über ihren gewohnten Beschäftigungen wieder ganz das mutige, unterwürfige Mädchen geworden und leitete den Hof jetzt in Abwesenheit ihres Herrn, während Karlchen um sie herum lachte und sprang.

„Seien Sie unbesorgt, Frau Weiß, es soll ihm an nichts fehlen. Ich will ihn schon hätscheln."

## 6

Bei den Delaherches in der Rue Macqua in Sedan hatte das Leben nach den fürchterlichen Erschütterungen der

Schlacht und der Übergabe seinen alten Gang wieder aufgenommen, und seit bald vier Monaten folgte ein Tag dem andern unter dem trüben Drucke der preußischen Besetzung.

Aber ein Winkel des mächtigen Fabrikgebäudes blieb vor allen andern verschlossen, als werde er gar nicht mehr bewohnt: das war das nach der Straße hinaus gelegene Zimmer am Ende der herrschaftlichen Wohnung, das Oberst von Vineuil immer noch innehatte. Während alle andern Fenster sich öffneten und ein ewiges Kommen und Gehen lauten Lärm des Lebens hören ließen, waren sie in diesem Zimmer mit ihren hartnäckig geschlossenen Läden wie tot. Der Oberst klagte über seine Augen, und daß helles Licht ihre Schmerzhaftigkeit erhöhe, wie er sagte; und da sie nicht wußten, ob er die Unwahrheit sagte, ließen sie, um ihn zufriedenzustellen, tags und nachts eine Lampe bei ihm brennen. Zwei Monate lang hatte er das Bett hüten müssen, obwohl Stabsarzt Bouroche nur einen Sprung im Knöchel festgestellt hatte: die Wunde schloß sich nicht, und alle möglichen Arten von Verwicklungen traten hinzu. Jetzt stand er zwar auf, befand sich aber in einem derartigen Zustande seelischer Niedergeschlagenheit, fiel einem so unendlich hartnäckigen, ungestümen Leiden zur Beute, daß er seine ganzen Tage, auf dem Ruhebett liegend, vor einem großen Holzfeuer verbrachte. Er magerte so ab, daß er nur noch einem Schatten glich, ohne daß der ihn behandelnde Arzt zu seiner Verwunderung irgendwelche Verletzung als Ursache dieses langsamen Absterbens hätte feststellen können; er verlöschte wie eine Flamme.

Und Frau Delaherche, die Mutter, hatte sich mit ihm seit dem Tage nach der Übergabe eingeschlossen. Sie mußten sich zweifellos mit ein paar Worten ein für allemal verständigt haben über ihren förmlichen Wunsch, sich solange in diesem

Zimmer in klösterlicher Abgeschlossenheit zu halten, als Preußen im Hause wohnten. Viele hatten hier schon zwei oder drei Nächte zugebracht; ein Hauptmann, Herr von Gartlauben, schlief dort noch auf die Dauer. Übrigens hatten weder der Oberst noch die alte Dame je wieder über diese Sachen gesprochen. Trotz ihrer achtundsiebzig Jahre stand sie beim ersten Tagesgrauen auf und ließ sich ihrem Freunde gegenüber in der andern Kaminecke in einen Lehnstuhl nieder; und in dem unbeweglichen Schein ihrer Lampe ging sie ans Strümpfestricken für arme Kinder, während er, die Augen fest auf die Scheite geheftet, nie etwas tat, sondern in wachsender Starrheit nur in einem einzigen Gedanken zu leben und zu sterben schien. Sie wechselten sicher den ganzen Tag keine zwanzig Worte, und jedesmal, wenn sie, die doch im Hause hin und wieder ging, sich, ohne es zu wollen, eine Neuigkeit von draußen entschlüpfen ließ, dann hielt er sie durch eine Handbewegung auf; das ging so weit, daß keinerlei Vorgänge des Lebens da draußen mehr zu ihm drangen, auch nichts von der Belagerung von Paris, den Niederlagen an der Loire und den täglichen Leiden der Besetzung. Aber ob der Oberst auch in diesem freiwilligen Grabe nichts mehr vom Tageslicht sehen wollte, ob er sich auch die Ohren verstopfte, all das schreckliche Unglück, all die tödliche Trauer drang doch zu ihm durch die Ritzen mit der Luft herein, die er atmete; denn von Stunde zu Stunde war es, als wirkte das Gift in ihm immer schärfer und als werde sein Hinsterben immer sicherer.

Während dieser ganzen Zeit lebte Delaherche von der Hand in den Mund; aber er gab sich in seinem Lebensdrange doch alle Mühe, seine Fabrik durch eigene Tätigkeit wieder zu eröffnen. Zunächst hatte er bei der unter Arbeitern und Abnehmern herrschenden Verwirrung nur einige Arbeits-

zweige wieder in Betrieb nehmen können. Dann aber verfiel er, um in seiner traurigen Muße doch etwas zu tun, auf den Gedanken, den Bestand seines Hauses vollständig aufzunehmen und gewisse Verbesserungen zu überlegen, von denen er seit langer Zeit träumte. Um ihm bei dieser Arbeit zu helfen, hatte er gerade einen jungen Mann zur Hand, der nach der Schlacht bei ihm gestrandet war, den Sohn eines seiner Abnehmer. Edmond Lagarde war in Passy in dem kleinen Modegeschäft seines Vaters groß geworden, war im Alter von kaum zwanzig Jahren Sergeant im fünften Linienregiment geworden und hatte sich, obwohl er nur wie ein Achtzehnjähriger aussah, wie ein Held mit solcher Erbitterung herumgeschossen, daß er gegen fünf Uhr mit durch eine der letzten Kugeln zerschmettertem linken Arm durch das Tor von Ménil noch hereingekommen war; und Delaherche hatte ihn, nachdem die Verwundeten aus seinen Schuppen fortgebracht worden waren, aus Gutmütigkeit bei sich behalten. Auf diese Weise bildete Edmond jetzt einen Teil der Familie, er aß, schlief und lebte dort, nachdem er nun geheilt war, und half dem Tuchfabrikanten als Sekretär, bis er wieder nach Paris gelangen könnte. Dank dessen Schutz und auf das förmliche Versprechen hin, nicht entfliehen zu wollen, ließen die preußischen Behörden ihn in Ruhe. Er war blond, mit blauen Augen, hübsch wie ein Mädchen und übrigens von so furchtsamem Zartgefühl, daß er beim geringsten Wort errötete. Seine Mutter hatte ihn erzogen und sich an der Bezahlung seiner aus den Einkünften ihres kärglichen Geschäfts bestrittenen Schuljahre verblutet. Er liebte Paris leidenschaftlich und betrauerte es in Gilbertes Gegenwart, ein verwundeter Cherub, den die junge Frau kameradschaftlich pflegte.

Schließlich war der Haushalt auch noch um den neuen Gast vermehrt, Herrn von Gartlauben, einen Landwehrhauptmann, dessen Regiment in Sedan die aktiven Truppen ersetzt hatte. Trotz seines bescheidenen Ranges war er eine einflußreiche Persönlichkeit; denn der in Reims eingesetzte Generalgouverneur, der über die ganze Gegend eine unbeschränkte Machtfülle ausübte, war sein Onkel. Auch bildete er sich etwas darauf ein, daß er Paris so liebte, daß er dort gelebt habe und das dortige Benehmen und seine Feinheiten wohl kenne; und tatsächlich gab er sich den äußerlichen Anstrich eines wohlerzogenen Mannes und verbarg unter diesem Überzuge seine angeborene Roheit. Stets eng in seine Uniform eingeschnürt, war er groß und dick; er log hinsichtlich seines Alters, denn er war über seine fünfundvierzig Jahre ganz verzweifelt. Wäre er klüger gewesen, hätte er gefährlich werden können; aber seine hochgradige Eitelkeit versetzte ihn in einen Zustand fortdauernder Selbstzufriedenheit, und es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, daß sich jemand über ihn lustig machen könne.

Späterhin wurde er für Delaherche wahrhaft zum Retter. Aber was für jammervolle Tage in dieser ersten Zeit nach der Übergabe! Sedan besetzt, bevölkert von deutschen Soldaten, zitterte in der Furcht vor Plünderung. Dann aber flossen die siegreichen Truppen gegen das Seinetal hin ab, es blieb nur eine Besatzung zurück, und die Stadt verfiel in den Leichenfrieden einer Totenstadt: die Häuser, die Läden stets geschlossen, die Straßen von der Dämmerung ab verlassen, unter dem schweren Schritt und dem rauhen Rufe der Streiftrupps. Keine Zeitung, kein Brief kam mehr herüber; es war ein vermauertes Gefängnis, eine plötzliche Abtrennung angesichts all der neuen Schicksalsschläge, die man kommen

fühlte, von denen man nichts wußte, sie aber doch befürchtete. Um das Unglück vollständig zu machen, drohte Mangel auszubrechen. Eines Morgens gab's beim Erwachen kein Brot, kein Fleisch mehr, das Land war verwüstet, wie von einem Heuschreckenschwarm abgefressen seit der einen Woche, in der Hunderttausende von Menschen ihren entuferten Strom darüber hinweggewälzt hatten. Die Stadt besaß nur noch für zwei Tage Lebensmittel; sie mußte sich an Belgien wenden, und alles kam jetzt über die offene Grenze aus dem Nachbarlande, denn die Zollüberwachung war verschwunden, ebenfalls mit in das Verhängnis hineingerissen. Und dann kamen die fortdauernden Quälereien, der jeden Morgen wieder beginnende Kampf zwischen der in der Unterpräfektur eingerichteten preußischen Kommandantur und dem dauernd im Stadthause tagenden Stadtrat. Aber hielt dieser auch bei allem heldenhaften Widerstande seiner Verwaltung große Reden und wich nur Schritt für Schritt zurück, die Bürger brachen unter den immer zunehmenden Anforderungen zusammen, unter der Willkür und der ungeheuerlichen Häufigkeit der Forderungen.

Delaherche litt zunächst sehr unter den Soldaten und Offizieren, die er bei sich unterbringen mußte. Alle Völkerstämme kamen bei ihm mit der Pfeife zwischen den Zähnen durch. Jeden Tag fielen so aus dem blauen Himmel zweitausend, dreitausend Mann über die Stadt her, Infanteristen, Kavalleristen, Artilleristen; und obwohl die Leute nur Anrecht auf Behausung und Feuerung hatten, mußte er doch oft laufen, um Lebensmittel zu besorgen. Die Zimmer, in denen sie sich aufhielten, waren von abstoßendem Schmutz erfüllt. Oft kamen die Offiziere betrunken nach Hause und benahmen sich noch unerträglicher als ihre Soldaten. Aber es hielt sie

ein so mächtiger Gehorsam zusammen, daß Gewalttätigkeiten und Plünderungen nur selten vorkamen. In ganz Sedan konnten nur zwei Fälle angeführt werden, in denen Frauen vergewaltigt worden waren. Das kam erst später, infolge des Widerstandes von Paris, daß sie die Härte ihrer Herrschaft fühlbar werden ließen, als sie voller Verzweiflung sahen, wie der Kampf sich eine Ewigkeit fortzog und sie über die Haltung der Provinz in Unruhe gerieten, da sie fortwährend eine Massenerhebung befürchten mußten, den Wolfskrieg, den die Franktireurs ihnen erklärt hatten.

Delaherche hatte gerade wieder den Kommandeur eines Kürassierregiments bei sich wohnen gehabt, der in seinen Stiefeln schlief und, als er fortging, einen bis an den Kamin heraufreichenden Schmutz hinterließ, als in der zweiten Septemberhälfte Herr von Gartlauben an einem sündflutartigen Regenabend zu ihm hereinfiel. Die erste Stunde war recht übel. Er sprach laut, verlangte das beste Zimmer, ließ seinen Säbel auf den Treppenstufen klappern. Sowie er aber Gilberte bemerkte, wurde sein Benehmen anständig, er schloß sich ein und ging mit steifer Miene, aber höflich grüßend einher. Er wurde sehr umschmeichelt, denn man wußte sehr wohl, daß ein Wort von ihm bei dem Oberst, der Sedan befehligte, genügte, um eine Beschlagnahme zu mildern oder einen Mann freizulassen. Kürzlich hatte sein Onkel, der Generalgouverneur in Reims, eine Bekanntmachung von kalter Grausamkeit erlassen, in der der Belagerungszustand verkündigt und jede Person mit Todesstrafe bedroht wurde, die dem Feinde Vorschub leistete, sei es als Spion, durch Irreführung der seiner Führung anvertrauten deutschen Truppen oder durch Zerstörung von Brücken und Geschützen sowie durch Beschädigung von Telegraphen- und Eisenbahnlinien.

Der Feind, das waren die Franzosen; und das Herz sprang den Einwohnern aus dem Halse, als sie die großen weißen, an die Tür der Kommandantur angeklebten Anschläge lasen, die ihre Sorgen und ihre Wünsche zu Verbrechen stempelten. Es war schon so hart, die neuesten Siege der deutschen Heere aus den Hurras der Besatzung zu entnehmen. Jeder Tag brachte neuen Kummer; die Soldaten zündeten große Freudenfeuer an, sangen und betranken sich die ganze Nacht, während die Einwohner, die jetzt gezwungen waren, von neun Uhr an zu Hause zu bleiben, tief in ihren dunklen Häusern zuhörten, ganz hin vor Ungewißheit in der Ahnung eines neuen Unglücksschlages. Gerade während eines dieser Vorkommnisse war es, gegen Mitte Oktober, daß Herr von Gartlauben zum erstenmal eine Probe gewissen Zartgefühls ablegte. Seit dem Morgen lebte Sedan etwas wieder auf unter der Hoffnung, die das Gerücht von einem großen Erfolge der Loireabteilung verbreitet hatte; sie sollte im Begriff stehen, Paris zu entsetzen. Aber zu oft schon hatten sich die besten Nachrichten in Unglücksbotschaften verwandelt! Und am Abend hörte man tatsächlich, die bayrische Armee habe sich Orleans bemächtigt. In einem der Fabrik gegenüberliegenden Hause in der Rue Macqua vollführten die Soldaten einen derartigen Lärm, daß der Hauptmann, der gesehen hatte, wie angegriffen Gilberte war, sie zum Schweigen brachte, da auch er diesen Lärm für unangebracht hielt.

Der Monat verging, Herr von Gartlauben hatte sich zu noch weiteren kleinen Gefälligkeiten bewogen gefühlt. Die preußischen Behörden hatten den Verwaltungsdienst umgebildet; es war ein deutscher Unterpräfekt eingesetzt worden, was übrigens die Fortdauer der Scherereien nicht verhinderte, obwohl dieser sich als verhältnismäßig vernünftig er-

wies. Unter den ewigen Schwierigkeiten zwischen der Kommandantur und dem Stadtrat war eine der häufigsten die Beschlagnahme von Fuhrwerk; und es gab einen gewaltigen Krach, als Delaherche eines Morgens seinen mit zwei Pferden bespannten Wagen nicht nach der Unterpräfektur schicken konnte: der Bürgermeister wurde einen Augenblick festgenommen; er selbst wäre mit auf die Zitadelle gekommen ohne Herrn von Gartlauben, der lediglich durch seine Verwendung allen Zorn beschwichtigte. An einem andern Tage erwirkte sein Dazwischentreten der Stadt einen Aufschub, als sie zur Zahlung von dreißigtausend Francs Buße verurteilt war, um sie für angebliche Verzögerung der Wiederherstellungsarbeiten an der Brücke von Villette zu bestrafen, einer Brücke, die von den Preußen zerstört worden war, eine bejammernswerte Geschichte, die Sedan an den Abgrund brachte und niederschmetterte. Aber vor allem nach der Übergabe von Metz geriet Delaherche seinem Gaste gegenüber in eine wirkliche Dankesschuld. Die schreckliche Nachricht brach über die Einwohner wie ein Donnerschlag herein, der ihre letzten Hoffnungen vernichtete; und von der folgenden Woche an kam es abermals zu verheerenden Truppendurchmärschen, als der Menschenstrom sich von Metz herabzog, die Heeresgruppe des Prinzen Friedrich Karl sich gegen die Loire hinlenkte, die des Generals von Manteuffel auf Amiens und Rouen zog und andere Korps die Belagerer vor Paris verstärkten. Mehrere Tage lang waren die Häuser mit Soldaten vollgepfropft, Bäckereien und Schlächtereien waren bis auf die letzte Krume ausgefegt, bis zum letzten Knochen, das Straßenpflaster strömte fortwährend einen Schweißgeruch aus wie nach dem Durchzug einer großen wandernden Herde. Nur die Fabrik in der Rue Macqua hatte unter dem

Überfluß menschlichen Schlachtviehs nicht zu leiden; sie wurde durch eine freundschaftliche Hand bewahrt, die sie lediglich zur Unterkunft für ein paar Führer von guter Erziehung bestimmte.

Delaherche trat denn auch schließlich aus seiner kalten Haltung heraus. Die Bürgerfamilien hatten sich in ihren Wohnungen eingeschlossen und vermieden jeden Verkehr mit den Offizieren, die sie beherbergten. Er aber, den sein ewiger Hang zum Reden, zum Gefallen, zum Lebensgenuß antrieb, litt bereits unter der Rolle eines besiegten Schmollers. Sein großes, stummes, vereistes Haus, in dem jeder für sich in steifem Haßgefühl zu leben schien, lag ihm furchtbar schwer auf dem Herzen. Und so begann er eines Tages damit, daß er Herrn von Gartlauben auf der Treppe anhielt, um ihm für seine Gefälligkeiten zu danken. Allmählich wurde ihm das zur Gewohnheit; die beiden Männer wechselten jedesmal, wenn sie sich trafen, ein paar Worte, so daß sich der preußische Hauptmann eines Abends im Wohnzimmer des Fabrikanten in der Ecke neben dem Kamin sitzend fand, in dem riesige Eichenklötze brannten, und dort eine Zigarre rauchte, während er ganz freundschaftlich über die neuesten Nachrichten plauderte. Die ersten vierzehn Tage erschien Gilberte überhaupt nicht; er tat auch so, als wisse er gar nichts von ihrem Dasein, obwohl er beim leichtesten Geräusch seine Blicke auf die Tür des benachbarten Zimmers richtete. Es schien, als wolle er sie seine Stellung als Sieger vergessen machen; er zeigte eine umfassende, ungezwungene Gesinnung und scherzte gern über gewisse Anforderungen, die Stoff zum Lachen boten. So, als eines Tages ein Sarg und Verbandsachen angefordert wurden, waren ihm diese Verbände und der Sarg sehr spaßhaft. Für alles übrige, Steinkohlen,

Öl, Milch, Zucker, Butter, Fleisch, Kleidungsstücke gar nicht gerechnet, Öfen, Lampen, kurz für alles, was zum täglichen Leben gehört, hatte er nur ein Achselzucken: mein Gott, was wollen Sie? Zweifellos war es ärgerlich, und er gab sogar zu, es werde zuviel verlangt; aber das war eben der Krieg, sie mußten doch auch in Feindesland leben. Delaherche, den die unaufhörlichen Anforderungen ärgerten, behielt seine freie Redeweise bei und zerpflückte sie jeden Abend, als ob er sein Haushaltsbuch prüfte. Sie hatten aber doch nur eine lebhafte Auseinandersetzung, nämlich hinsichtlich der Buße von einer Million, mit der der Präfekt von Rethel den Ardennenbezirk strafen wollte, unter dem Vorwand einer Entschädigung für Deutschland durch französische Kriegsschiffe verursachten Schaden und für die Austreibung in Frankreich ansässiger Deutscher. Nach dem Verteilungsplan sollte Sedan zweiundvierzigtausend Fancs bezahlen. Und er erschöpfte sich in Versuchen, seinem Gaste begreiflich zu machen, die Lage der Stadt sei eine so außergewöhnliche, und sie habe schon zu schwer gelitten, als daß sie dies noch tragen könne. Übrigens gingen beide aus diesen Auseinandersetzungen stets mit größerer Vertraulichkeit gegeneinander hervor; er, entzückt darüber, sich an seinem eigenen Redestrom berauschen zu können, und der Preuße vergnügt, daß er aufs neue seine Pariser Artigkeit hatte beweisen können.

Eines Abends trat Gilberte mit ihrer fröhlich unbesonnenen Miene zu ihnen herein. Sie blieb stehen und spielte die Überraschte. Herr von Gartlauben stand auf und war so zurückhaltend, sich fast sofort zurückzuziehen. Aber am folgenden Abend fand er Gilberte bereits vor und nahm seinen Platz am Kamin wieder ein. Nun begannen ganz reizende Abende, die sie im Arbeitszimmer und nicht im Empfangszimmer

verbrachten, was eine außerordentlich feine Unterscheidung bedeutete. Selbst später, wenn die junge Frau Musik machen wollte, die er verehrte, ging sie stets allein in das danebenliegende Empfangszimmer und ließ nur einfach die Tür offenstehen. Bei dem rauhen Winter brannte das alte Eichenholz aus den Ardennen mit heller Flamme in dem hohen Kamin; gegen zehn Uhr nahmen sie eine Tasse Tee und plauderten dann noch ein wenig in der wohligen Wärme des großen Raumes. Herr von Gartlauben hatte sich sichtlich verrückt in die ewig lächelnde junge Frau verliebt, die mit ihm tändelte, wie sie es früher in Charleville mit den Freunden Hauptmann Beaudouins getan hatte. Er pflegte sich mehr und zeigte sich äußerst artig, war über die geringste Gunstbezeugung froh, denn ihn quälte nur die eine Sorge, man könne ihn für einen Barbaren halten, einen groben Soldaten, der Frauen vergewaltige.

So war das Leben in dem weiten dunklen Hause in der Rue Macqua vollständig in zwei Teile geteilt. Während bei den Mahlzeiten Edmond mit seinem hübschen Gesicht eines verwundeten Cherubs einsilbig auf das ununterbrochene Geschwätz Delaherches antwortete und errötete, wenn Gilberte ihn bat, ihr das Salz zu reichen, während abends im Arbeitszimmer Herr von Gartlauben mit ganz verzückten Augen eine Mozartsche Sonate anhörte, die die junge Frau für ihn nebenan im Empfangszimmer spielte, da blieb das dicht dabeiliegende Zimmer, in dem Oberst von Vineuil und Frau Delaherche lebten, immer still, die Fensterläden geschlossen, die Lampe ewig brennend, wie ein von einer Wachskerze erhelltes Grab. Der Dezember vergrub die Stadt im Schnee; verzweifelte Nachrichten häuften sich bei der großen Kälte. Nach der Niederlage General Ducrots bei Champigny, nach

dem Verlust von Orleans blieb nur noch die eine düstere Hoffnung, die Erde Frankreichs möchte als Rächerin aufstehen, die Feinde als Vertilgerin vernichten. Wenn doch der Schnee in noch dickeren Flocken fiele, wenn doch der Erdboden sich unter Bissen des Frostes spaltete, ganz Deutschland in ihnen sein Grab fände! Und eine neue Besorgnis erfüllte Frau Delaherches Herz. Als ihr Sohn, in Geschäften nach Belgien abgerufen, eine Nacht abwesend war, hatte sie, als sie an Gilbertes Zimmer vorbeikam, dort ein leises Geräusch von Stimmen gehört, von erstickten Küssen, untermischt mit Lachen. Ganz ergriffen war sie voller Furcht vor dem Abscheulichen, das sie ahnte, wieder in ihr Zimmer zurückgegangen: nur der Preuße konnte dort sein, sie glaubte auch schon Blicke des Einverständnisses zwischen ihnen bemerkt zu haben und fühlte sich ganz vernichtet unter dieser letzten Schande. Ach, diese Frau, die ihr Sohn gegen ihren Willen ins Haus gebracht hatte, dies Freudenmädchen, dem sie schon einmal vergeben hatte, indem sie nach Hauptmann Beaudouins Tode nichts sagte! Und nun ging das wieder los, und dies war doch die größte Niedertracht! Was sollte sie machen? Eine derartige Ungeheuerlichkeit durfte unter ihrem Dache nicht fortdauern. In der Zurückgezogenheit ihres Daseins wuchs die Trauer darüber immer mehr, und sie machte Tage voller schrecklicher Kämpfe durch; wenn sie an einzelnen Tagen düsterer als sonst, stumm mit Tränen in den Augen zu dem Oberst hereinkam und so stundenlang dasaß, dann sah er sie an und bildete sich ein, Frankreich habe wieder eine neue Niederlage erlitten.

Um diese Zeit fiel Henriette eines Morgens in die Rue Macqua, um die Teilnahme der Delaherches an ihres Ohms Fouchard Geschick zu erregen. Sie hatte mit Lächeln von dem

allmächtigen Einfluß gehört, den Gilberte über Herrn von Gartlauben besäße. Sie blieb auch ein wenig beschämt vor Frau Delaherche stehen, die sie als erste auf der Treppe antraf, als sie wieder zu dem Oberst hinaufging, und der sie den Zweck ihres Besuches erklären zu müssen glaubte.

„Ach, gnädige Frau, wie gut wäre es von Ihnen, wenn Sie sich da ins Zeug legen wollten! ... Mein Ohm befindet sich in einer schrecklichen Lage, und man spricht davon, ihn nach Deutschland zu schicken."

Die alte Dame, die sie sehr gern hatte, machte eine zornige Bewegung.

„Aber mein liebes Kind, ich habe hier nichts zu sagen ... An mich müssen Sie sich nicht wenden ..."

Und dann weiter, trotz der Erregung, in der sie sie sah:

„Sie kommen in einem sehr ungünstigen Augenblicke; mein Sohn reist heute abend nach Brüssel ... Er ist übrigens ebenso wie ich ohne jeden Einfluß ... Wenden Sie sich nur an meine Schwiegertochter, die vermag alles."

Und sie ließ Henriette sprachlos und fest überzeugt stehen, sie sei mitten in einen Familienzwist hineingeraten. Seit dem gestrigen Tage hatte Frau Delaherche den Entschluß gefaßt, ihrem Sohne vor seiner Abreise nach Belgien alles zu sagen, wo er in der Hoffnung, den Betrieb seiner Fabrik wieder aufnehmen zu können, über einen bedeutenden Ankauf von Öl verhandeln wollte. Unter keinen Umständen wollte sie dulden, daß während seiner neuen Abwesenheit diese Abscheulichkeit neben ihr wieder anfinge. Um zu reden, wartete sie nur auf die Gewißheit, daß er seine Abreise nicht wieder auf einen andern Tag verschöbe, wie er es seit einer Woche getan hatte. Es bedeutete ja doch den Zusammenbruch des Hauses, der Preuße würde weggejagt, seine Frau

gleichfalls auf die Straße geworfen, ihr Name schimpflich an die Wände angeschlagen werden, wie es jeder Französin angedroht war, die sich einem Deutschen hingeben würde.

Sowie Gilberte Henriette sah, stieß sie einen Freudenruf aus.

„Ach, bin ich froh, dich wieder zu sehen! ... Es kommt mir schon so lange vor, und man wird unter all diesen ekelhaften Geschichten so rasch alt!"

Sie hatte sie in ihr Zimmer gezogen und ließ sie sich auf das Ruhebett niedersetzen, wo sie sich dicht an sie schmiegte.

„Wart', du mußt mit uns frühstücken ... Aber erst laß uns plaudern! Du mußt mir ja so viel zu erzählen haben! ... Ich weiß, du bist ohne Nachrichten von deinem Bruder! Was? Der arme Maurice, wie beklage ich ihn da in Paris ohne Gas, ohne Holz, vielleicht ohne Brot! ... Und den Mann, für den du sorgst, der Freund deines Bruders? Du siehst, ich habe schon von dir schwatzen hören ... Kommst du seinethalben?"

Henriette zögerte mit ihrer Antwort, da eine große innere Unruhe sie erfaßte. Kam sie denn nicht im Grunde genommen Jeans wegen, um sicher zu sein, daß, wenn ihr Ohm erst einmal losgelassen wäre, ihr lieber Kranker nicht mehr beunruhigt werden würde? Es stürzte sie in Verwirrung, als sie Gilberte so von ihm reden hörte, und sie wagte ihr nicht den wahren Grund ihres Besuches anzugeben; ihr Gewissen litt jetzt, und es widerstrebte ihr, den unsauberen Einfluß auszunutzen, den sie ihr zutraute.

„Also des Mannes wegen," wiederholte Gilberte mit boshafter Miene, „hast du uns nötig?"

Und als Henriette dann, in die Enge getrieben, endlich von Vater Fouchards Verhaftung sprach:

„Ach, das ist ja wahr! Bin ich dumm! Und ich sprach doch noch heute morgen darüber ... Oh, Liebste, da hast du sehr recht getan, daß du kamst; sofort müssen wir uns deines Ohms annehmen, denn die letzten Auskünfte, die ich bekommen habe, lauten gar nicht gut. Sie wollen ihn als Beispiel hinstellen."

„Ja, da dachte ich an euch," fuhr Henriette mit zögernder Stimme fort. „Ich dachte, du könntest mir wohl einen guten Rat geben, du könntest vielleicht etwas unternehmen ..."

Die junge Frau brach in ein wohlklingendes Lachen aus.

„Bist du dumm; ich werde deinen Ohm schon loskriegen, ehe drei Tage um sind. Hat man dir nicht gesagt, daß ich hier im Hause einen preußischen Hauptmann habe, der alles tut, was ich will? ... Weißt du, Liebste, der kann mir nichts abschlagen!"

Und sie lachte immer stärker, geradezu wie unsinnig über diesen Sieg ihrer Gefallsucht; sie hielt ihre Freundin bei beiden Händen und liebkoste sie, während diese in ihrem Unbehagen kein Wort des Dankes fand und von der Furcht gequält wurde, es läge ein Geständnis darin. Und dabei diese Heiterkeit, diese fröhliche Frische!

„Laß mich nur machen, du sollst heute abend schon zufrieden wieder nach Hause gehen!"

Als sie ins Speisezimmer hinübergingen, blieb Henriette voll Überraschung über Edmonds zarte Schönheit stehen, den sie noch nicht kannte. Er entzückte sie wie etwas sehr Niedliches. War es möglich, daß dieser Knabe schon gefochten hatte und daß sie ihm den Arm hatten zerschmettern können? Die Sage von seiner großen Tapferkeit machte ihn überaus reizend, und Delaherche, der Henriette aufnahm wie jemand, der glücklich darüber ist, ein neues Gesicht um sich zu

sehen, hörte, während Rippenstückchen mit Pellkartoffeln herumgereicht wurden, gar nicht auf, das Loblied seines Sekretärs zu singen, der ebenso tätig und wohlerzogen wie hübsch sei. Das Frühstück so zu vieren in dem wohlerwärmten großen Speisezimmer nahm einen Anstrich entzückender Vertraulichkeit an.

„Also Sie sind gekommen, um unsere Teilnahme an dem Geschick Vater Fouchards zu erregen?" fing der Fabrikant wieder an. „Recht ärgerlich, daß ich heute abend verreisen muß ... Aber meine Frau wird das schon in Ordnung bringen; sie ist unwiderstehlich, sie erreicht alles, was sie will."

Er lachte und sprach mit vollkommener Gutmütigkeit darüber, einfach weil diese Macht ihm selbst schmeichelte und er in gewisser Weise stolz auf sie war. Dann meinte er plötzlich:

„Oh, bei der Gelegenheit, mein Liebling, hat Edmond dir übrigens schon von seinem Fund erzählt?"

„Nein, von was für einem Fund?" fragte Gilberte fröhlich und wandte ihre Augen voller Zärtlichkeit zu dem jungen Sergeanten.

Aber der wurde rot wie aus Übermaß an Freude, jedesmal wenn eine Frau ihn derartig ansah.

„Mein Gott, gnädige Frau, es handelt sich lediglich um ein paar alte Spitzen, die es Ihnen sicher leid tun würde, nicht als Besatz für Ihr malvenfarbiges Morgenkleid zu besitzen ... Ich hatte gestern das Glück, fünf Meter alte Brüsseler zu entdecken, wirklich wunderschön und sehr billig. Die Verkäuferin wird sie Ihnen gleich zeigen."

Sie war entzückt und hätte ihn küssen mögen.

„Ach, wie sind Sie nett; dafür muß ich Sie belohnen!"

Als dann noch eine Schüssel in Belgien erstandener Gänseleberpastete herumgereicht wurde, wandte sich die Unter-

haltung und blieb einen Augenblick dabei stehen, daß die Fische in der Maas jetzt an Vergiftung stürben; schließlich verfiel sie auf die Pestgefahr, die Sedan beim nächsten Tauwetter bedrohe. Schon im November waren einzelne Fälle der Seuche aufgetreten. Was nützte es, wenn nach der Schlacht sechstausend Francs für Reinigung der Stadt ausgegeben und alle Tornister, Patronentaschen und alle übrigen verdächtigen Überreste auf einem Haufen verbrannt wurden: die umliegenden Felder strömten trotzdem bei der geringsten Feuchtigkeit einen ekelerregenden Geruch aus, so waren sie mit kaum eingescharrten Leichen überfüllt, die manchmal nur mit wenigen Zentimetern Erde bedeckt waren. Überall erhoben sich Grabhügel auf den Feldern, der Erdboden spaltete sich unter dem innern Druck und die Jauche sickerte hervor und stank. Und gerade in den letzten Tagen hatte man in der Maas eine andere Ansteckungsquelle entdeckt, aus der indessen bereits über zwölfhundert Pferdekadaver entfernt worden waren. Die öffentliche Meinung hatte sich bereits dahin ausgesprochen, daß nun keine menschlichen Leichen mehr vorhanden wären, als ein Feldwächter, der genau hinsah, in über zwei Meter Wassertiefe etwas Weißes entdeckte, das für Steine gegolten hatte: das waren Haufen von Leichen, denen die Eingeweide bereits fehlten, so daß sie, da sie sich nicht mehr aufblähen konnten, nicht mehr an die Oberfläche geraten konnten. Seit länger als vier Monaten lagen sie da zwischen den Pflanzen im Wasser. Mit Haken brachte man dann Arme, Beine und Köpfe herauf. Die Kraft der Strömung genügte schon, eine Hand abzureißen und wegzutreiben. Das Wasser wurde trübe, große Gasblasen stiegen auf und verpesteten beim Platzen die Luft mit einem ansteckenden Gestank.

„Solange es friert, geht's ja noch," bemerkte Delaherche. „Sobald aber der Schnee verschwindet, werden wir Vorkehrungen treffen müssen, um das alles unschädlich zu machen; sonst gehen wir alle drauf."

Und als seine Frau ihn lachend bat, doch zu passenderen Gesprächsgegenständen überzugehen, solange sie äßen, da schloß er einfach:

„Natürlich, nun ist der Fisch aus der Maas auch für lange Zeit verdächtig!"

Aber sie waren fertig, es wurde Kaffee herumgereicht, als das Dienstmädchen meldete, Herr von Gartlauben bitte um die Gunst, einen Augenblick eintreten zu dürfen. Delaherche ließ ihn sofort hereinführen, denn er sah da eine gute Gelegenheit, die es ermöglichte, ihm Henriette bekanntzumachen. Und als der Hauptmann beim Eintreten noch eine zweite junge Dame vorfand, kehrte er seine Höflichkeit noch mehr hervor. Er nahm sogar eine Tasse Kaffee an und trank sie ohne Zucker, wie er das von vielen Leuten in Paris gesehen hatte. Wenn er übrigens darauf gedrungen hatte, empfangen zu werden, so geschah es nur, um der gnädigen Frau sofort mitteilen zu können, daß er das Glück gehabt habe, die Freisprechung eines ihrer Schützlinge zu erreichen, eines unglücklichen Fabrikarbeiters, der infolge eines Streites mit einem preußischen Soldaten gefangen gesetzt worden war.

Nun nahm Gilberte die Gelegenheit wahr, von Vater Fouchard zu sprechen.

„Herr Hauptmann, hier stelle ich Ihnen eine meiner liebsten Freundinnen vor... Sie möchte sich unter Ihren Schutz stellen; sie ist die Nichte des Bauern, der in Remilly verhaftet wurde, wissen Sie, infolge der Geschichte da mit den Franktireurs."

„Ach ja! Die Sache mit dem Spion, dem Unglücklichen, den man da in einem Sack gefunden hat ... Oh! das ist sehr ernst, sehr ernst! Ich fürchte, da werde ich nichts machen können."

„Herr Hauptmann, Sie würden mir eine so große Freude machen!"

Sie sah ihn mit ihren zärtlichen Augen an, und er fühlte sich ganz selig vor Befriedigung und verbeugte sich in zuvorkommendem Gehorsam. Ganz wie sie wünschte!

„Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, mein Herr", brachte Henriette mühsam hervor, von einem unüberwindlichen Unbehagen ergriffen, als sie an den raschen Tod ihres Mannes, des armen, da unten in Bazeilles erschossenen Weiß, dachte.

Aber Edmond, der beim Eintreten des Hauptmannes bescheiden weggegangen war, kam wieder herein und sagte Gilberte etwas ins Ohr. Sie stand voller Lebhaftigkeit auf und erzählte die Geschichte von den Spitzen, die die Verkäuferin ihr brächte; sie entschuldigte sich und ging hinter dem jungen Manne her. Nachdem Henriette nun mit den beiden Männern allein geblieben war, konnte sie sich absondern und setzte sich in eine der Fensternischen, während die beiden ganz laut weiterredeten.

„Herr Hauptmann, Sie nehmen doch ein kleines Glas ... Sehen Sie, ich nehme kein Blatt vor den Mund, ich sage Ihnen alles, weil ich Ihre weitherzige Gesinnung kenne. Na schön, ich versichere Sie, Ihr Präfekt tut Unrecht, wenn er die Stadt noch einmal um zweiundvierzigtausend Francs schröpfen will ... Denken Sie doch nur mal an die Gesamtsumme unserer Opfer von Anfang an. Zunächst am Tage vor der Schlacht ein ganzes französisches Heer erschöpft, ausgehungert. Dann kamen Sie und hatten auch keine langen

Zähne. Allein die Durchzüge der Truppen, die Anforderungen, die Bußen, alle möglichen andern Ausgaben haben uns anderthalb Millionen gekostet. Setzen Sie die Beschädigungen, die die Schlacht verursacht hat, die Zerstörungen, die Brände ebensohoch ein: das macht drei Millionen. Endlich schätze ich den von Handel und Industrie erlittenen Verlust auch auf gut zwei Millionen ... Na, was sagen Sie dazu? Da kommen wir auf die Zahl von fünf Millionen für eine Stadt von dreizehntausend Einwohnern! Und nun verlangen Sie wieder eine Buße von zweiundvierzigtausend Francs unter ich weiß nicht was für einem Vorwand! Ist denn das gerecht? Ist das vernünftig?"

Herr von Gartlauben nickte mit dem Kopfe und begnügte sich zu antworten:

„Was wollen Sie? Das ist der Krieg, das ist der Krieg!"

Henriettes Warten zog sich hin, die Ohren summten ihr, alle möglichen unbestimmten und traurigen Gedanken schläferten sie halb ein in ihrer Fensternische, während Delaherche sein Ehrenwort darauf gab, Sedan hätte bei dem vollständigen Mangel an Bargeld einer derart gefährlichen Lage nicht mehr entgegensehen können ohne die glückliche Schöpfung eines örtlichen Vertrauensgeldes, Papiergeldes der industriellen Kreditkasse, das die Stadt vor dem geldlichen Zusammenbruch bewahrt habe.

„Herr Hauptmann, Sie nehmen doch wohl noch ein Glas Kognak?"

Und er sprang zu einem andern Gegenstand über.

„Frankreich hat doch diesen Krieg gar nicht angefangen, das war das Kaiserreich ... Ach, der Kaiser hat mich recht enttäuscht! Mit dem ist's gänzlich vorbei, eher ließen wir uns zerstückeln ... Sehen Sie mal! Ein einziger Mann hat das

im Juli klar vor Augen gesehen, jawohl! Herr Thiers, und seine gegenwärtige Reise durch die europäischen Hauptstädte ist auch wieder eine Handlung von großer Klugheit und Vaterlandsliebe. Die Wünsche aller verständigen Leute begleiten ihn; möchte es ihm doch gelingen!"

Er führte seinen Gedanken durch eine Handbewegung zu Ende, denn vor einem Preußen, selbst einem noch so verständnisvollen, hätte er es für unschicklich gehalten, von Frieden zu sprechen. Aber der Wunsch glühte in ihm wie in der ganzen alten konservativen Bürgerschaft des Plebiszits. Sie würden am Ende ihres Geldbeutels und ihres Blutes stehen und Frieden schließen müssen; daher stieg in all den besetzten Provinzen ein dumpfer Groll gegen Paris hoch, das sich auf Widerstand erpichte. Und er schloß dann auch mit leiserer Stimme, während er auf die Bekanntmachungen Gambettas anspielte:

„Nein, nein, mit dem verrückten Wüterich können wir nicht gehen! Das führt ja zu einem wahren Gemetzel... Ich gehe mit Herrn Thiers, der Wahlen ausschreiben will; und dann ihre Republik! Mein Gott, an der stoße ich mich ja nicht gerade, wir werden sie wohl behalten müssen, bis etwas Besseres kommt."

Herr von Gartlauben fuhr fort, durchaus zustimmend mit dem Kopfe zu nicken, während er wiederholte:

„Zweifellos, zweifellos..."

Henriettes Unbehagen wuchs, und sie konnte nicht länger bleiben. Ohne bestimmte Ursache fühlte sie sich gereizt, gezwungen, nicht länger hier sitzenzubleiben; und so stand sie leise auf, um nach Gilberte zu sehen, die sie so lange warten ließ.

Aber als sie in deren Schlafzimmer trat, blieb sie wie be-

täubt stehen, als sie ihre Freundin in Tränen auf ihr Ruhebett hingestreckt fand, von einer außerordentlichen Erregung niedergeschmettert.

„Nanu? Was gibt's denn? Was ist denn vorgegangen?"

Die Tränen der jungen Frau strömten verdoppelt; sie wollte nicht antworten und verfiel jetzt in eine derartige Verwirrung, daß ihr alles Blut aus dem Herzen ins Gesicht stieg. Schließlich stotterte sie, indem sie beide Arme weit vorstreckte, um sich darin zu verbergen:

„Ach, Liebste, wenn du wüßtest... Ich kann's dir nie sagen... Und doch habe ich ja nur dich, nur du kannst mir vielleicht einen guten Rat geben..."

Sie schauderte zusammen und stotterte noch mehr.

„Ich war mit Edmond... Und gerade in dem Augenblick hat Frau Delaherche mich überrascht..."

„Wieso, dich überrascht?"

„Ja, wir waren hier, und er hielt mich und küßte mich..."

Und indem sie Henriette küßte und in ihre zitternden Arme schloß, beichtete sie ihr alles.

„Ach, Liebling, beurteile mich nicht zu hart! Du tust mir zu weh!... Ich weiß wohl, ich hatte dir geschworen, ich wollte es nicht wieder anfangen. Aber du hast Edmond ja gesehen, er ist so tapfer und er ist so hübsch! Und dann denk' mal an, der arme junge Mensch, verwundet, krank und so weit von seiner Mutter! Und dabei ist er nicht etwa reich; sie haben bei ihm zu Hause alles verputzt, damit er nur lernen könnte!... Wirklich, ich konnte es ihm nicht abschlagen!"

Henriette hörte sie ganz verwirrt an und konnte sich noch nicht von ihrer Überraschung erholen.

„Was, mit dem kleinen Sergeanten also!... Aber, Liebste alle Welt glaubt doch, du wärst die Geliebte des Preußen!"

Mit einemmal stand Gilberte auf, und während sie sich die Augen trocknete, erhob sie Einspruch.

„Die Geliebte des Preußen! ... Ah nein, weißt du! Der ist widerlich, der ekelt mich! ... Wofür halten die Leute mich denn? Wie können sie mich einer solchen Niedertracht für fähig halten? Nein, nein, niemals! Lieber sterbe ich!"

In ihrer Aufwallung war Gilberte ganz ernst geworden und zeigte eine schmerzhafte und gereizte Schönheit, so daß sie ganz verwandelt erschien. Völlig unvermittelt jedoch kam ihre gefallsüchtige Fröhlichkeit, ihr unbesonnener Leichtsinn mit ihrem unüberwindlichen Lachen wieder.

„Ach doch, das ist wahr, ich treibe meinen Spaß mit ihm. Er betet mich an; ich brauche ihn nur anzusehen und er gehorcht ... Wenn du wüßtest, wie komisch das ist, sich über so einen dicken Menschen lustig zu machen, und wenn er dann immer so aussieht, als glaubte er, ich würde ihn endlich doch belohnen!"

„Das ist aber ein gefährliches Spiel", sagte Henriette ganz ernsthaft.

„Meinst du? Was wage ich denn dabei? Wenn er erst mal sieht, daß er auf nichts rechnen darf, dann kann er sich doch höchstens ärgern und abziehen. Und dann — nein! Nie wird der das merken! Du kennst den Mann nicht; er gehört zu denen, mit denen die Frauen so weit gehen können, wie sie wollen, ohne jede Gefahr. Dafür, siehst du, habe ich ein Gefühl, das mir immer Bescheid sagt. Er ist viel zu eitel, er wird nie zugeben, daß ich mich über ihn lustig gemacht hätte ... Alles, was ich ihm gestatte, ist, daß er später ein Andenken von mir mitnehmen darf, und den Trost, daß er sich selbst sagen kann, er habe völlig richtig, wie jeder liebenswürdige Mensch gehandelt, der lange in Paris gelebt hat."

Sie wurde wieder lustig und setzte hinzu:

„Unterdessen läßt er den Ohm Fouchard in Freiheit setzen und bekommt für seine Mühe nichts als eine Tasse Tee, von meiner Hand gezuckert."

Aber mit einem Male kam ihre Furcht wieder und der Schrecken, überrascht worden zu sein. Tränen traten wieder unter dem Rand ihrer Augenlider hervor.

„Mein Gott! Und Frau Delaherche? ... Was soll daraus werden? Sie mag mich sowieso nicht recht, und sie ist fähig, meinem Manne alles zu sagen."

Henriette hatte sich schließlich wieder erholt. Sie trocknete ihrer Freundin die Augen und zwang sie, ihre unordentliche Kleidung etwas wieder in Ordnung zu bringen.

„Höre, Liebste, ich habe nicht die Kraft, dich zu schelten, und doch weißt du, wie ich dich tadle! Aber sie hatten mich so bange gemacht mit deinem Preußen, ich fürchtete so häßliche Sachen zu hören, daß die andere Geschichte dagegen wahrhaftig ein reiner Trost ist ... Sei nur ruhig, es läßt sich wohl noch alles ins reine bringen."

Das war sehr verständig, um so mehr, als Delaherche fast gleich darauf mit seiner Mutter ins Zimmer trat. Er erklärte ihnen, er habe einen Wagen holen lassen, der ihn nach Belgien bringen sollte, da er sich entschlossen habe, noch am selben Abend den Zug nach Brüssel zu erreichen. Er wollte daher seiner Frau Lebewohl sagen. Dann wendete er sich zu Henriette:

„Seien Sie ruhig; Herr von Gartlauben hat mir versprochen, als er wegging, er wolle sich die Sache mit Ihrem Ohm ansehen; und wenn ich auch nicht mehr da bin, meine Frau wird das übrige dann schon besorgen."

Seit Frau Delaherche hereingetreten war, hatte Gilberte, das Herz vor Angst zusammengeschnürt, sie nicht aus den

Augen gelassen. Würde sie nun sprechen und alles sagen, was sie gesehen hätte, und ihren Sohn abhalten, fortzugehen? Schweigend hielt die alte Dame ebenso schon von der Tür an ihre Blicke auf ihre Schwiegertochter gerichtet. In ihrer Strenge empfand auch sie zweifellos das als Trost, was Henriette so nachsichtig gemacht hatte. Mein Gott! Da es sich um den jungen Menschen handelte, einen Franzosen, der sich so tapfer geschlagen hatte, mußte sie ihr da nicht wohl verzeihen, wie sie ihr schon Hauptmann Beaudouins wegen verziehen hatte? Ihre Augen wurden milder, sie wandte den Kopf weg. Ihr Sohn konnte fortgehen, Edmond würde sie schon gegen den Preußen verteidigen. Sie ließ sogar ein schwaches Lächeln sehen, sie, die sie sich seit der guten Nachricht von Coulmiers über nichts mehr gefreut hatte.

„Auf Wiedersehen!" sagte sie und küßte Delaherche. „Bring' deine Geschäfte in Ordnung und komm' bald wieder zu uns!"

Und dann ging sie fort und trat von der andern Seite des Treppenabsatzes in die vermauerte Kammer, wo der Oberst in den Schatten jenseits des von der Lampe schwach erhellten Rundes stierte.

Henriette kehrte noch am selben Abend nach Remilly zurück; und drei Tage später hatte sie eines Morgens die Freude, Vater Fouchard ruhig auf den Hof kommen zu sehen, als käme er zu Fuß vom Abschluß eines Geschäftes in der Nachbarschaft nach Hause. Er setzte sich und aß ein Stück Brot mit Käse. Dann antwortete er auf alle Fragen ohne jede Hast mit der Miene jemandes, der niemals Furcht gekannt hat. Warum hätten sie ihn denn festhalten sollen? Er hatte doch nichts Böses getan. Er hatte doch den Preußen nicht umgebracht, nicht wahr? Er hatte auch den Behörden nichts weiter gesagt

als: „Sucht doch, ich weiß von nichts." Und sie hatten ihn wohl loslassen müssen, und den Ortsvorsteher auch, weil sie ja doch keine Beweise gegen sie hatten. Aber seine gerissenen, spöttischen Bauernaugen funkelten vor stummer Freude, daß er doch alle diese dreckigen Lumpen ordentlich reingelegt hatte, von denen er jetzt übrigens genug hatte, nun sie anfingen, ihm Scherereien wegen der Beschaffenheit seines Fleisches zu machen.

Der Dezember ging zu Ende und Jean wollte fort. Sein Bein war jetzt wieder kräftig, und der Doktor erklärte, er könne wieder fechten. Und das war ein großer Schmerz für Henriette, aber sie suchte ihn zu verbergen. Seit der unglücklichen Schlacht bei Champigny hatten sie keine Nachricht mehr aus Paris erhalten. Sie wußten nur, daß Maurices Regiment einem furchtbaren Feuer ausgesetzt gewesen sei und viele Leute verloren habe. Im übrigen immer nur dies tiefe Schweigen, kein Brief, keine Zeile für sie, während sie doch wußten, daß Familien in Raucourt und Sedan auf abgelegenen Wegen Depeschen erhalten hatten. Vielleicht war die Taube, die ihnen die so glühend ersehnte Nachricht heranbrachte, auf einen gefräßigen Sperber gestoßen; oder vielleicht war sie an irgendeinem Waldrande, von der Kugel eines Preußen durchbohrt, niedergefallen. Was ihnen aber vor allem wie ein Gespenst vor Augen stand, das war die Furcht, Maurice sei tot. Das Schweigen der großen Stadt dort hinten, die stumm in der Umklammerung der Einschließung lag, wurde in der Angst ihrer Erwartung zum Schweigen des Grabes. Sie hatten jede Hoffnung aufgegeben, noch etwas zu erfahren, und als Jean nun seinen ganz bestimmten Willen ausdrückte, fortzugehen, da hatte Henriette nur eine dumpfe Klage.

„Mein Gott! Dann ist's zu Ende, und ich bleibe ganz allein!"

Jeans Wunsch war, zum Nordheere zu stoßen, das General Faidherbe gerade frisch aufgestellt hatte. Seitdem General von Manteuffels Korps bis Dieppe vorgestoßen war, verteidigte diese Gruppe die drei vom übrigen Frankreich abgesonderten Bezirke, Nord, Pas-de-Calais und Somme; und Jeans leicht durchführbarer Plan ging dahin, Bouillon zu gewinnen und dann durch Belgien zu gehen. Er wußte, daß sie ein vollständiges Korps, das dreiundzwanzigste, aus all den alten Soldaten von Sedan und Metz aufstellten, die sie sammeln konnten. Er hatte auch erzählen hören, General Faidherbe wolle zum Angriff übergehen, und setzte daher seinen Fortgang endgültig auf den nächsten Sonntag fest, als er von der Schlacht bei Noyelle erfuhr, dieser Schlacht mit unentschiedenem Ausgange, die die Franzosen beinahe gewonnen hätten.

Wieder war es Doktor Dalichamp, der sich anbot, ihn mit seinem kleinen Wagen nach Bouillon zu bringen. Er war von unerschöpflichem Mut und Hochsinn. In Raucourt, das der durch die Bayern eingeschleppte Typhus verheerte, hatte er Kranke in allen Häusern, außer den beiden Lazaretten, die er zu besuchen hatte, dem in Raucourt selbst und dem in Remilly. Seine glühende Vaterlandsliebe, sein Drang, gegen unnütze Gewaltmaßregeln Verwahrung einzulegen, hatten schon zweimal dazu geführt, daß er von den Preußen festgenommen, nachher aber wieder freigelassen worden war. Am Morgen, als er erschien, um Jean mit seinem Fuhrwerk mitzunehmen, zeigte er sein gutherziges Lachen und war glücklich darüber, daß er wieder einem der Besiegten von Sedan zum Auskneifen verhelfen könne, all diesen armen,

tapferen Leuten, wie er sagte, die er aus seiner eigenen Tasche verpflegte und unterstützte. Jean, der sehr unter der Geldfrage litt, da er wußte, wie arm Henriette sei, hatte die ihm vom Doktor für die Reise angebotenen fünfzig Francs angenommen.

Vater Fouchard machte seine Sache beim Abschied sehr gut. Er ließ durch Silvine zwei Flaschen Wein holen und verlangte, sie sollten alle zusammen noch ein Glas auf die Vernichtung der Deutschen trinken. Er war jetzt ein großer Herr und hielt seinen Schatz irgendwo verborgen; und da er sich beruhigt fühlte, seitdem die Franktireurs aus dem Walde von Dieulet verschwunden waren, nachdem man sie wie wilde Tiere gehetzt hatte, da fühlte er nur noch den einen Wunsch, sich des nahenden Friedens zu erfreuen, sobald er abgeschlossen wäre. In einer Anwandlung von Großmut hatte er Prosper sogar Lohn zugebilligt, natürlich nur, um den Burschen auf dem Hofe festzuhalten, den dieser übrigens gar nicht zu verlassen wünschte. Er stieß mit Prosper an und wollte auch mit Silvine anstoßen, die er sogar einen Augenblick zu seiner Frau zu machen gedachte, wenn er sie so verständig, so ganz bei ihrer Tätigkeit sah; aber wozu? Er fühlte ja doch, sie würde sich nicht stören lassen, sie würde auch noch dableiben, wenn Karlchen erwachsen wäre und als Soldat losziehen würde. Und nachdem er mit dem Doktor, mit Henriette und mit Jean angestoßen hatte, rief er:

„Auf unser aller Gesundheit! Mögt ihr alle Glück haben, und möge es keinem schlechter gehen als mir!"

Henriette wollte Jean unbedingt bis Sedan begleiten, Er war in bürgerlicher Kleidung, im Überzieher und runden Hut, die ihm der Doktor geliehen hatte. Bei der großen, fürchterlichen Kälte leuchtete heute die Sonne auf dem

Schnee. Sie brauchten nur quer durch die Stadt; als Jean aber hörte, sein Oberst sei immer noch bei den Delaherches, da faßte ihn eine große Lust, den noch zu begrüßen; und zugleich wollte er dem Fabrikanten für seine Güte danken. Das war sein letzter Kummer in dieser Stadt des Unheils und Schmerzes. Als sie die Fabrik in der Rue Macqua erreichten, hatte dort gerade ein schmerzliches Ende das ganze Haus auf den Kopf gestellt. Gilberte war ganz verwirrt. Frau Delaherche weinte große, stumme Tränen, während ihr Sohn, der aus den Werkstätten heraufgekommen war, seiner Überraschung laut Ausdruck verlieh. Sie hatten den Oberst auf dem Fußboden seiner Kammer wie eine leblose, niedergestürzte Masse tot aufgefunden. Nur die ewige Lampe brannte noch in dem geschlossenen Zimmer. Der eiligst herbeigerufene Arzt konnte es gar nicht begreifen, da er keine wahrscheinlich vorliegende Ursache, weder Herzerweiterung noch zu starken Blutandrang, fand. Der Oberst war tot, wie von einem Blitz erschlagen, über dessen Herkunft niemand etwas angeben konnte; am nächsten Tage erst fanden sie ein Stück einer alten Zeitung, die als Buchumschlag gedient hatte und auf dem sich eine Schilderung der Übergabe von Metz befand.

„Liebste," sagte Gilberte zu Henriette, „als Herr von Gartlauben eben die Treppe hinunterging, nahm er vor dem Zimmer, in dem des Ohms Leiche liegt, seinen Helm ab ... Edmond hat es gesehen; er ist doch wirklich ein sehr netter Mensch, nicht wahr?"

Noch nie hatte Jean Henriette geküßt. Ehe er mit dem Doktor in den Wagen stieg, wollte er ihr für all ihre Fürsorge danken, dafür, daß sie ihn gepflegt und geliebt hatte wie einen Bruder. Aber er fand keine Worte, er öffnete die Arme und küßte sie schluchzend. Heftig erwiderte sie seinen

Kuß. Als das Pferd anzog, wendete er sich zurück; ihre Hände zitterten, als sie stammelnd sich immer wieder zuriefen:

„Leben Sie wohl! Leben Sie wohl!“

Als Henriette abends nach Remilly zurückkam, hatte sie Nachtdienst. Während ihrer langen Wache wurde sie wieder von einem heftigen Tränenstrom überwältigt, und sie weinte, weinte unendlich und erstickte ihren Schmerz zwischen den gefalteten Händen.

## 7

Am Tage nach Sedan begannen die deutschen Heere, ihre Menschenfluten weiter gegen Paris vor zu wälzen; die Maasabteilung kam vom Norden durchs Marnetal, während sich die Gruppe des Kronprinzen von Preußen, nachdem sie die Seine bei Villeneuve-Saint-George überschritten hatte, auf Versailles zu wandte, indem sie südlich an der Stadt entlangzog. Und als General Ducrot an dem lauen Septembermorgen, an dem ihm das kaum gebildete vierzehnte Korps anvertraut war, sich zu einem Angriff auf diese letztere während ihres Flankenmarsches entschloß, da erhielt Maurice, der mit seinem neuen Regiment, dem hundertundfünfzehnten, in den Wäldern links von Meudon lagerte, den Befehl zum Vorgehen erst, als das Unglück schon entschieden war. Ein paar Granaten hatten genügt, um in einem aus Rekruten gebildeten Zuavenregiment eine derartige Panik hervorzubringen, daß der Rest der Truppen in Auflösung mitgerissen wurde und der Strom der Fliehenden erst hinter den Wällen in Paris wieder zum Stehen kam, wo die Aufregung gewaltig war. Alle Stellungen außerhalb der Südforts

waren verloren; und noch am selben Abend wurde der letzte, die Stadt mit Frankreich verbindende Draht, der Telegraph der Westbahn, durchschnitten. Paris war von der Welt abgeschnitten.

Für Maurice war dies ein Abend voll entsetzlicher Trauer. Hätten die Deutschen nur es wagen mögen, sie hätten diese Nacht auf dem Karussellplatz lagern können. Aber sie waren unbedingt vorsichtige Leute und hatten sich für eine Belagerung in den hergebrachten Formen entschieden; sie hatten schon die einzelnen Punkte der Einschließung festgelegt, die Stellungen der Maasabteilung im Norden von Croissy an der Marne sich durch Epinay ziehend, eine andere Linie für die dritte Heeresgruppe im Süden von Chennevières bis Châtillon und Bougival, während das große Hauptquartier der Preußen, der König Wilhelm, Herr von Bismarck und der General von Moltke, die Leitung von Versailles ausüben würden. Die Riesenbelagerung, an die man nicht hatte glauben wollen, war nun zur Tatsache geworden. Diese Stadt mit ihrer acht und eine halbe Meile langen befestigten Umwallung, mit ihren fünfzehn Forts und sechs vorgeschobenen Außenwerken sollte sich nun wie in einem Gefängnis befinden. Das Verteidigungsheer zählte nur das dreizehnte Korps, das durch General Vinoy gerettet und herangeführt worden war, das noch in der Bildung begriffene und General Ducrot anvertraute vierzehnte, die zusammen einen Bestand von achtzigtausend Mann aufwiesen, zu denen noch vierzehntausend Marinemannschaften hinzutraten, und fünfzehntausend Mann Freikorps, hundertfünfzehntausend Mobilgarden, von den dreihunderttausend Nationalgarden gar nicht zu reden, die auf die neun Abschnitte der Wälle verteilt waren. Wenn das auch ein ganzes Volk darstellte, so fehlte

es doch an kriegsgewohnten Soldaten voller Manneszucht. Man rüstete die Leute aus und übte sie ein; Paris war nur noch ein mächtiges, befestigtes Lager. Die Vorbereitungen zur Verteidigung wurden von Stunde zu Stunde fieberhafter, die Wege abgeschnitten, die Häuser im Festungsgürtel niedergelegt, die zweihundert schwerkalibrigen Geschütze und die zweitausendfünfhundert andern instand gesetzt, weitere gegossen, für die eine ganze Werkstatt unter der mächtigen vaterländischen Anstrengung des Ministers Dorian aus der Erde emporschoß. Nach Abbruch der Verhandlungen von Ferrières, als Jules Favre die Forderungen Herrn von Bismarcks kennengelent hatte, die Abtretung des Elsaß, die Besatzung von Straßburg kriegsgefangen, drei Milliarden Entschädigung, da erhob sich ein Schrei des Zornes; die Fortsetzung des Krieges, äußerster Widerstand wurde als für das Leben Frankreichs unerläßliche Bedingung ausgerufen. Selbst ohne Hoffnung auf Sieg mußte Paris sich verteidigen, damit das Vaterland leben könne.

An einem Sonntage gegen Ende September wurde Maurice auf Arbeitsdienst nach dem andern Ende der Stadt geschickt, und die Straßen, denen er folgte, die Plätze, über die er kam, erfüllten ihn mit neuer Hoffnung. Es schien ihm, als hätten sich die Herzen seit der Flucht von Chatillon zu der großen Notwendigkeit emporgeschwungen. Ach! dies Paris, das er als so vergnügungssüchtig gekannt hatte, so voll von den übelsten Fehlern, das fand er nun so einfach, voll so heiterer Tapferkeit, da alle ihre Opfer auf sich nahmen. Man traf nur noch Uniformen an; auch die Gleichgültigsten trugen das Käppi der Nationalgarden. Das öffentliche Leben war wie ein Uhrwerk mit gebrochener Feder stehengeblieben, Industrie, Handel, die Staatsgeschäfte; nur eine Leidenschaft blieb

übrig, der Wille zu siegen, der einzige Gegenstand, von dem man noch sprach, der in den öffentlichen Versammlungen Herzen und Sinne ebenso entflammte wie während der Nachtwachen der Besatzungstruppen oder bei den ständigen Ansammlungen der Menge, die die Fußsteige versperrten. So zum Allgemeingut geworden, riß die Einbildung die Seelen mit, und die Spannung trieb das Volk zu edelmütigen, aber gefährlichen Torheiten. Es machte sich bereits ein gewisser Höhepunkt krankhafter Nervenschwäche geltend, eine fieberhafte Sucht, Furcht wie Vertrauensseligkeit zu übertreiben und die Bestie im Menschen beim geringsten Hauch zu entfesseln. Und in der Rue des Martyrs wohnte Maurice einem Vorgange bei, der auch ihn in Leidenschaft versetzte: eine wütende Bande stürzte sich in raschem Anlauf auf ein Haus, in dem man eins der oberen Fenster die ganze Nacht lebhaft von einer Lampe erhellt gesehen hatte, augenscheinlich ein Zeichen für die Preußen in Bellevue außerhalb Paris. Von dieser Gespensterfurcht heimgesucht, lebten manche Bürger nur noch auf ihren Dächern, um die Umgebung abzusuchen. Am Tage vorher hatte man einen Unglücklichen, der auf einen offen auf einer Bank liegenden Stadtplan sah, in einem der Wasserbecken im Tuileriengarten ertränken wollen. Diesen krankhaften Verdacht zog Maurice, der sonst so freier Sinnesart gewesen war, sich ebenfalls zu bei der Erschütterung alles dessen, woran er bisher geglaubt hatte. Er war nicht länger verzweifelt wie am Abend der panischen Flucht von Chatillon, als er besorgt war, ob die französische Armee wohl je soviel männlichen Geist wiederfinden werde, daß sie sich schlagen könne: der Ausfall am 30. September auf l'Hay und Chevilly, der vom 13. Oktober, bei dem die Mobilgarden Bagneux nahmen, endlich der vom 21., bei dem sein Regi-

ment sich einen Augenblick des Parks von Malmaison bemächtigte, stellten seinen Glauben, die ihn verzehrende Flamme seiner Hoffnung, die ein Funke wieder beleben konnte, wieder her. Wenn die Preußen ihr auch überall Einhalt boten, die Truppe hatte sich doch tapfer geschlagen, sie verstand noch zu siegen. Aber Maurices Leiden rührte davon her, wie dies große Paris von höchster Einbildung zur schlimmsten Entmutigung umsprang und trotz alles Dranges, zu siegen, von der Furcht vor Verrat heimgesucht wurde. Mußten nach dem Kaiser und dem Marschall Mac Mahon nicht General Trochu und General Ducrot nur mittelmäßige Führer bilden, ahnungslose Werkführer der Niederlage? Die gleiche Bewegung, die das Kaiserreich weggefegt hatte, drohte nun auch die Regierung der nationalen Verteidigung bei der Ungeduld ein paar Gewalttätiger mit sich zu reißen, die die Macht an sich reißen wollten, um Frankreich zu retten. Jules Favre und ihre andern Mitglieder waren dem Volke schon verhaßter als die gestürzten früheren Minister Napoleons III. Da sie die Preußen nicht schlagen wollten, mußten sie andern Platz machen, den Umstürzlern, die gewiß waren, zu siegen, indem sie die Erhebung der Massen ausschrieben und Erfindern ihr Ohr liehen, die die Bannmeile unterminieren oder den Feind durch einen neuartigen Regen griechischen Feuers zu vernichten gedachten.

Am Abend vor dem 31. Oktober wurde Maurice auf diese Weise von dem Übel träumerischer Mutlosigkeit heimgesucht. Er gab sich jetzt Einbildungen hin, über die er früher gelacht hätte. Warum nicht? Herrschten denn nicht Blödsinn und Verbrechen schrankenlos? Konnte nicht inmitten der Umwälzungen, die die ganze Welt auf den Kopf stellten, ein Wunder möglich werden? Seit langem hatte sich in ihm der

Groll aufgespeichert, seit der Stunde, als er dort unten vor Mülhausen von Fröschweiler erfahren hatte; an Sedan blutete sein Herz noch wie aus einer frischen, stets aufs neue gereizten Wunde, die der geringste Anstoß wieder aufreißen konnte; die Erschütterung jeder neuen Niederlage schwang in ihm nach, sein Körper wurde immer jämmerlicher, der Kopf schwächer von einer so langen Reihe von Tagen ohne Brot, Nächten ohne Schlaf; er fühlte sich durch dies Leben wie in einem Alpdruck so verwirrt, daß er gar nicht mehr wußte, lebte er überhaupt noch; und der Gedanke, all dies Leid könne schließlich nur in einer neuen, nicht wieder gut zu machenden Umwälzung ihr Ende finden, machte ihn ganz närrisch, machte aus diesem gebildeten Manne ein Wesen, das nur noch in einer Gefühlswelt lebte, wieder zum Kinde wurde, das unaufhörlich sich nur von der Erregung des Augenblicks antreiben ließ. Alles, Vernichtung, Ausrottung lieber, als einen Sou, einen Zoll von Frankreichs Boden hergeben! In ihm vollzog sich jetzt die Umwälzung, die unter dem Eindruck der ersten verlorenen Schlachten die Napoleonssage vernichtet hatte, den gefühlsseligen Bonapartismus, den er den heldengedichtartigen Erzählungen seines Großvaters verdankte. Er blieb auch schon gar nicht mehr bei einer wissenschaftlichen, verständigen Republik stehen, er gab sich bereits mit dem gewaltsamen Umsturz ab und glaubte an die Notwendigkeit des Schreckens, um alle Unfähigen und Verräter wegzufegen, die das Vaterland abschlachten wollten. So war er am 31. mit dem Herzen auch bei den Aufrührern, als neue Unheilsnachrichten sich Schlag auf Schlag überstürzten: der Verlust von Le Bourget, das durch die Freiwilligen der Presse in der Nacht vom 27. auf den 28. so tapfer erobert worden war; die Ankunft Herrn Thiers' in Versailles,

seine Rückkunft von der Reise durch die Hauptstädte Europas, von der er zurückkehrte, um, wie es hieß, im Namen Napoleons III. zu verhandeln; endlich die Übergabe von Metz, von der er unter all den bereits umlaufenden undeutlichen Gerüchten schreckliche Gewißheit erhielt, der letzte Keulenschlag, ein neues Sedan, bei dem aber die Schande noch größer war. Als er am nächsten Tage von den Vorgängen im Stadthaus hörte, wie die Meuterer einen Augenblick siegreich gewesen wären, die Mitglieder der Regierung der nationalen Verteidigung bis vier Uhr morgens gefangengehalten hätten, die dann nur durch einen Stimmungswechsel in der zunächst gegen sie wild erregt gewesenen, dann aber beim Gedanken an einen siegreichen Aufstand unruhig gewordenen Bevölkerung gerettet worden seien, da tat es ihm leid um diesen Fehlschlag, um die Kommune, von der vielleicht noch das Heil zu erwarten war, der Ruf zu den Waffen, das Vaterland in Gefahr, all die alten Andenken der Geschichte an ein freies Volk, das nicht sterben will. Herr Thiers wagte gar nicht, nach Paris hereinzukommen, und man war nach Abbruch der Verhandlungen so weit, daß man die Stadt festlich beleuchten wollte.

So lief der Monat November in fieberhafter Ungeduld dahin. Es fanden kleinere Gefechte statt, an denen Maurice nicht teilnahm. Sein Lager befand sich jetzt nach der Seite von Saint-Ouen hinüber; er brannte bei jeder Gelegenheit durch, verzehrt von einem ewigen Hunger nach Neuigkeiten. Wie er selbst, wartete auch Paris in sorgenvoller Spannung. Die Wahlen zum Bezirksvorsteher schienen die politischen Leidenschaften beruhigt zu haben; aber fast alle Gewählten gehörten den am weitesten links stehenden Parteien an, und darin lag ein furchtbares Anzeichen für die Zukunft. Und

worauf Paris in dieser neuen Ruhe wartete, das war der große, so lange angekündigte Massenausfall, der Sieg, die Befreiung. Abermals ließ das gar keinen Zweifel zu: sie würden die Preußen über den Haufen rennen, über ihre Leichen gehen. Auf der Halbinsel von Gennevilliers wurden Vorbereitungen getroffen, da man diesen Punkt als den für einen Durchbruch geeignetsten ansah. Dann kam eines Morgens die tolle Freude über die gute Nachricht von Coulmiers, Orleans wäre wieder genommen, die Loireabteilung unterwegs und lagerte schon bei Etampes, wie es hieß. Nun war alles ganz verwandelt; es handelte sich nur noch darum, ihr von der andern Seite der Marne her die Hand zu reichen. Die militärischen Kräfte waren umgebildet, es waren drei Abteilungen geschaffen worden, die eine unter dem Befehl des Genreals Clément Thomas aus Bataillonen der Nationalgarde zusammengesetzt, die nächste aus dem dreizehnten und vierzehnten Korps gebildet und um alle möglichst guten, von überallher zusammengeholten Bestandteile vermehrt, die General Ducrot bei dem großen Angriff führen sollte; die letzte schließlich, die Reserve, war lediglich aus Mobilgarden gebildet und unterstand General Vinoy. Unbedingter Glaube hob Maurice empor, als er am 28. November mit den 115ern im Gehölz von Vincennes lagerte. Die drei Korps der zweiten Abteilung lagen dort; manche Leute erzählten sich, das Zusammentreffen mit der Loiregruppe sei auf den nächsten Tag bei Fontainebleau festgesetzt. Dann aber traten sofort die gewöhnlichen dummen Zufälle und Fehler auf; ein plötzliches Hochwasser machte es unmöglich, eine Schiffsbrücke zu schlagen, ärgerliche Befehle verzögerten alle Bewegungen. Die folgende Nacht gingen die 115er als eins der ersten über den Fluß; und von zehn Uhr an war

Maurice unter schrecklichem Feuer bei dem Durchbruch durch das Dorf Champigny. Er war wie verrückt; sein Chassepot verbrannte ihm trotz der starken Kälte die Finger. Seit es losging, war sein einziger Wille darauf gerichtet, immer weiter so vorwärts zu dringen, bis sie die Waffenbrüder aus der Provinz dort draußen erreicht hätten. Aber gegenüber Champigny uud Bry stieß die Abteilung mit einemmal auf die Mauern des Parks von Coeuilly und Villiers, einen halben Kilometer lange Mauern, die die Preußen zu uneinnehmbaren Festungen gemacht hatten. An dieser Schranke mußte jeder Mut scheitern. Von da an gab es nur noch Zaudern und Rückwärtsfließen; das dritte Korps kam zu spät; das erste und zweite, die sich schon festgerannt hatten, verteidigten Champigny noch zwei Tage lang, bis sie es in der Nacht des zweiten Dezembers nach einem unfruchtbaren Siege im Stiche lassen mußten. In dieser Nacht bezog die ganze Gruppe wieder Lager unter den von Rauhfrost weißen Bäumen des Parks von Vincennes; Maurice weinte, die Füße abgestorben, das Gesicht gegen den eisigen Boden.

Ach! Die jammervollen, trübseligen Tage, die auf diesen Fehlschlag nach so gewaltigen Anstrengungen folgten! Der seit so langer Zeit vorbereitete große Ausfall, der unwiderstehliche Stoß, der Paris befreien sollte, war gescheitert; drei Tage später kündigte ein Brief Herrn von Moltkes an, die Loireabteilung sei geschlagen und Orleans abermals aufgegeben. So war der Kreis, der sich immer enger zusammenzog, jetzt unmöglich mehr zu durchbrechen. Aber Paris schien in dem Fieber seiner Verzweiflung neue Kräfte zu finden. Hungersnot begann zu drohen. Von Mitte Oktober an wurde das Fleisch eingeteilt. Im Dezember war von den großen Rinder- und Hammelherden, die man im Bois de Boulogne

im Staube ihres beständigen Getrabes hatte frei laufen lassen, kein Tier mehr übrig, und man mußte anfangen Pferde zu schlachten. Die Getreidevoräte und das später beschlagnahmte Mehl und Getreide sollten Paris Brot für vier Monate liefern. Als das Mehl zu Ende war, mußten auf den Bahnhöfen Mühlen errichtet werden. Auch Brennstoff fehlte; er wurde für das Getreidemahlen, Brotbacken und zur Waffenherstellung aufgespart. Und dies Paris ohne Gas, das nur noch von einigen spärlichen Petroleumlampen erhellt wurde, das unter seinem Eismantel zitterte, dem sein schwarzes Brot und sein Pferdefleisch zugeteilt wurde, dies Paris hoffte trotz alledem und redete von Faidherbe im Norden, Chanzy an der Loire, Bourbaki im Osten, als müßte ein Wunder sie siegreich unter seine Mauern heranführen. Vor den Bäckereien und Schlächtereien warteten endlose Züge im Schnee und munterten sich noch zuweilen an erfundenen großen Siegen auf. Nach der auf jede Niederlage folgenden Niedergeschlagenheit stand die Einbildung hartnäckig wieder auf und flammte sogar höher empor unter dieser Menge, die infolge Leiden und Hunger an Wahnvorstellungen litt. Auf dem Platze vor dem Chateau d'Eau wurde ein Soldat, der von Übergabe sprach, von Vorübergehenden fast umgebracht. Während die Truppe mit ihrem Mute zu Ende war und das Ende herankommen fühlte und nach Frieden verlangte, forderte die Bevölkerung immer wieder den Massenausfall, den Ausfall wie ein Bergstrom; das ganze Volk mit Weibern und Kindern sogar sollte sich auf die Preußen stürzen wie ein aus den Ufern getretener Strom, der alles über den Haufen stürzt und mitreißt.

Und Maurice sonderte sich ab von seinen Gefährten; er fühlte einen wachsenden Haß gegen seinen Soldatenberuf,

der ihn als unnützen Schwätzer im Schutze des Mont-Valérien festhielt. Er suchte auch nach Gelegenheiten, um möglichst rasch nach Paris auskneifen zu können, wo sein Herz war. Nur inmitten der Menge fühlte er sich wohl; er versuchte sich zu zwingen, mit ihr zu hoffen. Oft sah er die Ballons abfahren, die alle zwei Tage am Nordbahnhof aufstiegen und Brieftauben und Depeschen mitnahmen. Die Ballons stiegen in den traurigen Winterhimmel und verschwanden; und alle Herzen krampften sich vor Angst zusammen, wenn der Wind sie auf Deutschland zu trieb. Viele mußten verlorengegangen sein. Er selbst hatte zweimal an seine Schwester Henriette geschrieben und wußte nicht, ob sie die Briefe bekommen habe. Das Andenken an seine Schwester, das Andenken an Jean lagen so tief auf dem Hintergrunde der weiten Welt, aus der nichts mehr zu ihm drang, verborgen, daß er nur sehr selten noch an sie dachte wie an geliebte Wesen, die er in einer andern Welt zurückgelassen habe. Sein Dasein war ganz erfüllt durch den fortwährenden Sturm von Niedergeschlagenheit und Aufregung, in dem er jetzt lebte. Von den ersten Tagen des Januar an war es dann eine neue Wut, die ihn aufpeitschte, nämlich über die Beschießung der Stadtviertel auf dem linken Ufer. Er hatte die Verzögerung schließlich dem Menschlichkeitsgefühl der Preußen zugeschrieben, während sie doch nur durch Schwierigkeiten bei der Einrichtung verursacht war. Wenn jetzt eine Granate zwei kleine Mädchen im Val-de-Grâce tötete, war er voll wütender Verachtung gegen die Barbaren, die Kinder töteten und Museen und Bibliotheken zu verbrennen drohten. Nach dem Schrecken der ersten Tage nahm Paris übrigens trotz der Granaten sein Dasein heldenhafter Hartnäckigkeit wieder auf.

Seit dem Stoße bei Champigny war nur auf der Seite nach

Le Bourget hin ein neuer unglücklicher Versuch unternommen worden; und an dem Abend, als das Feuer der schweren Geschütze auf den Forts lag und die Hochebene des Avron geräumt werden mußte, verfiel auch Maurice in die Reizbarkeit, die mit größter Heftigkeit die ganze Stadt erfüllte. Der Sturm wachsenden Mißfallens, der General Trochu und die Regierung der nationalen Verteidigung wegzufegen drohte, wuchs durch sie bis zu einem Punkte, der sie zwang, eine letzte, wenn auch unnütze Anstrengung zu unternehmen. Warum weigerten sie sich, die dreihunderttausend Mann Nationalgarden ins Feuer zu führen, die sich immer wieder anboten und ihren Anteil an der Gefahr verlangten? Das war der Ausfall wie ein Bergstrom, den sie schon seit dem ersten Tage forderten, bei dem Paris seine Deiche zerbrach und die Preußen unter der riesigen Flut seiner Bevölkerung ertränkte. Diesem Gelübde von Tapferkeit mußten sie wohl trotz der Gewißheit einer neuen Niederlage nachgeben; um aber das Gemetzel einzuschränken, begnügten sie sich damit, neben der aktiven Truppe die neunundfünfzig Bataillone der mobilisierten Nationalgarde dazu zu verwenden. Und am Abend vor dem 19. Januar war es wie vor einem Fest: eine gewaltige Menschenmenge sah auf den Boulevards und in den Champs-Elysées die Regimenter vorüberziehen, die mit Musik an der Spitze vaterländische Lieder sangen. Kinder und Frauen liefen nebenher, Männer stiegen auf die Bänke, um ihnen flammende Siegeswünsche zuzurufen. Am folgenden Tage wälzte sich dann die ganze Menge nach dem Triumphbogen hin; eine verrückte Hoffnung packte sie, als am Morgen die Nachricht von der Einnahme von Montretout eintraf. Erzählungen wie Heldengedichte liefen umher über den unwiderstehlichen Schwung der Nationalgarden;

die Preußen wären einfach über den Haufen gerannt, vor Abend noch würde Versailles genommen sein. Und dann die Bestürzung, als mit sinkender Nacht der unvermeidliche Gegenstoß bekannt wurde. Während die linke Kolonne Montretout besetzte, brach die mittlere, die die Parkmauer von Buzenval durchbrochen hatte, vor einer zweiten, inneren in sich zusammen. Es war Tauwetter eingetreten; ein feiner, anhaltender Regen hatte alle Wege durchweicht, und die Geschütze, die mit Hilfe allgemeiner Unterstützung gegossen waren, in die Paris seine ganze Seele dahingegeben hatte, die konnten nicht kommen. Rechts blieb die Abteilung General Ducrots, die zu spät eingesetzt war, im Rückstand. Sie waren am Ende ihrer Kräfte, General Trochu mußte den Befehl zum allgemeinen Rückzug geben. Sie gaben Montretout auf, sie gaben Saint-Cloud auf, das die Preußen in Brand steckten. Und als es dunkle Nacht wurde, war am Horizont von Paris nichts mehr zu sehen als diese gewaltige Feuersbrunst.

Jetzt fühlte Maurice selbst, dies bedeute das Ende. Er hatte unter dem schrecklichen Feuer der preußischen Befestigungen vier Stunden lang mit den Nationalgarden im Park von Buzenval gelegen; und nachdem er wieder hereingekommen war, lobte er in den folgenden Tagen ihren Mut aufs höchste. Die Nationalgarde hatte sich in der Tat tapfer gehalten. War also nicht notwendigerweise die Niederlage auf die Torheit und den Verrat der Führer zurückzuführen? In der Rue de Rivoli traf er auf Ansammlungen, die: „Nieder mit Trochu! Hoch die Kommune!" riefen. Das bedeutete das Erwachen der Leidenschaften des Umsturzes, den Trieb einer neuen, derart beunruhigenden Auffassung, daß die Regierung der nationalen Verteidigung, um nicht von ihm weg-

gefegt zu werden, den General Trochu zwingen zu müssen glaubte, zurückzutreten, und ihn durch General Vinoy ersetzte. Maurice hörte an diesem Tage auch in einer öffentlichen Versammlung in Belleville, in die er hineinging, abermals den Massenangriff fordern. Der Gedanke war verrückt, das wußte er, und trotzdem klopfte ihm das Herz, angesichts dieser Hartnäckigkeit zu siegen. Wenn alles zu Ende ist, darf man dann nicht noch auf ein Wunder hoffen? Die ganze Nacht träumte er von Wunderdingen.

Wieder verliefen acht lange Tage. Paris lag im Todeskampf ohne Klage da. Läden wurden nicht mehr geöffnet; die wenigen Fußgänger trafen in den verlassenen Straßen auf kein Fuhrwerk mehr. Vierzigtausend Pferde waren schon aufgezehrt; es war soweit gekommen, daß Hunde, Katzen und Ratten teuer bezahlt wurden. Seit es an Getreide fehlte, war das aus Reis und Hafer hergestellte Schwarzbrot ganz klitschig und schwer zu verdauen; und um die einem nach der Verteilung zustehenden dreihundert Gramm zu erhalten, wurde das Warten in Reihen vor den Bäckerläden rein tödlich. Ach! Diese schmerzlichen Zeiten der Belagerung, wenn die armen Frauen im Platzregen mit den Füßen in dem eisigen Schmutz zitterten, als das heldenhaft ertragene Elend der großen Stadt, die sich nicht ergeben wollte! Die Sterblichkeit verdreifachte sich, die Theater wurden in Lazarette umgewandelt. Nachts versanken die früheren Prunkviertel bei der tiefen Finsternis in traurige Ruhe, wie die Vorstädte einer verfluchten, von der Pest heimgesuchten Stadt. In diesem Schweigen, dieser Finsternis hörte man nichts mehr als den dauernden Lärm der Beschießung, sah man nichts mehr, als die Blitze aus den Geschützrohren den Winterhimmel in Flammen setzen.

Plötzlich, am 29. Januar, erfuhr Paris, daß Jules Favre seit zwei Tagen mit Herrn von Bismarck über einen Waffenstillstand verhandele; und gleichzeitig wurde bekannt, daß es nur noch Brot für zehn Tage gäbe und kaum Zeit genug für die Wiederversorgung der Stadt übrigbliebe. Das hieß also, die Übergabe wurde in der rohesten Form erzwungen. Paris verfiel angesichts der Wahrheit, die man ihm nun endlich sagte, in trübe Starrheit und ließ alles über sich ergehen. Am selben Tage ertönte um Mitternacht der letzte Schuß. Als dann am 29. die Deutschen die Forts besetzt hatten, bezog Maurice mit den 115ern wieder Lager nach Montrouge hinüber, innerhalb der Befestigungen. Und nun begann für ihn ein unbestimmtes Dasein voller Faulheit und Fieberhaftigkeit. Die Manneszucht hatte sich stark gelockert, die Leute zerstreuten sich und bummelten herum in der Erwartung, heimgeschickt zu werden. Er aber verblieb in einer verwirrten, düsteren Gereiztheit, in einer Unruhe, die sich beim geringsten Anlaß in Verzweiflung verwandelte. Gierig las er die Tageszeitungen des Umsturzes, und dieser Waffenstillstand auf drei Wochen, nur geschlossen, um Frankreich die Einberufung einer Versammlung zu gestatten, die Frieden schließen könnte, kam ihm wie eine Falle vor, ein letzter Verrat. Selbst wenn Paris gezwungen war, sich zu übergeben, dann war er mit Gambetta für Fortsetzung des Krieges im Norden und an der Loire. Das Unglück des sich selbst überlassenen Ostheeres, das nach der Schweiz übertreten mußte, versetzte ihn in Wut. Die dann folgenden Wahlen machten ihn vollends verrückt: das war ja, was er vorausgesehen hatte; die Provinz war feige, sie war über den Widerstand von Paris gereizt und verlangte unter allen Umständen nach Frieden; sie wollte die Monarchie unter dem Schutze der noch gerich-

teten preußischen Geschütze wieder einsetzen. Nach den ersten in Bordeaux abgehaltenen Sitzungen wurde Thiers, der nach seiner Wahl in sechsundzwanzig Bezirken zum Vorsitzenden der Ausführenden Gewalt ausgerufen war, in seinen Augen zum Ungeheuer, zu dem Mann aller Lügen und Verbrechen. Sein Zorn ging auch nicht zurück; der von dieser monarchischen Versammlung abgeschlossene Friede erschien ihm als der Gipfel der Schande; er raste schon, wenn er nur an die harten Bedingungen dachte, die Entschädigung von fünf Milliarden, die Abtretung von Metz, das Imstichelassen des Elsaß, an all das Gold und Blut Frankreichs, das nun aus dieser unheilbaren Seitenwunde dahinlief.

In den letzten Februartagen entschloß sich Maurice daher, die Fahne zu verlassen. Ein Satz des Vertrages besagte, die in Paris lagernden Mannschaften sollten entwaffnet und heimgeschickt werden. Das wartete er nicht ab; es schien ihm, als würde ihm das Herz ausgerissen, wenn er das ruhmreiche Pariser Pflaster hinter sich lassen müsse, das nur der Hunger hatte bezwingen können; er verschwand und mietete sich in der Rue des Orties oben auf der Butte des Moulins in einem sechsstöckigen Hause ein enges eingerichtetes Zimmer, eine Art Aussichtspunkt, von wo man über das schrankenlose Dächermeer von den Tuilerien bis nach der Bastille sah. Ein früherer Studiengefährte aus der Rechtsfakultät lieh ihm hundert Francs. Sobald er sich übrigens eingerichtet hatte, ließ er sich in ein Bataillon Nationalgarde einschreiben, und die dreißig Sous Lohn mußten ihm genügen. Der Gedanke an ein ruhiges, selbstzufriedenes Dasein in der Provinz jagte ihm Angst ein. Selbst die Briefe seiner Schwester Henriette, an die er am Tage nach dem Waffenstillstand geschrieben hatte, ärgerten ihn mit ihren flehenden Bitten, ihrem glühenden

Wunsch, ihn sich in Remilly zur Ruhe setzen zu sehen. Er weigerte sich; er wollte später kommen, wenn die Preußen nicht mehr da wären.

In immer zunehmendem Fieber wurde Maurices Leben unstet, geschwätzig. Er litt keinen Hunger mehr; das erste Weißbrot hatte er mit Wonne verzehrt. Das unter Alkohol gesetzte Paris, in dem es nie an Branntwein und Wein gefehlt hatte, lebte jetzt in Völlerei und verfiel in dauernde Betrunkenheit. Aber es war immer noch ein Gefängnis; seine Tore wurden von den Deutschen bewacht, und verwickelte Förmlichkeiten hinderten einen am Verlassen. Das öffentliche Leben hatte noch nicht wieder angefangen, es gab noch keine Arbeit, keine Staatsgeschäfte; das ganze Volk lag hier voller Erwartung in Nichtstun und geriet schließlich im hellen Sonnenschein des auflebenden Frühlings auf falsche Bahnen. Während der Belagerung machte der Militärdienst wenigstens ihnen die Glieder müde und beschäftigte die Köpfe; jetzt dagegen glitt die Bevölkerung bei ihrer Losgelöstheit von der ganzen übrigen Welt mit einem Male in ein Dasein gänzlicher Faulheit hinab. Er bummelte ebenso wie die übrigen vom Morgen bis zum Abend herum und atmete die von allen möglichen sich aus der Menge erhebenden Wahnsinnskeimen vergiftete Luft ein. Die unbeschränkte Freiheit, die man jetzt genoß, zerstörte schließlich alles von Grund auf. Er las Zeitungen, besuchte öffentliche Versammlungen, zuckte wohl auch gelegentlich über zu grobe Eseleien die Achseln und ging schließlich heim, während ihm Gewalttätigkeiten im Gehirn spukten und er zu verzweifelten Handlungen bereit war, um das, was er für Wahrheit und Gerechtigkeit hielt, zu verteidigen. Und in seiner kleinen Kammer, von der aus er über die Stadt hinwegsah, träumte er immer noch von Sieg und

sagte sich, man könne Frankreich, die Republik noch retten, solange der Friede noch nicht unterzeichnet sei.

Am 1. März sollten die Preußen in Paris einziehen, und ein langgezogener Schrei des Abscheus und Zornes entrang sich den Herzen aller. Maurice wohnte keiner öffentlichen Versammlung mehr bei, ohne daß er die Gesetzgebende Versammlung, Thiers, die Männer des 4. Septembers anklagen hörte, sie hätten der heldenmütigen Stadt nicht einmal diesen Gipfel der Schande ersparen wollen. Er selbst ließ sich eines Abends so weit hinreißen, das Wort zu ergreifen und hinauszuschreien, ganz Paris müsse eher auf den Wällen sterben, als einen einzigen Preußen einziehen zu lassen. Unter dieser durch die Monate des Hungers und der Sorgen auf falsche Bahnen gelenkten Bevölkerung keimte, seitdem sie nun in eine von Alpdrücken beeinflußte Redseligkeit verfiel und vom Argwohn gegen selbstgeschaffene Gespenster gepeinigt wurde, ganz natürlicherweise der Aufruhr und bereitete sich am helllichten Tage vor. Es war dies einer jener geistigen Wendepunkte, die man immer als Folge großer Belagerungen beobachten kann, wo ein Übermaß an betrogener Vaterlandsliebe sich, nachdem sie die Seelen umsonst entflammt hat, in blinden Drang nach Rache und Zerstörung verwandelt. Der Hauptausschuß, den die Abgeordneten der Nationalgarde gewählt hatten, erhob gegen jeden Versuch einer Entwaffnung Einspruch. Es kam zu einer großen Kundgebung auf dem Bastillenplatz mit roten Fahnen und flammenden Reden, dem Zusammenfluß einer Riesenmenge, dem Mord eines armseligen Polizeibeamten, den man, auf ein Brett gebunden, in einen Kanal geworfen und dann mit Steinwürfen umgebracht hatte. Und zwei Tage später wurde Maurice nachts durch Trommeln und Sturmläuten aufgeweckt, er sah Ban-

den von Männern und Weibern Geschütze über den Boulevard des Batignolles ziehen und spannte sich selbst mit einem Haufen anderer vor eins davon, während es um ihn herum hieß, das Volk hätte sich diese Geschütze selbst vom Wagramplatz geholt, damit die Nationalversammlung sie nicht den Preußen auslieferte. Es waren hundertsiebzig, die Bespannungen fehlten, das Volk zog sie in der wilden Begeisterung einer Barbarenhorde, die ihre Götter retten will, an Stricken und schob sie mit den Fäusten bis oben auf den Gipfel des Montmartre. Als die Preußen sich am 1. März damit begnügen mußten, einen Tag lang das Viertel der Champs-Elysées zu besetzen und innerhalb der Schlagbäume wie eine Herde sehr beunruhigter Sieger zu lagern, da rührte Paris sich nicht aus seiner düstern Stimmung; die Straßen lagen verlassen da, die Häuser blieben geschlossen, die ganze Stadt war wie tot, in einen riesigen Trauerschleier eingehüllt.

Zwei weitere Wochen gingen hin, und Maurice wußte gar nicht mehr, wie sein Leben eigentlich in der Erwartung dieses Unendlichen, Ungeheuerlichen, das er kommen fühlte, dahinflösse. Der Friede war endgültig geschlossen; die Nationalversammlung sollte sich am 20. März in Versailles einrichten; für ihn stand indessen noch gar nichts fest, irgendein schreckliches Rachewerk mußte beginnen. Als er am 18. März aufstand, erhielt er einen Brief von Henriette, in dem sie ihn wieder einmal anflehte, sie in Remilly zu treffen, und ihm zärtlich drohte, sie würde sich selbst auf den Weg machen, wenn er zu lange damit wartete, ihr diese große Freude zu machen. Dann sprach sie von Jean und erzählte ihm, wie er, nachdem er sie gegen Ende Dezember verlassen hätte, um zum Nordheere zu stoßen, in einem belgischen Krankenhause an einem bösartigen Fieber erkrankt wäre; erst in der vorhergehenden

Woche habe er ihr schreiben können, er gehe trotz seines Schwächezustandes nach Paris, wo er wieder in Dienst treten wolle. Henriette schloß mit der Bitte an ihren Bruder, ihr möglichst genaue Nachricht über Jean zu geben, sobald er ihn gesehen hätte. Nun wurde Maurice mit dem offenen Briefe vor Augen von einer zärtlichen Träumerei ergriffen. Henriette, Jean, seine so heiß geliebte Schwester und sein Bruder durch Kummer und Elend, mein Gott! wie fern lagen diese geliebten Wesen seinen Gedanken, seitdem der Sturm in seinem Innern hauste. Da jedoch seine Schwester ihm mitteilte, sie habe Jean die Adresse in der Rue des Orties nicht geben können, so nahm er sich vor, ihn heute noch aufzusuchen und in die Militärbureaus zu gehen. Aber er war kaum herunter und über die Straße Saint-Honoré gegangen, als zwei Genossen aus seinem Bataillon ihm die Vorgänge der Nacht und des Morgens auf Montmartre erzählten. Nun gingen sie alle drei in Laufschritt über und verloren den Kopf.

Ach, mit welcher entscheidenden Erregung erfüllte Maurice dieser Tag des 18. März! Später konnte er sich nicht mehr klar daran erinnern, was er gesagt, getan hatte. Zunächst sah er sich voller Wut dahinrennen über die vor Tagesanbruch versuchte militärische Überraschung, durch die Paris entwaffnet werden sollte, indem man die Geschütze vom Montmartre wieder herunterholte. Augenscheinlich plante Thiers, der aus Bordeaux zurückgekommen war, diesen Streich seit zwei Tagen, damit die Nationalversammlung ohne jede Gefahr in Versailles die Monarchie ausrufen könne. Dann sah er sich selbst gegen neun Uhr auf dem Montmartre, erhitzt durch die Schilderungen von dem Siege, die man ihm machte, wie die Truppen verstohlen herangekommen seien, die glückliche Verspätung der Bespannung es den Nationalgarden er-

laubt habe, sich zu bewaffnen, wie die Soldaten nicht gewagt hätten, auf Frauen und Kinder zu schießen, und den Kolben in die Luft gehoben hätten, um sich mit dem Volke zu verbrüdern. Dann sah er sich wieder durch Paris laufen; seit Mittag sah er ein, Paris gehöre der Kommune ohne Kampf. Thiers und die Minister waren aus dem Ministerium des Auswärtigen, wo sie sich versammelt hatten, entflohen, die ganze Regierung befand sich auf der Flucht nach Versailles, die dreißigtausend Mann, die in der Eile herangebracht waren, hatten über fünftausend der Ihrigen auf den Straßen liegen lassen. Gegen halb sechs sah er sich ferner an der Ecke eines der äußern Boulevards inmitten einer Gruppe Rasender und hörte ohne jeden Widerwillen die abscheuliche Geschichte von dem Morde der Generale Lecomte und Clément Thomas. Ah, Generale! Er dachte wieder an die von Sedan, die unfähigen Genießer! Einer mehr oder weniger, was lag daran! Und der Rest des Tages lief unter der gleichen, alles entstellenden Erregung dahin; das Pflaster selbst schien nach Aufruhr zu verlangen, der anwuchs und mit einem Schlage durch ein unvorhergesehenes Verhängnis als Herr dastand, und als Siegesfeier fiel das Stadthaus um zehn Uhr abends den Mitgliedern des Hauptausschusses zu, die ganz erstaunt waren, sich hier widerzufinden.

Ein Punkt aber blieb doch ganz klar in Maurices Gedächtnis haften: sein plötzliches Wiedersehen mit Jean. Dieser letztere befand sich seit drei Tagen in Paris, wo er ohne einen Sou angekommen war, noch ganz abgezehrt und erschöpft von den zwei Fiebermonaten, die ihn im Krankenhause in Brüssel festgehalten hatten; und da er fast unmittelbar darauf einen ehemaligen Hauptmann der 106er gefunden hatte· den Hauptmann Ravaud, so hatte er sich bei der neuen Kom-

panie der 124er einstellen lassen, die dieser befehligte. Er hatte seine Korporalstreifen wieder bekommen und verließ an diesem Abend gerade als letzter mit seiner Korporalschaft die Kaserne Prinz Eugen, um aufs linke Ufer hinüberzugelangen, wo sich ein ganzes Heer sammeln sollte, als ein Menschenstrom seine Leute auf dem Boulevard Saint-Martin fest aufhielt. Unter Geschrei wurde davon geredet, sie zu entwaffnen. Er erwiderte ganz ruhig, sie sollten ihn in Ruhe lassen, ihn ginge das alles gar nichts an, er hätte einfach seinen Befehl auszuführen, ohne jemandem dabei wehtun zu wollen. Aber er stieß einen Ruf der Überraschung aus, Maurice war nähergetreten, er warf sich ihm an den Hals und küßte ihn wie ein Bruder den andern.

„Was, du bist's? ... Meine Schwester hat mir's geschrieben. Und ich wollte dich heute morgen auf den Kriegsbureaus nachfragen!"

Jeans Augen wurden trübe vor dicken Freudentränen.

„Ach, mein armer Junge! Wie freue ich mich, dich wiederzusehen ... Ich suchte ja auch nach dir; aber wo sollte ich dich finden in dieser großen Lumpenstadt?"

Die Menge schimpfte immer noch, so daß Maurice sich umdrehte.

„Bürger, laßt mich doch mal mit ihnen reden! Das sind brave Leute, ich stehe für sie ein."

Er nahm seinen Freund bei beiden Händen und sagte leise:

„Nicht wahr, du bleibst bei uns?"

Jeans Gesicht drückte tiefste Überraschung aus.

„Bei euch, wieso?"

Dann hörte er einen Augenblick zu, wie Maurice sich über die Regierung aufregte, über die Truppe, deren Leiden er ihm ins Gedächtnis zurückrief, ihm auseinandersetzte, sie müßten

schließlich doch die Herren bleiben, um die Unfähigen und Feigen zu strafen und die Republik zu retten. Und je mehr er sich anstrengte, all dies zu begreifen, desto mehr verdüsterte sich sein ruhiges, ungebildetes Bauerngesicht unter wachsendem Kummer.

„Ach nein, nein, mein Junge! Ich bleibe nicht, wenn es sich um derartige nette Geschichten handelt... Mein Hauptmann hat mir gesagt, ich solle mit meinen Leuten nach Vaugirard gehen, und ich gehe hin. Und wenn ich da Gottsdonnerwetter fände, ich ginge doch hin! Das ist doch ganz natürlich, das mußt du doch fühlen."

In seiner Herzenseinfalt hatte er wieder angefangen zu lachen. Er setzte hinzu:

„Du solltest mit uns kommen."

Aber da ließ Maurice mit einer Gebärde wütender Abneigung seine Hände los. Beide blieben noch ein paar Sekunden Auge in Auge stehen, der eine ganz unter dem Einflusse des Wahnsinnes, der ganz Paris mit sich riß, dieses weither stammenden Übels, dieses Fäulnisstoffes aus der früheren Regierung, der andere stark in seinem gesunden Menschenverstand und seiner Unwissenheit, gesund durch sein Aufwachsen da draußen, auf dem Boden der Arbeit und der Sparsamkeit. Und doch waren sie beide Brüder, ein festes Band verknüpfte sie miteinander, und es gab ihnen einen Riß, als plötzlich ein Gedränge entstand, das sie voneinander trennte.

„Auf Wiedersehen, Maurice!"

„Auf Wiedersehen, Jean!"

Es war ein Regiment, die 79er, dessen geschlossene Masse aus einer der Seitenstraßen herauskam und die Menge auf die Bürgersteige zurückdrängte. Abermals gab es großes Ge-

schrei, aber sie wagten doch nicht, den von ihren Offizieren geführten Soldaten den Weg zu versperren. Und so wurde die kleine Korporalschaft der 124er losgeeist und konnte ihnen folgen, ohne weiter aufgehalten zu werden.

„Auf Wiedersehen, Jean!"

„Auf Wiedersehen, Maurice!"

Sie grüßten sich noch mit der Hand und gaben dem Schicksal nach, das sie so plötzlich gewaltsam trennte; aber ihr Herz blieb doch eins vom andern erfüllt.

In den folgenden Tagen vergaß Maurice alles inmitten der außerordentlichen, sich nun überstürzenden Vorgänge. Am 19. wachte Paris ohne Regierung auf und war mehr überrascht als erschreckt, als es von der Panik erfuhr, die während der Nacht die Truppen, die öffentliche Verwaltung, die Ministerien nach Versailles geblasen hatte; und da an diesem Märzsonntag prachtvolles Wetter war, stieg ganz Paris ruhig in die Straßen hinunter, um sich die Barrikaden anzusehen. Ein mächtiger weißer Anschlag des Hauptausschusses, der das Volk zu Gemeindewahlen rief, schien sehr verständig; man war nur sehr erstaunt, ihn von ein paar gänzlich unbekannten Namen unterzeichnet zu sehen. Jetzt in der Dämmerung der Kommune war Paris bei dem Groll über das Erlittene und dem Argwohn, der in ihm spukte gegen Versailles. Übrigens bedeutete dies völlige Anarchie, den Kampf zwischen den Bezirksvorstehern und dem Hauptausschuß; die ersteren versuchten ganz unnütz, sich auszusöhnen, während der andere, der sich noch nicht ganz sicher war, obwohl die ganze neugegründete verbündete Nationalgarde für ihn sei, fortfuhr, ganz bescheiden nur Freiheit der Ämter zu verlangen. Die gegen die Friedenskundgebung auf dem Vendômeplatze abgefeuerten Schüsse, die paar Opfer,

deren Blut das Straßenpflaster rötete, warfen einen ersten Schreckensschauer über die Stadt. Und während der siegreiche Aufruhr sich endgültig aller Ministerien und aller öffentlichen Verwaltungsgebäude bemächtigte, herrschten zu Versailles großer Zorn und Schrecken; die Regierung beeilte sich, schleunigst genügende militärische Kräfte zusammenzuziehen, um einen Angriff, den sie schon bevorstehen fühlte, zurückschlagen zu können. Die besten Truppen des Nordheeres und der Loireabteilung wurden eiligst herangerufen; etwa zehn Tage genügten, um gegen achtzigtausend Mann zu sammeln, und das Vertrauen kehrte so rasch zurück, daß bereits am 2. April zwei Divisionen die Feindseligkeiten eröffnen und den Föderierten Puteaux und Courbevoie abnehmen konnten.

Erst am nächsten Tage sah Maurice, als er mit seinem Bataillon zur Eroberung von Versailles ausrückte, Jeans trauriges Gesicht unter seinen fieberhaften Erinnerungen vor sich wieder auftauchen, wie er ihm auf Wiedersehen zurief. Der Angriff der Versailler hatte die Nationalgarde zuerst in Erstarrung versetzt und dann erregt. Etwa hundertfünfzigtausend Mann stürzten sich am Morgen in drei Säulen über Bougival und Meudon los, um sich der monarchistischen Versammlung und Thiers, des Meuchelmörders, zu bemächtigen. Das war der während der Belagerung so glühend geforderte Ausfall wie ein Bergstrom, und Maurice fragte sich, ob er Jean wohl anders wiedersehen werde als dort draußen unter den Toten des Schlachtfeldes. Aber die Auflösung trat pünktlich ein; Maurices Bataillon hatte kaum die Hochfläche des Bergères an der Straße nach Rueil erreicht, als plötzlich vom Mont-Valérien geschleuderte Granaten in seine Reihen fielen. Sie waren starr; einige glaubten, das Dorf befände sich im

Besitz ihrer Genossen, andere erzählten, der Befehlshaber hätte sich verpflichtet, nicht zu schießen. Wahnsinniger Schrekken bemächtigte sich der Leute, die Bataillone lösten sich auf und rannten im Galopp wieder nach Paris hinein, während die Spitze der Abteilung, durch eine Umgehungsbewegung General Vinoys' erfaßt, sich in Rueil niedermetzeln lassen mußte.

Von nun an empfand Maurice, der dem Morden entronnen war, nur noch Haß gegen diese sogenannte Regierung der Ordnung und der Gesetzmäßigkeit, die sich bei jedem Zusammentreffen mit den Preußen niederschlagen ließ, aber jetzt den Mut fand, Paris zu überwinden. Und die deutschen Heere standen noch von Saint-Denis bis Charenton und wohnten dem Schauspiel der Vernichtung eines Volkes bei. Und in dem dunklen Hange zur Zerstörung, der jetzt über ihn kam, billigte er auch die ersten Gewaltmaßregeln, die Errichtung von Straßen und Plätze versperrenden Barrikaden, die Verhaftung von Geiseln, des Erzbischofs, von Priestern und ehemaligen Beamten. Schon kam es hier wie dort zu Grausamkeiten: Versailles erschoß seine Gefangenen; Paris kündigte an, es werde für jedes Haupt seiner Kämpfer drei der Geiseln fallen lassen; und das bißchen Verstand, das Maurice sich noch aus all den Erschütterungen und Trümmern gerettet hatte, ging nun in dem überall blasenden Sturmhauch der Wut verloren. Die Kommune kam ihm wie eine Rächerin all der erlittenen Schändungen vor, wie eine Befreierin, die das Eisen mit sich führt, das abtrennt, und das Feuer, das reinigt. Das stand zwar nicht sehr klar vor seinem Geiste; der gebildete Mensch in ihm rief sich einfach geschichtliche Vorbilder ins Gedächtnis zurück, wie freie Städte triumphiert, Bünde reicher Provinzen der Welt Gesetze auferlegt

hatten. Falls Paris den Sieg davontrug, sah er es schon im Ruhmesschein ein Frankreich der Gerechtigkeit und der Freiheit wieder aufrichten, eine neue Gesellschaft wieder aufbauen, nachdem es die verfaulten Überreste der alten weggefegt hatte. In Wahrheit hatten die Namen der Mitglieder der Kommune ihn nach den Wahlen etwas durch die merkwürdige Mischung von Gemäßigten, Umstürzlern und Sozialisten aller Richtungen, denen nun das große Werk sich anvertraut fand, überrascht. Mehrere der Männer kannte er und hielt sie für höchst mittelmäßig. Würden sich die Besten nicht in der Verwirrung der von ihnen vertretenen Gedanken zerreiben, vernichten müssen? Aber am Tage, als die Kommune auf dem Platze vor dem Stadthause feierlich aufgerichtet wurde, während das Geschütz donnerte und die roten Fahnen als Siegeszeichen in den Lüften knatterten, da wollte er alles vergessen, weil ihn eine neue schrankenlose Hoffnung emporhob. Und nun begann seine Einbildung wieder zu wirken in der scharfen Wendung seiner Krankheit zum äußersten Grad infolge der Lügen der einen und des übertriebenen Vertrauens der andern.

Während des ganzen Aprilmonats schoß Maurice sich in der Gegend von Neuilly herum. Ein vorzeitiger Frühling brachte den Flieder zum Blühen, und sie fochten im zarten Grün der Gärten; die Nationalgarden kamen abends mit Blumensträußen auf dem Gewehr heim. Jetzt waren die in Versailles zusammengezogenen Truppen so zahlreich, daß zwei Abteilungen hätten gebildet werden können, eine erster Linie unter dem Befehl des Marschalls Mac Mahon, die andere als Reserve unter dem General Vinoys. Die Kommune dagegen hatte fast hunderttausend Mann mobilisierte Nationalgarden und fast ebenso viele Ansässige für sich; aber

höchstens fünfzigtausend waren tatsächlich gefechtstüchtig. Jeden Tag trat nun der Plan der Versailler klarer hervor: nach Neuilly besetzten sie das Schloß Bécon, dann Asnières, einfach um die Einschließungslinie immer enger zu schnüren; denn sie rechneten darauf, über den Point-de-Jour einzudringen, sobald sie nur hier durch Zusammenfassung des Feuers vom Mont-Valérien und dem Fort Issy die Umwallung bezwingen konnten. Der Mont-Valérien gehörte ihnen bereits; alle ihre Anstrengungen richteten sich also darauf, sich des Forts von Issy zu bemächtigen, das sie unter Benutzung der früheren preußischen Werke angriffen. Seit Mitte April hörten Gewehr- und Geschützfeuer gar nicht mehr auf. In Levallois und Neuilly gab es unaufhörliche Kämpfe, fortdauernd tönte das Geschützfeuer Tag und Nacht. Schwere, auf gepanzerten Eisenbahnwagen aufgestellte Geschütze liefen auf der Umgehungsbahn entlang und feuerten über Levallois weg auf Asnières. Aber bei Vanves und vor allem bei Issy war das Feuer so rasend, daß alle Fensterscheiben in Paris davon wie an den schlimmsten Tagen der Belagerung erzitterten. Und als am 9. Mai das Fort von Issy nach einem plötzlichen Überfall endgültig in die Hände der Versailler fiel, da bedeutete das für die Kommune die sichere Niederlage, und ein panischer Schrecken trieb sie nun zu den schlimmsten Entschlüssen.

Maurice billigte die Einsetzung eines Ausschusses für öffentliche Wohlfahrt. Seiten aus der Geschichte tauchten wieder vor ihm auf; schlug jetzt nicht die Stunde für tatkräftige Maßnahmen, wenn man das Vaterland noch retten wollte? Von allen Gewalttätigkeiten schnürte nur eine ihm das Herz vor Kummer zusammen, der Abbruch der Vendômesäule; diesen klagte er als Zeichen kindischer Schwäche an; er hörte ja

immer noch seinen Großvater von Marengo, Austerlitz, Jena, Eylau, Friedland, Wagram, der Moskwa erzählen, diese Heldengesänge, vor denen er noch erschauerte. Aber daß man das Haus Thiers', des Meuchelmörders, niederriß, daß man die Geiseln als Sicherheit und Drohung behielt, waren das nicht ganz gerechte Vergeltungsmaßregeln angesichts der wachsenden Wut von Versailles gegen Paris, das es beschoß, wo die Granaten auf den Dächern platzten und Frauen töteten? Je näher das Ende seines Traumes kam, um so düsterer stieg in ihm der Zerstörungstrieb empor. Mußte der Gedanke an Gerechtigkeit und Vergeltung schon in Blut untergehen, möchte sich dann doch die Erde auftun, möchte dann doch eine jener Weltenumwälzungen emporsteigen, die neues Leben aufsprießen lassen! Möchte ganz Paris vergehen, möchte es verbrennen wie der riesige Scheiterhaufen eines Opfers, eher als daß es seinen Lastern und seinem Elend wieder überlassen würde, der alten, von so abscheulicher Ungerechtigkeit befleckten Gesellschaft! Und ein anderer mächtiger, schwarzer Traum kam über ihn: die Riesenstadt in Asche, nichts weiter als rauchende Brände auf beiden Ufern, die Heilung der Wunde durch Feuer, eine namenlose, beispiellose Umwälzung, aus der ein neues Volk hervorgehen sollte. Die umlaufenden Erzählungen erhöhten sein Fieber nur noch weiter: die Stadtviertel unterminiert, die Katakomben voll Pulver gestopft, die Baudenkmäler fertig zum In-die-Luft-Sprengen, alle Minenkammern durch elektrische Drähte verbunden, so daß ein Funke sie alle gleichzeitig entzünden konnte, mächtige Vorräte an brennbaren Stoffen, vor allem Petroleum, um die Straßen und Plätze in Ströme, in Meere von Flammen zu verwandeln. Die Kommune hatte geschworen, daß, wenn die Versailler einzögen, keiner

über die Barrikaden kommen sollte, die die Straßenkreuzungen absperrten; die Straßen sollten sich öffnen, die Gebäude zusammenstürzen, Paris sollte in Flammen aufgehen und eine Welt verschlingen.

Und wenn Maurice sich diesem verrückten Traum in die Arme stürzte, geschah das aus dumpfer Unzufriedenheit mit der Kommune selbst. Er verzweifelte an ihren Männern, er fühlte sie unfähig, von zuviel sich widersprechenden Bestandteilen hin und her gezerrt; sie verzweifelte an sich selbst, wurde unzusammenhängend und töricht, je schwerer sie bedroht wurde. Von all den von ihr versprochenen allgemeinen Verbesserungen hatte sie auch nicht eine durchführen können, und er war sich schon gewiß, sie werde kein einziges dauerndes Werk hinter sich zurücklassen. Ihr größtes Übel aber rührte aus den Zwiespältigkeiten her, die sie zerrissen, aus dem nagenden Verdacht, unter dem jedes ihrer Mitglieder lebte. Viele, die Gemäßigten, unruhig Gewordenen nahmen bereits gar nicht mehr an den Sitzungen teil. Andere handelten nur unter der Peitsche der Ereignisse, sie zitterten vor einer möglichen Gewaltherrschaft und befanden sich schon in dem Zustande, wo die einzelnen Gruppen der Umsturzversammlungen sich gegenseitig auszurotten beginnen, um das Vaterland zu retten. Nach Cluseret, nach Dombrowski war jetzt die Reihe des Verdächtigtwerdens an Rossel. Delescluze, der zum Zivilabgeordneten für den Krieg ernannt worden war, vermochte trotz seines großen Ansehens selbst nichts. Und der große soziale Aufschwung, an den man gedacht hatte, verzettelte sich immer mehr zum Fehlschlag, je mehr die Vereinsamung sich von Stunde zu Stunde um diese zu Ohnmacht verurteilten, von Verzweiflung niedergeschlagenen Männer ausbreitete.

In Paris wuchs der Schrecken. Paris, das sich erst noch

unter den Leiden der Belagerung schauernd gegen Versailles gereizt fühlte, löste sich jetzt von der Kommune los. Die gewaltsame Einberufung, eine Bestimmung, die alle Männer über vierzig Jahre einbezog, ärgerte die ruhigen Bürger und bestimmte sie zur Massenflucht: verkleidet gingen sie über Saint-Denis mit falschen Papieren als Elsässer davon; sie kletterten mit Hilfe von Stricken und Leitern in die Festungsgräben hinunter, wenn die Nacht dunkel genug war. Schon lange waren die reichen Bürger fortgezogen. Keine Fabrik, keine Werkstatt hatte ihre Tore wieder geöffnet. Es gab keinen Handel, keine Arbeit; dies Schwätzerdasein lief in unruhiger Erwartung der unvermeidlichen Lösung so weiter. Und das Volk lebte ausschließlich von dem Solde als Nationalgarden, den dreißig Sous, die jetzt aus den von der Bank eingeforderten Millionen bezahlt wurden, den dreißig Sous, für die viele fochten, eine der Hauptursachen und Beweggründe zum Aufruhr. Ganze Stadtviertel hatten sich entleert, die Läden waren geschlossen, die Straßenseiten der Häuser tot. In dem wundervollen, mächtigen Sonnenschein des Maimonats traf man auf den verödeten Straßen nur noch den wilden Prachtaufwand von Leichenbegängnissen von vorm Feind getöteten Verbündeten, Züge ohne Priester, die Särge mit roten Fahnen bedeckt, gefolgt von Massen Strohblumensträuße Tragender. Die geschlossenen Kirchen verwandelten sich jeden Abend in Klubsäle. Nur umstürzlerische Zeitungen erschienen, alle andern waren unterdrückt worden. So war Paris zerstört, das große, unglückliche Paris, das auch als republikanische Hauptstadt seine Abneigung gegen die Nationalversammlung bewahrte und in dem jetzt der Schrecken vor der Kommune anwuchs, die Ungeduld, von ihr befreit zu werden, während fürchterliche Geschichten umherliefen von täglicher

Verhaftung neuer Geiseln, von Tonnen von Pulver, die in die Kanäle geschüttet wären, wo, wie es hieß, Leute mit Fackeln nur auf das verabredete Zeichen warteten.

Maurice, der nie getrunken hatte, fand sich nun von der allgemeinen Trunkenheit erfaßt und wie ertränkt. Jetzt kam es wohl bei ihm vor, daß, wenn er von irgendeinem vorgeschobenen Posten vom Dienst kam, oder mehr noch, wenn er nachts mit auf Wache ging, daß er dann ein kleines Glas Kognak trank. Nahm er ein zweites, so wurde er aufgeregt von dem ihm über das Gesicht hinwehenden Alkoholdunst. Diese dauernde Betrunkenheit war eine ansteckende Seuche, eine Hinterlassenschaft der ersten Belagerung, aber durch die zweite verschlimmert, wo die Bevölkerung kein Brot mehr hatte, Branntwein und Wein aber fässerweise, und sich daran ersättigte, so daß sie schon beim geringsten Tropfen ins Rasen geriet. Zum erstenmal in seinem Leben kam Maurice am Sonntag, dem 21., abends betrunken in die Rue de Orties, wo er von Zeit zu Zeit schlief. Er hatte den Tag wieder in Neuilly verbracht, mit den Genossen schießend und trinkend in der Hoffnung, dadurch die gewaltige Ermüdung zu bekämpfen, die ihn niederdrückte. Dann verlor er den Kopf und warf sich mit einer letzten Anstrengung in seinem kleinen Zimmer aufs Bett, wo er sich noch gefühlsmäßig hingefunden hatte, denn er konnte sich nie darauf besinnen, wie er nach Hause gekommen war. Und am nächsten Tage stand die Sonne schon hoch, als ihn der Lärm der Sturmglocken, der Trommeln und Hörner weckte. Die Versailler hatten am Tage vorher am Point-de-Jour ein Tor unbewacht gefunden und waren unbehelligt in Paris eingedrungen.

Sobald er sich eiligst angezogen hatte, das Gewehr umgehängt und hinuntergegangen war, erzählte ihm eine Gruppe

bestürzter Genossen, die sich auf dem Amtshause ihres Bezirks zusammengefunden hatten, die Vorgänge vom Abend und während der Nacht, aber unter derartiger Verwirrung, daß es ihm zuerst schwer wurde, sie überhaupt zu verstehen. Das Tor von Saint-Cloud war, seitdem das Fort von Issy und die große Batterie von Montretout mit Unterstützung des Mont-Valérien die Umwallung zehn Tage lang beschossen hatten, unhaltbar geworden; und der Angriff sollte am nächsten Tage stattfinden, als gegen fünf Uhr ein Vorüberkommender sah, daß kein Mensch das Tor bewachte, und einfach durch Zeichen die Posten aus den kaum fünfzig Meter entfernten Laufgräben heranrief. Ohne Säumen drangen zwei Kompanien des siebenunddreißigsten Linienregiments ein. Hinter ihnen her war dann das ganze vierte Korps, von General Ducrot geführt, hereingekommen. Die ganze Nacht durch war ein ununterbrochener Strom von Truppen eingedrungen. Um sieben Uhr zog bereits die Division Vergé gegen die Grenellebrücke hinunter und drang bis zum Trokadero vor. Um neun Uhr nahm General Clinchant Passy und La Muette. Um drei Uhr morgens lagerte das erste Korps im Bois de Boulogne; und im selben Augenblick überschritt die Division Bruat die Seine, um das Sèvrestor zu nehmen und dem zweiten Korps den Eintritt zu erleichtern, das unter dem Befehl General Cisseys eine Stunde später das Viertel von Grenelle besetzen sollte. So waren die Truppen Versailles am 22. mittags Herren des Trokadero und von La Muette auf dem rechten Ufer und von Grenelle auf dem linken; und das zum Erstarren, zum Zorn und zur Verwirrung der Kommune, die schon wieder nach Verrat zu schreien begann, da sie beim Gedanken an die unausbleibliche Vernichtung ganz den Kopf verlor.

Das war auch Maurices erstes Gefühl, als er alles begriffen hatte: das Ende war da, nun brauchte er sich nur noch töten zu lassen. Aber die Sturmglocken läuteten mit vollem Schwunge, die Trommler trommelten immer stärker, Weiber und sogar Kinder arbeiteten an den Barrikaden, die Straßen erfüllten sich mit dem Fieber der in aller Hast zusammengerufenen, auf ihre Gefechtsstellungen eilenden Bataillone. Aber von Mittag an stieg die ewige Hoffnung wieder in den Herzen der aufgeregten, zum Siege entschlossenen Kommunekämpfer auf, als sie feststellen konnten, daß die Versailler sich kaum vom Fleck gerührt hatten. Diese Truppen, von denen sie gefürchtet hatten, sie in zwei Stunden in den Tuilerien zu sehen, gingen mit ungewöhnlicher Vorsicht zu Werke, da sie aus ihren Niederlagen gelernt hatten und nun die ihnen von den Preußen so hart eingebläute Fechtweise noch übertrieben. Beim Stadthause richteten der Wohlfahrtsausschuß und Delescluze, der Abgeordnete für den Krieg, die Verteidigung ein und leiteten sie. Es hieß, sie hätten einen letzten Versöhnungsversuch mit Verachtung zurückgewiesen. Das entflammte den Mut, Paris' Sieg erschien wieder gesichert, überall würde wilder Widerstand herrschen, wie auch der Angriff mit Unversöhnlichkeit vor sich gehen würde bei dem durch Lügen und Grausamkeiten angestachelten Haß, der in den Herzen beider Heere brannte. Diesen Tag verbrachte Maurice in der Gegend des Marsfeldes und der Invaliden, wo sie sich langsam, beständig feuernd, von Straße zu Straße zurückzogen. Er hatte sein Bataillon nicht wiederfinden können und schlug sich nun unter unbekannten Genossen, die ihn mit auf das linke Ufer hinübergerissen hatten, ohne sich im geringsten in acht zu nehmen. Um vier Uhr verteidigten sie eine Barrikade, die die Universitätsstraße an ihrem Aus-

tritt auf die Esplanade abschloß; sie gaben sie erst in der Dämmerung auf, als sie erfuhren, daß die Division Bruat am Kai entlanggegangen wäre und sich der Gesetzgebenden Versammlung bemächtigt habe. Beinahe wären sie gefangen worden, und sie erreichten die Rue de Lille nur mit Mühe, dank einem weiten Umweg über die Rue Saint-Dominique und Rue Bellechasse. Als die Nacht hereinbrach, besetzten die Versailler Truppen eine Linie, die vom Vanvestor ausging, über die Gesetzgebende Versammlung, den Elysée-palast, die Kirche Saint-Augustin, den Saint-Lazarebahnhof verlief und beim Asnièrestor endete.

Der folgende Tag, der 23., ein Frühlingsmittwoch voll hellen, warmen Sonnenscheins, wurde für Maurice zum Schreckenstag. Ein paar hundert Föderierte, zu denen er gehörte und die aus Leuten verschiedener Bataillone bestanden, hielten noch das ganze Viertel vom Kai bis zur Rue Saint-Dominique. Aber die meisten hatten in der Rue de Lille, in den großen Hotelgärten dort gelagert. Er selbst hatte auf einem Rasen neben dem Palast der Ehrenlegion tief geschlafen. Morgens früh glaubte er, die Truppen würden aus der Gesetzgebenden Versammlung hervorbrechen, um sie hinter die starken Barrikaden in der Rue du Bac zurückzutreiben. Aber Stunden liefen hin, ohne daß es zu einem Angriff kam. Sie wechselten nur verlorene Kugeln von einem Ende der Straße zum andern. Der Plan der Versailler rollte sich nun in vorsichtiger Langsamkeit ab; er bestand in dem wohlgefaßten Entschluß, sich nicht den Schädel an der furchtbaren Festung einzurennen, die die Aufrührer aus den Tuilerienterrassen gemacht hatten, in der Ausführung eines getrennten Marsches links und rechts an den Wällen entlang, um sich auf diese Weise erst des Montmartres und des Ob-

servatoriums zu bemächtigen, dann umzukehren und die inneren Bezirke mit einem einzigen Zuge zu nehmen. Gegen zwei Uhr hörte Maurice davon erzählen, die dreifarbige Fahne flattere auf dem Montmartre: von drei Armeekorps gleichzeitig angegriffen, die ihre Bataillone auf die Höhe im Norden und Westen über die Rue Lepic, des Saules und Mont-Cenis herangeführt hatten, war die große Batterie bei Moulin de la Galette genommen worden; und nun strömten die Sieger auf Paris herab, nahmen den Place Saint-George, Notre-Dame-de-Lorette, das Bezirkshaus in der Rue Drouot, die neue Oper; zu gleicher Zeit gewann die vom Montparnasse ausgehende Schwenkung auf dem linken Ufer den Place d'Enfer und den Pferdemarkt. Diese Nachrichten, der so rasche Fortschritt der Truppen, wurden mit Erstarrung, mit Zorn und Schrecken aufgenommen. Was! Montmartre in zwei Stunden genommen, das ruhmreiche, uneinnehmbare Bollwerk des Aufstandes! Nun sah Maurice auch ganz gut, wie die Reihen sich lichteten; zitternd glitten die Genossen lautlos davon, wuschen sich die Hände und zogen voller Schrecken vor Vergeltungsmaßnahmen eine Bluse an. Es lief das Gerücht um, sie sollten über Croix-Rouge umgangen werden, auf das sich ein Angriff vorbereite. Die Barrikaden in der Rue Martignac und Bellechasse waren schon genommen; man konnte schon am Eingang der Rue de Lille rote Hosen sehen. Und bald blieben nur noch die ganz Überzeugten, die Verbissensten übrig, Maurice und etwa fünfzig andere, die entschlossen waren zu sterben, nachdem sie möglichst viele von den Versaillern getötet hätten, die die Verbündeten wie Räuber behandelten und ihre Gefangenen hinter der Schlachtlinie erschossen. Der scheußliche Haß war seit gestern abend noch gewachsen; jetzt drehte es sich zwischen diesen Aufstän-

dischen, die für ihren Traum in den Tod gingen, und der Truppe, in der es von rückschrittlichen Leidenschaften schwelte und die außer sich darüber war, immer noch fechten zu müssen, nur noch um Ausrottung.

Als Maurice und seine Genossen sich gegen fünf Uhr endgültig hinter die Barrikaden in der Rue du Bac zurückzogen und die Rue de Lille fortwährend feuernd von Tür zu Tür zurückwichen, da sah er plötzlich aus einem der offenen Fenster des Palastes der Ehrenlegion eine dicke schwarze Rauchwolke hervorbrechen. Das war die erste in Paris angelegte Feuersbrunst; und unter dem Einfluß der wütenden, alles mit sich fortreißenden Raserei entstand wilde Freude über sie. Nun schlug also die Stunde, zu der die ganze Stadt wie ein großer Scheiterhaufen aufflammen sollte, damit das Feuer die Welt reinigte! Aber da setzte ihn plötzlich eine Geistererscheinung in Erstaunen: fünf oder sechs Männer stürzten Hals über Kopf aus dem Palast hervor, an ihrer Spitze ein großer Bursche, in dem er Chouteau erkannte, seinen alten Regimentsbruder von den 106ern. Er hatte ihn schon einmal nach dem 18. März mit einem goldstrotzenden Käppi gesehen und fand ihn im Range befördert, ganz mit Tressen bedeckt, dem Stabe irgendeines nicht fechtenden Generals zugeteilt. Eine Geschichte, die er von ihm hatte erzählen hören, kam ihm wieder in den Sinn: der Chouteau da hatte sich im Palast der Ehrenlegion untergebracht und lebte dort in Gesellschaft seiner Geliebten in fortdauerndem Wohlleben; er flegelte sich mit den Stiefeln in den großen Prunkbetten herum und zertrümmerte die Spiegel mit Revolverschüssen, um was zu lachen zu haben. Es wurde sogar versichert, seine Geliebte führe unter dem Vorwand, ihre Einkäufe in den Hallen machen zu wollen, jeden Morgen in einem der Prunkwagen

aus und nähme große Ballen gestohlenes Leinen, Uhren und sogar Möbel mit. Und als Maurice ihn jetzt so mit seinen Leuten, die Petroleumkanne in der Hand, herumlaufen sah, empfand er ein heftiges Unbehagen, einen schrecklichen Zweifel, in dem er seinen ganzen Glauben schwanken fühlte. Konnte das Schreckenswerk doch wohl schlecht sein, da ein solcher Mensch es ausführen durfte?

Stunden liefen so noch dahin und er focht nur noch mit Kummer im Herzen, denn in ihm hielt sich nur noch der düstere Wunsch, zu sterben, aufrecht. Wenn er sich getäuscht hatte, wollte er seinen Fehler wenigstens mit seinem Blute bezahlen. Die Barrikade, die die Rue de Lille in Höhe der Rue du Bac abschloß, war sehr stark; sie bestand aus Säcken und Fässern mit Erde, und ein tiefer Graben lief vor ihr her. Er verteidigte sie mühsam mit etwa einem Dutzend anderer Föderierter, alle halb liegend und mit sicherem Schuß jeden Soldaten niederstreckend, der sich zeigte. Bis zum Einbruch der Nacht wich er nicht und verschoß schweigend in hartnäckiger Verzweiflung seine Patronen. Er sah die mächtigen Rauchwolken aus dem Palast der Ehrenlegion anwachsen; der Wind drückte sie halb in die Straße hinunter, ohne daß er bei dem abnehmenden Tageslicht schon Flammen sehen konnte. Eine andere Feuersbrunst war in einem benachbarten Hotel ausgebrochen. Und plötzlich kam ein Genosse und erzählte ihm, die Soldaten wagten nicht, die Barrikade von vorn zu nehmen, und bahnten sich einen Weg durch die Gärten und Häuser, sie schlügen die Mauern mit der Hacke ein. Das war das Ende, sie konnten von einem Augenblick zum andern dort hervorbrechen. Und tatsächlich kam ein Schuß von oben aus einem Fenster, und er sah Chouteau mit seinen Gehilfen wieder wie verrückt rechts und links in

den Eckhäusern mit ihrem Petroleum und ihren Fackeln nach oben rennen. Nach einer halben Stunde flammten unter dem dunklen Nachthimmel sämtliche Häuser an der Straßenkreuzung empor; er aber lag immer noch hinter den Fässern und Säcken und machte sich die bedeutende Helligkeit zunutze, unvorsichtige Soldaten umzulegen, die sich in die Straßenflucht über die Haustüren hinaus vorwagten.

Wie lange konnte Maurice noch schießen? Er hatte jedes Bewußtsein von Zeit und Ort verloren. Es mochte neun Uhr sein, vielleicht zehn Uhr. Das greuliche Geschäft, das er besorgte, erstickte ihn jetzt bis zum Übelwerden, so wie einem ein schlechter Wein in der Trunkenheit wieder hochkommt. Die um ihn herum in Flammen stehenden Häuser begannen ihn mit unerträglicher Hitze zu umfangen, die Luft war heiß zum Ersticken. Die Straßenkreuzung war mit dem Haufen von Pflastersteinen, der sie abschloß, zu einem befestigten Lager geworden, das unter einem Regen von Feuerbränden durch die Feuersbrünste verteidigt wurde. Lauteten die Befehle nicht so? Die Viertel anzuzünden, wenn sie die Barrikaden im Stich lassen müßten, und die Truppen durch eine Reihe verzehrender Gluthaufen aufzuhalten, Paris zu verbrennen, soweit sie es dem Feinde überlassen müßten? Er fühlte auch schon, daß nicht allein die Häuser der Rue du Bac brannten. Hinter sich sah er den Himmel in einer mächtigen roten Glut, er hörte ein entferntes Brausen, als stände die ganze Stadt in Brand. Rechts an der Seine entlang mußten weitere Riesenbrände ausgebrochen sein. Schon vor langer Zeit hatte er Chouteau auf der Flucht vor den Kugeln verschwinden sehen. Selbst die Verbissensten unter seinen Genossen rissen einer nach dem andern aus vor Furcht, sie könnten im nächsten Augenblick umgangen werden. Endlich

blieb er ganz allein zwischen den Säcken liegen und dachte nur an sein Schießen, als die Soldaten, die sich einen Weg durch die Gärten und Höfe gebahnt hatten, durch eins der Häuser in die Rue du Bac heraustraten und sich weiter vorschoben.

In der Aufregung dieses letzten Kampfes hatte Maurice seit zwei Tagen nicht mehr an Jean gedacht. Und Jean hatte, nachdem er mit seinem Regiment zur Verstärkung der Division Bruat in Paris eingerückt war, ebenso keine Minute sich Maurices erinnert. Am Tage vorher hatte er sich auf dem Marsfelde und der Invaliden-Esplanade herumgeschossen. Heute nun war er erst gegen Mittag von dem Platze vor dem Palais Bourbon aufgebrochen, um die Barrikaden des Viertels bis zur Rue des Saints-Pères aufzuheben. Trotz seiner Ruhe regte ihn dieser brudermörderische Krieg unter so vielen ehemaligen Waffengefährten, deren glühendster Wunsch es war, nach all diesen Monaten der Abspannung endlich zur Ruhe zu kommen, allmählich auf. Die aus Deutschland zurückkommenden und wieder eingestellten Gefangenen konnten sich über Paris gar nicht beruhigen; und dazu brachten ihn noch die Erzählungen von den Grausamkeiten der Kommunarden außer sich, denn sie verletzten seine Anschauungen des Schicklichen und seinen Hang zur Ordnung. Er war der wahre Urgrund des Volkes geblieben, der verständige Bauer, der den Frieden herbeisehnte, damit er wieder an seine Arbeit gehen könnte, damit er wieder verdienen, wieder ins alte Gleis kommen könnte. Aber bei dem wachsenden Zorn, der auch seine zartesten Hoffnungen dahinriß, brachten ihn vor allem die Brandstiftungen zum Rasen. Häuser, Paläste in Brand stecken, weil sie sich nicht länger überlegen fühlten, o nein! Das ging doch zuweit! Nur

Räuber waren zu so etwas fähig. Und er, dem die Massenhinrichtungen am Tage vorher das Herz abgedrückt hatten, war nicht länger Herr seiner selbst, er wurde wild, die Augen traten ihm aus dem Kopfe, er stieß heulend um sich.

Rasend bog Jean mit ein paar Leuten seiner Korporalschaft in die Rue du Bac ein. Zuerst sah er niemand und glaubte, die Barrikade sei geräumt worden. Dann bemerkte er, wie sich ganz unten zwischen den Säcken noch ein Kommunard bewegte, der anlegte und in die Rue de Lille hineinfeuerte. Unter dem wütenden Zwange des Schicksals lief er hin und nagelte den Mann mit einem Bajonettstich an der Barrikade fest.

Maurice hatte keine Zeit gehabt, sich umzudrehen. Er stieß einen Schrei aus, als er den Kopf hob, und erkannte Jean. Die Brände leuchteten ihnen mit blendender Helligkeit.

„O Jean, mein alter Jean, bist du das?"

Sterben wollte er, darauf wartete er mit wütender Ungeduld. Aber sterben von der Hand seines Bruders, das war zuviel, das vergällte ihm den Tod, vergiftete ihn mit abscheulicher Bitterkeit.

„Bist du es denn, mein alter Jean?"

Wie vom Blitz getroffen, ganz ernüchtert blickte Jean auf ihn. Sie waren allein; die übrigen Soldaten hatten sich bereits auf die Verfolgung der Fliehenden begeben. Um sie herum flammten die Feuersbrünste höher empor, die Fenster spien mächtige Flammen aus, während man im Innern die brennenden Decken einstürzen hörte. Und Jean stürzte schluchzend neben Maurice nieder, er tastete an ihm herum und versuchte ihn aufzuheben, um zu sehen, ob er ihn nicht noch retten könne.

„Oh, mein Junge, mein armer Junge!"

8

Als der von Sedan kommende Zug endlich nach zahllosen Aufenthalten gegen neun Uhr in den Bahnhof von Saint-Denis einlief, erhellte im Süden bereits ein starkes rotes Leuchten den Himmel, als ob ganz Paris in Brand stände. Diese Helligkeit wuchs um so mehr, je dunkler es wurde, und allmählich überzog sie den ganzen Horizont, wobei sie eine Schicht kleiner Wolken ganz in Blut tauchte, bis sie gegen Osten hin in der zunehmenden Dunkelheit verschwanden.

Henriette sprang vor Unruhe über den Widerschein der Feuersbrunst, die die Reisenden bereits während der Fahrt durch die Vorhänge über den dunklen Feldern bemerkt hatten, als erste aus dem Wagen. Übrigens zwangen preußische Soldaten, die den Bahnhof militärisch besetzt hielten, alle Reisenden zum Aussteigen, und zwei von ihnen riefen auf dem Ankunftsbahnsteig in rauhem Französisch:

„Paris brennt ... Es geht nicht weiter, alles aussteigen ... Paris brennt, Paris brennt ..."

Das war für Henriette ein furchtbarer Schreck. Mein Gott! Käme sie wirklich zu spät? Da Maurice auf ihre letzten beiden Briefe nicht geantwortet hatte, war sie bei den immer mehr besorgniserregenden Nachrichten in eine so tödliche Unruhe verfallen, daß sie sich plötzlich entschloß, Remilly zu verlassen. Sie wurde bei Onkel Fouchard seit Monaten ganz schwermütig; die Besetzungstruppen wurden, je länger Paris seinen Widerstand hinauszog, desto anspruchsvoller und härter; und seitdem nun die Regimenter eins nach dem andern nach Deutschland zurückkehrten, erschöpften die Truppendurchzüge Stadt und Land von neuem. Als sie morgens beim Tagesgrauen aufgestanden war, um in Sedan die Eisen-

bahn zu erreichen, hatte sie den Hof ganz voller Reiter gefunden, die dort wirr durcheinander in ihre Mäntel gehüllt die Nacht geschlafen hatten. Sie waren so zahlreich, daß sie auf der Erde schlafen mußten. Als dann plötzlich das Horn ertönte, waren sie alle aufgestanden, schweigend, in ihre langen Faltenmäntel gehüllt und so eng, einer neben dem andern, daß es ihr den Eindruck erweckt hatte, als wohne sie der Auferstehung vom Schlachtfelde beim Klange der Posaune des Jüngsten Gerichts bei. Und auch in Saint-Denis hatte sie Preußen wiedergefunden, und sie waren es, die den niederschmetternden Ruf ausstießen:

„Alles aussteigen, es geht nicht weiter ... Paris brennt, Paris brennt ..."

Verwirrt stürzte Henriette mit ihrer kleinen Handtasche vorwärts, um Auskunft zu erlangen. Seit zwei Tagen wurde in Paris gefochten, die Bahn war abgeschnitten, die Preußen standen beobachtend da. Aber sie wollte unter allen Umständen weiter; und als sie des Hauptmannes ansichtig wurde, der die den Bahnhof besetzende Kompanie befehligte, da lief sie auf ihn zu.

„Mein Herr, ich möchte zu meinem Bruder, um den ich in großer Sorge bin. Ich bitte Sie, ermöglichen Sie mir doch, weiterzukommen."

Überrascht blieb sie stehen, als sie den Hauptmann erkannte, sobald eine Gaslaterne sein Gesicht erhellte.

„Sie sind es, Otto ... Oh! Seien Sie gut, nun das Schicksal uns noch einmal wieder zusammengeführt hat."

Otto Günther, ihr Vetter, war immer noch eng in seine Uniform eines Gardehauptmanns eingeschnürt. Er zeigte noch die trockene Miene eines hübschen, etwas auf sich haltenden Offiziers. Aber er kannte diese winzige Frau mit

dem schmächtigen Aussehen, mit ihrem hellblonden Haar und dem niedlichen, sanften, unter dem Trauerschleier ihres Hutes verborgenen Gesicht gar nicht wieder. Erst ihre hellen, tapfer geradeaussehenden Augen brachten sie ihm wieder in die Erinnerung zurück. Er machte nur eine kleine Bewegung.

„Sie wissen doch, ich habe einen Bruder, der Soldat ist," fuhr Henriette hitzig fort. „Er ist in Paris geblieben, und ich bin so bange, daß er mit in diesen gräßlichen Kampf verwickelt ist... Ich flehe Sie an, Otto, machen Sie es mir möglich, meinen Weg fortzusetzen."

Nun brachte er es endlich über sich, zu sprechen.

„Aber ich versichere Sie, ich vermag nichts... Seit gestern verkehren keine Züge mehr; ich glaube, sie haben an den Wällen entlang die Schienen aufgerissen. Und ich habe weder ein Fuhrwerk, noch ein Pferd, noch einen Mann zur Verfügung, um Sie führen zu lassen."

Sie sah ihn an und konnte nur leise Klagen herausstammeln, als sie ihn zu ihrem Kummer so kalt, so entschlossen fand, ihr nicht beizustehen.

„O mein Gott, Sie wollen also nichts unternehmen... O mein Gott, an wen soll ich mich wenden?"

Diese Preußen, die allmächtigen Herren, die mit einem Wort die ganze Stadt umgekehrt, hundert Wagen beschlagnahmt, tausend Pferde aus den Ställen gezogen hätten! Und er verweigerte sich ihr mit seiner hochnasigen Siegermiene, als sei es für ihn ein Gesetz, sich nie in die Angelegenheiten der Besiegten zu mischen, die er ohne Zweifel als unsauber, seinen jungen Ruhm beschmutzend ansah.

„Wenigstens", fuhr Henriette fort, indem sie ruhig zu bleiben versuchte, „werden Sie dann doch wissen, was hier vorgeht, und mir das sagen können."

Er lächelte schwach, kaum sichtbar.

„Paris brennt ... Sehen Sie! Kommen Sie hierher, hier sieht man es ganz deutlich.“

Und er ging vor ihr her aus dem Bahnhof heraus und etwa hundert Schritte an den Schienen entlang, bis er an einen über den Bahnkörper gebauten Laufsteg kam. Als sie die enge Treppe hinaufgestiegen waren und sich dort oben befanden, rollte sich, während sie sich gegen die Brüstung lehnten, jenseits eines Abhanges die weite, kahle Ebene vor ihnen ab.

„Sie sehen, Paris brennt ...“

Es mochte halb zehn sein. Das rote Leuchten, das den Himmel in Brand zu stecken schien, nahm immer mehr zu. Der Zug der kleinen blutigen Wolken hatte sich im Osten verloren; über ihnen lag es nur noch wie ein Meer von Tinte, in dem sich die fernen Flammen spiegelten. Jetzt stand die ganze Ausdehnung des Horizontes in Brand; aber an einzelnen Stellen konnten sie stärkere Brandherde unterscheiden, Garben von lebhafterem Purpur, aus denen fortwährend Strahlen in die Finsternis unter weithin fliegenden mächtigen Rauchwolken emporschossen. Und man hätte fast sagen mögen, die Brandherde wanderten, ein Riesenwald beginne dort hinten, Baum für Baum, zu brennen, die ganze Erde entzünde sich und ginge, an dem gewaltigen Scheiterhaufen Paris entzündet, in Flammen auf.

„Sehen Sie da!“ erklärte Otto, „das ist Montmartre, der Buckel da, den man sich dort so schwarz von dem roten Hintergrunde abheben sieht. Links bei la Villette und Belleville brennt es noch nicht. Das Feuer ist jedenfalls in den besseren Vierteln zuerst angelegt worden und gewinnt nun, gewinnt ... Sehen Sie mal da! Da rechts kommt gerade eine

neue Feuersbrunst heraus! Man sieht schon die Flammen, einen wahren Flammenwirbel, aus dem glühender Dampf aufsteigt... Und immer mehr, immer mehr! Überall!"

Er schrie nicht und regte sich nicht etwa auf, aber die Gewalt seiner stillen Freude versetzte Henriette in Schrecken. Ach! Daß die Preußen das sehen mußten! Sie fühlte die Beleidigung aus seiner Ruhe heraus, aus seinem stillen Lächeln, als hätte er dies beispiellose Unheil seit langem vorhergesehen und erwartet. Endlich brannte Paris, Paris, dem die deutschen Granaten nur ein paar Ecken aus seinen Regenrinnen hatten herausschlagen können. All sein Groll fand nun seine Befriedigung; er schien jetzt seine Rache für die lange Dauer der Belagerung zu nehmen, für die entsetzliche Kälte, die immer zunehmenden Schwierigkeiten, über die Deutschland sich noch gereizt fühlte. Bei allem Stolz seiner Siegerfreude über die eroberten Provinzen, die Entschädigung von fünf Milliarden kam doch nichts diesem Schauspiel der Zerstörung von Paris gleich, das, von wütender Narrheit geschlagen, sich selbst in Brand steckte und in dieser hellen Frühlingsnacht in Rauch aufgehen ließ.

„Ach! Das war ja notwendig!" setzte er mit leiserer Stimme hinzu. „Ein Riesenunternehmen!"

Wachsender Schmerz schnürte Henriette das Herz zusammen angesichts des gewaltigen Umfangs dieses Unglücks. Ihr eigenes Elend schien ein paar Minuten lang ganz zu verschwinden, von diesem Sühnopfer eines ganzen Volkes mit fortgerissen. Der Gedanke, daß dies Feuer auch Menschenleben verzehre, der Anblick der in Flammen stehenden Stadt am Horizont, die die Höllenglut verfluchter, vom Blitz zerschmetterter Hauptstädte ausstrahlte, entrissen ihr unwillkürlich einen Schrei. Sie faltete die Hände und fragte:

„Was haben wir denn getan, mein Gott, daß wir so gestraft werden?“

Otto öffnete schon die Arme, wie um zu reden. Er wollte mit aller Eindringlichkeit seines kalten, harten Militärprotestantismus zu ihr sprechen, der Bibelverse als Bekräftigung anführt. Aber sein Blick traf gerade auf die hellen, verständigen Augen der jungen Frau und ließ ihn einhalten. Seine Bewegung hatte übrigens auch schon genug gesagt; es lag in ihr der ganze Rassenhaß, die Überzeugung, er sei Richter über Frankreich, vom Gott der Heerscharen gesandt, um ein verdorbenes Volk zu züchtigen. Paris brannte zur Strafe für seinen jahrhundertelangen schlechten Lebenswandel, für seine lange aufgehäuften Verbrechen und Ausschweifungen. Abermals sollten die Germanen die Welt retten und den letzten Staub lateinischer Verderbnis auskehren.

Er ließ den Arm wieder sinken und sagte einfach:

„Das ist das Ende von allem ... Ein weiteres Viertel fängt an zu brennen, der neue Brandherd da unten weiter links ... Sehen Sie, wie dieser mächtige Strahl sich wie ein feuriger Strom ausbreitet.“

Beide schwiegen nun; ein furchtsames Schweigen herrschte. Tatsächlich stiegen immer neue Flammenbündel plötzlich in die Höhe und schossen mit dem Gebrause eines Riesenofens in den Himmel empor. Jede Minute schien das Feuermeer an Ausdehnung zu gewinnen; eine weißglühende Woge stieß jetzt Rauchwolken aus, die sich über der Stadt zu einer riesigen kupferroten Wolke zusammenballten; ein leichter Wind trieb sie vorwärts, sie trieb langsam durch die finstere Nacht und verdeckte das Himmelsgewölbe mit einem scheußlichen Regen aus Asche und Ruß.

Henriette begann zu zittern und schien aus einem Alpdruck zu erwachen; und neuerdings von Angst ergriffen, in die sie der Gedanke an ihren Bruder wieder stürzte, flehte sie ihn noch ein letztes Mal um Hilfe an.

„Und wenn Sie also dann nichts für mich tun können, wollen Sie mir dann auch nicht helfen, nach Paris hineinzukommen?"

Otto schien abermals mit einer Handbewegung den ganzen Horizont umfahren zu wollen.

„Wozu denn? Morgen ist ja doch nichts mehr als ein Trümmerhaufen übrig!"

Und das war alles; sie stieg wieder von dem Laufsteg herunter, ohne ihm auch nur Lebewohl zu sagen, und floh mit ihrer kleinen Handtasche davon; er dagegen blieb noch lange da oben unbeweglich stehen, winzig, eingeschnürt in seine Uniform, von der Nacht verschlungen, und weidete seine Augen an dem fürchterlichen Feste, das ihnen dies Schauspiel des in Flammen vergehenden Babels bereitete.

Als Henriette den Bahnhof verließ, hatte sie das Glück, auf eine dicke Dame zu stoßen, die mit einem Fuhrmann verhandelte, der sie sofort nach der Rue Richelieu in Paris bringen sollte; und die bat sie solange und mit so rührenden Tränen, bis sie sich einverstanden erklärte, sie mitzunehmen. Der Kutscher, ein kleiner schwarzer Kerl, hieb auf sein Pferd los und öffnete während der ganzen Fahrt nicht den Mund. Die Dame aber wurde nicht müde, ihr zu erzählen, sie hätte vorgestern, als sie ihren Laden abgeschlossen und verlassen hatte, den dummen Streich begangen, ihre Wertsachen in einem Sicherheitsschrank in der Mauer dort liegen zu lassen. Und nachdem nun die Stadt seit zwei Uhr brannte, wurde sie von dem einen einzigen Gedanken geplagt, wieder um-

zukehren und ihre Habe selbst aus den Flammen zu holen. An der Sperre stand nur ein schläfriger Posten, und das Fuhrwerk konnte ohne große Schwierigkeiten durchkommen, um so mehr, als die Dame log und erzählte, sie habe ihre Nichte geholt und wolle nun mit der zusammen ihren Mann pflegen, der von den Versaillern verwundet worden sei. Große Hindernisse begannen erst in den Straßen, wo Barrikaden den Fahrweg alle Augenblicke so versperrten, daß sie fortwährend Umwege machen mußten. Am Boulevard Poissonnière erklärte der Kutscher endlich, er führe nicht weiter.

Und die beiden Frauen mußten ihren Weg durch die Rue du Sentier, die Rue des Jêuneurs und das ganze Viertel um die Börse herum zu Fuß fortsetzen. Je näher sie den Befestigungen gekommen waren, desto mehr hatte der brandrote Himmel ihnen mit Tageshelligkeit geleuchtet. Jetzt waren sie ganz überrascht über die Ruhe und Stille in diesem Teile der Stadt, wohin nur ein leises Nachbeben des entfernten dumpfen Grollens drang. Von der Börse an stießen sie jedoch auf Schüsse und mußten sich an den Häuserseiten entlangdrücken. Und als die dicke Dame ihren Laden in der Rue de Richelieu unbeschädigt vorgefunden hatte, bestand sie unbedingt darauf, ihre Begleiterin auf den richtigen Weg zu bringen: Rue du Hasard, Rue Sainte-Anne und schließlich Rue des Orties. Einen Augenblick wollten Föderierte, von denen ein Bataillon noch die Rue Sainte-Anne besetzt hielt, sie am Weitergehen verhindern. Schließlich war es vier Uhr, es wurde bereits hell, als Henriette vor Aufregung und Müdigkeit, ganz erschöpft, das alte Haus in der Rue des Orties weit offen fand. Und nachdem sie die enge, dunkle Treppe hinaufgestiegen war, mußte sie noch hinter einer Tür eine Leiter hinaufklettern, die unters Dach führte. —

Maurice hatte sich auf der Barrikade der Rue du Bac zwischen den beiden Erdsäcken auf die Knie aufrichten können, und Jeans bemächtigte sich schon neue Hoffnung, da er geglaubt hatte, er hätte ihn an den Boden genagelt.

„Ach, mein Junge, lebst du noch? Hab' ich das nun gerade sein müssen, ich Dreckvieh . . . Warte, laß mal sehen."

Vorsichtig untersuchte er die Wunde bei der lebhaften Helligkeit der Feuersbrunst. Das Bajonett war dicht neben der rechten Schulter durch den Arm gegangen; das Schlimmste war aber, daß es dann zwischen zwei Rippen durchgegangen war und zweifellos die Lunge getroffen hatte. Der Verwundete atmete indessen ohne zuviel Beschwerde. Nur der Arm hing ihm schlaff herunter.

„Mein armer Alter, sei doch nicht so verzweifelt! Ich bin so ganz zufrieden, ich möchte am liebsten Schluß machen . . . Du hast doch wahrhaftig genug für mich getan, denn ohne dich wäre ich längst irgendwo am Wege verreckt."

Aber als Jean ihn so sprechen hörte, wurde er wieder von heftigem Schmerz gepackt.

„Willst du wohl still sein! Zweimal hast du mich aus den Pfoten der Preußen gerettet. Wir waren quitt; jetzt wäre ich daran gewesen, mein Leben hinzugeben, und dann bringe ich dich um! . . . Ach Gottsdonnerwetter! Ich war wohl besoffen, daß ich dich nicht erkannt habe! Jawohl, besoffen wie ein Schwein von dem vielen Blut, das ich schon gesoffen habe!"

Tränen strömten ihm aus den Augen, als er wieder an ihre Trennung dort unten in Remilly denken mußte, wo sie sich beim Abschied gefragt hatten, ob sie sich wohl eines Tages wiedersehen würden und wie, unter was für schmerzlichen oder freudigen Umständen. Also war das alles für nichts gewesen, daß sie manchen Tag zusammen ohne Brot, so manche

Nacht ohne Schlaf, immer des Todes gewärtig, durchlebt hatten? Also hatte es nur zu diesem abscheulichen, diesem ungeheuerlichen, sinnlosen Brudermord geführt, daß ihre Herzen sich während der paar Wochen gemeinschaftlichen Heldendaseins zu einem verschmolzen hatten? Nein, nein! Dagegen bäumte sich alles in ihm auf.

„Laß mich machen, mein Junge, ich muß dich retten."

Zunächst mußte er ihn hier wegbringen, denn die Truppen brachten alle Verwundeten um. Das Glück wollte, daß sie sich allein befanden, aber es war auch keine Minute zu verlieren. Mit Hilfe seines Messers schlitzte er rasch den Ärmel auf und zog ihm dann die ganze Uniform aus. Das Blut lief herab, er verband den Arm schleunigst mit aus dem Futter herausgerissenen Fetzen. Dann verstopfte er die Wunde im Körper und band den Arm darüber fest. Glücklicherweise hatte er ein Stück Bindfaden, mit dem er diesen barbarischen Verband gewaltsam zusammenziehen konnte, was den Vorteil hatte, daß es die ganze getroffene Seite unbeweglich machte und einen Bluterguß verhinderte.

„Kannst du gehen?"

„Ja, ich glaube wohl."

Aber er wagte nicht, ihn so in Hemdärmeln wegzubringen. Eine plötzliche Eingebung ließ ihn in eine Nebenstraße rennen, wo er einen toten Soldaten hatte liegen sehen, und er kam mit dessen Käppi und Rock wieder. Den Rock warf er ihm über die Schulter und half ihm den gesunden Arm durch den linken Ärmel stecken. Dann setzte er ihm das Käppi auf.

„So, jetzt gehörst du zu uns ... Wo müssen wir hin?"

Ihre Verlegenheit war groß. Auf seinen Traum von Mut und Hoffnung folgte sofort wieder die Sorge. Wo könnten sie mit Bestimmtheit Obdach finden? Die Häuser wurden

durchsucht, und alle mit den Waffen in der Hand ergriffenen Kommunarden wurden erschossen. Übrigens kannte weder der eine noch der andere irgend jemand in diesem Viertel, keine Seele, die sie hätten um Schutz anflehen können, kein Versteck, in dem sie hätten verschwinden können.

„Am besten wäre es noch bei mir," sagte Maurice. „Das Haus liegt sehr abseits, kein Mensch kommt dahin ... Aber es liegt auf der andern Seite des Flusses, in der Rue des Orties."

Jean kaute verzweifelt, unentschlossen auf dumpfen Flüchen.

„Herrgott nochmal! Was machen wir da?"

Sie brauchten gar nicht erst daran zu denken, über den Pont Royal zu entkommen, den die Brände mit vollem Tageslicht beleuchteten. Jeden Augenblick pfiffen von beiden Seiten Schüsse über ihn hinweg. Sie wären übrigens auch gegen die in Flammen stehenden Tuilerien gerannt, gegen die unübersteigbare Schranke des Louvre, der verbarrikadiert und bewacht war.

„Ja, dann sind wir futsch, keine Möglichkeit, durchzukommen!" erklärte Jean, der nach seiner Rückkehr aus dem italienischen Feldzuge sechs Monate in Paris gelebt hatte.

Plötzlich kam ihm ein Gedanke. Wenn es da unten am Pont Royal noch Boote gäbe wie früher, dann könnten sie es damit versuchen. Lange, gefährlich und unbequem würde es ja werden; aber sie hatten keine Wahl und mußten sich rasch entscheiden.

„Hör' mal, mein Junge, hier müssen wir erst mal weg, hier ist's nicht sauber ... Ich werde meinem Leutnant sagen, die Kommunarden hätten mich gefaßt und ich wäre ihnen wieder ausgerissen."

Er hatte ihn bei dem gesunden Arme gefaßt und stützte ihn, als er ihm über den Ausgang der Rue du Bac hinweghalf, wo jetzt die Häuser von oben bis unten wie übermäßig große Fackeln brannten. Ein Regen glühender Brände fiel auf sie herab; die Hitze war so durchdringend, daß ihre Gesichtshaut ganz geröstet wurde. Als sie dann auf den Kai hinaustraten, blieben sie einen Augenblick stehen, wie geblendet von der schrecklichen Helligkeit der Feuersbrunst, die auf beiden Ufern der Seine in Riesengarben emporloderte.

„An Kerzen fehlt es hier ja gerade nicht", brummte Jean, wütend über die Tageshelle.

Er fühlte sich auch nicht eher sicher, als bis er Maurice die stromabwärts liegende Böschungstreppe links vom Pont Royal hinuntergebracht hatte. Dort unter der großen Baumgruppe am Rande des Wassers waren sie geborgen. Fast eine Viertelstunde lang beunruhigten sie dunkle Schatten, die sich am andern Flußufer auf dem gegenüberliegenden Kai bewegten. Schüsse ertönten, sie hörten einen Schrei, dann einen Fall ins Wasser und ein plötzliches Wiederaufspritzen von Schaum. Offenbar war die Brücke bewacht.

„Wenn wir die Nacht in dem Schuppen da zubrächten?" meinte Maurice und zeigte auf den Bretterschuppen einer Schiffahrtsgesellschaft.

„Ach, Unsinn! Da würden wir morgen früh doch geklemmt!"

Jean beharrte immer noch auf seinem Gedanken. Er hatte eine ganze Flotte kleiner Boote vorgefunden. Aber sie waren angekettet; wie sollte er eins von ihnen loskriegen und die Ruder auch? Schließlich fand er ein paar alte Ruder und konnte ein offenbar schlecht geschlossenes Schloß aufbrechen; und sobald er Maurice vorn ins Boot gelegt hatte, überließ

er sich vorsichtig der Strömung, die ihn im Schatten der Flußbäder und der festliegenden Fahrzeuge am Ufer entlangtrieb. Weder der eine noch der andere sprach, so wurden sie durch das scheußliche Schauspiel eingeschüchtert, das sich vor ihnen abrollte. Je weiter sie den Strom hinabtrieben, je näher schien mit dem Zurücktreten des Horizontes das Furchtbare zu wachsen. Als sie an die Solferinobrücke kamen, konnten sie mit einem Blick die beiden in Flammen stehenden Kais übersehen.

Links brannten die Tuilerien. Bei Einbruch der Nacht hatten die Kommunarden Feuer in beiden Enden des Palastes angelegt, im Pavillon der Flora und im Pavillon de Marsan; das Feuer hatte rasch den Pavillon de l'Horloge in der Mitte ergriffen, wo aus im Marschallsaal aufgestapelten Pulverfässern eine richtige Mine vorbereitet war. In diesem Augenblick stießen die Verbindungsgebäude durch ihre Fenster braunrote Flammenwirbel aus, durch die lange, blaue Stichflammen hervorschossen. Die Dächer glühten, feurige Risse platzten in ihnen auf wie auf vulkanischem Boden, den der Druck der Glut im Innern zersprengt. Am hellsten brannte der zuerst angezündete Pavillon der Flora vom Erdgeschoß bis zu den mächtigen Böden mit furchtbarem Brausen. Das Petroleum, mit dem die Fußböden und Wandbespannungen getränkt waren, verlieh den Flammen eine solche Kraft, daß sie sahen, wie das Eisen der Balkone sich bog und die hohen Prunkkamine mit den mächtigen Sonnenbildwerken wie glühende Kohlen barsten.

Rechts kam dann zuerst der Palast der Ehrenlegion, der gegen fünf Uhr nachmittags angesteckt worden war; er brannte fast seit sieben Stunden und verzehrte sich mit der Flamme eines Riesenscheiterhaufens, dessen Holzwerk mit

einem Male zusammenbricht. Dann kam der Palast des Staatsrats, ein mächtiger Brand, der gewaltigste, schrecklichste, ein riesiger flammenspeiender Steinwürfel mit Säulengängen in zwei Geschossen. Die vier Gebäude, die den großen inneren Hof umgaben, hatten alle auf einmal Feuer gefangen; und hier rieselte das in ganzen Fässern über die vier Ecktreppen ausgegossene Petroleum in einem höllischen Strome die Stufen hinunter. Auf der Wasserseite hob sich die klare Linie der Attika wie eine schwarze Rampe ab, der feurige Zungen die Seiten beleckten; die Säulenstellungen, das Hauptgesims, die Friese und der Bildhauerschmuck traten bei dem blendenden Widerschein dieses Riesenofens in außerordentlich kräftigem Relief hervor. Hier hatte das Feuer einen so gewaltigen Schwung, eine solche Kraft, daß es schien, als würde das gewaltige Bauwerk zitternd und ächzend von seinen Grundfesten abgehoben und sollte unter der Gewalt dieses Ausbruches, der das Zink seiner Dächer in den Himmel emporschleuderte, nur noch das leere Gerüst seiner dicken Mauern stehenbleiben. Daneben folgte dann die Orsaykaserne, deren einer ganzer Flügel in einer hohen, weißen Säule wie ein Turm des Lichts brannte. Dahinter bemerkten sie dann noch andere Brände, die sieben Häuser der Rue du Bac, die zweiundzwanzig der Rue de Lille, die den ganzen Horizont in Glut tauchten und Flammen über Flammen häuften, ein unendliches Blutmeer.

Ganz erstickt flüsterte Jean:

„Ist das Gottes möglich! Der Fluß fängt ja noch an zu brennen."

Tatsächlich schien ihr Boot wie von einem feurigen Strome dahingetragen. Bei dem tanzenden Widerschein dieser Riesenbrände hätte man wirklich glauben können, die Seine wälze

glühende Kohlen dahin. Plötzliche rote Blitze schossen hindurch und gelbe Brände knisterten laut überall. Und so trieben sie immer langsam weiter mit der Strömung dieses brennenden Wassers, zwischen den flammenden Palästen hin wie in einer verfluchten Stadt, die zu beiden Seiten einer jedes Maß übersteigenden Straße aus flüssiger Lava brannte.

„Ach!" sagte nun Maurice seinerseits, als ihn angesichts dieser von ihm selbst gewollten Zerstörung die Raserei wieder ergriff, „möchte doch alles in Flammen aufgehen und alles in die Luft springen!"

Aber mit einer erschreckten Handbewegung brachte Jean ihn zum Schweigen, als hätte er Angst, eine solche Lästerung könne ihnen Unglück bringen. War es möglich, daß der Junge, den er so sehr liebte, der so gebildet, so zart war, bis zu solchen Gedanken hatte herunterkommen können? Er ruderte nun stärker, denn sie waren durch die Solferinobrücke hindurch, und vor ihnen befand sich jetzt eine lange freie Strecke. Die Helligkeit wurde so groß, daß der Fluß wie von der senkrecht herabfallenden Mittagssonne erhellt dalag, ohne jeden Schatten. Die geringsten Einzelheiten konnten sie mit ungewöhnlicher Deutlichkeit erkennen, das schillernde Netz auf der Wasseroberfläche, die Steinhaufen an den Ufern, die kleinen Bäume auf den Kais. Besonders die Brücken erschienen in strahlender Weiße, so klar, daß man ihre Steine hätte zählen können; man hätte glauben mögen, sie bildeten feine, noch wohlerhaltene Laufstege von einer Feuersbrunst zur andern über dies glühende Wasser hinweg. Zuweilen ließ sich inmitten des fortgesetzt grollenden Tosens ein plötzliches Krachen hören. Rußschwaden fielen auf sie nieder, der Wind trug ihnen giftige Gerüche zu. Und die große Furcht kam über sie, Paris, die weiter entfernten Viertel dort hinten auf

dem Grunde des Seinelaufes wären gar nicht mehr da. Rechts und links leuchtete die Wut des Feuers empor und ließ hinter sich ein gewaltiges schwarzes Loch. Sie sahen nichts weiter als eine gewaltige Finsternis, ein Nichts, als sei ganz Paris vom Feuer verschlungen, in ewiger Nacht verschwunden. Auch der Himmel war tot, die Flammen schlugen so hoch empor, daß sie die Sterne auslöschten.

Maurice, den der Fieberwahn wieder packte, stieß ein närrisches Gelächter aus.

„Ein schönes Fest im Staatsrat und in den Tuilerien ... Die ganzen Gebäude sind beleuchtet, die Kronleuchter funkeln, die Frauen tanzen! ... Ah, tanzt nur, tanzt nur mit euren rauchenden Röcken, mit euren brennenden Haaren ..."

Mit dem gesunden Arme rief er die Erinnerung an die Feste Sodoms und Gomorrhas wieder empor, die Musiken, die Blumen, die ungeheuerlichen Vergnügungen, bei denen die Paläste von derartigen Ausschweifungen strotzten und mit ihrem Überfluß an Kerzen die Nacktheit in solcher Abscheulichkeit sehen ließen, daß sie sich von selbst entzündeten. Plötzlich gab es einen fürchterlichen Krach. In den Tuilerien hatte das Feuer von beiden Enden her den Marschallsaal erreicht. Die Pulverfässer hatten sich entzündet und der Pavillon de l'Horloge flog mit der Gewalt einer Pulverfabrik in die Luft. Eine Riesengarbe stieg in die Höhe und erfüllte wie ein großer Busch den Himmel, der Flammenstrauß dieses Schreckensfestes.

„Bravo! Feiner Tanz!" rief Maurice, wie beim Schluß eines Schauspiels, als alles wieder in Finsternis zurücksank.

Stotternd flehte Jean ihn abermals an, in verworrenen Sätzen. Nein, nein! Man muß nichts Böses wünschen. Wenn dies nun das allgemeine Ende bedeutete, gingen sie

selbst dann nicht auch zugrunde? Und seine ganze Eile galt jetzt einer schleunigen Landung, um diesem gräßlichen Schauspiel zu entgehen. Er war indessen doch vorsichtig genug, erst noch unter der Brücke de la Concorde durchzutreiben, damit sie erst an der Böschung des Kais de la Conférence landen brauchten, hinter der Biegung der Seine. Aber auch an diesem bedeutsamen Wendepunkt vertat er erst ein paar Minuten mit dem ordentlichen Festmachen des Bootes; denn er besaß eine zu hohe Achtung vor dem Eigentum anderer. Sein Plan ging dahin, die Rue des Orties über den Place de la Concorde und die Rue Saint-Honoré zu gewinnen. Nachdem er Maurice sich hatte auf die Böschung setzen lassen, stieg er allein die Treppe zum Kai hinauf, da er sich wieder von Unruhe ergriffen fühlte, als er sich klarmachte, wieviel Mühe ihnen die Überwindung all der ihrer wartenden Hindernisse machen würde. Da lag die uneinnehmbare Festung der Kommune, die mit Geschützen gespickte Terrasse der Tuilerien, die durch hohe, festgebaute Barrikaden abgesperrten Rue Royale, Saint-Florentin und de Rivoli; das erklärte auch das Vorgehen der Versailler Truppen, deren Linien in dieser Nacht einen ungeheuren einspringenden Winkel bildeten mit dem Scheitel am Place de la Concorde und ihren Endpunkten am rechten Ufer am Güterbahnhof der Kompanie du Nord und dem andern auf dem linken an einer der Bastionen der Umwallung nahe beim Tor von Arceuil. Aber es mußte bald hell werden; die Kommunarden hatten die Tuilerien und die Barrikaden geräumt und die Truppen sich sofort des Viertels bemächtigt, inmitten einer neuen Feuersbrunst, zwölf weiterer Häuser an der Kreuzung der Rue Saint-Honoré und Royale, die seit neun Uhr abends brannten.

Als Jean die Böschung wieder herunterkam, fand er Maurice unten nach Überwindung seiner übertriebenen Aufregung schlaftrunken, wie betäubt vor.

„Leicht wird das nicht... Kannst du wenigstens gehen, mein Junge?"

„Ja, ja, sei nur ruhig. Ich komme schon noch hin, tot oder lebendig."

Vor allem machte es ihm Mühe, die Steintreppe hinaufzukommen. Oben auf dem Kai ging er dann langsam am Arme seines Gefährten mit den Schritten eines Nachtwandlers weiter. Obwohl es noch nicht ganz hell war, erfüllte doch der Widerschein der Brände rings umher den weiten Platz mit einer bleichen Dämmerung. So schritten sie durch die Einsamkeit dahin, das Herz von dem trübseligen Anblick dieser Zerstörung zusammengeschnürt. An den beiden Endpunkten, am andern Ende der Brücke und am Ausgange der Rue Royale bemerkten sie undeutlich die gespenstischen Erscheinungen des Palais Bourbon und der Madeleine, die von den Kanonen bearbeitet waren. Die Terrasse der Tuilerien, in die eine Bresche gelegt war, lag teilweise in Trümmern. Auf dem Platze selbst hatten die Kugeln die Bronzebilder der Springbrunnen durchbohrt; der Riesenrumpf des Standbildes der Stadt Lille lag am Boden, während das von Straßburg daneben in Trauerschleier gehüllt um all die Trümmer zu trauern schien. Dicht bei dem unversehrten Obelisken war in einem Laufgraben ein Gasrohr durch Hiebe mit der Hacke aufgespalten; ein Zufall hatte das Gas entzündet, so daß es mit zischendem Geräusch in einer langen Flamme emporschoß.

Der die Rue Royale abschließenden Barrikade, zwischen dem Marineministerium und dem Garde-Meuble, die beide

vor dem Feuer gerettet waren, ging Jean aus dem Wege. Er hörte hinter den Säcken und Fässern mit Erde, aus denen sie hergestellt war, die groben Stimmen von Soldaten. Auf der Vorderseite verteidigte sie ein mit fauligem Wasser angefüllter Graben, in dem der Leichnam eines Verbündeten schwamm; und durch eine Bresche konnten sie die Eckhäuser der Rue Saint-Honoré sehen, die niedergebrannt waren, trotzdem die Spritzen aus der ganzen Bannmeile zusammengekommen waren, deren Zischen sie unterscheiden konnten. Die kleinen Bäume rechts und links, die Häuschen der Zeitungsverkäufer lagen zerschmettert, von Kugeln durchlöchert da. Ein lautes Geschrei erhob sich; die Feuerwehrleute hatten in einem Keller sieben Mieter eines der Häuser halb verkohlt aufgefunden.

Obwohl die Barrikade, die die Rue Saint-Florentin und de Rivoli absperrte, mit ihrer hohen, klugen Bauart noch furchtbarer erschien, hatte Jean doch das richtige Gefühl, daß es hier leichter sein müsse, durchzukommen. Tatsächlich lag sie vollkommen verlassen da, ohne daß die Truppen es schon gewagt hätten, sie zu besetzen. Kanonen schliefen hier in stummer Verlassenheit. Keine Menschenseele hinter diesem uneinnehmbaren Wall, nichts als ein Hund, der sich verlaufen hatte und nun weglief. Als aber Jean in die Rue Saint-Florentin hineineilte, während er den schwächer werdenden Maurice unterstützte, trat gerade das ein, was er befürchtet hatte: sie stießen auf eine ganze Kompanie des achtundachtzigsten Linienregiments, die die Barrikade umgangen hatte.

„Herr Hauptmann," erklärte er, „das ist ein Freund von mir, den die Räuber verwundet haben, und ich bringe ihn zum Verbinden."

Der Rock, den Maurice über die Schultern geworfen hatte, rettete ihn, und Jeans Herz klopfte zum Zerspringen, während sie zusammen die Rue Saint-Honoré hinabgingen. Der Tag brach jetzt an, Schüsse kamen aus den Querstraßen, denn es wurde noch im ganzen Viertel gefochten. Es mußte mit einem Wunder zugehen, wenn sie die Rue des Frondeurs ohne ein weiteres übles Zusammentreffen erreichen konnten. Nur ganz langsam gingen sie weiter; die drei- oder vierhundert Meter, die sie noch zurückzulegen hatten, kamen ihnen unendlich vor. In der Rue des Frondeurs stießen sie auf einen Kommunardenposten; die Leute waren aber so erschrocken, daß sie glaubten, es käme ein ganzes Regiment, und die Flucht ergriffen. Nun brauchten sie nur noch ein Stück der Rue d'Argenteuil zu folgen, um in die Rue des Orties zu kommen.

Ach! Die Rue des Orties, mit welcher Ungeduld wünschte Jean sich seit vier langen Stunden dorthin! Es war ihm eine wahre Erlösung, als sie in sie einbogen. Schwarz, verlassen, stumm lag sie da, als wäre sie hundert Meilen vom Schlachtfeld entfernt. Das Haus, ein altes, enges Haus ohne Türhüter, schlief einen wahren Todesschlaf.

„Ich habe die Schlüssel in der Tasche," stammelte Maurice. „Der große ist für die Haustür, der kleine oben für meine Kammer."

Er brach zusammen und wurde in Jeans Armen ohnmächtig, dessen Unruhe und Verlegenheit nun ihren Höhepunkt erreichten. Er vergaß sogar die Haustür wieder abzuschließen und mußte sich nun die unbekannte Treppe hinauftasten, wobei er sich vorsah, nicht anzustoßen, um keine Leute herbeizulocken. Oben verirrte er sich und mußte den Verwundeten erst auf eine Treppenstufe niederlassen, um mit Hilfe von

Streichhölzern, die er glücklicherweise bei sich hatte, die Tür zu suchen; und als er sie gefunden hatte, kam er wieder herunter, um ihn zu holen. Nun endlich legte er ihn auf das kleine eiserne Bett gegenüber dem Paris überblickenden Fenster; er öffnete es ganz weit in einem Bedürfnis nach frischer Luft und Licht. Der Tag brach an; schluchzend fiel er vor dem Bette nieder, zerschlagen und kraftlos unter dem Erwachen in diesem gräßlichen Gedanken, er habe seinen Freund getötet.

Minuten mußten vergangen sein, aber er war kaum überrascht, als er plötzlich Henriette dastehen sah. Nichts wäre ihm natürlicher vorgekommen; ihr Bruder lag im Sterben, und sie kam. Er hatte sie auch gar nicht hereinkommen sehen; vielleicht war sie schon stundenlang da. Mit dem Kopf auf einem Stuhle sah er stumpfsinnig zu, wie sie sich unter dem Einflusse des tödlichen Schmerzes bewegte, der sie getroffen hatte, als sie ihren Bruder bewußtlos, mit Blut bedeckt daliegen sah. Schließlich kam er wieder zum Bewußtsein; er fragte sie:

„Sagen Sie, haben Sie die Haustür wieder abgeschlossen?“

Ganz überwältigt antwortete sie durch ein bejahendes Kopfnicken; und als sie ihm endlich in ihrem Bedürfnis nach Zuneigung und Hilfe beide Hände reichte, fuhr er fort:

„Ich habe ihn getötet, wissen Sie ...“

Sie begriff ihn gar nicht, sie glaubte ihm nicht. Er fühlte, wie ihre beiden kleinen Hände ruhig in den seinen liegen blieben.

„Ich habe ihn getötet ... Jawohl, dort unten auf einer Barrikade. Er focht auf der einen Seite, ich auf der andern ...“

Die kleinen Hände fingen an zu zittern.

„Wir waren alle wie betrunken, man wußte gar nicht mehr, was man tat ... Ich habe ihn getötet ...“

Nun zog Henriette schaudernd ihre Hände wieder zurück; ganz weiß, mit schreckerfüllten Augen sah sie ihn unbeweglich an. Das sollte also das Ende von allem sein und nichts in ihrem zerbrochenen Herzen am Leben bleiben? Ach, und Jean, an den sie noch am selben Abend gedacht hatte, ganz glücklich in der unbestimmten Hoffnung, ihn vielleicht wiederzusehen! Und der hatte dies Scheußliche vollbracht, und doch hatte er Maurice noch gerettet, denn er hatte ihn doch durch alle Gefahren hierhergebracht! Sie konnte ihm nicht länger ihre Hände überlassen, ohne sich in ihrem Innern zurückgestoßen zu fühlen. Aber sie stieß einen Schrei aus, in dem die letzte Hoffnung ihres noch unschlüssigen Herzens lag.

„Oh, ich werde ihn heilen, ich muß ihn jetzt wieder heilen!"

In ihren langen Nachtwachen im Lazarett von Remilly hatte sie sich eine große Geschicklichkeit im Pflegen und Verbinden von Wunden erworben. Daher wollte sie auch sofort die ihres Bruders untersuchen und zog ihn aus, ohne ihn damit aus seiner Bewußtlosigkeit zu erwecken. Aber als sie den Notverband abnahm, den Jean sich ausgedacht hatte, da fing er an, sich zu bewegen, er stieß einen schwachen Schrei aus und öffnete weit seine fieberglühenden Augen. Er erkannte sie übrigens sofort und lächelte ihr zu.

„Also da bist du? Ach, bin ich froh, daß ich dich noch sehe, ehe ich sterbe!"

Sie brachte ihn durch eine Handbewegung zum Schweigen, die volles Vertrauen ausdrückte.

„Sterben! Aber das gebe ich nicht zu, ich will, daß du am Leben bleibst ... Sprich nicht mehr, laß mich mal machen!"

Als Henriette aber den durchstochenen Arm und die getroffenen Rippen untersucht hatte, wurde sie düster und ihre Augen verdunkelten sich. Mit Lebhaftigkeit ergriff sie von

dem Zimmer Besitz; sie fand schließlich etwas Öl, zerriß ein paar alte Hemden, um Binden daraus zu machen, während Jean nach Wasser suchte. Er machte den Mund nicht mehr auf; er sah zu, wie sie die Wunden wusch, sie geschickt verband, aber er war unfähig, ihr zu helfen, ganz niedergebrochen, seitdem sie da war. Als sie fertig war und er ihre Besorgnis sah, bot er ihr aber doch an, er wolle sich auf die Suche nach einem Arzte begeben. Aber sie hatte sich all ihre klare Einsicht bewahrt: nein, nein! Nicht den ersten besten Arzt, der ihren Bruder vielleicht ausliefern würde! Es mußte ein sicherer Mann sein; ein paar Stunden könnten sie noch warten. Und als Jean endlich davon sprach, er müsse gehen, um sein Regiment wieder zu suchen, da machten sie ab, er sollte wiederkommen, sobald es ihm möglich sein würde wegzukommen, und sollte einen Chirurgen mitbringen.

Er ging aber noch nicht fort; er konnte sich scheinbar nicht entschließen, dies Zimmer zu verlassen, das so voll von dem von ihm angerichteten Unheil war. Nachdem sie das Fenster einen Augenblick geschlossen hatte, öffnete sie es von neuem. Und von seinem Bette aus sah der Verwundete, den Kopf hoch unterstützt, ebenso wie die andern, mit verlorenen Blicken ins Weite bei dem düstern, verlegenen Schweigen, in das sie verfallen waren.

Hier oben von der Butte des Moulins aus dehnte sich ein großer Teil von Paris vor ihnen aus, zunächst die mittleren Viertel vom Faubourg Saint-Honoré bis an die Bastille, dann der ganze Seinelauf mit dem Gewirre seines linken Ufers, ein Meer von Dächern, Baumgipfeln, Glockentürmen, Kuppeln und Türmen. Es wurde immer heller; die scheußliche Nacht, eine der abscheulichsten in der Geschichte, war vorüber. Aber in dem reinen Lichte der aufgehenden Sonne

dauerten unter dem rosenroten Himmel die Feuersbrünste an. Sie sahen, wie die Tuilerien gegenüber immer noch brannten, die Orsay-Kaserne, die Paläste des Staatsrates und der Ehrenlegion, deren vom vollen Tageslichte gebleichte Flammen den Himmel erschauern ließen. Aber jenseits der Häuser der Rue de Lille und der Rue du Bac mußten noch andere Häuser brennen, denn von der Kreuzung der Croix-Rouge und noch weiter aus der Rue Vavin und Notre-Dame-des-Champs stiegen Flammensäulen empor. Ganz in ihrer Nähe auf dem rechten Ufer brachen die Brände der Rue Saint-Honoré jetzt in sich zusammen, während auf dem linken im Palais Royal und dem neuen Louvre das Feuer nur langsam um sich griff und bis gegen Mittag nicht zum Durchbruch kommen konnte. Aber was sie sich zuerst gar nicht erklären konnten, das war eine riesige schwarze Wolke, die der Westwind auf ihr Fenster zutrieb. Seit drei Uhr morgens brannte das Finanzministerium ohne hohe Flamme; es verzehrte sich in dicken Rauchwirbeln, da der mächtige, in den niedrigen, verputzten Räumen aufgehäufte Papiervorrat das Feuer ganz erstickte. Und selbst wenn jetzt beim Erwachen der großen Stadt der traurige Eindruck der Nacht, der Schrecken der vollständigen Zerstörung, die Seine mit ihren treibenden Bränden gar nicht dagewesen wäre, so wäre doch eine verzweiflungsvolle, dumpfe Traurigkeit in diesem dicken, fortdauernden Qualm über die unversehrten Viertel hingezogen, dessen Wolke sich immer weiter ausbreitete. Bald wurde die Sonne, die so klar aufgegangen war, von ihr verdeckt, und es blieb nur diese Trauer an dem trübroten Himmel stehen.

Maurice, den seine Fieberträume wieder packten, flüsterte mit einer langsamen, den schrankenlosen Horizont umspannenden Bewegung:

„Brennt denn alles? Ach, dauert das lange!"

Henriette stiegen Tränen in die Augen, als wüchse ihr Elend noch durch den Anblick all dieses gewaltigen Unheils, an dem auch ihr Bruder schuld hatte. Und Jean, der weder ihre Hand wieder zu fassen noch seinen Freund zu umarmen wagte, verließ sie mit einer wahnsinnigen Gebärde.

„Auf Wiedersehen, bald!"

Er konnte erst am Abend gegen acht Uhr wiederkommen, als es dunkel geworden war. Trotz seiner großen Unruhe war er glücklich: sein Regiment focht nicht mehr, sondern war in die zweite Linie zurückgezogen und hatte Befehl bekommen, gerade dies Viertel zu überwachen, so daß er hoffen konnte, als er mit seiner Kompanie auf dem Karussellplatz Biwak bezog, jeden Abend zu ihnen heraufkommen zu können, um sich Nachricht über den Verwundeten zu holen. Und er kam auch nicht allein zurück; ein glücklicher Zufall hatte ihn seinen alten Stabsarzt von den 106ern finden lassen, den er nun aus Verzweiflung mitbrachte, weil er keinen andern Arzt finden konnte und er sich selbst sagte, dieser schreckliche Mensch mit dem Löwenkopfe wäre doch ein braver Mensch.

Als Bouroche, der nicht wußte, um was für einen Soldaten ihn der Mann mit seinen Bitten bemühte und der darüber schimpfte, daß er so hoch hinaufklettern müßte, nun begriff, daß er einen Kommunarden vor Augen habe, geriet er zuerst in rasenden Zorn.

„Gottsdonnerwetter! Wollen Sie sich über mich lustig machen? ... Räuber, die müde sind, noch weiter zu stehlen, zu morden und zu brennen! Sein Fall ist ganz klar, dem Räuber seiner da, und ich will ihn schon wieder heilkriegen, jawohl! Mit drei Kugeln in den Schädel!"

Aber der Anblick Henriettes, die so blaß in ihren schwarzen

Kleidern dastand mit ihrem schönen, aufgelösten Blondhaar, brachte ihn plötzlich wieder zur Ruhe.

„Es ist mein Bruder, Herr Stabsarzt, einer Ihrer Soldaten von Sedan."

Er antwortete nicht, legte die Wunde bloß, untersuchte sie schweigend, zog ein paar Fläschchen aus der Tasche und brachte den Verband wieder in Ordnung, wobei er der jungen Frau zeigte, wie sie sich dabei benehmen müsse. Mit seiner rauhen Stimme fragte er dann plötzlich den Verwundeten:

„Warum hast du dich auf die Seite dieser Lumpen geschlagen, warum machst du solche Schweinereien?"

Maurice hatte ihn, seit er da war, mit leuchtenden Augen angesehen, ohne den Mund zu öffnen. Glühend vor Fieber antwortete er jetzt:

„Weil es zuviel Leid, zuviel Ungerechtigkeit und zuviel Schande in der Welt gibt!"

Nun machte Bouroche eine heftige Bewegung, wie um zu sagen, es führe zu weit, wenn man sich auf solche Gedanken einließe. Er war im Begriff, etwas zu erwidern, schwieg aber doch endlich. Und indem er fortging, sagte er nur noch:

„Ich komme wieder."

Auf dem Treppenabsatz erklärte er Henriette, er stehe für nichts ein. Die Lunge sei ernstlich angegriffen, und es könne zu einem Blutsturz kommen, der den Verwundeten sofort töten müßte.

Henriette zwang sich zu lächeln, als sie wieder hereinkam, obwohl sie einen Stich mitten durchs Herz bekommen hatte. Konnte sie ihn nicht retten, konnte sie dies Scheußliche nicht verhindern, das sie alle drei, die hier noch einmal in heißem Lebensdrange zusammengeführt worden waren, auf ewig trennen müßte? Sie verließ tagsüber das Zimmer nicht;

eine alte Nachbarin hatte ihr freundlicherweise ihre Besorgungen abgenommen. Und so nahm sie denn ihren Platz auf einem Stuhl am Bett wieder ein.

In seiner fieberhaften Erregung begann Maurice aber Jean auszufragen und wollte alles wissen. Der aber erzählte ihm nicht alles; er vermied es, ihm von der rasenden Wut zu erzählen, die sich jetzt in dem befreiten Paris gegen die im Sterben liegende Kommune erhob. Es war schon Mittwoch. Seit Sonntag abend, zwei volle Tage lang, hatten die Einwohner vor Furcht schwitzend in ihren Kellern gelebt; und als sie sich am Mittwoch morgen wieder herauswagen konnten, erfüllte sie der Anblick der aufgerissenen Straßen, das Blut, vor allem die schauderhaften Brandstiftungen mit verzweifeltem Rachedurst. Die Züchtigung sollte fürchterlich werden. Sie durchsuchten die Häuser und trieben den Strom verdächtiger Männer und Weiber, den sie aufjagten, den Truppenabteilungen zur sofortigen Hinrichtung zu. Seit sechs Uhr abends waren die Versailler Truppen am heutigen Tage Herren von halb Paris, vom Park von Montsouris durch die großen Straßenzüge hindurch bis zum Nordbahnhof. Die etwa zwanzig letzten Mitglieder der Kommune hatten Zuflucht auf dem Boulevard Voltaire in der Mairie des elften Bezirks suchen müssen.

Sie waren still, und Maurice flüsterte, die Augen bei der lauen Nachtluft, die durch das offene Fenster hereindrang, weit über die Stadt hin schweifen lassend:

„Also es geht doch weiter, Paris brennt!“

Es war wahr, seit dem Sinken des Tageslichtes wurden die Flammen wieder sichtbar, und von neuem überzog sich der Himmel mit dem Purpur dieses verbrecherischen Rots. Als die Pulverfabrik im Luxembourg am Nachmittag mit furcht-

barem Krachen in die Luft sprang, hatte sich das Gerücht verbreitet, das Pantheon breche in die Katakomben durch. Den ganzen Tag über hatten übrigens die Brände vom gestrigen Tage fortgedauert, der Palast des Staatsrates und die Tuilerien brannten, das Finanzministerium stieß mächtige Rauchwirbel aus. Zehnmal hatten sie schon das Fenster gegen die drohende Wolke schwarzer Schmetterlinge schließen müssen, diesen unaufhörlichen Flug verbrannten Papiers, den die Heftigkeit des Feuers in den Himmel emporschleuderte, von wo er als feiner Regen wieder herabfiel; ganz Paris war davon bedeckt, und zwanzig Meilen weit wurde er in der Normandie aufgefunden. Es waren also jetzt nicht allein die Viertel im Westen und Süden, die in Flammen standen, die Häuser der Rue Royale, die an der Kreuzung der Croix Rouge und der Rue Notre-Dame-des-Champs. Der ganze Osten der Stadt stand in Brand; die Riesenglut des Stadthauses schloß den Rundblick wie ein mächtiger Scheiterhaufen ab. Außerdem brannten noch das Théâtre Lyrique, das Amtshaus des vierten Bezirks und mehr als dreißig Häuser des umliegenden Stadtteils wie Fackeln; dabei war das Theater an der Porte Saint-Martin noch gar nicht mitgezählt, im Norden, das ganz für sich wie ein Kohlenmeiler in roter Glut auf dem Grunde der Finsternis dastand. Besondere Racheſtreiche wurden verübt; vielleicht verbiß sich verbrecherische Berechnung auf die Vernichtung gewisser Aktenstücke. Es war gar nicht mehr die Rede von Verteidigung oder davon, die siegreichen Truppen durch Feuer aufzuhalten. Nur der Wahnsinn war es, der da entlangbrauste; der Gerichtspalast, das Hôtel Dieu und Notre-Dame wurden nur durch einen winzigen Glückszufall gerettet. Zerstören um der Zerstörung willen, die alte faulgewordene Mensch-

heit unter der Asche der ganzen Welt zu begraben in der Hoffnung, es möchte eine neue, glücklichere und reinere Gesellschaft daraus hervorgehen, das wahre irdische Paradies der Ursagen!

„Ach, der Krieg, der scheußliche Krieg!" sagte Henriette mit halber Stimme angesichts dieser in Trümmern liegenden Stadt, dieser Stadt der Leiden und des Todeskampfes!

War dies denn nicht wirklich der letzte verhängnisvolle Aufzug, dieser auf den Feldern der Niederlagen von Sedan und Metz emporgekeimte Blutwahn, der durch die Belagerung von Paris erzeugte Zerstörungswahn, diese letzte, äußerste Wendung für ein Volk, das sich inmitten all dieser Metzeleien und Zusammenbrüche in Todesgefahr befand?

Aber Maurice stotterte langsam und mühevoll, ohne die Augen von den brennenden Vierteln dort unten wegzuwenden:

„Nein, nein, schmähe den Krieg nicht ... Er ist gut, er tut sein Werk ...."

Jean unterbrach ihn mit einem Ruf, aus dem Haß und Gewissensangst sprachen.

„Herrgott nochmal! Wenn ich dich daliegen sehe und es alles meine Schuld ist ... Verteidige ihn nicht, eine Dreckgeschichte ist der Krieg!"

Der Verwundete machte eine unbestimmte Bewegung.

„Oh, ich, was liegt denn an mir? Es sind ja noch so viel andere da! ... Und dieser Aderlaß ist am Ende nötig. Der Krieg ist das Leben, das nicht ohne den Tod bestehen kann."

Maurices Augen schlossen sich infolge der Ermüdung, die ihn die Anstrengung dieser paar Worte gekostet hatte. Henriette bat Jean durch ein Zeichen, nicht mit ihm zu streiten. Eine mächtige Auflehnung bäumte sich in ihr empor, Zorn

über all dies menschliche Leiden, trotzdem sie eine so ruhige, so zarte, mutige Frau mit klaren Augen war, in denen sich die Heldenseele des Großvaters, des Helden aus der Napoleonssage, widerspiegelte.

Zwei Tage, der Donnerstag und Freitag, vergingen wieder unter der gleichen Feuersbrunst und Metzelei. Der Lärm der Geschütze kam nicht zum Schweigen; die Batterien von Montmartre, deren sich die Versailler bemächtigt hatten, beschossen ununterbrochen die von den Föderierten in Belleville und auf dem Père-Lachaise aufgestellten; und diese letzteren feuerten aufs Geratewohl auf Paris: auf die Rue de Richelieu und den Vendômeplatz waren Granaten gefallen. Am 25. abends war das ganze linke Ufer in den Händen der Truppen. Auf dem rechten Ufer aber hielten sich die Barrikaden auf dem Platze des Château d'Eau und dem Bastilleplatze immer noch. Das waren zwei wirkliche, durch ein schreckliches, unaufhörliches Feuer verteidigte Festungen. Als sich in der Dämmerung die letzten Mitglieder der Kommune zerstreuten, nahm Delescluze seinen Rohrstock, ging in ruhigem Spaziergängerschritt bis zu der Barrikade, die den Boulevard Voltaire abschloß, und fiel hier wie ein Held vom Blitze getroffen. Am folgenden Morgen, den 26., wurden in der Dämmerung bereits das Château d'Eau und die Bastille genommen; die Kommunarden hielten nur noch la Villette, Belleville und Charonne besetzt; sie waren jetzt auf eine Handvoll Tapferer zusammengeschmolzen, die sterben wollten. Noch zwei Tage lang sollten sie Widerstand leisten und wütend weiterfechten.

Als Jean am Freitag abend vom Karussellplatz wegging, um wieder in die Rue des Orties zurückzukehren, erlebte er am Ende der Rue de Richelieu eine Massenhinrichtung, die ihn völlig niederschmetterte. Seit zwei Tagen arbeiteten

zwei Kriegsgerichte, das erste im Luxembourg, das andere im Theater du Châtelet. Die von dem einen Verurteilten wurden gleich im Garten erschossen; die des andern dagegen schleppte man nach der Lobaukaserne, wo ständig tätige Abteilungen sie auf dem innern Hofe, fast unmittelbar vor den Mündungen der Gewehre erschossen. Hier vor allem wurde die Schlächterei gräßlich: Männer, Kinder, die auf irgendein Anzeichen hin verurteilt waren, pulvergeschwärzte Hände oder nur Soldatenschuhe an den Füßen, Unschuldige, die falsch beschuldigt waren, Opfer von Privatrache, die noch ihre Erklärungen herausheulten, ohne sich Gehör verschaffen zu können; herdenweise wurden sie wild durcheinander vor die Mündungen der Gewehre getrieben, so viel Elende auf einmal, daß nicht Kugeln genug für alle da waren und die Verwundeten mit Kolbenhieben erschlagen werden mußten. Das Blut rieselte nur so, Karren brachten die Leichen vom Morgen bis zum Abend weg. Und in der ganzen eroberten Stadt vollzogen sich weitere Hinrichtungen infolge dieser verrückten Wut nach Rache, vor den Barrikaden, an den Hauswänden in den verlassenen Straßen, auf den Stufen der Denkmäler. Jean sah, wie die Einwohner des Viertels auf diese Weise eine Frau und zwei Männer zu dem Posten schleppten, der das Théâtre Français bewachte. Die Bürger benahmen sich hierbei noch wilder als die Soldaten; die wieder erscheinenden Zeitungen hetzten sie bis zum äußersten. Die gewalttätige Menge war vor allem gegen die Frau erbittert, eine jener Petroleusen, die leicht entzündbare, furchtsame Einbildungen erschreckten; sie sollten abends an den Häusern der Reichen entlangschleichen und Kannen voll Petroleum in die Keller gießen und anzünden. Wie es hieß, war diese dabei erwischt worden, als sie sich über ein Kellerfenster

in der Rue Sainte-Anne beugte. Trotz ihres Schluchzens und ihres Ableugnens warf man sie in den Graben vor einer Barrikade, der noch nicht wieder ausgefüllt worden war, und erschoß sie alle drei in dem schwarzen Erdloch wie in der Falle gefangene Wölfe. Spaziergänger sahen dabei zu; eine Dame blieb mit ihrem Manne stehen, und ein Bäckerjunge, der eine Torte in der Nachbarschaft zu bestellen hatte, pfiff ein Jägerlied dazu.

Jean beeilte sich, in die Rue des Orties zu kommen; sein Herz fühlte sich wie Eis an, als er plötzlich ein Wiedersehen feierte. War denn das nicht Chouteau, der Mann seiner früheren Korporalschaft, den er da in der weißen Bluse eines ehrbaren Arbeiters stehen sah, wie er der Hinrichtung mit zustimmenden Gebärden zusah? Und er wußte doch, was für ein Räuber, Verräter, Dieb und Mörder der da war! Einen Augenblick war er im Begriff, umzudrehen und ihn anzuzeigen und auf den Leichen der drei andern erschießen zu lassen. Ach, der Jammer, wenn die Schuldigsten ihrer Züchtigung entgehen und ihre Straflosigkeit im Sonnenschein spazierenführen können, während Unschuldige in der Erde faulen müssen!

Henriette war bei dem Geräusch heraufkommender Schritte auf den Treppenabsatz herausgetreten.

„Seien Sie vorsichtig, er ist heute in einem außergewöhnlich erregten Zustande... Der Stabsarzt war da, er hat mir keine Hoffnung gelassen."

Wirklich hatte Bouroche mit dem Kopfe genickt und hatte noch nichts versprechen können. Vielleicht würde die Jugend des Verwundeten doch noch über die Zufälle siegen, die er befürchtete.

„Ach, du bist's," sagte Maurice fieberhaft zu Jean, sobald

er ihn erblickte; „ich wartete schon auf dich; was machen sie denn, wie weit sind sie?"

Und mit dem Rücken gegen ein Kopfkissen, das Gesicht dem Fenster zugekehrt, das er seine Schwester wieder zu öffnen gezwungen hatte, zeigte er auf die schwarze Stadt, die ein neuer Feuerschein erhellte:

„Nicht wahr? Es geht wieder los, Paris brennt, diesmal brennt Paris ganz und gar!"

Seit Sonnenuntergang hatte der Brand des Kornspeichers d'Abondance die entlegeneren Stadtteile am obern Seinelauf in Flammen gesetzt. In den Tuilerien, im Staatsrate mußten die Decken eingestürzt sein und den Brand durch ihr Balkenwerk nähren, das sich nun verzehrte, denn das Feuer war hier teilweise wieder ausgebrochen, und jeden Augenblick schlugen Flammen und Funken in die Höhe. Viele Häuser, von denen man geglaubt hatte, sie seien schon ausgebrannt, fingen auf diese Weise wieder an zu brennen. Seit drei Tagen schon wollte es nicht mehr dunkel werden, obwohl die Stadt gar nicht wieder anfing zu brennen; aber es war, als bliese die Finsternis in die roten Brände hinein, fachte sie wieder an und zerstreute sie nach allen vier Himmelsgegenden. Ach, diese Höllenstadt, die von Dunkelwerden an eine ganze Woche lang wieder anfing zu glühen, die mit ihren ungeheuerlichen Fackeln die Nächte dieser Blutwoche erhellte! Und dann die Nacht, als die Docks von la Villette anfingen zu brennen, da wurde die Helligkeit über der Riesenstadt so lebhaft, daß man wirklich hätte glauben sollen, sie sei diesmal an allen vier Ecken angezündet und ginge in den sie überwuchernden Flammen unter. Unendlich hoch wälzten die rotglühenden Stadtviertel die Flut ihrer flammenden Dächer in den blutroten Himmel hinauf.

„Das ist das Ende," wiederholte Maurice, „Paris brennt!"

Er regte sich sehr auf an diesen Worten, die er unendlich oft wiederholte, bei dem fieberhaften Bedürfnis zu sprechen, das er jetzt nach der schweren Schlaftrunkenheit empfand, in der er fast drei Tage lang stumm dagelegen hatte. Aber auf das Geräusch erstickten Weinens drehte er den Kopf um.

„Was, Schwesterchen, du bist das, bei deiner Tapferkeit! . . . Du weinst, weil ich sterben muß . . ."

Sie unterbrach ihn und erhob laut Einspruch.

„Nein, du stirbst nicht!"

„Doch, doch, es ist auch besser so, es muß sein! . . . Ach, geh' doch, an mir ist auch nicht viel Gutes verloren. Vor dem Kriege habe ich dir so viel Kummer gemacht und bin deinem Herzen und deiner Börse so teuer zu stehen gekommen! . . . All die Dummheiten, all die Torheiten, die ich begangen habe, die hätten schließlich doch, wer weiß? kein gutes Ende genommen! Das Gefängnis, der Fluß . . ."

Abermals schnitt sie ihm heftig das Wort ab.

„Sei still! Sei still! Das hast du alles wieder gutgemacht!"

Er schwieg und schien einen Augenblick nachzudenken.

„Wenn ich tot bin, ja! Vielleicht . . . Ach, mein alter Jean, du hast uns allen trotzdem einen guten Dienst erwiesen, als du mir dein Bajonett in die Rippen jagtest."

Aber auch der erhob mit dicken Tränen in den Augen Einspruch.

„Sag' das doch nicht! Soll ich mir denn den Schädel an der Wand einrennen?"

Glühend fuhr Maurice abermals fort:

„Erinnere dich doch an das, was du mir den Morgen da nach Sedan sagtest, als du behauptetest, es wäre gar nicht so übel, wenn man mal eine ordentliche Ohrfeige kriegte . . .

Und du setztest noch dazu, daß, wenn irgendwo was faul wäre, wenn man ein verkümmertes Glied hätte, da wäre es besser, man haute es mit der Axt ab und sähe es auf der Erde liegen, als daß man daran wie an der Cholera zugrunde ginge ... Ich habe oft an diese Worte gedacht, als ich hier so allein war, in diesem wahnsinnigen, jammervollen Paris eingeschlossen ... Na schön! Ich bin nun das verkümmerte Glied, und du hast es abgehauen! ..."

Seine Erregung wuchs, er hörte gar nicht mehr auf Henriettes und Jeans Flehen, die tief erschrocken waren. Und so ging das bei seiner Fieberglut in anspielungsreichen, scharf treffenden Bildern immer weiter. Der gesund gebliebene Teil Frankreichs war es, der verständige, richtig abwägende, bäurische, der mit der Erde in Berührung geblieben war, der nun den verrückten, verzweifelten, durch das Kaiserreich verdorbenen, durch seine Träumereien und Begierden auf falsche Bahnen geleiteten unterwarf; und man mußte ihm tief ins Fleisch schneiden, ihm sein ganzes Wesen ausreißen, ohne sich darum zu bekümmern, was es ausmache. Aber ein Blutbad war nötig, und von französischem Blut, ein furchtbares, ein lebendes Opfer in reinigendem Feuer. Nun würden sie den Gipfel ihres Leidensweges durch den schrecklichsten aller Todeskämpfe erklimmen, das Volk würde seine Fehler am Kreuze sühnen und dann wieder auferstehen.

„Mein alter Jean, du bist so schlicht und fest ... Geh'! Geh'! Nimm deine Hacke, nimm die Kelle! Geh' wieder auf dein Feld und bau' dein Haus wieder auf! ... Daß du mich niedergeschlagen hast, war wohlgetan, denn ich war das Geschwür an deinen Knochen."

So raste er und wollte aufstehen und sich aus dem Fenster lehnen.

„Paris brennt noch, nichts wird übrigbleiben... Ach, die Flamme nimmt alles mit, sie heilt alles, ich habe sie gewollt, ja! Sie macht gute Arbeit... Laßt mich hinunter, laßt mich das Werk der Menschlichkeit und Freiheit zu Ende führen..."

Jean gab sich alle erdenkliche Mühe, ihn wieder ins Bett zu bringen, während Henriette ihm unter Tränen von ihrer Kindheit erzählte und ihn bei ihrer gegenseitigen Anbetung anflehte, sich zu beruhigen. Und über dem gewaltigen Paris wuchs der Widerschein der Glut immer mehr an; das Flammenmeer schien die Finsternis am fernsten Horizont zu ergreifen; der Himmel war wie das Gewölbe eines bis zu hellem Rot erhitzten Riesenofens. Und durch die gelbliche Helligkeit der Feuersbrunst zogen die mächtigen Rauchwolken des seit zwei Tagen hartnäckig ohne Flamme weiterbrennenden Finanzministeriums immer weiter wie eine düstere, feierliche Trauerwolke dahin.

Am nächsten Tage, dem Sonnabend, trat in Maurices Zustand eine plötzliche Besserung ein: er war viel ruhiger, das Fieber sank; es war für Jean eine große Freude, als er Henriette lächelnd vorfand, sie hatte ihren Traum von dem traulichen Zusammensein zu dreien wieder aufgenommen und hoffte wieder auf eine glückliche Zukunft, wenn sie sie auch nicht fest zu umschreiben wagte. Wollte das Schicksal sie begnadigen? Die ganzen Nächte wich sie nicht aus dieser Kammer, die ihre sanfte Aschenbrödelgeschäftigkeit, ihre leichte, schweigsame Fürsorge mit einer fortwährenden Liebkosung erfüllte. Und heute abend vergaß Jean sich ganz bei seinen Freunden in staunender, zitternder Freude. Im Laufe des Tages hatten die Truppen Belleville und die Buttes-Chaumont genommen. Jetzt leistete nur noch der in ein be-

festigtes Lager verwandelte Père-Lachaise Widerstand. Alles schien vorbei; er behauptete sogar, es würde niemand mehr erschossen. Er sprach nur davon, Haufen der Gefangenen würden nach Versailles gebracht. Morgens hatte er einen auf dem Kai getroffen, Männer in Blusen, im Überzieher, in Hemdärmeln, Frauen jedes Alters, die einen mit tiefen Furchen in ihren Furienlarven, andere wieder in der Blüte ihrer Jugend, kaum fünfzehn Jahre alte Kinder, ein sich vorwärts wälzender Strom des Elends und des Abscheus, den die Soldaten durch den hellen Sonnenschein dahintrieben und die Versailler Bürger, wie es hieß, unter Spottreden mit Stockschlägen und Schirmstößen empfingen.

Am Sonntag aber war Jean voller Furcht. Es war der letzte Tag dieser Schreckenswoche. Seit dem sieghaften Aufgange der Sonne fühlte er etwas wie einen Schauer des letzten Todeskampfes durch den klaren, warmen Festtagmorgen sich hinziehen. Erst jetzt hatte man die verschiedenen, an den Geiseln begangenen Mordtaten erfahren, an dem Erzbischof, dem Pfarrer der Madeleine und andern, die am Mittwoch bei La Roquette erschossen worden waren, an den am Donnerstag wie Hasen im Laufen erschossenen Dominikanern von Arceuil, an andern Priestern und Gendarmen, die, siebenundvierzig an der Zahl, im Bezirk der Rue Haxo am Freitag unmittelbar vor den Mündungen der Gewehre umgebracht waren; die Wut nach Vergeltungsmaßnahmen lebte wieder auf, und die Truppen richteten die letzten Gefangenen, die sie noch machten, in Massen hin. An diesem schönen Sonntage hörte das Gewehrfeuer in dem Hofe der von Todesröcheln, Blut und Pulverrauch erfüllten Lobaukaserne gar nicht auf. Bei La Roquette wurden zweihundertsechsundzwanzig Unglückliche, die man mit einem Zuge gefangen hatte, auf dem

Haufen erschossen, von Kugeln zerhackt. Auf dem seit vier Tagen beschossenen Père-Lachaise, der schließlich Grab für Grab genommen werden mußte, warfen sie hundertachtund-vierzig gegen die Mauer, von der der Putz in großen roten Tränen herabrieselte; und drei von ihnen, die nur verwundet gewesen waren und entweichen wollten, wurden wieder ergriffen und umgebracht. Wie viele brave Leute auf einen Lumpen unter den zwölfhundert Unglücklichen, denen die Kommune das Leben gekostet hatte! Es hieß, von Versailles sei Befehl gekommen, die Hinrichtungen einzustellen. Aber das Morden ging trotzdem weiter; Thiers sollte bei all seinem reinen Ruhm als Befreier seines Landes doch der Meuchelmörder bleiben; der Marschall Mac Mahon aber, der Besiegte von Fröschweiler, dessen den Sieg verkündigende Bekanntmachung die Mauern bedeckte, der hieß nur noch der Sieger vom Père-Lachaise. Und das sonntägliche Paris erschien im Sonnenschein wie zu einem Feste geschmückt; eine Riesenmenge erfüllte die wiedereroberten Straßen; überall gingen Spaziergänger mit glücklicher Bummelmiene umher, um die rauchenden Trümmer der Brandstätten zu besichtigen; Mütter hielten lachende Kinder an der Hand, sie blieben stehen und hörten einen Augenblick aufmerksam auf die dumpf von der Lobaukaserne herübertönenden Gewehrschüsse.

Als Jean am Sonntag abend bei abnehmendem Tageslichte die dunkle Treppe in der Rue des Orties heraufkam, schnürte ihm ein schauerliches Vorgefühl das Herz zusammen. Er trat ein und sah sogleich das unvermeidliche Ende; Maurice lag tot auf dem kleinen Bette; der von Bouroche vorhergesagte Blutsturz hatte ihn erstickt. Rot glitt der Schein der scheidenden Sonne durch das offene Fenster herein; auf dem Tisch-

chen am Kopfende des Bettes brannten bereits zwei Kerzen. Henriette lag in ihren Witwenkleidern, die sie noch nicht ausgezogen hatte, auf den Knien und weinte stumm vor sich hin.

Bei dem Geräusche von Jeans Eintritt hob sie den Kopf und schauderte zusammen, als sie ihn erblickte. Er wollte ganz vernichtet niederstürzen und ihre beide Händen ergreifen, um durch diesen Druck seinen Schmerz mit dem ihrigen zu vereinen. Aber er fühlte, wie ihre kleinen Hände zitterten, wie sich ihr ganzes Wesen schaudernd und voller Abscheu von ihm abwandte, wie sie sich ihm auf ewig entzog. War jetzt nicht alles zwischen ihnen aus? Maurices Grab trennte sie wie eine bodenlose Kluft. Und so konnte auch er nur auf die Knie fallen und ganz leise vor sich hinschluchzen.

Nachdem das Schweigen einige Zeit gedauert hatte, sprach Henriette jedoch zu ihm.

„Ich wandte ihm den Rücken und hielt eine Tasse Brühe, als er mit einemmal einen Schrei ausstieß ... Ich konnte nur gerade noch hinstürzen, und er starb, er rief nach mir und er rief nach Ihnen, nach Ihnen auch, während das Blut hervorquoll."

Ihr Bruder, mein Gott! Ihr Maurice, den sie schon von Geburt an geliebt hatte, der ihr anderes Selbst war, den sie erzogen, errettet hatte! Ihre einzige Liebe, seitdem sie dort in Bazeilles den Körper ihres armen Weiß von Kugeln durchbohrt an der Mauer hatte liegen sehen! So wollte der Krieg ihr also das Herz ganz ausreißen; sie sollte allein in der Welt stehenbleiben, als Witwe ohne jeden Anhalt, ohne irgendein Wesen, das sie liebte.

„Ah, gut Blut!" schrie Jean schluchzend auf, „meine Schuld ist es! Mein lieber Junge, so gern hätte ich meine Haut hingegeben, und nun habe ich ihn wie ein Vieh hingemordet! ...

Was soll nun aus uns werden? Können Sie mir je verzeihen?"

Ihre Augen trafen sich in diesem Augenblicke, und sie blieben ganz niedergeschmettert von dem stehen, was sie endlich ganz klar darin lesen konnten. Die Vergangenheit stand wieder auf vor ihnen, die einsame Kammer in Remilly, in der sie so traurige und doch so süße Tage verlebt hatten. Er hatte, zunächst unbewußt, dann ganz klar bestimmt seinen alten Traum wieder aufgenommen: das Leben dort unten, ihre Ehe, ein kleines Haus, Ackerboden, genug, um einen Haushalt genügsamer Leute zu ernähren. Jetzt war das zu einem brennenden Wunsche geworden, zu klarer Gewißheit, daß mit einer so zarten, so tätigen, so braven Frau das Leben zu einem wahren Dasein im Paradiese werden müsse. Und sie, die in der keuschen, unbewußten Hingabe ihres Herzens bisher von diesem Traume kaum berührt worden war, sah dies alles jetzt ganz klar, begriff alles mit einem Schlage. Diese ihr so fern liegende Ehe hatte sie selbst auch gewollt, ohne es zu wissen. Das keimende Korn war leise seinen Weg gewandert; sie liebte ihn innig, diesen Mann, dessen Gegenwart sie zuerst nur mit Trost erfüllt hatte. Und ihre Blicke sagten sich das; sie sprachen jetzt nur deshalb ihre Liebe offen aus, weil es ein ewiges Lebewohl galt. Auch dies schreckliche Opfer war noch notwendig, dies letzte Herausreißen; ihr Glück, das ihnen gestern noch erreichbar schien, mußte heute mit allem übrigen in Trümmer gehen, mußte mit dem Blutstrome, der ihren Bruder dahinriß, mit fortströmen.

Jean erhob sich mit einer langen, mühevollen Anstrengung von den Knien.

„Leben Sie wohl!"

Henriette lag regungslos auf den Fliesen.

„Leben Sie wohl!“

Aber Jean war an Maurices Leiche herangetreten. Er blickte ihn an mit seiner hohen Stirn, die jetzt noch höher aussah, mit dem langen, feinen Gesicht, den leeren, früher etwas närrisch blickenden Augen, in denen jetzt alle Narrheit erloschen war. Er hätte ihn gern geküßt, seinen lieben Jungen, wie er ihn so oft genannt hatte, aber er wagte es nicht. Er sah sich ja mit seinem Blute bedeckt und wich vor dem Schrekken des Geschickes zurück. Ach, dieser Tod beim Zusammenbruch einer ganzen Welt! Am letzten Tage, unter den Trümmern der verröchelnden Kommune war auch dies Opfer noch notwendig geworden! Dar arme Wesen war dahin, aus Hunger nach Gerechtigkeit in der letzten Zuckung des schwarzen Traumes, der ihn gefaßt hatte, dieser großartigen, ungeheuerlichen Auffassung von der Notwendigkeit der Zerstörung der alten Gesellschaft, vom Brande von Paris, vom Umpflügen und Reinigen des Bodens, damit aus ihm der Musterzustand eines neuen, goldenen Zeitalters hervorsprießen könne.

Voller Angst wandte sich Jean wieder nach Paris um. Zum schönen Beschluß dieses strahlenden Sonntags erhellte die Sonne mit ihren schrägen Strahlen die Riesenstadt mit einem glühendroten Leuchten. Man hätte sagen mögen, eine Sonne von Blut über einem schrankenlosen Meere. Die Scheiben blitzten in Tausenden von Fenstern wie von einem unsichtbaren Hauche entzündet; die Dächer glühten auf wie brennende Kohlenhaufen; gelbe Mauerflächen, hohe Baudenkmäler mit ihrer Rostfarbe flammten mit den tausend Funken eines plötzlich entzündeten Reisigfeuers in der Abendluft empor. War das nicht die Schlußgarbe, der Riesenpurpurstrauß, ganz Paris brennend wie ein mächtiges Reisig-

bündel, ein uralter, ausgetrockneter Wald, der mit einem Male unter Flämmchen und Funkensprühen in die Luft ging? Die Feuersbrunst dauerte an; mächtige braunrote Rauchwolken stiegen immer noch empor; ein gewaltiges Geräusch war zu hören, vielleicht das letzte Röcheln der in der Lobaukaserne Erschossenen, vielleicht das Vergnügen von Frauen und das Lachen von Kindern, die nach einem hübschen Spaziergange vor einer Weinstube saßen und im Freien aßen. Aus all den geplünderten Häusern und öffentlichen Gebäuden, aus den aufgerissenen Straßen, aus all den Trümmern und Leiden grollte das Leben immer noch empor während des flammenden Unterganges eines königlichen Gestirns, in dessen Glut Paris sich verzehrte.

Nun kam ein sonderbares Gefühl über Jean. Es schien ihm, als erhebe sich beim langsamen Sinken des Tageslichtes über der in Flammen stehenden Stadt bereits ein Strahlenkranz. Wohl war dies das Ende von allem, die Erbitterung des Schicksals, ein Zusammenströmen von so viel Unheil, wie es noch nie ein Volk erlebt hatte: die ewigen Niederlagen, der Verlust der Provinzen, die Zahlung der Milliarden, der schrecklichste aller zum Schluß in Blut ertränkten Bürgerkriege, Leichen und Trümmer nach ganzen Stadtvierteln, kein Geld mehr, keine Ehre mehr, eine ganze Welt, die wieder aufgebaut werden mußte! Sein Herz blieb zerrissen darin zurück; Maurice, Henriette, sein zukünftiges glückliches Leben riß der Sturm mit fort. Und doch stieg jenseits dieses noch brüllenden Ofens eine lebhafte Hoffnung wieder empor auf dem Hintergrunde eines mächtigen, ruhigen Himmels von königlicher Klarheit. Das war die sichere Verjüngung der ewigen Natur, die ewige Menschheit, die verheißene Wiedergeburt für den, der hilft und arbeitet, der Baum, der mächtige

junge Schösse treibt, nachdem man ihm einen verrotteten Ast abgeschnitten hat, dessen giftiger Saft alle Blätter gelb werden ließ.

Schluchzend wiederholte Jean:

„Leben Sie wohl!"

Henriette hob den Kopf nicht; ihr Gesicht blieb zwischen ihren gefalteten Händen verborgen.

„Leben Sie wohl!"

Das verwüstete Feld lag brach, das ausgebrannte Haus lag darnieder; und als der Allerniedrigste und am tiefsten vom Schmerz Erfüllte zog Jean der Zukunft entgegen, zu der großen, rauhen, Arbeit, ein ganzes Frankreich wieder aufzubauen.

